

Henrich Hoffmann

Immer nur Wachsen!

Kindheit-Jugend-Erwachsenen



über 800 Seiten
Migranten-Kindertheater
für Klein und Groß zum Lesen und Vorlesen

Immer nur Wachsen!

Kindheit-Jugend-Erwachsenen!
Gesamt-Ausgabe mit vielen Bildern!



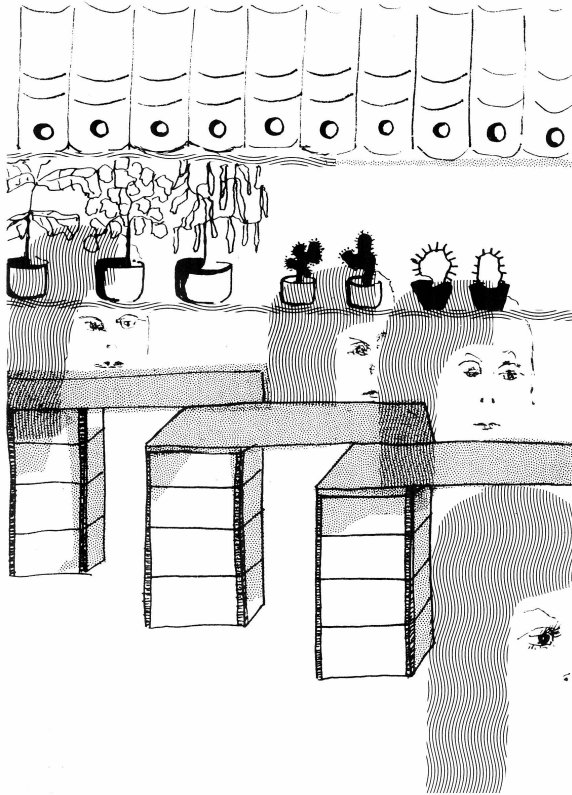
© 2020, Web-Gemeinde Ltd., London
Email: webgemeinde@gmx.de
ISBN: 978-3-924205-98-0
über 800 Seiten, Preis 25,- €

Inhalt

- 4 **Immer nur Wachsen – Heiko Hoffmann**
'Kindheit-Jugend-Erwachsen/Gedichte'
- 67 **Das Mädchen Asisa – Armin Hummel**
'Geschichten von Jugend und Abenteuer'
- 109 **Eine Novelle in Oxford – Martin Wein**
'Nació un Hombre-Wie ein Mensch entstand''
- 197 **Mädchen mit Jungen in der Schule – Irene Jung**
'Reaktionen auf das Buch 'Ben liebt Anna''
- 266 **Klassenkorrespondenz nach Freinet – Irene Jung**
'Ein Ansatz im fremdsprachigen Unterricht'
- 348 **Heimkehr nach Hamburg – Karl Ausborn**
'Eine Lebensgeschichte in Vers-Prosa'
- 403 **Helen und Robert dürfen fliegen**
'Eine Geschichte für Kinder übers Fliegen'
- 435 **Helen und Robert go flying**
'A story for children about flying'
- 467 **Helen und Robert fliegen nach New York**
'Eine Flugreise für Kinder nach New York'
- 499 **Helen und Robert fly to New York**
'A children's flight to New York'
- 531 **Helen und Robert fliegen nach Hongkong**
'Eine Flugreise für Kinder nach Hongkong'
- 563 **Chuti, das Indianermädchen – Gernot Göschel**
'Kinderserie – für Kinder von 5-7 Jahren'
- 617 **Ohm und seine Taschenlampe**
'Kinderbuch – für Kinder von 3-8 Jahren'
- 665 **Etwas für Kinder – Siegfried Wein**
'Geschichten zum Vorlesen für Kinder 4-8 Jahre'
- 738 **Mikro-Computer Report – Siegfried Wein**
'Beginn einer neuen Ära des Lernens'
- 788 **Das bist Du – Kinderreime mit Bildern, 3-5 Jahre**
- 806 **Kindertheater: Lisha lernt Deutsch**
- 829 **Kindertheater: Internet Kids**
- 844 **Kindertheater: Anders als Du + Rollenspiel**
- 854 **Umgangs-Sprache – Siegfried Wein**
'Sprache und Kommunikation mit Computer'
- 881 **Web-Deutsch – Maik Modan**
'Schnell Deutsch lernen für Ausländer und Migranten'

Immer nur Wachsen

Kindheit-Jugend-Erwachsenen



START

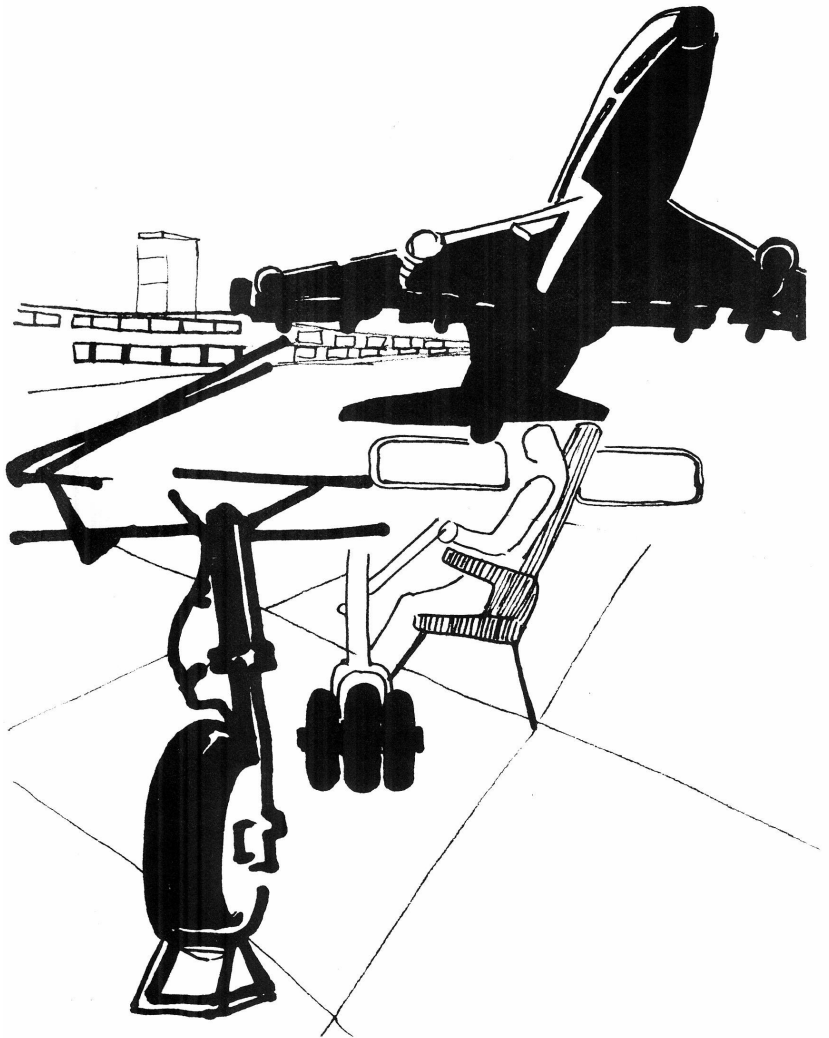
Verhaltenes Warten,
Wachsende Spannung.
Ein Flugzeug auf der Startbahn.
Stille!

Menschen in ihren Sitzen,
Ruhig, gelassen, Angeschnallt.
Sie haben Vertrauen.
Warten!

Wachsendes Dröhnen,
Vibrierendes Metall,
Röhrende Triebwerke.
Die Kraft wächst,
Steigert sich
Und bricht los.
Das Flugzeug rast davon.
Schweigen!

Menschen atmen verhalten,
Drücken sich in ihre Sitze.
Beschleunigung,
Ziehen und dehnen,
Metall spannt sich
Und ächzt.
Holpernde Räder,
Quietschen und Schleifen.
Das Flugzeug hebt ab.

Menschen blicken erleichtert,
Atmen freier.



Steigflug!

Der Boden ist abgeschüttelt.
Monotones Rauschen,

Die Triebwerke lassen nach,
Werden ruhiger.
Gleichmäßige Geschwindigkeit.
Menschen räkeln und strecken sich.
Klicken!

Sitzgurte werden geöffnet.
Der Start ist geglückt.

Der Flughafen

Der Flughafen ist groß und weit
Zum Laufen brauchst du viel Zeit
Das Orientieren ist nicht schwer
Gehst nur den Schildern hinterher

Hier herrscht Atmosphäre
Über Länder über Meere
Kommen sie herangeflogen
Vom großen Hafen angezogen

Manchmal mußst du lange warten
Bis dein Flugzeug kann starten
Aber mach dir nichts daraus
Fliegst ja in die Welt hinaus

Draußen auf der Abflugbahn
Fängt die große Reise an
Schnell wirst du empor gehoben
Und siehst die Welt von oben

Die Piloten

Empor laßt uns fliegen
Den Himmel wir lieben
Viel Geld wir bekommen
Hat mancher vernommen

Alleine hoch oben
Ein Flugzeug zu lenken
Ist gar nicht so ohne
Das müßt ihr bedenken

Den Knüppel festhalten
Bei Sturm richtig schalten
Die Hebel bewachen
Das müssen wir machen

Beim Landen aufpassen
Die Klappen rauslassen
So sind wir dann unten
Nach so vielen Stunden

Verlassen den Hafen
Und legen uns schlafen
Am Morgen erwachen
Und packen die Sachen

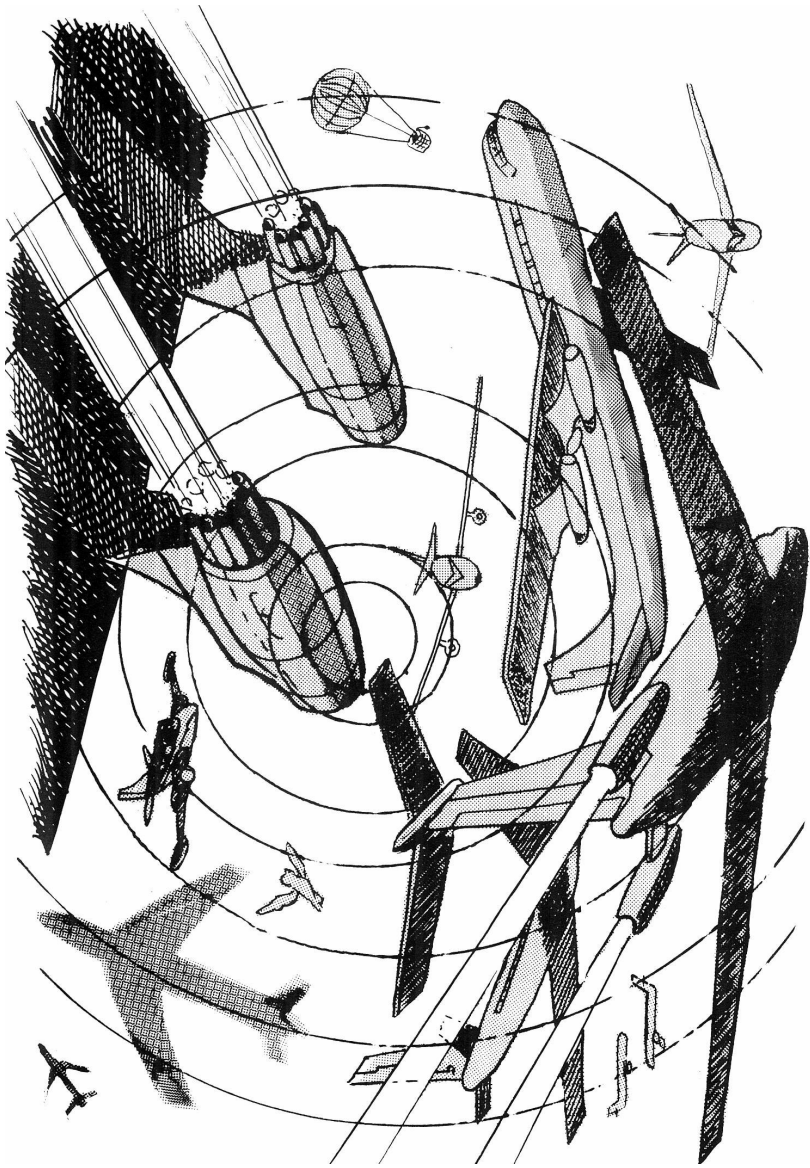
Wir müssen ja fliegen
Und können nicht bleiben
Wir müssen uns fügen
Da Pflichten uns treiben

STRAHLEN

Gebogenes Gitternetz,
Parabolisch.
Auf einem Turm aus Beton
Dreht es sich gleichmäßig
Nach oben und unten
Nach rechts und links.

Unsichtbar
Werden Strahlen ausgesandt,
Suchen
Nach unbekanntem Objekten,
Nach Flugzeugen,
Die aus der Ferne,
Unsichtbar den Augen,
Heranfliegen.

Scharfgebündelte Strahlenkeulen
Durchdringen den Raum,
Pflanzen sich fort.
Durch Luft und Wolken
Suchen sie ihr Ziel,
Breiten sich aus
Im endlosen Raum.
Viele kehren
Nicht mehr zurück.



Doch einige treffen
Auf glitzernde Körper,
Weichen zurück,
Kehren um zur Quelle,
Die sie ausgesandt.

Über flackernde Schirme
Beugen sich Köpfe
Und beobachten
Feine weiße Punkte,
Die sich nähern.

Doch schnell
Ändert sich das Bild,
Wenn die Strahlenkeulen
Aus der Weite des Raumes
Neue Nachrichten bringen.

Frankfurt

Die Stadt uns gefällt
Man verdient dort sein Geld
Beim Kaufen und Handeln

Die Stadt macht uns Freude
Man lebt nur fürs Heute
Beim Planen und Bauen

Die Stadt macht Vergnügen
Man kann sich verlieben
Beim Feiern und Tanzen

Die Stadt ist so lustig
Man wird darum durstig
Beim Singen und Lachen

Die Stadt ist so heiter
Man lebt immer weiter
Beim Zahlen und Kaufen

Die Stadt ist dynamisch
Man wird oft politisch
Beim Schimpfen und Hauen

Die Stadt hat Geschichte
Man kennt die Berichte
Von Dichtern und Frauen

Doch die Stadt uns gefällt
Man verdient dort sein Geld
Beim Kaufen und Handeln

Das Auto

Es glänzt so schön in der Sonne
Und das Fahren ist eine Wonne
Das Benzin riecht so gut
Und etwas Blei geht ins Blut

Es hat viel Kraft unter der Haube
Und ist doch zahm wie eine Taube

Aber die Räder unterm Wagen
Rutschen manchmal in den Graben

Es hat große Scheiben rundherum
Da bestaunen wir die Lande ganz stumm
Falls es einmal vorne kracht
Hat es den Weg sich frei gemacht

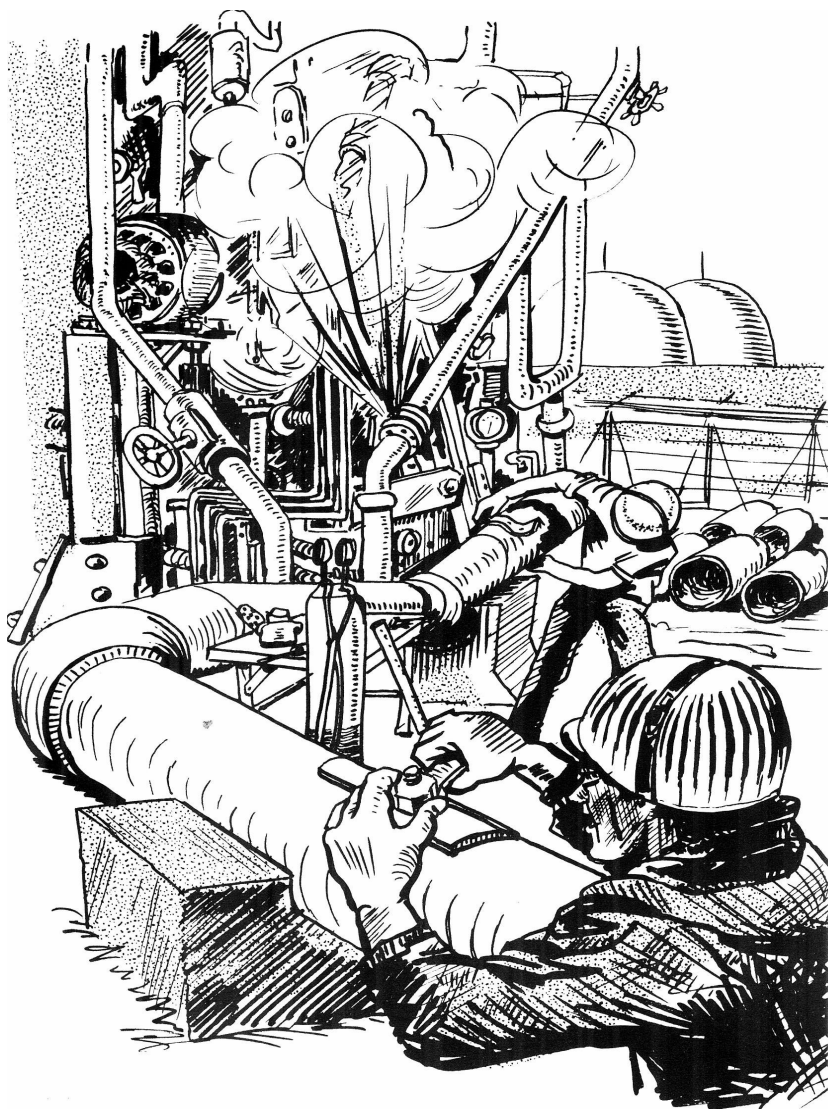
Fährt das Auto einmal nicht
Gar mancher Plan zusammenbricht
Setzt es fort dann seinen Lauf
So atmen alle richtig auf

GEDANKEN

Türme im Freien,
Rohre, Eisenträger,
Treppen und Brücken.
Männer in Plastikhelmen,
Graue verschmierte Anzüge.
Gähnen am Morgen.
Schraubenschlüssel!

Wenige Worte,
Zögernde Bewegungen.
Rohre sind montagebereit.
Zusammenfügen der Flansche.

Schrauben quietschen.



Endlose Leitungen,
Röhrensysteme.
Wasserdampf entweicht,
Ammoniak, Schwefel.
Beißender Geruch,
Husten und Spucken,
Graue Gesichter.
Hammerschläge!

Das Netz der Rohrleitungen wächst.
Pause in der Bauhütte.
Essen und Trinken.
Weiterarbeiten.

Eisenträger und Verstrebrungen
Werden montiert
Und stützen die Rohre.
Schweiß tropft von der Stirn.
Ewig gleicher Tag.

Morgen, Mittag, Nachmittag
Sind vorüber.
Der graue Anzug
Wird endlich abgestreift.

Nun erwachen die Gedanken,
Suchen nach etwas Neuem,
Das anders ist,
Ganz anders.

Das Frankfurter Kreuz

Hämmernde Räder,blitzende Wagen

Wo ist ihr Ziel?

Dröhnende Reifen,keuchende Laster

Wo ist ihr Ziel?

Brennende Eile,rasendes Tempo

Wo ist ihr Ziel?

Hetzendes Fahren,bebende Bahnen

Wo ist ihr Ziel?

Schweigende Menschen ,starrende Blicke

Wo ist ihr Ziel?

Lenkende Hände,wachende Sinne

Wo ist ihr Ziel?

Zweigende Wege,wechselnde Richtung

Wo ist ihr Ziel?

Abfahrt der Wagen,weiter sie fahren

Wo ist ihr Ziel

Der Palmengarten

Heute gehen wir - zum Palmengarten

Heute freu ich mich - laß mich nicht warten

Ach Welch ein Duft - liegt in der Luft

Die Blütenpracht - berührt mich sacht

Heute schenk ich dir - eine Orchidee
Heute freu ich mich - wenn ich dich seh
Ach welch ein Duft - liegt in der Luft
Die Blütenpracht - berührt mich sacht

Heute wandeln wir - im tropischen Wald
Heute freue ich mich - so komme doch bald
Ach welch ein Duft - liegt in der Luft
Die Blütenpracht - berührt mich sacht

Heute schauen wir - auf die spitzen Kakteen
Heute freu ich mich-wenn zusammen wirgehn
Ach welch ein Duft - liegt in der Luft
Die Blütenpracht - berührt mich sacht

Heute hören wir - die Blumenmusik
Heute freu ich mich - denn ich hab dich lieb
Ach welch ein Duft - liegt in der Luft
Die Blütenpracht - berührt mich sacht

Stadt im Dunst

Glitzernde Glasfassaden
Ragen in dunstige Höhen
Hinter Fenstern sitzen Menschen
Und atmen Luft aus Klimaanlage

Endlose Autokolonnen
Verstopfen die Straßen
Die blauen Auspuffgase
Steigen zum Dunst empor

Leute bahnen sich den Weg
Durch den Lärm der Straßen
Strömen in die großen Geschäfte
Und kaufen die bunten Waren

Zwischen Glasfassaden und Autos
Schlendern zwei Verliebte
Vergessen die Stadt im Dunst
Und finden es - schön

Die Bank

Die Bank arbeitet still
Weiß genau, was sie will
Das Geld nur vermehren
Und die Armen bekehren

Darum kommt alle her
Denn Geld zu empfangen
Ist bestimmt nicht so schwer
Spürst du großes Verlangen

Kredit kannst du haben
Kaufst dir einen Wagen
Du genießt das Glück
Bleiben auch Schulden zurück

Mit Geld kannst du zahlen
Du kannst es auch sparen Du
kannst es verdienen

Oder ins Geld dich verlieben

Die Bank arbeitet still
Weiß genau, was sie will
Dein Geld nur vermehren
Und dich Armen bekehren

Die Kneipe

Beim Trinken, beim Trinken
Da wirst du dich finden
Vergiß deine Sorgen
Und warte bis morgen

Komm, ich lade dich ein
Zu einem Glase Apfelwein
Und ist das Glas dann leer
So trinken wir noch mehr

Bist du beim Glase Nummer vier
Dann schmeckt er dir
Noch einen kräftigen Zug
Und du kriegst nicht mehr genug

Hörst deinen Nebenmann
Was der so singen kann
Nach einem Liter Apfelwein
Fällt auch dir bestimmt was ein

LICHT

Pflanzen in Reihen,
Bäume in Töpfen.
Teppichboden!

Raunen und Flüstern,
Klimaanlagen.
Schreibtische, Aktenregale,
Klappern der Schreibmaschinen.

Endlose Räume
Voll strahlender Helle
Im Licht der Neonröhren.
Räume geplant
Und geordnet,
Ohne Morgen,
Ohne Abend.
Gleiches Klima,
Gleiche Menschen,
Gleiche Landschaft,
Im gleichen Licht.

Mädchen in blond,
Mit nackten Armen,
Hinter der Schreibmaschine.
Die Hände schwingen
Mechanisch auf' und ab.

Worte wandern
Durch Auge und Finger



Worte ohne Zusammenhang,
Von andern verfaßt.

Brennende Zigarette!
Das Mädchen hält inne,
Schaut hinüber.

Dort sitzt der Mann!
Glatter Anzug,
Graues Haar,
Ein Gesicht voll Güte.

Sie senkt ihren Blick
Und schreibt weiter.
Tut, was er will,
Damit er gütig bleibe.

Ein Ausländer

Im Hauptbahnhof
Spaziert ein Mann
Und guckt ganz doof
Die Leute an
Es ist ein Fremder - ein Ausländer

Er weiß noch nicht
Wohin er geht
Er schaut ins Licht
In dem er steht
Es ist ein Fremder - ein Ausländer

Wo schläft er denn
In dieser Nacht
Was macht er wenn

Kein Geld er hat
Es ist ein Fremder - ein Ausländer

Die Fahrt war lang
Weit von daheim
Nun ists ihm bang
So ganz allein
Es ist ein Fremder - ein Ausländer

Da hört ein Wort
Er nebenan
Schon zieht ihn fort
Sein Landesmann
Es ist ein Fremder - ein Ausländer

Der nimmt ihn mit
Und lädt ihn ein
Das war sein Glück
Er ist daheim
Und kein Fremder mehr - nur Ausländer

Wohnungssuche

Du kannst Wohnungen kaufen
Du kannst Wohnungen mieten
Du mußst ganz schön laufen
Um was Richtiges zu kriegen

Steht in der Zeitung was Passendes drin

Dann aber nichts wie hin
Was du siehst ist teuer und verbaut
Und auf der Straße ist es zu laut

So schaust du immer weiter
Wirst davon nicht gescheiter
Denn das Mieten ist nicht schlimm
Doch man sitzt dann für Jahre drin

Der Besitzer hat vielleicht Schulden
Und du mußt seine Launen dulden
Er will immer mehr Geld
Was dir bestimmt nicht gefällt

Einen Vertrag unterschreiben
Läßt du doch lieber bleiben
Und das Ende vom Liede ist
Daß du dann bleibst wo du bist

Die Kaiserstraße

In der Nacht, in der Nacht
Wenn die Straße erwacht
Wenn Autos brausen davon
Und hupen mit schrillum Ton
Da wird es dir bang!

Wenn hastige Schritte erklingen
Und heisere Stimmen singen

Wenn laute Musik ertönt
Und die Spannung erhöht
Da wird es dir bang!

Wenn dunkle Gestalten
Nur still sich verhalten
Wenn Lichter aufblitzen
Und sich Stimmen erhitzten
Da wird es dir bang!

Wenn Gläser da klirren
Und Geister verwirren
Wenn lockende Augen
Die Sinne dir rauben
Da wird es dir bang!

In der Nacht, in der Nacht
Wenn die Straße erwacht
Sie nimmt dich gefangen
Und weckt dein Verlangen
Da wird es dir bang!

Die Pflicht

Des Morgens in der Frühe
Macht mirs Aufstehn große Mühe
Da möchte ich noch schlafen
Und im Bett die Ruhe haben
Doch die Pflicht - erlaubt mirs nicht
Sie treibt mich an - schon jahrelang

Draußen ist es halt schon hell
Und mir vergeht die Zeit zu schnell
Möchte nicht ins Büro gehn
Und heute lieber nicht aufstehn
Doch die Pflicht - erlaubt mirs nicht
Sie treibt mich an - schon jahrelang

Bin ich dann endlich munter
Schling ich schnell das Frühstück runter
Möchte lieber Urlaub machen
Und dann über andre lachen
Doch die Pflicht - erlaubt mirs nicht
Sie treibt mich an - schon jahrelang

Doch mein Bruder lächelt bloß
Er ist schon lange arbeitslos
Er kann im Bett noch bleiben
Und sich dort die Zeit vertreiben
Doch die Pflicht - erlaubt mirs nicht
Sie treibt mich an - schon jahrelang

Als zum Meister er's gebracht
Da hat die Firma zugemacht
So ging Stempeln er aufs Amt
Und wurd zum Nichtstun dann verdammt
Doch die Pflicht - erlaubt mirs nicht
Sie treibt mich an - schon jahrelang

Im Stau

Fahr ich morgens in die Stadt
Macht mich's Autofahren matt
Immer dieser Stau - und ewig warten
Immer dieser Stau - und wieder starten

Da steh ich in der Schlange
Und warte endlos lange
Immer dieser Stau - und ewig warten
Immer dieser Stau - und wieder starten

Doch da reißt mich's plötzlich mit
Seh ich deinen kessen Schritt
Immer dieser Stau - und ewig warten
Immer dieser Stau - und wieder starten

Du hast so schöne Beine
Und läufst dort ganz alleine
Immer dieser Stau - und ewig warten
Immer dieser Stau - und wieder starten

Deine Reize machen Schwung
Doch du drehst dich gar nicht um
Immer dieser Stau - ich kann nicht warten
Immer dieser Stau - ich muß jetzt starten

Ach würdest du mich lassen
Dann möchte ich dich fassen
Immer dieser Stau - ich kann nicht warten
Immer dieser Stau - ich muß jetzt starten

So steh ich in der Schlange
Und warte endlos lange
Immer dieser Stau - und ewig warten
Immer dieser Stau - und wieder starten

Letzte Reise

Da geht die alte Frau am Stock
Und sie trägt einen langen Rock
Sie kann kaum noch Treppen steigen
Und muß meist zu Hause bleiben

Sie lebt alleine vor sich hin
Und sucht nach des Lebens Sinn
Sie träumt von der Vergangenheit
Und von der fernen Jugendzeit

Möchte wieder laufen können
Und sich schöne Reisen gönnen
Möchte mit andern gerne gehn
Um etwas vom Leben zu sehn

Oft wollte sie ins Altersheim
Um bei andern Menschen zu sein
Doch dort gibts nur alte Leute
Und das macht ihr wenig Freude

So geht die alte Frau am Stock
Und sie trägt ihren langen Rock
Führt ihr Leben still und leise
Wartet auf die letzte Reise

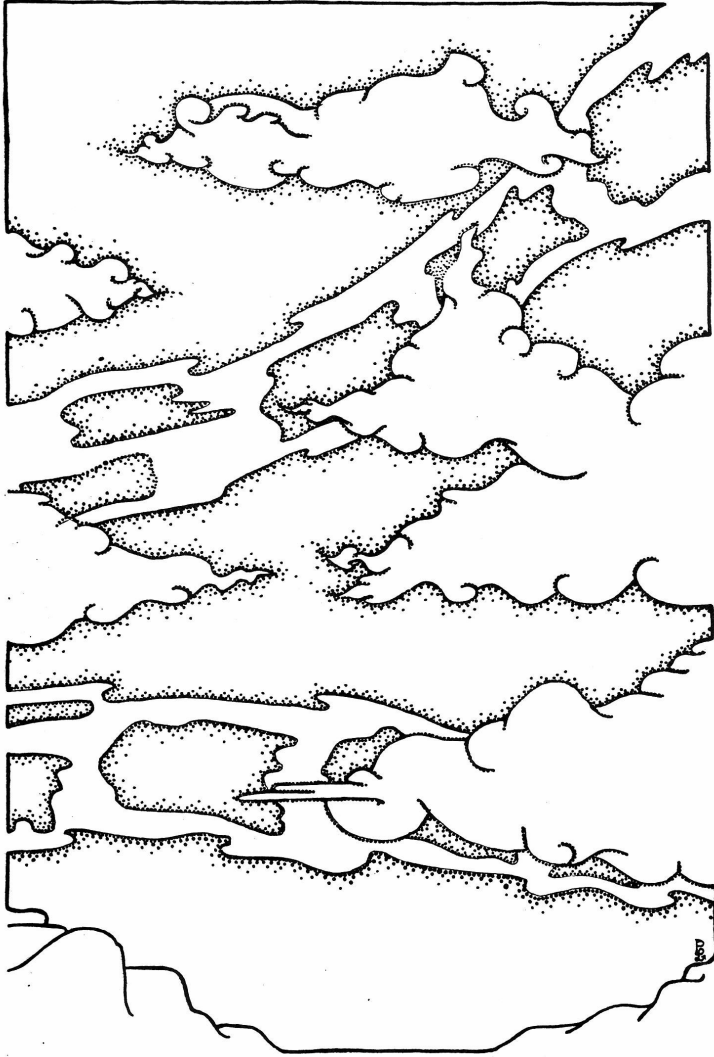
WOLKEN

Türme der Unendlichkeit
Sammeln sich
Und steigen empor.
Ziehen in die Weite.
Wirbelnde Wolkennebel
Zerbrechen im Raum.

Über die Erde streift der Wind.
Saugt den Boden aus.
Gierig
Sücht er nach Wasser.
Ausgesandt,
Neue Nahrung zu bringen.

Zirruswolken,
Weiß und bizarr,
Schweben im Blau.
Inseln der Vergänglichkeit!

Sie durchziehen den Raum,
In ständiger Veränderung.
Gebilde des Zufalls!



Fesseln den Blick
Des menschlichen Beobachters.

Wer auf der Erde bleibt,
Kennt nicht das Spiel.
Er sieht nur Gefahr,
Die wachsende Wolken bringen,
Wenn Sturm aufkommt
Und sie in Unruhe versetzt.

Das Ende ist nah,
Wenn sie sich auflösen,
Im Regen zergehen
Und hinabfallen.

Doch hinauf will der Mensch,
Dorthin,
Wo Wolken wachsen,
Ständig in neuen Formen
Sich türmen
Und keine Grenzen kennen.

Wohnen im Grünen

Morgens da zwitschern die Vögel
Und abends rauschen die Bäume
Ihr besitzt so schöne Möbel
Und erfüllt sind eure Träume

Ihr wohnt so schön im Grünen
Weit draußen am Rande der Stadt
Ach wie wohl könnt ihr euch fühlen

Wenn ihr dazu ein Auto habt

Ihr seid so herrlich alleine
Wohnt im schönsten Wiesengrund
Kinder besitzt ihr noch keine
Dafür aber Katze und Hund

Ihr gehört zum besseren Stand
Verdient in der Stadt euer Geld
Ihr habt eure Ziele erkannt
Und liebt die Schönheit dieser Welt

Verlaßt in der Frühe das Haus
Ihr müßt zur Arbeit ja fahren
Dann ruhen die Möbel sich aus
Und ihr müßt die Stadt ertragen

Kinder in der Stadt

Am Zebrastreifen
Quietschen die Reifen
Ein Kind bleibt stehn
Es wollte über die Straße gehn
Das Auto fährt weiter
Als sei nichts geschehn.
Ja Kinder haben es schwer
Im großen Verkehr
Müssen gut aufpassen
Und schauen

Nach allen Seiten
Und auf ihr Glück vertrauen
Wenn sie die Straße überqueren.
Sie hören Lärmen und Hupen
Wenn sie sitzen in den Stuben
Und ihre Eltern ärgern
Die nicht wissen
Was sie mit ihnen machen sollen.
Denn Kinder möchten tollen
Doch Spielplätze sind weit
Und die Großen haben keine Zeit
Um mit ihnen dorthin zu gehn.
So haben Kinder manchmal Wut
Weil niemand was tut
Sie bekommen zwar viele Geschenke
Die bald in der Ecke stehn
Denn was sollen sie machen
Mit all diesen Sachen.
Sie möchten lieber die Straße haben
Und die Höfe und die Gärten
Aber sie können es nicht wagen
Dorthin zu gehn
Denn sie wissen
Die Großen werden sie verjagen
Und das können Kinder nicht verstehn.

SALZ

Meeresrauschen,
Klatschende Wellen.
Salz auf den Lippen.

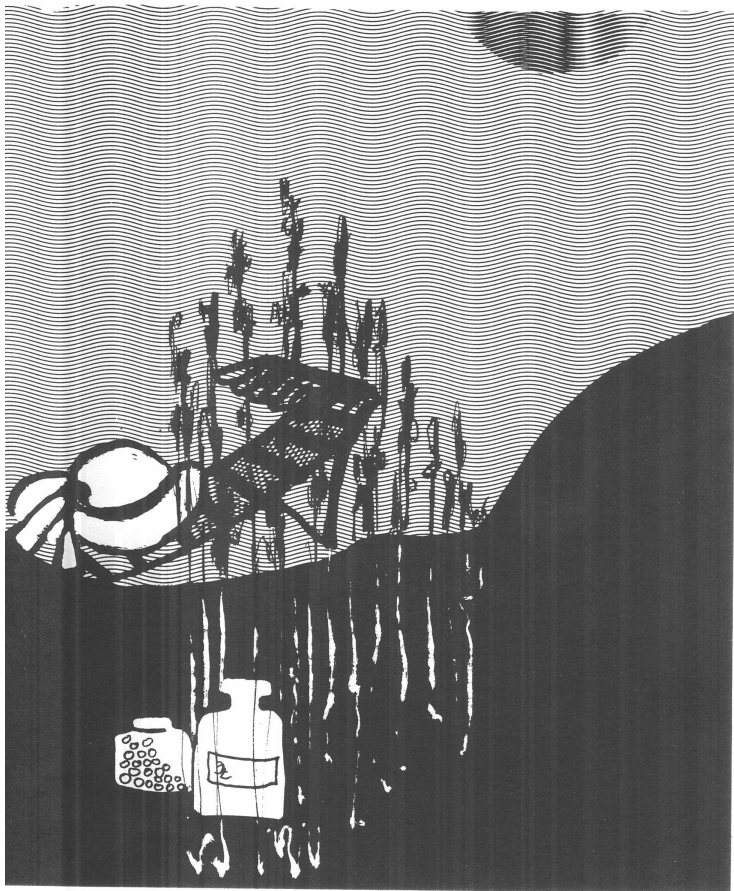
Nackte Haut
In wärmender Sonne.

Reglose Körper,
Wie abgestorben,
Bedecken die Liegestühle.
Haut glänzt vom Öl
Und färbt sich braun.

Am Nachmittag,
Wenn die Brise kommt,
Erwachen die reglosen Körper,
Geraten in Bewegung
Und kehren zurück
In ihre Hotelburgen.

Der Abend
Bringt Unterhaltung.
Essen und Trinken
Machen fröhlich
Und lassen vergessen,
Was dort in der Heimat
Vor kurzem geschehen ist:

Besuche im Krankenhaus,
Wachen am Bett,



Stunden der Nacht
Über Tage und Wochen.

Ein geliebter Mensch
Starb dahin
Trotz opfernder Pflege.
Das Meer kommt

Und es geht.
Hier ist Vergessen.
Das Wasser
Spühlt alles hinweg..

Doch da,
Wo die Haut wund ist,
Brennt das Salz!

Zuneigung

Wir gehn durch die Straßen
Und träumen zu zweit
Von Lichtern umflossen
So leuchtet dein Kleid

Wir denken zusammen
An Zeiten zurück
Da Trennung uns lange
Die Herzen bedrückt

Ich seh deine Augen
Sie leuchten verklärt
Ich weiß wie ein Glaube
Die Hoffnung genährt

Ich denk an die Stunden
Als Qual mich umfing
In Sehnsucht verbunden
Ich lebte dahin

Du bist nun gekommen
Ich faß deine Hand
Und habe beklommen
Die Liebe erkannt

Glück am Schreibtisch

Am Schreibtisch sitzen
Den Bleistift spitzen
Die Akten suchen
Den Chef verfluchen
Am Morgen gähnen
Zufrieden wähen
Den Kaffee trinken
Den Damen winken
Die Rechnung schreiben
Den Chef begleiten
Im Auto sitzen
Vor Spannung schwitzen
Zum Kunden fahren
Die Würde wahren
Die Gründe ahnen
Zur Zahlung mahnen
Das Geld kassieren
Die Freude spüren
Zum Schreibtisch eilen
Im Glück verweilen

GESETZ

Pyramiden der Organisation
Wachsen empor.
Immer neue Menschen
Werden eingegliedert.

Oben wird befohlen
Und unten wird ausgeführt.

Alles
Muß seine Ordnung haben. Belege werden
ausgefüllt, Vorschriften eingehalten,
Papiere werden unterschrieben,
Und Anweisungen ausgeführt.

Über allem
Steht ein Computer,
Steuert die Arbeit,
Kontrolliert,
Und produziert ständig Papier.

Nichts geschieht ohne ihn.
Überall sind seine Programme dabei.
Er achtet auf Ordnung
Und Anwendung der Vorschriften.
Er ist oberster Bürokrat.
Alle folgen ihm.



Einem Menschen
Wird es zuviel.
Er wird allergisch
Gegen alles,
Was vom Computer kommt.

Vorgedruckte Formulare
Wirft er sofort weg.

Vorgedruckte Rechnungen
Bezahlt er nicht.

Er fällt auf
Und wird entlassen,
Nach dem alten Gesetz:
- Wer nicht für mich ist,
Ist gegen mich! -

Tiere im Zoo

Die Affen, die Affen
Die lassen sich gerne begaffen
Sie hängen im Käfig herum
Und finden die Menschen dumm

Die Tiger, die Tiger
Die schlafen viel lieber
Doch wenn ihr zu nahe seid
Dann sind sie zum Sprung bereit

Die Elefanten, die Elefanten
Sind lahm wie alte Tanten
Doch sie haben viel Kraft
Nehmt euch vorm Rüssel in Acht

Die Geier, die Geier
Erscheinen auf jeder Feier
Sie stürzen sich auf jede Speise
Schmatzen und Fressen auf ihre Weise

Die Löwen, die Löwen
Die können nicht vergeben
Sie machen strenge Fratzen
Und schlagen mit den Tatzen

Die Schlangen, die Schlangen
Die haben ein großes Verlangen
Nach Mäusen und Ratten
Wenn sie lange Hunger hatten

Die Kamele, die Kamele
Sind ein Herz und eine Seele
Sie tragen willig alle Lasten
Und sind auch bereit zum Fasten

Die Leute, die Leute
Die haben ihre Freude
An all dem komischen Getier
Und bleiben oft lange hier

Monte Scherbelino

Geht mal draußen vor die Stadt
Dort ist ein Berg
Fast wie ein Zwerg
Der einen runden Buckel hat

In diesem Barg vor der Stadt
Da liegt viel Müll
Den niemand will
Und den man weggeworfen hat

Über den Berg vor der Stadt
Wächst nun das Gras
Und macht euch Spaß
Da es so grüne Farbe hat

Auf diesem Berg vor der Stadt
Ist's für Kinder
Nun gesünder
Weil er viel Platz zum Spielen hat

Über den Berg vor der Stadt
Weht oft der Wind
Die auf ihm sind
Sehen, daß die Stadt - Ideen hat

Die Ordnung

Polizisten regeln den Verkehr
Und tun noch vieles mehr
Sie jagen die Diebe
Und bremsen die Triebe

Sie haben eine Uniform an
Woran man sie erkennen kann
Manche auch Pistolen tragen
Und sich mit Räubern schlagen

Sie haben die Ordnung zu hüten
Und die Gesetze zu lieben
Sie erwarten von euch Respekt

Und sind im Bestrafen perfekt

Über Polizisten zu lachen
Mag manchem Freude machen
Trägt er selbst die Uniform
Bläst er dann ins gleiche Horn

WÄRME

Wärme gibt,
Was sie hat,
Bis sie kalt geworden.
Wärme ist reich
Und verschwenderisch.

Sie ist nicht träge,
Sondern greift an.
Alles, was ruht,
Setzt sie in Bewegung,
Damit es vorwärts gehe;
Denn Stillstand ist Kälte.

Ein Mensch
Sucht nach Wärme
In den Straßen der Stadt.

Schweigen!
Niemand spricht ihn an.
Verbitterung!
Niemand lacht.
Der Mensch friert!



Wie kaltes Wasser
Fließt das Leben dahin,
Macht träge und schwach.

Doch wie schnell
Kommt die Änderung:

Heiße Gase,
Voll Macht und Feuer,
Schaffen Bewegung,
Schütteln und Rütteln
Das starre Wasser
Und machen es leicht.

Auf steigt es,
Wird zu Dampf.

Heiß und gewaltig
Breitet er sich aus,
Stößt und drängt,
Bringt Wärme überallhin,
Auch zu den Menschen.

Die Bildung

Wir lernen und studieren
Um mal zu probieren
Wir gehen ins Seminar
Sitzen für Tage
Welch eine Plage
In den Wänden
Über Bänden
Ist vieles auch nicht klar
Wir werden es verstehen
Und wenn wir ewig auf die Uni gehen

Wir haben oft keine Lust
In diesem Bücherwust
Dann machen wir Radau!
In dieser Phase
Gehn wir auf die Straße
Kämpfen fürs Recht
Das ist nicht schlecht
Denn wir wissen genau
Woran die Gesellschaft krankt
Und was nach Änderung verlangt

So vergeht dann die Zeit
Das Ende ist noch weit
Das Studium dauert zu lange
Was machen wir nun?
Was können wir tun?
Wir haben Bildung
Und gute Gesinnung
Bald stehen wir dann Schlange
Vor dem Arbeitsamt
Weil's Geld nicht mehr langt

Beim Studieren fehlen die Ziele
An Studenten gibt es so viele
Doch in der technischen Welt
Muß man planen
Und in Bahnen
Die Bildung lenken
Und sich was denken
Denn wem nur die Theorie gefällt
Der vergißt bald das Handeln
Und wird als Geist durch's Leben wandeln

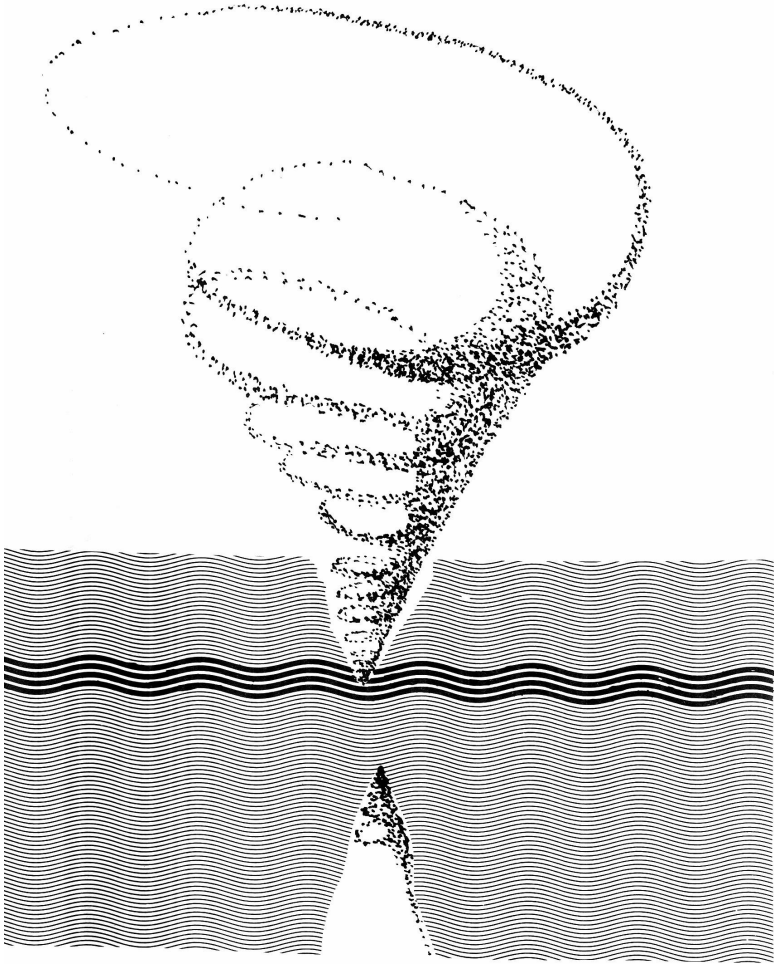
Die Bleichstraße

Dort ist der Verkehr so stark
Und die Luft riecht ganz arg
Nach Abgas, Müll und Staub
An der Seite liegt trockenes Laub

An den Häusern sind alle Fenster zu
Denn die Bewohner wollen ihre Ruh
Sie hatten sich einmal aufgeregt
Und Barrikaden unten gelegt

Sie wollten den Verkehr aufhalten
Und ihr Leben besser gestalten
Doch die Behörde und die Polizei
Die eilten ganz schnell herbei

Nun ist wieder Ruhe eingekehrt
Und der Verkehr wird nicht mehr gestört
Seitdem sind die Leute so bleich
Und sie wurden an Erfahrung reich



In der Heimat

Wir schießen und wir fallen
Wohl in das weiche Gras
Wir hören Schüsse hallen
Und sind vom Regen naß

Wir stehen und wir laufen
Wohl hin zur heißen Front
Wir haben Durst und saufen
Was in die Kehle kommt

Wir träumen und wir wachen
Wohl in der Sternennacht
Wir packen unsre Sachen
Wenn die Kanone kracht

Wir freuen uns und leben
Wohl in der Heimat dann
Wenn wir zur Ruh uns legen
Dann tun wirs mit Gesang

SAUERSTOFF

Weite Ebene
In 4000 Metern Höhe.
Kahler Fels,
Steine und Sand.

Ein einsames Dorf,
Menschen am Rande,
Fast vergessen
In der Einsamkeit der Berge.

Du lebst wie sie.
Aus Steinen und Gras



Hast du eine Hütte gebaut,
Genau wie sie.

Die Nächte sind kalt.
Du schläfst mit deiner Frau
Unter Bergen von Decken
Und bringst vor Kälte

Kein Auge zu.

Doch du bleibst!
Du,
Der du die Heizung kennst,
Das warme Wasser,
Ein Bad am Morgen,
Das Licht der Glühbirne
Bei Einbruch der Dunkelheit
Und das warme Essen
Auf dem Elektroherd.

Nichts von alledem
Gibt es hier.
Die Haut deiner Hände
Wird rissig vor Trockenheit.

Du baust einen Stall
Und zeigst dem Dorf,
Wie man Hühner züchtet.

Oft irrt dein Blick
Über die flimmernden Berge.
Du fühlst dich schwach,
Und dein Atem geht schwer
Aus Mangel an Sauerstoff.

Die Tabletten

Im Wartezimmer sitzen
Vor Langeweile schwitzen
In die Zeitungen schauen
Dem Arzt trotz allem vertrauen
Schmerzen im Leib verspüren
Die Geduld nicht verlieren
An die Krankheit nur denken
Den Blick zur Türe lenken

Der Mann im weißen Kittel
Und dem begehrten Titel
Bittet dich endlich herein
Dann bist du mit ihm allein
Du spürst die Autorität
Und ahnst die Kapazität
Zum Arzt hast du Vertrauen
Und auf ihn kannst du bauen

Nachdem er von dir gehört
Was dich im Stillen beschwert
Hat er die Krankheit entdeckt
Und verschreibt dir ein Rezept
Deine Freude ist sehr groß
Die Krankheit wirst du bald los
Denn nun hast du Tabletten
Und die werden dich retten

Der Schlußverkauf

Heute,da kriegen wir
So viel für unser Geld
Was uns gefällt!

Heute,da stürzen wir
Uns auf große Haufen
Um zu kaufen!

Heute,da holen wir
Was wir noch nicht haben
Aus den Waren!

Heute,da hören wir
Auf die Werbesprüche
An den Tischen!

Heute,da rennen wir
Und schauen überall
Auf jeden Fall!

Heute,da hamstern wir
Und schnell alles tragen
In die Wagen!

Heute,da fahren wir
Zufrieden nach Hause:
Mach mal Pausel

Abschied

Küsse und Tränen
Abschied nehmen
Feuchtes Taschentuch
Ab fährt der Zug

Wir lebten zu zweit
Nur kurze Zeit
Es war nicht genug
Ab fährt der Zug

Sehnsucht, stilles Glück
Bleiben zurück
Die Ferne mich ruft
Ab fährt der Zug

Das Herze mir bricht
Vergiß mich nicht
Es ist halt mein Fluch
Ab fährt der Zug

Der Römer

Hier wird über alles entschieden
Was der Stadt zum Guten gereicht
Damit jeder Bürger in Frieden
Ein hohes Alter erreicht

Einsam gehst du durch die Gänge
Siehst viele Namen an der Tür
Hier zieht sich alles in die Länge
Und brauchst du bloß ein Stück Papier

Hier stapeln sich viele Akten
Über alles, was in der Stadt passiert
Man hält sich streng an die Fakten
Und jedes Ereignis wird registriert ,

Die Verwaltung ist überall zu finden
Sie holt deinen Müll von der Tür
Sie gibt dir Wohnen und Trinken
Und verdient an jedem Glase Bier

Sie wachet über des Bürgers Stand
Sein Name wird nie mehr gestrichen
So hält sie die schützende Hand
Auch wenn längst er verblichen

Bezahlst du pünktlich deine Steuer
So wird ihr das gefallen
Ist auch die Straßenbahn so teuer
So dient das Geld doch allen

Die Ruine

Hier stehe ich und döse
Dahin wohl durch die Zeit
Damit von einstger Größe
Noch etwas übrig bleibt

Gar viel hab ich gesehen
Von Menschen Freud und Leid
Manch Schlimmes ist geschehen
In der Vergangenheit

Schaut her, von meinem Glanze
Nicht viel geblieben ist
Von Künstlers Ehrenkranze
Seht ihr den letzten Rest

Beton steht in der Runde
Für das, was war zerstört
Vergessen sind die Stunden
Die Trümmer euch beschert

So stehe ich und döse
Dahin die ganze Zeit
Damit von einstger Größe
Noch etwas übrig bleibt.

Die Muskeln

Sie haben die Steine bewegt
Und Städte errichtet
Sie haben die Bäume zersägt
Und Wälder gelichtet

Sie haben den Acker gepflügt
Und Samen gesäht
Sie haben die Wildnis besiegt

Und Weizen gemäht

Sie haben die Feder geführt
Und Kämpfe bestritten
Sie haben Gefühle gespürt
Und Schmerzen erlitten

Sie haben das Leben gelenkt
Und Herzen getrieben
Sie haben uns Kräfte geschenkt
Und sind stark geblieben

Unsre Welt

Dröhnender Motor
Brausende Züge
Schneller und weiter
Welten verbinden
Das ist unsre Welt!

Wachsende Städte
Wohnen in Blöcken
Hasten und Eilen
Endloses Treiben
Das ist unser Leben!

Hebel und Tasten
Ströme und Spannung
Schaffen uns Wärme
Geben uns Leuchten

Das sind unsre Kräfte!

Wellen und Strahlen
Frequenzen, Felder
Lassen uns hören
Machen uns sehend
Das prägt unser Denken!

Blick auf die Menschen
Kritisches Urteil
Weg mit Fassaden
Suche nach Echtheit
Das zeichnet uns aus!

Träume von Neuem
Glaube an Ziele
Sehnsucht nach Bessrem
Hoffnung auf Morgen
Das treibt uns weiter!

Welt der Bilder

Plakate lachen dich überall an
Verkünden von schönen Dingen
Die du unbedingt kaufen sollst
Die grellen Farben leuchten ins Auge
Dringen in dein Gedächtnis
Damit du es ja nicht vergißt

Illustrierte verschönern die Welt
Gaukeln dir Glück und Reichtum vor
Berichten von Menschen und Sensationen
Mit lockenden Bildern auf jeder Seite
Steigern deine Vorstellungskraft
Wecken das Verlangen nach neuen Bildern

Fernsehen zeigt dir die weite Welt
Bringt alle Ereignisse zu dir ins Haus
Reißt dich in den Bann des Geschehens
Du starrst auf die flimmernde Scheibe
Und bleibst dennoch ungerührt
In der wohligen Wärme deines Hauses

Die Ernte

Die Ernte ist reich
Und bringt uns viel Glück
Die Pflaumen sind weich
Und außen so dick

Die Säcke sind schwer
Und bringen uns Geld
Die Köpfe sind leer
Und nichts uns gefällt

Die Mägen sind satt
Und ruhen sich aus
Die Körper sind matt

Und bleiben zu Haus

Was erntet der Geist
Wenn Hunger er hat?
Was Reichtum verheißt
Macht ihn noch nicht satt!

VERGANGENHEIT

Wenn die Verschwörung
Im Lande umgeht,
Wachen die Mächtigen auf.

Es raubt ihnen den Schlaf,
Daß da jemand ist,
Der gegen sie geht.

Und schon beginnt
Das Prüfen
Und Schnüffeln,
Natürlich geheim.
Doch bald weiß es jeder,
Beginnt
Seinen Geist zu erforschen,
Um herauszufinden,
Wo er steht.

Vorladungen,
Verhöre.



Er erklärt,
Stellt sein Leben zur Schau.
Doch man zweifelt,
Verlangt Beweise
Und entdeckt,

Bei Prüfung der Vergangenheit,
So manchen Fehltritt,
Der normalerweise
Nicht hätte sein dürfen.

Was war,
Läßt sich nicht ändern.
Es bleibt
Als ständiger Begleiter.

Beim Verhör
Erscheint ein Mensch,
Der zu allem schweigt.

Das geht zu weit.
Man will ihn zwingen,
Seinen Mund aufzutun.

Da hat er genug.
- Kollegen, sagt er barsch,
Leckt mich doch alle am Arsch! -

Die Gäste

Hier laufen viele Amerikaner herum
Die in Frankfurt wohnen
In großen Siedlungen
Die meisten sind noch sehr jung

Es sind ja Soldaten
Die kurze Haare tragen.
Sie sind hier Besatzung
Oder anders gesagt: Gäste
Zumindest die Reste
Der großen Armeen .
Die den Krieg gewannen
Sich dann schnell besonnen
Beim Aufbau geholfen
Um die Kommunisten zu vertreiben
So konnten sie bis heute bleiben.
Niemand sagt etwas dagegen
Wer kein Englisch kann
Geht ihnen aus dem Wege.
Dreht man das Radio an
Dann hört man dauernd ihre Lieder
Vieles kann man nicht verstehn
Doch oft klingts angenehm.
Ansonsten geht es den Gästen
In Frankfurt ganz gut
Sie fahren in ihren großen Wagen
Und gucken, was sich hier so tut.

Abend in der Stadt

Du gehst durch die Straßen
Siehst leuchtende Lichter
Du fühlst dich verlassen
Bei fremden Gesichtern

Du siehst sie da eilen
Auf endlosen Wegen
Du möchtest verweilen
Im sprühenden Regen

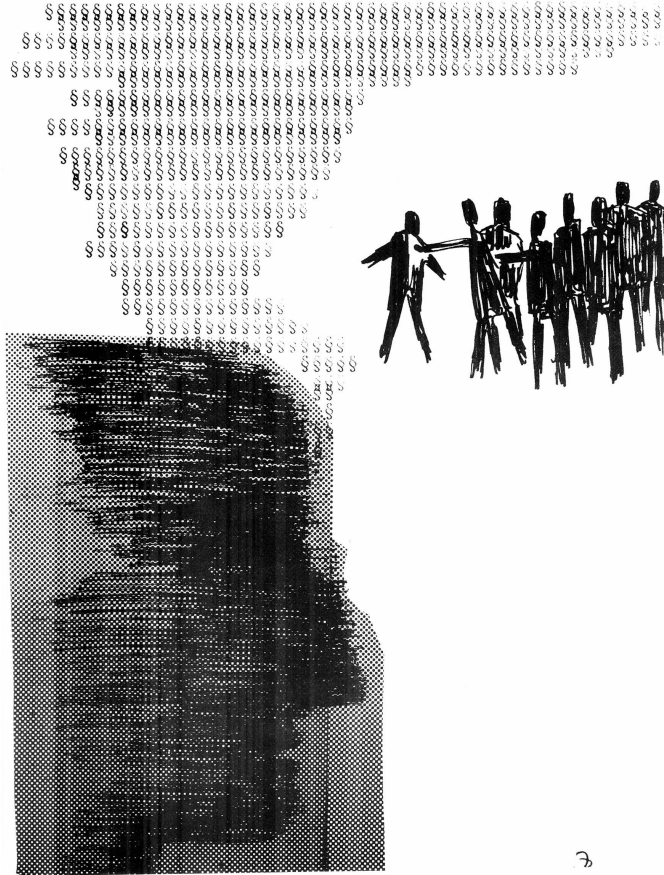
Was schadet der Regen
Fühlst schmiegende Tropfen
Was schaden die Lichter
Spürst Herzen die klopfen

Was schadet das Hasten
Ahnst freudiges Sehnen
Was schaden die Straßen
Merkst munteres Leben

Maschinen

Pressen, Hämmern, Schlagen, Drehen
Morgens, Abends, Dauernd, Endlos
Du stehst vor Maschinen
Frühe, Ruhe, Warten, Spannung
Hebel, Drücken, Räder, Drehen
Summen, Rauschen, Lärmen, Dröhnen
Du stehst vor Maschinen
Stunden, Pausen, Essen, Weiter
Hände, Greifen, Packen, Lenken
Träumen, Denken, Fühlen, Wünschen
Du stehst vor Maschinen
Formen, Fügen, Bilden, Bauen
Neuer, Schöner, Besser, Stärker

Du stehst vor Maschinen
Können, Wissen, Führen, Leiten
Arbeit, Leistung, Wollen, Wagen
Du stehst vor Maschinen
Wohnen, Ruhen, Leben, Freuen
Nächte, Schlafen, Wachsein, Liegen
Du träumst von Maschinen



Goethe -- nach zwei Weltkriegen

Er ward in Frankfurt geboren
Hat sich dem Vers verschworen
Von Gefühlen genährt
Das Leben verklärt
Mit Gedichten
Geschichten
Dramen
Damen
Deren Pracht
Ihn angelacht
Reich an Erfahrung
Im Geist der Bewahrung
Blickte er später zurück
Und erlebte der Weisheit Glück
Er ist bescheiden geblieben
Als er den Faust geschrieben
Keine R e v o l u t i o n
Nur den guten Ton
Wollt er lehren
Und ehren
Natur
Kultur
Sowie Kunst
Als Himmelsgunst
Wer als wahrer Held
Geht strebend durch die Welt
Der muß wie Faust sich plagen
Und der Erde Leid ertragen
Der Tatendrang unser Volk verschlang
Im Kriege sanken die Träume dahin
Und im Feuer erlosch der Gefühle Sinn

*Das Mädchen
Asisa*



Geschichten von Jugend und Abenteuer

Das Mädchen Asisa

Ich lernte Asisa auf eine ungewöhnliche Art kennen. Es fing an mit ihrem Bruder Amir, den ich damals im Sommer auf einer Reise durch Nordafrika in Algier traf. Ich übernachtete dort in einer Jugendherberge. Am Abend saß ich inmitten einer Gruppe junger Leute. Wir unterhielten uns auf französisch, das in Nordafrika viel gesprochen wird.

Einer aus der Gruppe spielte auf der Gitarre und sang Lieder in seiner Muttersprache dazu. Leider konnte ich den Inhalt nicht verstehen. Am Ende, als alle anderen schon zu Bett gegangen waren, saß ich noch mit ihm zusammen und hatte viele Fragen. Er hieß Amir Halid und stammte aus Marokko. Gespannt hörte ich ihm zu, als er von seiner Familie erzählte, die in Meknes wohnte, einer Stadt im Innern Marokkos. Er beschrieb mir das Leben zu Hause, in dem kleinen arabischen Haus in der Medina, wie die Altstadt genannt wurde. Er erwähnte auch seine Schwester Asisa, die noch zur Schule gehe und im folgenden Jahr in Frankreich studieren wolle.

Ich versuchte, mir das Leben in diesem Haus vorzustellen. Dabei kam mir ein Gedanke. Ich war damals gerade 18 Jahre alt und begierig darauf, möglichst viel von dem Land und den Leuten kennenzulernen. "Sag mir", wandte ich mich an Amir, "meinst du, daß es mir möglich wäre, einige Zeit bei einer arabischen Familie zu wohnen?"

Er schaute mich kurz an und schwieg. "Ich möchte einen besseren Einblick in das Leben bekommen und etwas von der Landessprache lernen", erläuterte ich mein Anliegen. Amir überlegte noch einen Augenblick, dann lächelte er und schaute mich mit

seinen dunklen Augen aufmerksam an: "Wenn du willst, kannst du bei meiner Familie wohnen. Ich glaube, meine Eltern werden nichts dagegen haben, und auch meine Schwester Asisa wird sich freuen, dich kennenzulernen."

So kam es, daß ich am nächsten Tag nach Meknes abreiste. Vor der Jugendherberge, meinen Reisesack über der Schulter, nahm ich von Amir Abschied. Ich schüttelte ihm dankbar die Hand. Er hatte mir ein Empfehlungsschreiben mitgegeben und zusätzlich noch einen Brief an seine Eltern geschickt, um ihnen mein Kommen anzukündigen. Amir reiste in die entgegengesetzte Richtung, nach Ägypten.

Ich fuhr per Anhalter und brauchte ziemlich lange für die fast tausend Kilometer weite Strecke. Es ging über die staubigen Straßen des Atlasgebirges, vorbei an kahlen Bergen und steppenartigen Hochebenen, bis ich schließlich am späten Vormittag des vierten Tages in Meknes angelangt war.

Ich befand mich im neuen Stadtgebiet, wo es fast wie in einer französischen oder deutschen Stadt aussah. In einem Taxi ließ ich mich zur Medina, der Altstadt, fahren. Als ich dem Fahrer die Anschrift gezeigt hatte: Familie Halid, Bir al Nuri 15, hatte er wissend genickt und war gleich losgefahren.

Vor einem Tor in der Mauer, die streckenweise die Medina umgab, hielt er an. Wir mußten noch ein Stück zu Fuß weitergehen. In einer schmalen Gasse blieb er schließlich vor einer Tür stehen und klopfte. Doch niemand öffnete. Der Taxifahrer deutete mir an, daß dies das Haus sein müsse und schüttelte bedauernd den Kopf.

Es war Mittagszeit, und eine lähmende Hitze lag über

der Stadt. Ich bekam Zweifel, ob ich die richtige Anschrift hatte. Ich schaute mich um, doch nirgends war eine Hausnummer zu sehen. Den Straßennamen konnte ich auch nicht entdecken. Ich hatte diese weite Reise gemacht und war gut hier angekommen. Sollte ich am Ende das Haus nicht finden?

Vielleicht war ich doch richtig, und die Bewohner hielten gerade ihren Mittagsschlaf. So machte ich einen Spaziergang durch die Gassen der Medina. Bald merkte ich, daß mir die Kinder nachliefen. Sie waren neugierig zu erfahren, wohin dieser Fremde mit seinem Reisesack über dem Rücken wohl wollte.

Schließlich drehte ich mich um und fragte einen Jungen auf französisch nach der Familie Halid. Ich zeigte ihm auch die Anschrift. Er verstand mich sofort und ging stolz voran, um mir den Weg zu zeigen. Die Kinderschar folgte uns. Wieder stand ich vor einem Haus, doch auch hier öffnete niemand. Sollte mich vielleicht mein Freund Amir in Algier getäuscht haben?

Noch einmal versuchte ich es. Ich fragte die Kinder nach Asisa. Da nahm mich ein kleines Mädchen an der Hand und führte mich zu einer Tür am Ende der Gasse, in der wir uns befanden.

Diesmal wird geöffnet. Ein braunes Gesicht mit schwarzen Haaren und einem langen Zopf schaut heraus. Das muß Asisa sein. "Monsieur, endlich sind Sie da. Wir haben Sie schon lange erwartet!" Das sind ihre ersten Worte. Ich bin verwirrt und trete in das Haus ein.

Ich befinde mich in einem Hof, dessen Boden mit bunten Mosaikplatten belegt ist. Rundherum sehe

ich weiße Wände, in denen Türen und Fenster die dahinterliegenden Räume anzeigen. Asisa steht vor mir und wirft mir prüfende Blicke zu. Was mag sie jetzt von mir denken?

Schließlich öffnet sie eine Tür und schiebt den dahinter hängenden Vorhang zur Seite: "Monsieur, treten Sie bitte ein. In diesem Raum können Sie wohnen." Vor mir sehe ich einen flachen runden Tisch. Um ihn herum liegen dicke Kissen, die als Sitzgelegenheit dienen. Im Hintergrund bemerke ich einen Schrank und ein Bett, das aus einer langen Matratze besteht, die auf dem Boden ausgebreitet ist.

Ich stelle meinen Reisesack vor den Schrank, setze mich auf ein Kissen an den Tisch und ruhe mich aus. Bald wird es mir unbequem, da ich nicht weiß, wohin ich meine langen Beine strecken soll. Asisa ist inzwischen hinausgegangen und kehrt mit einer Schüssel Wasser zurück.

"Sie können Ihre Hände waschen, Monsieur!" fordert sie mich auf. Ich tue es willig. Als Asisa die Schüssel wieder wegbringt, blicke ich ihr nach, als sie über den Hof zu einem gegenüberliegenden Raum geht. Unter ihrem langen Rock, der bereits vom vielen Waschen an Farbe eingebüßt hat, schauen beim Laufen ihre nackten Fußsohlen hervor.

Aaisa kommt zurück und setzt sich auf ein Kissen an meiner Seite. Sie lächelt und sagt: "Monsieur, darf ich Ihnen die Fingernägel schneiden? Sie sind zu lang." Als sie meinen erstaunten Blick bemerkt, fügt sie hinzu: "Es ist nur deswegen, damit Sie besser essen können"

Ich verstehe zwar nicht, was meine Fingernägel mit dem Essen zu tun haben, doch ich frage nicht weiter und lasse es geschehen. Asisa faßt mit ihrer zarten

braunen Hand den ersten meiner Finger und beginnt zu schneiden. Ihre glänzenden schwarzen Haare sind mir ganz nahe, und ich spüre den süßen Duft, den sie verbreiten. Mit ihrem nackten braunen Arm, der aus ihrer ärmellosen, zitronengelben Bluse herausschaut, berührt sie plötzlich meine Knie. Ich zucke zurück. Asisa schaut hoch und lächelt mir zu. Dann setzt sie ihre Arbeit fort.

Als sie fertig ist, bringt sie mir das Essen. Ich merke jetzt, daß ich einen riesigen Hunger habe. Auf dem Tisch suche ich vergeblich nach einem Besteck. Asisa bemerkt es: "Monsieur, Sie können die Finger nehmen. Das ist so Sitte bei uns."

Nun weiß ich, warum sie mir vorher die Fingernägel geschnitten hat: der Sauberkeit wegen! "Doch wenn Sie unbedingt ein Besteck haben möchten, werde ich eines suchen!" Ich bin zu hungrig und greife mit den Fingern zu. "Danke, Asisa, ich will es machen wie ihr", erwidere ich.

Das Essen schmeckt mir ausgezeichnet. Es ist Reis mit Geflügel, ein Gericht, das sich gut mit den Fingern essen läßt. Als ich fertig bin, bringt mir Asisa heißen Pfefferminztee. Er bringt mich in dem schwülen Raum mächtig ins Schwitzen. Doch der Schweißausbruch ist bald vorbei.

Müdigkeit überkommt mich. Ich strecke mich auf dem Bett aus und dämmere vor mich hin. Es ist zu warm im Zimmer, als daß ich tief schlafen könnte. Das Bild Asisas schwebt ständig in meiner Vorstellung herum. Ich sehe ihre nackten braunen Arme, ihre zarten Finger, das dunkle, stets lächelnde Gesicht und spüre den Duft der schwarzen Haare, die ihr in einem langen Zopf über den Rücken fallen.

Ein Gefühl der Dankbarkeit überkommt mich für die



Gastfreundschaft, mit der ich bisher in diesem Hause aufgenommen wurde. Ich schätze vor allem Asisas Bemühungen. Ich muß einige Zeit geschlafen haben. Langsam erwache ich, da ich Geräusche in meiner Nähe vernehme. Asisa steht vor mir. Ihre nackten Füße sind mir ganz nah. Ich schaue zu ihr empor. Sie zeigt auf den Schrank und erklärt entschuldigend: "Monsieur, ich habe Ihre Sachen ausgepackt." Sie war also schon einige Zeit im Raum gewesen, während ich schlief.

Asisa bringt mir heißen Pfefferminztee. Wieder steigt mir die Hitze des Getränkes in den Kopf. Ich ziehe mein Hemd aus und sitze nun mit nacktem Oberkörper da. Asisa läßt sich an meiner Seite nieder.

Mir fällt jetzt ein, daß ich ihre Eltern noch nicht gesehen habe. Als ich Asisa danach frage, erklärt sie mir, daß ihre Eltern erst am späten Abend zurückkommen. Nun fragt sie mich, was ich morgen vorhabe. "Ich möchte mir gern die Stadt ansehen, und ich würde mich freuen, wenn Sie, Asisa, mir alles zeigen würden."

Ein leichter Schatten huscht über ihr Gesicht. Dann erwidert sie: "Monsieur, mein Bruder Hassan wird Sie herumführen!" Zuerst verstehe ich nicht, warum sie es nicht selbst tun will. Doch dann denke ich daran, daß es bestimmt der Sitte des Landes widerspricht.

Asisa ist näher an mich herangerückt. Plötzlich streicht sie mit ihrer braunen Hand über meinen hellen Oberarm. Ich ziehe den Arm zurück. Sie lächelt mir zu: "Monsieur, Sie haben eine schöne Haut!"

Ich erhebe mich und ziehe mein Hemd wieder an. Asisa ist still. Ich merke, daß sie ein Anliegen hat. Schließlich spricht sie es aus: "Mein Bruder Amir hat geschrieben, daß Sie Geld für den Aufenthalt bei uns bezahlen wollen." "Natürlich möchte ich das", bestätige ich ihr.

"Können Sie uns schon etwas im voraus bezahlen, Monsieur?" fragt Asisa leise. Das macht mir keine Schwierigkeiten. Ich hole meinen Geldbeutel und bezahle für zwei Wochen. Asisa nimmt das Geld, bedankt sich und ist gleich darauf aus dem Zimmer verschwunden.

Später beobachte ich durch den offenen Vorhang meiner Tür, wie sie, mit einem langen hellblauen

Mantel bekleidet, den Kopf in einer Kapuze eingehüllt und vor dem Gesicht einen grünen Schleier, das Haus verläßt.

Den ganzen Abend sehe ich Asisa nicht mehr. Wo sie wohl hingegangen ist? Da ich mich bald wieder auf mein Bett lege und fest schlafe, merke ich auch von den übrigen Familienmitgliedern nichts mehr. So vergeht die Nacht, meine erste Nacht in dieser fremden Umgebung.

Plötzlich fahre ich hoch. Es ist schon hell draußen. Ich höre lautes Schimpfen und dazwischen immer wieder Weinen. Wo bin ich? Ich richte mich auf und betrachte das ungewohnte Bett, in dem ich geschlafen habe. Nun werde ich richtig wach. Mir wird bald klar, daß das Geschimpfe im Hof etwas mit Asisa zu tun haben muß. Ich vernehme Schläge wie von einem Stock und höre Asisa weinen.

Als ich den Vorhang an der Tür etwas zur Seite schiebe, seh ich gerade noch, wie Asisa, mit ihrem Mantel über dem Arm, in Eile aus dem Haus rennt und die Hoftür hinter sich zuschlägt. Zurück bleiben die Eltern, die draußen im Hof erregt miteinander reden. Ich ziehe mich schnell an und gehe zu ihnen, um herauszufinden, was vorgefallen ist. Sie begrüßen mich auf französisch.

Als ich nach Asisa frage, antwortet ihr Vater erregt: "Stellen Sie sich vor, Monsieur, Asisa hat sich von dem Geld, das sie von Ihnen bekommen hat, schöne Kleider gekauft. Für uns ist nur noch ein kleiner Rest des Geldes geblieben."

Das ist mir peinlich. Einen Augenblick stehe ich schweigend da und weiß nicht, was ich sagen soll. Schließlich erwidere ich Monsieur Halid: "Es tut mir leid. Ich dachte, Asisa würde Ihnen das Geld geben." Nach

einer Pause füge ich hinzu: "Monsieur, ich werde Ihnen den Verlust ersetzen." Monsieur Halid wehrt entschlossen ab: "Das kommt nicht in Frage. Das Geld bleibt ja in der Familie." Damit ist die Sache erledigt.

Ich gehe in mein Zimmer zurück und bin enttäuscht über Asisas Verhalten. Sie hatte mein Vertrauen ausgenutzt. Hassan kommt, Asisas kleinerer Bruder, der mich durch die Medina führen will.

Wir schlendern durch die Gassen, vorbei an den vielen kleinen Handwerksläden, die nach der Straße zu offen sind. Immer wieder gehen verschleierte Frauen an uns vorbei. Manchmal meine ich, hinter einem Schleier Asisas Gesicht zu erkennen. Doch leider kann ich nicht feststellen, ob sie es ist.

Auf einem Platz sehe ich plötzlich inmitten der vielen Menschen ein Mädchen, unverschleiert, mit goldbestickter Bluse und rotem Faltenrock, der bis zu den Knien reicht. Das muß Asisa sein. Als ich Hassan auf meine Entdeckung aufmerksam mache, ist das Mädchen nicht mehr zu sehen. Ich bemerke noch öfters Mädchen, die unverschleiert in der Medina spazieren gehen, doch keine sieht wie Asisa aus.

Als wir wieder zu Hause sind, erfahre ich von den Eltern, daß Asisa sich bei ihrem Großvater aufhält. Es vergehen einige Tage, bis ich sie wiedersehe. An einem Nachmittag ist sie da, mit ihrem Großvater.

Wir sitzen alle im Hof, der Großvater in seiner weiten bauschigen Hose, Asisa, ihre Eltern, Hassan und ich. Man unterhält sich auf arabisch. Der Großvater lächelt mir immer wieder freundlich zu und sagt Worte, die ich leider nicht verstehe. Er gefällt mir mit seinem weißen Turban, den er auf dem Kopf trägt.

Asisa sitzt schweigend da und hat ihren Blick auf den Boden gerichtet. Ich merke, daß ihre Angelegenheit behandelt wird. Als schließlich heißer Pfefferminztee gereicht wird, lockert sich die ernste Stimmung auf. Ich sehe, daß auch Asisa ab und zu lächelt. Nun empfinde ich auf einmal Verständnis für sie. Als junges Mädchen hatte sie sich bestimmt schon lange hübsche Kleider gewünscht. Doch niemand erfüllte ihr diesen Wunsch. Sie tat es selber.

Der Großvater hatte die Aussöhnung zwischen Asisa und ihren Eltern bewirkt; denn von jetzt an wohnte sie wieder zu Hause. Das Leben in der Familie nahm seinen normalen Fortgang, und ich nahm an diesem Leben teil.

Asisa war mir gegenüber zurückhaltender geworden. Trotzdem saßen wir in der Folgezeit häufig zusammen. Sie erzählte mir viel von ihrem Land und brachte mir auch eine Menge arabischer Ausdrücke bei.

Eines Abends ging ich mit Hassan ins Kino. Ich wollte mir einen arabischen Film ansehen. Asisa ging mit uns. Sie trug ihr neues Kleid und sah sehr hübsch aus.

Als ich nach drei Wochen wieder abreiste, stand Asisa am Hauseingang und winkte mir nach. "Monsieur, schreiben Sie mir!" rief sie mir zu. Danach verschwand sie im Haus.

Pierre hält Wort

Es begann in einer kleinen Stadt im Norden Frankreichs. Ich saß in einem Café, schaute vor mich hin und empfand Langeweile, als sich plötzlich jemand an meinen Tisch setzt. „Ca va!“ bemerkt der neue Gast, was soviel wie "Es geht!" bedeutet. "Ca va!" sage ich.

Eine Weile herrscht Stille. Der Neue bekommt eine Tasse Café hingestellt. Ich mustere ihn verstohlen. Er sieht ungewaschen aus, hat lange Bartstoppeln im Gesicht und seine Haare fallen wirr durcheinander. Ich überlege, wo er wohl die letzte Nacht verbracht hat. Vielleicht sogar im Freien, denn sein heller Mantel ist voller Schmutzflecken. In diesem Zustand sitzt er da und schlürft seinen Café.

"Pierre!" stellt er sich schließlich vor. Ich sage ihm höflicherweise auch meinen Namen. Ich merke bald, daß Pierre eine lebhaftige Natur ist. Er steigert sich ins Erzählen, wobei er ständig seine Hände zu Hilfe nimmt, um seinen Gedanken nachzuhelfen. Ich erfahre, was er gerne ißt, wo er am liebsten seine Zeit verbringt. Er ist wohl schon viel herumgereist, denn dauernd wechseln die Orte seiner Erzählungen.

Zuerst höre ich zu, dann stelle ich Fragen, schließlich beteilige ich mich am Erzählen und gebe auch meine Erfahrungen zum besten. Bei dieser Unterhaltung lernen wir uns näher kennen. Ich erfahre von Pierre, daß er Franzose sei und Paris gut kenne, weil er dort studiere. Zur Zeit befinde er sich jedoch "anderswo".

Ich stelle Fragen über Paris, da ich vorhabe, demnächst eine Reise dorthin zu machen. Nun erzählt Pierre von Paris, vom Boulevard Saint Michel, wo man in den Cafés immer Leute trifft, mit denen man sich unterhalten kann. Pierre erzählt von den vielen Unterhaltungsmöglichkeiten, die man in Paris hat, von Theatern, Kinos und Cabarets. Natürlich wird in Paris auch viel zu Hause gefeiert.

"Wenn du an einem Haus vorbeikommst, in dem Musik und Tanz ist", erklärt Pierre, "gehst du einfach hinein. Man wird sich nicht um dich kümmern. Du kannst mitfeiern, als ob du dazugehörst." Pierre erzählt auch von seinen Liebesabenteuern, und von seiner Freundin, die sich jetzt auch "anderswo" befinde.

"Du mußt Paris kennenlernen!" redet er mir immer wieder ein. "Paris ist das Leben." Schließlich macht er mir sogar ein Angebot: "Falls du nach Paris fahren willst, sage mir einige Tage vorher Bescheid. Ich besorge dir ein Zimmer in Paris." Ich bedanke mich und verspreche ihm, daß ich mich daran erinnern werde, wenn es soweit sein sollte. Wir tauschen unsere Adressen aus.

Zwei Wochen später ist es soweit. Ich beschließe, nach Paris zu fahren. Drei Tage habe ich noch Zeit. Ich muß irgendwo bleiben. Wollte mir nicht Pierre ein Zimmer besorgen? War sein Angebot wirklich ernst gemeint? Immerhin könnte ich es feststellen.

Am Abend gehe ich bei Pierre vorbei. Er ist zu Hause. In seinem Zimmer sieht es wüst aus. Er ist höflich und zuvorkommend. Als er hört, daß ich nach Paris fahren will, verspricht er mir sofort, daß er mir ein Zimmer besorgen wird, kein Problem, geht in Ordnung, er, Pierre, mache das schon. Morgen würde er mir die Schlüssel vorbeibringen.

Ich gehe beruhigt nach Hause. Pierre hat mir so überzeugend klargemacht, daß er mir ein Zimmer in Paris besorgen wird, daß ich mittlerweile fest daran glaube. Doch der nächste Tag vergeht, ohne daß sich Pierre bei mir blicken läßt. Sollte er doch den Mund zu voll genommen haben?

Am Abend gehe ich wieder bei ihm vorbei. Pierre ist nicht da. Seine Wirtin weiß nicht, wo er sich aufhält. "Vielleicht ist er weggefahren", meint sie. Ich hinterlasse einen Zettel, in dem ich Pierre mitteile, daß ich da war und ihn nicht angetroffen habe.

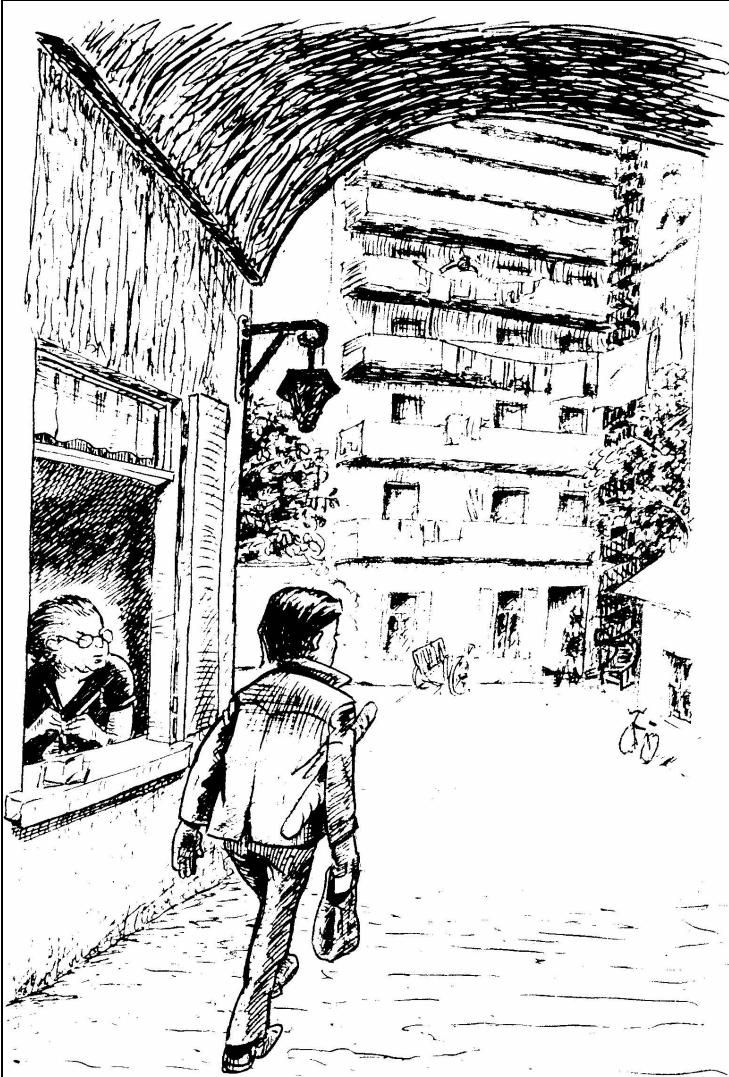
Am nächsten Tag rechne ich nicht mehr damit, von Pierre etwas zu hören. Ich packe meinen

Koffer, damit ich am nächsten Morgen losfahren kann.

Am Abend vor der Abreise taucht Pierre bei mir auf. "Hier ist der Schlüssel", sagt er. "Du kannst einige Wochen bleiben. Wenn du wegfährst, gibst du den Schlüssel bei meinem Vater ab, der ein Geschäft in Paris hat. Nur eine Bitte habe ich. Laß dich nicht mit der Hausmeisterin ein, wenn du in dem Zimmer bist. Sie ist eine üble Alte."

Ich bin hochofret, daß Pierre Wort gehalten hat. Er erklärt mir genau, wie ich das Zimmer in Paris finde. Nachdem er mir noch die Adresse seines Vaters gegeben hat, verabschiedet er sich und wünscht mir viel Spaß in Paris.

Nach längerer Bahnfahrt komme ich am nächsten Tag in Paris an. Ich finde auch das Haus, in dem sich mein Zimmer befinden soll. Es ist in der Nähe des Boulevard Haussmann, also im Stadtkern von Paris. Durch die Toreinfahrt komme ich in einen Hinterhof. Dort befindet sich ein altes Hinterhaus. Außen führt eine eiserne Wendeltreppe in die einzelnen Stockwerke. Ich klettere in das achte Stockwerk hoch. Als ich nach unten schaue, überkommt mich schon ein leichtes Schwindelgefühl. Oben angekommen, gehe ich durch einen schmalen Gang. Zu beiden Seiten liegen die Zimmer. Ich sehe überall Namensschilder. Dort ist das Zimmer Nr.4. Ich lese "Monique Souris" an der Tür. So wird wohl Pierres Freundin heißen. Ich erinnere mich jetzt, daß er mir damals, als wir uns in dem Café zum ersten Mal trafen, von Monique erzählt hatte, wie hübsch und verführerisch sie sei. Wo mochte sich Monique jetzt aufhalten. Bestimmt auch "anderswo".



Der Schlüssel paßt. Ich trete in das Zimmer ein. Ein Duft von parfümartigen Wohlgerüchen schlägt mir entgegen. Überall liegen Puder Dosen, Lippenstifte und leere Parfümfläschchen. Das Zimmer ist klein, hat aber auf jeden Fall ein Bett, ein Waschbecken, einen wackeligen Tisch und einen alten Schrank.

Als ich zum Fenster hinausschaue, habe ich einen herrlichen Blick über die Dächer von Paris.

Ich verbringe drei Wochen in diesem Zimmer, gehe der Hausmeisterin aus dem Weg, wie es mir Pierre empfohlen hat, durchstreife ansonsten den ganzen Tag die Stadt, besuche Museen, Galerien, Theater, Kinos, Cabarets, sitze in den Straßencafés am Boulevard Saint Michel und diskutiere mit wildfremden Leuten, bekomme Einladungen zu privaten Feiern und gehe am Morgen kilometerweit zu Fuß, weil die U-Bahn Fahrer streiken.

In Paris läßt sich das Leben zu nichts zwingen. Alles wird leichter genommen, sogar das Betteln. Wird jemand um eine Zigarette oder um etwas Geld für ein Mittagessen angesprochen, so gibt er ohne zu fragen. Es kann jedem passieren, daß ihm einmal aus Versehen das Geld ausgeht!

Als ich später Pierre wiedersah und mich für das Zimmer in Paris bedankte, erfuhr ich auch den Grund, warum ich der Hausmeisterin aus dem Wege gehen sollte. Pierres Freundin Monique hatte schon seit drei Monaten keine Miete bezahlt.

Eine expansive Firma

Ich sitze im Speisesaal des Fährschiffes, das mich nach England bringen soll. Es ist Anfang November, und ein starker Wind weht bereits bei Abfahrt des Schiffes. Seine Bewegungen werden stärker, je weiter wir nach draußen auf die offene See kommen.

Die Rühreier, die ich vor mir stehen habe, schmecken vortrefflich. Vielleicht nur deswegen,

weil ich großen Hunger habe. Ich beobachte, daß sich der Speisesaal schnell leert. Das Schiff schaukelt auf und ab. Mein Teller verrutscht auf dem Tisch. Ich muß ihn festhalten. Am Nebentisch sitzt ein alter Mann und verspeist ein Schnitzel.

Teller und Gläser klirren. Die Kellner räumen in Eile alle Tische ab. Wir haben Sturm. Der Mann am Nebentisch hält sich plötzlich sein Taschentuch vor den Mund. Er hat sich erbrochen. Nun erfaßt es auch mich. Ich bekomme keinen Brocken mehr die Kehle hinunter.

Es ist höchste Zeit zu verschwinden. Ich lasse alles liegen und stürze in meine Kabine. Dort lasse ich mich auf das Bett fallen und schaukele mit dem Schiff auf und ab. Hoffentlich werde ich nicht seekrank, kreist es mir im Kopf herum. Ich habe Glück und versinke in einen tiefen Schlaf.

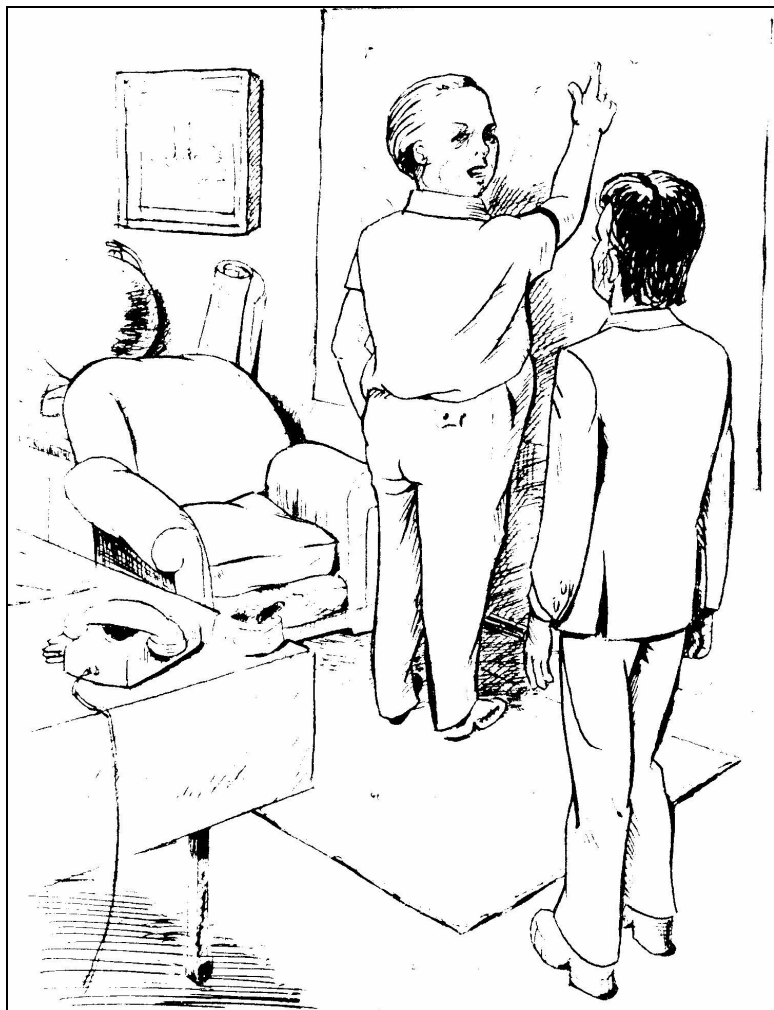
Als ich aufwache ist der Sturm vorbei. Das Schiff liegt ruhig im englischen Hafen. Noch eine Fahrt mit dem Zug, und ich bin in London. Ich nehme ein Taxi und lasse mich zu der Niederlassung meiner Firma fahren, für die ich in London arbeiten soll. Eigentlich ist die Sache recht abenteuerlich angelaufen.

Noch vor drei Tagen war ich in Hamburg. Auf eine Zeitungsanzeige hin hatte ich mich dort bei der Firma Telex International vorgestellt, die tüchtige Mitarbeiter suchte. Ein Mann namens Schall empfing mich. Er führte mich in sein Büro, wo ich in einem Ledersessel Platz nahm. Schall begann, mir die Vorzüge der Firma zu erläutern. Er thronte dabei hinter seinem breiten dunkelbraunen Schreibtisch, auf dem außer einem weißen Telefon und einigen silbrig glänzenden Schreibgeräten wenig zu sehen war.

Schall strahlte Optimismus aus, mit seinem runden Kopf, dem rötlich schimmernden Gesicht und den glatt frisierten Haaren. Sein dicker Bauch quoll aus seiner Hose hervor, als er aufstand, um mir die Bilder und Statistiken zu erläutern, die an den Wänden angebracht waren und den Aufstieg der Firma verdeutlichten.

Zwischendurch kam ein Anruf vom Flughafen, den Schall dazu benutzte, um den Anrufer mit großen Worten in Hamburg willkommen zu heißen. Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte erklärte er mir: "Das ist unser neuer Mann in Skandinavien. Er kommt gerade, um Bericht zu erstatten. Er leitet unsere dortige Niederlassung, die wir vor kurzem in Stockholm eröffnet haben. Ich muß ihn noch am Flughafen abholen lassen."

Anschließend telefonierte Schall nach dem Dienstwagen. Dann erzählte er mir weiter von den Erfolgen der Firma Telex International. Plötzlich erschien ein schlanker, drahtiger Mann und wechselte einige Worte mit Schall. Es war Rauch, der Inhaber und Leiter der Firma. Als mich Schall vorstellte, maß mich Rauch von unten bis oben mit durchdringendem Blick. "Wir brauchen tüchtige Leute", waren seine Worte, mit denen er sich wieder von mir verabschiedete. Ich war beeindruckt von dieser Firma. Das war freies, dynamisches Unternehmertum. Hier würde der Tüchtige eine Chance bekommen. Schall bestärkte mich in meinen Eindrücken, als er verkündete: "Wenn sich unsere Geschäfte weiterhin so expansiv entwickeln, werden wir uns im nächsten Jahr auf dem asiatischen Markt betätigen. Wir haben schon eine Niederlassung in Japan geplant. Das wäre doch etwas für Sie, nicht!"



Ich war schnell bereit, für die Firma Telex International zu arbeiten. Allerdings hatte ich immer noch nicht verstanden, mit was eigentlich gehandelt wurde. Ich sah nur überall dicke Telex

Handbücher herumliegen. Damit mußte diese Firma in irgendeiner Weise ihr Geschäft machen.

Schall überredete mich, bereits am übernächsten Tag loszufahren: "Wir brauchen dringend einen tüchtigen Mann in London. Der Leiter unserer dortigen Niederlassung wartet bereits auf Sie." Als ich auf den Arbeitsvertrag zu sprechen kam, winkte Schall nur lässig ab: "Das ist kein Problem, den bekommen Sie in London. Die Fahrtkosten werden Ihnen auch dort erstattet."

Schall schüttelte mir zum Abschied kräftig die Hand. Dabei glänzte sein fettes Gesicht vor Optimismus und Freude: "Auf nach London, und im nächsten Jahr sind Sie unser Mann in Tokio!"

Ich fahre durch London und träume, angeregt durch diese Ereignisse in Hamburg, von einer glorreichen Zukunft. Das Taxi hält vor einem breiten Gebäude in der Regent Street. Auf dem Schild am Eingang lese ich "Governor House". Ich bin in einer repräsentativen Umgebung. In der Eingangshalle gehe ich die Schilder der Firmen durch, die hier ihre Büros haben. Als ich am Ende bin, fange ich nochmals von vorne an. "Telex International" kann ich nirgends entdecken.

Schließlich gebe ich es auf. Meine Firma ist nicht vorhanden. Ich nehme meine Englischkenntnisse zusammen und frage in mehreren Büros nach Telex International, doch überall sehe ich nur erstauntes Kopfschütteln. Endlich weiß eine Sekretärin Bescheid. Sie gibt mir die Anschrift meiner Firma und erklärt mir, daß die Geschäftsräume weit außerhalb in einem Vorort Londons seien. Dies hier sei nur die Postanschrift. Als sie mein erstauntes Gesicht bemerkt, erzählt sie mir, daß auch andere Firmen ihre Anschrift hier haben, weil

es mehr Eindruck mache.

Das fängt gut an. Warum hat mir Schall in Hamburg nichts davon gesagt? Ich kaufe mir gleich einen Stadtplan von London, in dem ich nachschauen kann, wie ich zu diesem Vorort komme, in dem sich das Büro meiner Firma befinden soll. Nach längerer Fahrt mit Bus und U-Bahn bin ich endlich bei der Niederlassung von Telex International angelangt. Die Sekretärin empfängt mich. Sie fragt mich nach Hamburg und nach Rauch, den Inhaber der Firma, dessen Freundin sie angeblich einmal gewesen sei.

Bald erscheint auch der Leiter der Niederlassung. Er macht wenig Worte, kommt gleich zur Sache, drückt mir ein Telex Buch in die Hand, dazu einen Stoß Adresskarten der Firmen in London, die ich besuchen soll. Dann gibt er mir eine kurze Einweisung: "Wir verkaufen Anzeigen für unser weltweites Telex Verzeichnis. Es wird so zu einem wervollen Nachschlagewerk für alle Firmen, die häufig Kontakt mit dem Ausland haben. Deswegen sind Anzeigen in unserem Telex Verzeichnis eine werbewirksame Sache."

Nach diesen Worten drückt er mir die Verkaufsformulare in die Hand und verspricht mir 30 % Provision für jeden Auftrag. Damit ist die Einweisung beendet. Ich packe die Sachen zusammen und mache mich davon. Zuerst suche ich mir ein Hotelzimmer, was keine Schwierigkeiten bereitet.

Am nächsten Tag beginne ich mit meiner Arbeit und besuche die Firmen, deren Anschriften ich habe. Ich soll Anzeigen verkaufen, wie ich ja am Tag zuvor erfahren habe und keine Telex Bücher, wie ich ursprünglich geglaubt hatte.

Nachdem ich einige Firmen ohne Erfolg besucht habe, wird mir klar, wie gering meine Chancen sind. Für das

Telex Buch interessiert sich niemand, und die Anzeigen braucht auch niemand. Am Fernschreiber halten sich nur Sekretärinnen und Schreibdamen auf. Die arbeiten mit dem Telex Verzeichnis, das von der Post geliefert wird. Für Kontakte mit dem Ausland sind sie nicht zuständig. Sie geben nur Nachrichten durch.

Dies ist die Begründung, die mir ein Firmenchef gibt, warum er nichts von Telex International kaufen will. Er gehört zu denen, die mich wenigstens nicht gleich wegschicken, sondern sich sogar mit mir unterhalten. Meist mündet das Gespräch sehr schnell in die Politik, und es ist bekannt, wie sehr viele Engländer in die Politik verliebt sind. Als man mich schließlich in einer Firma für den Monteur hält, der den defekten Fernschreiber reparieren soll, habe ich erst einmal genug für heute.

Die folgenden Tage verlaufen auch nicht besser. Vollkommen erschöpft und entmutigt fahre ich zum Büro der Firma Telex International und gebe der Sekretärin meine ganzen Unterlagen. Ich möchte nach Hamburg zurückfahren, Mir reicht es. Als ich frage, wie es wohl die anderen Verkäufer machen, klärt sie mich über die Geschäftsmethoden der Firma Telex International auf: "Wenn die andern zu einer Firma kommen, erklären sie, daß sie nur die Telex Anschrift prüfen möchten, ob sie noch stimmt. Irgendein Angestellter nimmt sich der Sache an, holt einen vorgedruckten Geschäftsbrief der Firma, in dessen Kopf die Telex Anschrift zu finden ist.

Inzwischen hat unser Vertreter bereits ein Formular für die Bestellung einer Anzeige in unserem neuen Telex Verzeichnis ausgefüllt. Ist der Angestellte wieder zurück, so stimmt natürlich die Telex Anschrift

der Firma noch. Unser Vertreter erbittet eine Unterschrift. Der Angestellte unterschreibt, und wir haben einen Auftrag."

"Das ist ja Betrug", sage ich. "Unsere Kunden fassen es hinten nach auch so auf", erwidert die Sekretärin. "Manche weigern sich, die Rechnung zu bezahlen. Einige bezahlen später trotzdem, da sie Ruhe haben möchten und von uns nicht dauernd gemahnt werden wollen. Andere weigern sich hartnäckig und wollen es auf einen Prozeß ankommen lassen, den wir natürlich nicht führen."

Ich weiß Bescheid, verabschiede mich und trete die Rückreise nach Hamburg an. Dort melde ich mich arbeitslos und gehe stempeln.

Die Enttäuschung

Ich sitze im Schnellzug nach Stuttgart. Es ist früh am Morgen. Wir haben Frankfurt hinter uns. Gestern Abend sind wir in Hamburg abgefahren. Wir, das sind Bob Meran und ich.

Bob Meran ist krank, und ich bin sein Krankenbegleiter. Er sitzt mir gegenüber und schaut in die Morgensonne. Exotisch sieht er aus: tiefschwarze Haare, dunkelbraunes Gesicht, Hakennase, dunkle Augen. Niemand würde glauben, daß er bereits 55 Jahre alt ist.

Bob Meran ist krank. Es ist eine seltsame Krankheit, die ihn schon jahrelang begleitet. Bei vielen Ärzten war er schon, doch niemand konnte ihm helfen. Die Krankheit beginnt mit einem starken

Ticken im Ohr, er verliert plötzlich das Gleichgewicht, torkelt, muß sich festhalten. Es dauert Minuten, Stunden oder auch Tage, bis diese Störung des Gleichgewichtes wieder vorbei ist.

Ich muß an gestern denken, wie es zu dieser Reise kam. Bob Meran rief mich auf meiner Arbeitsstelle an und bat mich, ihn im Krankenhaus zu besuchen. Er müsse etwas Wichtiges mit mir besprechen. Alles Weitere später. Gleich nach Arbeitsschluß gehe ich hin. Ich kenne Bob Meran schon länger. Er stammt aus Indien und ist mit einer deutschen Frau verheiratet. Sein Leben war bisher voller Farbe und Abwechslung gewesen. Früher hat er als Musiker und Artist gearbeitet. Er kennt alle feinen Hotels in Bangkok, Tokio, Djarkarta, Wien, London, Berlin. Überall hat er einmal seine Vorstellungen gegeben.

Später machte er Schluß. Er ertrug dieses Leben nicht mehr, den ständigen Wechsel, Koffer einpacken, Koffer auspacken und wieder einpacken. Er wurde in Hamburg seßhaft, heiratete und suchte sich eine leichte Tätigkeit als Angestellter in einer Großhandelsfirma. Sein Leben verlief nun ruhiger. Doch diese seltsame Krankheit trat in sein Leben: monotones Ticken im Ohr, Schwindelgefühl, gestörtes Gleichgewicht. Kein Arzt konnte dieses Leiden wirklich heilen.

Deswegen liegt er wieder im Krankenhaus. Als ich an seinem Krankenbett sitze, erzählt er mir, daß er vor zwei Tagen beinahe von einer Straßenbahn Überfahren worden wäre. Als er über die Schienen ging, fing das Ticken im Ohr an. Nun liege er im Krankenhaus zur Beobachtung.

"Du mußt mir helfen!" sagt Bob Meran zu mir. Natürlich bin ich bereit, ihm zu helfen. Dazu ist er

das, was man einen "guten Kerl" nennt. Er ist ein höflicher Mensch, macht gern Spaß und liebt das Leben. Doch nun scheint er in Bedrängnis zu sein. Ich erfahre bald, was ihn bedrückt.

"Paß auf!" flüstert er. Ich beuge mich näher zu ihm. "Ich kenne einen Doktor, der mir bestimmt helfen wird. Er hat es mir fest versprochen." Als ich Bob Meran zweifelnd anschau, fährt er fort: "Dieser Doktor hat schon vielen Leuten geholfen. Zeitschriften haben in langen Artikeln von seinen Heilungen berichtet. Bekannte Persönlichkeiten hat er von schweren Krankheiten geheilt."

Ich bleibe weiterhin skeptisch, frage Bob Meran jedoch, was er vorhabe. "Ich muß hin!" ereifert er sich. "Der Doktor befindet sich ab morgen in Stuttgart im Hotel Imperial. Da ich nicht alleine fahren kann, bitte ich dich, mich zu begleiten."

Ich halte nichts von der Sache. Sicher handelt es sich um einen Wunderdoktor, der durch die Lande zieht und auf den Glauben der Leute baut. Bob Meran erzählt, er habe bereits mit dem Doktor telefoniert und ihm sein Leiden geschildert. Der Doktor habe sich alles genau angehört und ihm am Ende versichert, daß er ihn bestimmt heilen könne.

Ich empfinde Mitleid mit Bob Meran und verspreche ihm, daß ich ihn begleiten werde. "Hier ist Geld", sagt er, "besorge gleich Fahrkarten für heute Abend. Ich komme mit dem Taxi zum Bahnhof." "Wie kommst du aus dem Krankenhaus heraus?" frage ich verwundert. "Das geht in Ordnung. Ich habe dem Arzt erzählt, daß ich Besuch aus meiner Heimat bekomme und deswegen unbedingt übers Wochenende nach Hause möchte. Er war einverstanden. Am Montag muß ich wieder in

meinem Krankenbett sein. "

Das war gestern gewesen. Heute sitzen wir im Zug nach Stuttgart. Die Zeit zieht sich hin. Endlich sind wir da. Bob hieran ist nervös. Ich merke, daß seine Hände zittern. Im Hotel herrscht Hochbetrieb. Man sieht, daß ein Doktor seine Praxis hier abhalten muß, denn viele alte Leute laufen herum, Frauen in Rollstühlen stehen in der Eingangshalle und Männer humpeln mit Stöcken durch die Gegend.

Bob Meran wird noch aufgeregter, als er das Treiben sieht. Der Doktor sei oben, wird uns gesagt. Wir fahren mit dem Fahrstuhl in den sechsten Stock. Dort befindet sich das Wartezimmer. Viele Patienten sitzen schon hier. Wir melden uns an. Dann warten wir. Lange, zwei Stunden, drei Stunden. Endlich werden wir aufgerufen. Bob Meran ist erschöpft von dem langen Warten.

Wir treten in das Behandlungszimmer ein. Der Doktor begrüßt uns. Bob Meran freut sich, als er endlich vor dem großen Doktor steht. Dieser zieht sich in eine Ecke zurück, um Konzentrationsübungen für die Behandlung zu machen. Inzwischen kümmert sich sein Assistent um Bob Meran. Er weist dem Patienten einen Stuhl in der Mitte des Raumes zu. Ich setze mich auf einen Stuhl an der Seite des Raumes und schaue zu.

Bob Meran wartet gespannt. Jetzt beugt sich der Assistent zu Bob Meran herab und flüstert ihm, auch für mich hörbar, ins Ohr, daß die Behandlung 100 Mark koste. Der Preis müsse im voraus bezahlt werden. Bob Meran stutzt. Hatte ihm der Doktor nicht gesagt, daß erst nach erfolgter Heilung bezahlt werden müsse? Der Assistent murmelt

etwas, man habe leider zu schlechte Erfahrungen gemacht... Bob Meran bezahlt.

Der Doktor kommt. Bob Meran schließt die Augen. Die Hände des großen Meisters kreisen um Bob Merans Kopf, langsamer, schneller, mal näher, mal weiter weg. Fast eine Viertelstunde dauert die Zeremonie, dann tritt der Doktor in seine Ecke zurück. Die Behandlung ist zu Ende. Über den Assistenten bekommt Bob Meran das Ergebnis mitgeteilt: "Sie müssen wiederkommen, Herr Meran. Die Behandlung muß fortgesetzt werden, täglich, mindestens noch eine Woche. Der Doktor ist sehr zuversichtlich. Bezahlung bitte vor jeder Behandlung."

Bob Meran schweigt. Wir gehen nach draußen. Im Fahrstuhl treffen wir einen alten Mann, der ein Loblied



auf den großen Doktor singt. Er habe ein Augenleiden

und könne kaum noch sehen. Bei vielen Ärzten und in vielen Krankenhäusern sei er gewesen, doch alle hätten nur Geld kassiert und ihm trotzdem nicht geholfen. Nur der Doktor habe schon eine Besserung erreicht. Er vertraue ihm.

Ich sitze mit Bob Meran in einer Gaststätte. Er starrt schweigend vor sich hin. Schließlich hat er seine Entscheidung getroffen: "Wir fahren mit dem nächsten Zug nach Hamburg zurück!"

Im Glauben an die Zukunft

Ich komme zur Vorstellung. Die Bank sucht Arbeitskräfte. Im achten Stock des Verwaltungsgebäudes befindet sich die Personalabteilung. Der Boden ist mit Teppich belegt. Im Vorzimmer stehen mehrere Sessel und ein kleiner Tisch. Auf dem Tisch Prospekte, Broschüren, meist über die Bank, deren Aufschwung, ihre Erfolge und ihre moralischen Prinzipien. Endlich werde ich vorgelesen. Dr. Mager, der Personalchef, will mit mir sprechen.

Er empfängt mich mit kräftigem Händedruck: "Willkommen bei uns! Den Personalfragebogen haben Sie bereits ausgefüllt, wie ich sehe." Ich überreiche ihm meine Papiere. Mit einer Handbewegung bittet er mich in die Besprechungsecke, die sich in seinem Chefzimmer befindet.

Wir setzen uns. Dr. Mager bietet mir Zigarren an. Das hat Stil. Ich bin beeindruckt und paffe stolz eine Zigarre. "Wie ist Ihr erster Eindruck von unserer Firma?" fragt Dr. Mager. "Gut!" kann ich nur erwidern, da ich noch nichts von der Firma

gesehen habe. Dr. Mager bietet mir zu trinken an: Cola, Apfelsaft, Orangensaft, Bier, Café, Tee. Ich entscheide mich dankbar für eine Tasse Café.

Während der Café zubereitet wird, blättert Dr. Mager durch meine Personalunterlagen. Dabei zieht er an seiner Pfeife, die er sich angesteckt hat. Dr. Mager strahlt Ruhe und Überlegenheit aus. Der Café kommt. Dr. Mager beginnt mit dem Einstellungsgespräch. Er geht, wie er sagt, gleich in "medias res", erzählt Entwicklung und Arbeitsgebiet der Bank: nach dem Kriege neu



gegründet, ständige Expansion, Außenhandel,

Südamerika, stetig steigende Mitarbeiterzahl, neue Abteilungen und damit neue Führungspositionen.

Danach kommt Dr. Mager auf meine Person zu sprechen. Ich betrachte sein glattes, schmales Gesicht. Er zieht kräftig an seiner Pfeife, räuspert sich: "Hm, Sie haben studiert. Leider ein Fach, das wir in der Bank gar nicht gebrauchen können, Geschichte. Hm! Wir beschäftigen nur gelernte Bankkaufleute. Sie würden Schwierigkeiten bekommen."

"Davor habe ich keine Angst", erwidere ich. "Ich bin bereit zu lernen. An meinen Bemühungen soll es nicht fehlen." Dr. Mager wiegt seinen schmalen Kopf bedenklich hin und her und bläst den Rauch seiner Pfeife hoch. Dann nimmt er einen neuen Zug."Wissen Sie", fährt er fort,"die Arbeit wird Ihnen nicht gefallen. Sie wird Ihnen bald langweilig werden."Ich mache ihm klar, daß ich bereit bin zu arbeiten und daß ich mit einfachen Tätigkeiten anfangen muß, bis ich mehr machen kann.

"Sie haben bestimmt Chancen bei uns", ermuntert mich plötzlich Dr. Mager. "Wir expandieren ständig. Sie können sich hocharbeiten. Das setzt voraus, daß Sie Geduld haben und in drei, fünf oder zehn Jahren noch da sind."

Nun klingt es für mich verlockender, allerdings konnte ich mir zehn Jahre in der gleichen Firma doch kaum vorstellen. Dr. Mager schildert mir die Vorzüge der Firma, die sozialen Leistungen der Bank, eine zusätzliche Rentenversicherung. Wirklich eindrucksvoll, wenn ich mich auch vorerst noch nicht für meine Rente interessiere.

Dr. Mager ist bereit, ein Experiment mit mir zu machen. Er bietet mir eine Stelle in der Postabteilung an. Das ist zwar nichts Besonderes, aber man muß ja

einmal anfangen. Ich nehme an, zumal ich schnellstens Geld verdienen muß. Damit bin ich Mitarbeiter der Bank geworden. Dr. Mager wünscht mir beim Abschied viel Erfolg.

In den folgenden Tagen stelle ich fest, daß ich für die Arbeit, die ich auszuführen habe, weder Studium noch Banklehre brauche. Ich trage die Post durchs Haus und erledige dringende Botengänge. Die Kollegen der Postabteilung sind ein zusammengewürfelter Haufen: ein ehemaliger Musiker, ein Drucker, der aus Gesundheitsgründen seinen Beruf nicht mehr ausüben kann, ein gelernter Metzger und ein Auswanderer, der aus Australien zurückgekehrt ist.

Im Hause lerne ich durch meine Tätigkeit eine Menge Leute kennen, die aus verschiedenen kaufmännischen Berufen kommen. Bankkaufleute sind natürlich auch darunter. Ich bin auf jeden Fall keine solche Ausnahme, wie es Dr. Mager hingestellt hatte. Bald merke ich auch, warum es so viele betriebsfremde Angestellte gibt. Sie bekommen weniger Gehalt gezahlt als die gelernten Arbeitskräfte. Irgendwo muß der Unterschied sichtbar werden, und wenn es nur beim Geld ist. Dr. Mager hatte auch mich billig eingekauft, wie ich bald feststelle.

Doch ich lerne den Personalchef noch genauer kennen. Einmal in der Woche macht er seinen Rundgang durch das Haus. Wenn er mich sieht, redet er mich sofort mit "Chef" an, erkundigt sich nach meinem Befinden, bedauert, daß er noch keinen besseren Posten für mich habe und zieht dabei kräftig an seiner Pfeife. Beim Abschied reißt er noch einen Witz, über den er selbst am lautesten lacht. Dann geht er zum nächsten Mitarbeiter, mit dem er auf die gleiche Weise verfährt.

In der Bank lerne ich einen Kollegen kennen. Er ist klein, mager, mit einem bitteren Zug um den Mund und steht kurz vor seiner Pensionierung. Tag für Tag rechnet er aus, wie lange es noch dauert, bis er endlich die Bank hinter sich hat. Seine Zeit ist abgelaufen, deswegen nimmt er kein Blatt mehr vor den Mund. Als ich ihn einmal nach seiner Meinung über Dr. Mager frage, schaut er mich böse an: "Mager, dieser alte Täuscher und Schönredner. Er verspricht und verspricht, doch er hält kaum etwas."

Als ich nach einem Jahr immer noch die Post durchs Haus trage, wird mir klar, daß ich nur als billige Arbeitskraft eingestellt wurde. Ich kündige und suche mir eine neue Stelle. Als ich beim Abschied Dr. Mager seine leeren Versprechungen vorwerfe, zieht er an seiner Pfeife, seufzt tief und beginnt zu erklären: "Jeder will hochkommen, eine Position erreichen, mehr Geld verdienen. Doch der Weg ist weit. Viele Hindernisse gibt es. Ich kann die Leute nur aufmuntern, weiterzumachen und an eine bessere Zukunft zu glauben."

Ein kleiner Sieg

Ich gehörte einem Montagetrupp an. Wir waren zwei Deutsche und vier Ausländer. Erwin war unser Vorarbeiter. Unsere Arbeitswelt war ein großes Chemiewerk. Kilometer auf Kilometer reihten sich Produktionshallen und Bürobauten aneinander.

Das Dasein unseres Montagetrupps spielte sich in einem zusammengeflackten Schuppen an der Rückwand einer Werkshalle ab. In diesem Schuppen gab es keinen Boden, nur nackte festgetretene Erde, die oft kalt und feucht war. Als Dach dienten mehrere Blechplatten, die übereinandergelegt waren. Trotzdem gab es Ritzen

dazwischen, durch die der Regen tropfte. Hier standen unsere Werkbänke, auf denen wir die Rohrleitungen vorbereiteten, die in den umliegenden Hallen verlegt werden sollten.

Erwin, unser Vorarbeiter, hatte sich abgesondert. An der Seite des Schuppens hatte er sich eine Bürobaracke zurechtzimmern lassen. Dort residierte er, plante die Arbeit, füllte Formulare aus, studierte Zeichnungen und Pläne. Erwin hatte sich sogar einen kleinen Ofen besorgt.

Einmal am Tag, während der Frühstückspause, durften wir uns an Erwins Tisch in der Bürobaracke setzen, ansonsten waren wir nicht gern darin gesehen. Erwin unterschied sich auch äußerlich von uns. Er trug meist leichte Kleidung, Hose mit Hemd und Pullover. Nur wenn er einmal nach draußen ging, um einen Bauabschnitt zu inspizieren, zog er seine blaue Arbeitsjacke über.

Erwin sah sehr gepflegt aus, die Haare glatt zurückgekämmt und mit Haarcreme behandelt und im Gesicht stets sauber rasiert. Seine Hände waren immer sauber. Die Fingernägel pflegte Erwin auffallend oft, wenn er in der Bürobaracke hinter seinem Schreibtisch saß. Erwin hatte sich beruflich verbessert, nicht nur finanziell oder auf Grund seiner Position, nein, sein Arbeitsstil hatte sich weiterentwickelt, hin zur Sauberkeit. Erwin war ein anderer geworden.

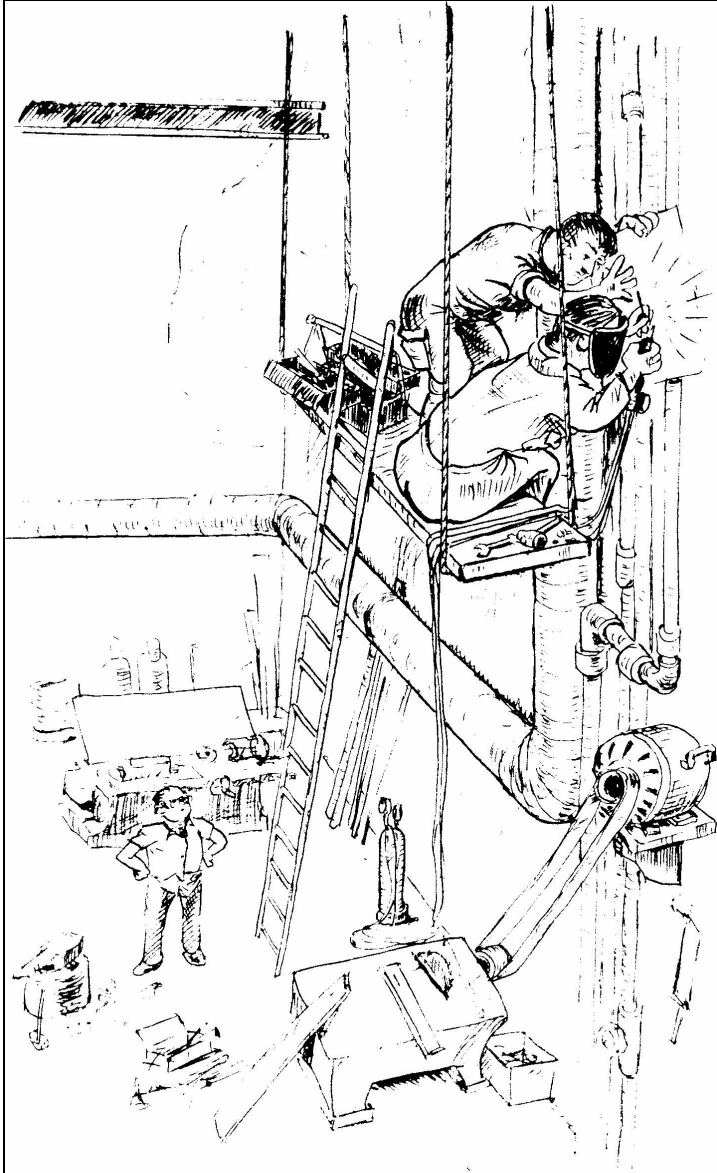
Er beherrschte seinen Montagetrupp. Er teilte die Arbeit ein, rechnete den Akkord aus und verteilte die Akkordprämien. Nur Erwin kannte die Akkordsätze genau. Dadurch stand es in seiner Hand, die Prämien so zu verteilen, wie er es für richtig hielt.

Mit den Ausländern hatte Erwin keine Schwierigkeiten, da sie nur nach dem Geld schauten. Doch mit mir und dem alten Willi sah es anders aus. Willi schimpfte

ständig auf Erwin, den er schon seit Jahren kannte. Er hatte mit Erwin zusammengearbeitet, war mit ihm in den Rohrleitungssystemen herumgeklettert, Hände und Arbeitsanzug voll Ölflecken und Farbe. Als Erwin Vorarbeiter wurde, verstand sich Willi nicht mehr mit ihm. Andere Kollegen verließen den Montagetrupp, weil sie sich mit Erwin verkracht hatten. Nur Willi blieb. Er war Spezienschweißer und wurde für schwierige Arbeiten gebraucht. Willi beschrieb die weitere Entwicklung so: "Erwin holte sich Ausländer in seinen Montagetrupp. Mit ihnen konnte er umspringen, wie er wollte. Sie kritisierten ihn nicht und machten nichts gegen ihn."

Ich kannte Erwin erst seit einigen Monaten, doch ich hatte schon Konflikte mit ihm gehabt. Was mich ärgerte, war seine ständige Antreiberei. Er drängte auf Übererfüllung des Akkords. Doch von den Prämien, die gezahlt wurden, hatte ich bisher noch nichts gesehen. Willi verdächtigte seinen Vorarbeiter, daß dieser die Prämien meist selber einstecke.

Bald lerne ich Erwins Verhalten in einer Weise kennen, so daß ich mich vollständig auf Willis Seite stelle. Es ist Sonntag. Wir müssen arbeiten, da ein Rohrleitungssystem dringend für die Produktion fertiggestellt werden muß. Erwin hat seinen gesamten Montagetrupp bestellt. Willi schimpft, weil er meint, daß wir viel weiter wären, wenn Erwin mitgeholfen hätte. Mir paßt es nicht, daß ich heute arbeiten muß. Die Ausländer sind einverstanden, weil sie möglichst viel Geld verdienen möchten.



Ich merke, daß wir uns gegenseitig auf den Füßen herumstehen. Erwin kommt mit den Plänen nicht zurecht. Dauernd gibt es Diskussionen mit den Ingenieuren. Die Arbeit geht nicht voran. Als der Tag vorbei ist haben wir nicht viel tun können. Willi wollte früher weggehen, ich auch, doch Erwin ließ uns nicht fort. Wir sind froh, als der Tag vorbei ist. Als ich am nächsten Tag meine Stechkarte sehe, hat mir Erwin eintach vier Stunden abgezogen, weil wir sowenig gearbeitet haben und sonst der Akkord nicht stimmen würde. Willi ist verärgert, da ihm Erwin zwei Stunden abgezogen hat.

Wir wollen es Erwin heimzahlen. Die Gelegenheit ergibt sich bald. Ich arbeite mit Willi in der Halle. An einer Dampfleitung muß eine Verzweigung eingeschweißt werden. Erwin zeigt Willi die Arbeit. Ich soll dabei helfen. Willi schaut sich die Sache an, dann stellt er fest: "Das geht nicht. Ich komme nicht an die Schweißnaht heran." Erwin entgegnet nur: "Es muß gehen!" Willi zuckt mit den Schultern: "Dann muß es eben gehen."

Wir machen uns an die Arbeit. Es ist schwierig, da die Dampfleitung von anderen Rohrleitungen umgeben ist. Willi kommt nicht richtig an die Stelle, die repariert werden soll. Man hätte einige störende Rohre abmontieren müssen, um Platz zu machen. Doch Willi sagt nur: "Laß mal! Wir machen, was Erwin gesagt hat."

Die Sache geht schief. Die Schweißnaht ist undicht. An mehreren Stellen tritt der Dampf aus. Erwin ist wütend. Die Ingenieure laufen unruhig hin und her. Die Produktion muß weiterlaufen. Der Obermonteur redet erregt auf Erwin ein. Willi steht ruhig in unserem Schuppen an der Werkbank. Als der Obermonteur ihn erregt auf den Schaden aufmerksam macht, erwidert er lakonisch: "Ich habe es so gemacht, wie es mir mein Vorarbeiter gesagt

hat." Der Obermonteur wendet sich wortlos um und geht.

Bald danach beobachte ich mit Willi, wie sich Erwin abmüht, die Naht zu schweißen. Doch es klappt nicht. Er hat die gleichen Schwierigkeiten wie wir.

Am nächsten Tag beauftragt uns Erwin, verschiedene Rohre abzumontieren, um an der Reparaturstelle Platz zu schaffen. Die einzelnen Teile sollen durch ein Fenster gereicht und über ein Gerüst an der Außenseite der Halle nach unten abgeseilt werden.

Erwin will haben, daß ich mich draußen auf das Gerüst stelle und das Abseilen durchführe. Ich weigere mich. "Ich bin nicht schwindelfrei, und ansonsten ist mir die Arbeit zu gefährlich", erkläre ich ihm. Erwin wird böse und schimpft mich einen Feigling. Jetzt lacht Willi ihn aus und fragt ironisch: "Warum gehst du nicht nach draußen, du Großmaul?"

Erwin zuckt zusammen. Dann klettert er wortlos auf das Gerüst, und wir reichen ihm grinsend die Rohre hinaus. Nun klappt die Arbeit. Erwin zieht sich die nächste Zeit in seine Bürobaracke zurück und läßt uns in Frieden. Einige Tage danach gehe ich mit Willi nach Feierabend ein Bier trinken. Wir feiern unseren kleinen Sieg.

Die Wiedergutmachung

Arbeiten, die sich über einen längeren Zeitraum hinziehen und eine Vorstellung in die Tat umsetzen sollen, werden Projekte genannt. Der Bau einer Brücke, eines Hochhauses, eines neuen

Betriebes, ist ein Projekt. Wer den Bau eines Hauses verfolgt, von der Planung, über Rohbau und Innenausstattung, wird merken, wie Vorstellungen Gestalt annehmen und am Ende ein gutes oder auch schlechtes Werk hervorbringen. Eine richtige Planung ist oft entscheidend für das Gelingen des Projektes.

In vielen Betrieben wird heutzutage an Projekten gearbeitet, die meist die Veränderung von Arbeitsverfahren in der Verwaltung oder der Produktion zum Ziel haben. Das Ergebnis schlägt sich vorwiegend in Papier, das heißt Formularen und Belegen nieder und in der Art und Weise, wie damit umgegangen wird. Von einem derartigen Projekt möchte ich hier berichten. Es hat zwar keine großen Umwälzungen ausgelöst, da sein Umfang recht klein war, dennoch gab es bei den Beteiligten harte persönliche Auseinandersetzungen.

Wir sitzen im Direktionszimmer einer Firma, die ihre Geschäfte mit dem Verkauf von Stahlprodukten macht, wie Röhren, Eisenträgern und Heizkörpern. Wir, das sind Benz, der Geschäftsführer, Jäger der Abteilungsleiter für Abrechnung und Buchhaltung, Engel, der Chef meiner Firma, die sich mit dem Vertrieb kleinerer Computer beschäftigt, und ich.

Engel und ich sind zu einer Besprechung geladen worden, bei der es um einen ersten Anlaß geht. Benz ist bitterböse. "Sie sind verantwortlich", wirft er uns dauernd vor, "daß das Projekt schiefgelaufen ist." Mein Chef macht ein ernstes Gesicht, vor allem als Jäger betont, daß er nicht bereit sei, nur einen Pfennig für das gescheiterte Projekt zu zahlen. Es geht immerhin um 150 000 Mark.

Als Benz Regreß- und Schadensforderungen auf den Tisch legt, lenkt Engel sofort ein und bestätigt, daß wir natürlich bereit seien, den Schaden wiedergutzumachen. Ich stimme dem zu und füge für Benz und Jäger als Erläuterung hinzu:" Meine Herren, wir können nur dann den Schaden gutmachen, wenn wir genau wissen, wie wir es besser machen sollen. Und dafür brauchen wir Ihre Hilfe." Benz erklärt, daß: er jederzeit bereit sei, zu helfen, doch er sei nicht mehr bereit, sich in der Weise an der Nase herumführen zu lassen, wie es in der Vergangenheit geschehen ,sei.

Ich wußte, was er meinte. In der Vergangenheit war wirklich alles schlecht gelaufen. Der Liefertermin für den Computer hatte sich um Monate verzögert. Jäger hatte bereits neue Leute eingestellt, die mit dem Computer arbeiten sollten. Die saßen herum und hatten keine Arbeit und die Firma mußte das Gehalt zahlen.

Jäger hatte dauernd schriftlich und telefonisch die Lieferung des Computers bei uns angemahnt. Aber wir konnten nichts machen. Unser Verkäufer war unvorsichtig gewesen und hatte, um den Auftrag von Jäger zu bekommen, einen zu frühen Termin zugesagt, der nachher nicht eingehalten werden konnte.

Man erfand bei meiner Firma immer neue Ausreden,um Jäger hinzuhalten: der Computer sei da, müsse jedoch in der Werkstatt noch überprüft werden oder, ein falscher Speicher sei mitgeliefert worden, und man müsse auf den neuen warten. Als Jäger ungeduldig wurde und bei uns vorbeikommen wollte, konnte man es ihm gerade noch ausreden.

Endlich wurde der Computer ausgeliefert. Unser

Verkäufer hatte auf die schnelle Tour Planung und Vorgaben für die Programmierung gemacht. Sein Pech war, daß der Programmierer Anfänger war, sich zwar abmühte, aber schließlich Programme zustande brachte, die man normalerweise niemanden hätte geben können. Da die Zeit drängte, wurden die Programme freigegeben.

Nun begann eine schwere Zeit für Benz und Jäger. Weder die Rechnungen noch die Buchhaltung stimmten. Der Computer brachte die Arbeit in der Firma durcheinander. Jäger weigerte sich, irgendeine Rechnung für den Computer zu bezahlen. Damit wurde Engel, mein Chef, auf den Plan gerufen. Ich hatte bis dahin nichts mit diesem Projekt zu tun, da ich mit einer anderen Arbeit beschäftigt gewesen war. Er beauftragte mich, das Projekt wieder in Ordnung zu bringen.

Das war keine leichte Aufgabe. Benz und Jäger waren in Kampfstimmung. Die ersten Besprechungen, die ich führte, verliefen in gespannter Stimmung. Eigentlich sollte ich die Programme in Ordnung bringen. Bald stellte ich jedoch fest, daß die Planung für dieses Projekt schlecht aussah. Vieles, was Jäger mit dem Computer machen wollte, war in den Programmen gar nicht vorgesehen. Mir wurde klar, daß das Projekt gescheitert war. Mir blieb nichts übrig, als Jäger diese Tatsache mitzuteilen. Gleichzeitig mußte ich ihm jedoch sagen, daß er und Benz mit dem, was unser Verkäufer geplant und vorgegeben hatte, einverstanden gewesen waren. Jäger stimmte mit zwar zu, suchte jedoch Ausreden: "Wir haben nicht gewußt, was man mit dem Computer alles machen kann, und vor allem, wie es gemacht werden muß. Dazu kam der Ärger mit der verspäteten Lieferung. Schließlich war die Zeit zu kurz und und und ..."

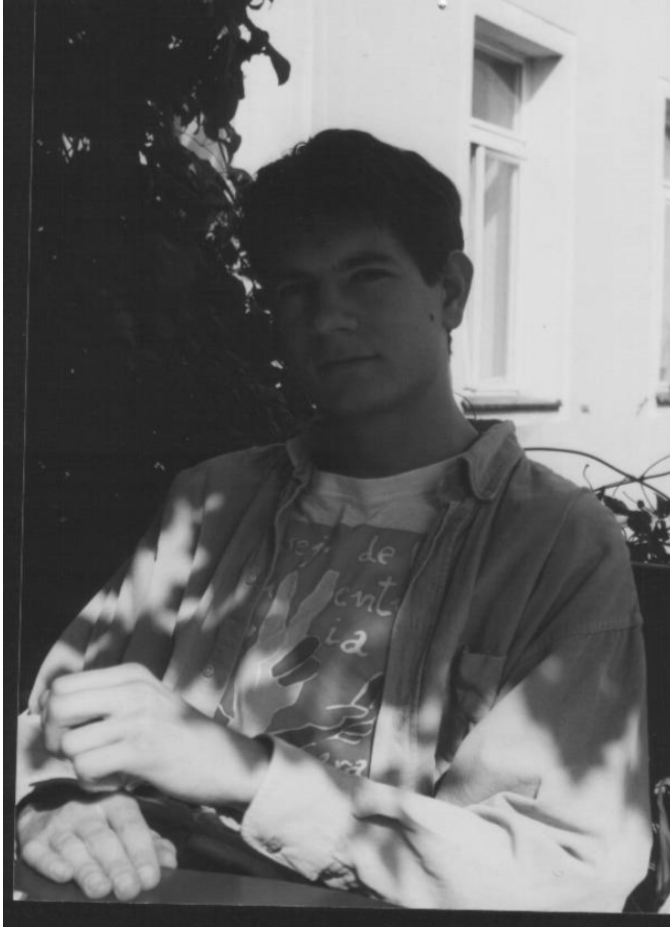


Das ist also die Vorgeschichte. Zurück zu unserer Besprechung. Sie verläuft glücklich für meine Firma. Benz und Jäger treten doch nicht vom Vertrag zurück, wie sie es wohl vorhatten. Wir bekommen die Chance zur Wiedergutmachung. Benz und Jäger sind bereit, an einer gründlichen neuen Planung mitzuarbeiten. Da ich ihre Wünsche bereits gut kenne, bekomme ich für meine Firma die Durchführung des Projektes übertragen.

Engel, mein Chef, ist erleichtert, zumal auch die finanzielle Frage zu seiner Zufriedenheit gelöst wird. Wir machen das neu, was bereits festlag. Alles, was zusätzlich entwickelt werden würde, müßte natürlich berechnet werden. Nach einem halben Jahr, als die neuen Programme funktionieren und der Computer ein zuverlässiger Mitarbeiter geworden ist, haben sich Benz und Jäger beruhigt. Sie bezahlen die offene Rechnung an meine Firma. Engel, mein Chef, kann zufrieden sein. Ein kleiner Erfolg auch für mich.

Novelle in Oxford

Nació und Hombre – wie ein Mensch entstand



Eine Entwicklungs-Geschichte!

1.

Der herbstliche Wind streift über den Platz und wirbelt Papier und Abfälle hin und her. Die Leuchtreklamen schalten sich flackernd ein, bis sie am abendlichen Himmel scheinen. Der Verkehr rauscht, und der Rauch der Abgase steigt auf, wie der Dampf aus den Kanaldeckeln. Nelson schwebt auf seiner Säule über der leeren Geschäftigkeit des Trafalgar Squares.

Zitternd trete ich von einem Fuß auf den anderen. Ich ziehe den Kragen der Jacke hoch und grabe die Hände tiefer in die Taschen. Es ist immer so eine Sache mit solchen Verabredungen in einer fremden Großstadt. Doch Pablo wird schon kommen. Ich habe ihm den Treffpunkt genau auf dem Stadtplan beschrieben und ihm die Verbindung mit der "underground" eingeschärft. So ist es gar nicht zu verfehlen.

Dort drüben wartet auch schon die ganze Zeit jemand. Das Mädchen steht in ihren Mantel gehüllt ruhig am Sockel des Denkmals. Ob ich es ansprechen soll? Kontakte sind immer nützlich, besonders an einem Ort wie London. Und wir haben noch keine Unterkunft organisiert. Vielleicht kann sie uns einen Tip geben...

Da kommt er endlich. Den Rucksack auf dem Rücken bahnt sich Pablo seinen Weg durch den Rauch des stehenden Verkehrs. Die Begrüßung ist herzlich, denn wer hat schon Lust, die zwei Tage alleine in London zu verbringen? Schließlich werden wir uns danach bis Weihnachten nicht mehr zu Gesicht bekommen. Pablo fährt nach Hause, aber ich will noch einige Zeit in England bleiben, einen Job suchen, ein paar Erfahrungen sammeln. Pablo hält mich für verrückt. Was ich nur davon hätte? Ich solle lieber das Semester an der Universität noch retten. Manchmal ist er halt etwas langweilig. Deshalb schlage ich dann auch noch vor, das Mädchen anzusprechen:

"Hi, Du wartest ebenfalls? Ich bin Marcel", stelle ich mich vor. Es stellt sich heraus, daß sie aus Dänemark kommt und seit dem Sommer in London als Au-Pair-Mädchen arbeitet. Nun ist sie gerade dabei, auf ihre Cousine zu warten, die auch in einer Londoner Familie Kinder hütet. Heute Abend wollen sie zusammen in eine Show gehen. Aber am Mittwoch. Übermorgen. Da könnten wir mit ihnen ausgehen. Abgemacht! Wir verabschieden uns und machen uns auf, eine Unterkunft zu suchen. In der Regent Street ist die Touristeninformation schon geschlossen, am Paddington Bahnhof finden wir sie erst gar nicht, und an der Victoria Station werden wir gleich von ein paar jungen Leuten angesprochen:

"How about a private youth hostel? It's cheap accomodation. Ten pounds per night."

Offensichtlich bekommen sie Provision und wollen uns gleich hinbringen. Doch dann kommen Pablo Bedenken, als wir in einem Kleinbus auf dem Gepäck hocken und warten, bis sich das Auto mit weiteren Tramps gefüllt hat. Wo die uns hinbringen werden?

Das "youth hostel" ist in Ordnung. Es ist in einer alten Villa in Kensington untergebracht, recht verkommen, aber voll mit jungen Reisenden und Rucksäcken. Die Betten sind durchgelegen. Wir nehmen das Geld mit in den Schlafsack.

Die nächsten beiden Tage verbringen wir damit, durch die Stadt zu laufen. Ich führe Pablo zum Big Ben und der Downing Street, zusammen suchen wir südlich der Fleet Street nach den alten Londoner Gassen. Viel ist nicht geblieben. Die Leere schreit aus dem Beton und dem rollenden Blech auf den Straßen, aus dem Regen und aus den Augen der Passanten.

In unserem "private youth hostel" erkundige ich mich nach Möglichkeiten von Jobs, denn von der Rezeption bis zur Frühstücksausgabe wird alles von Tramps gemacht, die ihre eigene Unterkunft damit abdienen. Der Zimmerputzer erzählt mir, daß er sich von zu Hause davongemacht hat. Jetzt sucht er schon seit drei Wochen eine richtige Arbeit. In zehn Tagen bleibt ihm kein Geld mehr zum Essen. Nur noch das Rückflugticket. Überall ist Rezession, Wirtschaftskrise. Trotzdem frage ich mehr aus Neugierde bei mehreren Pubs und Hotels an.

"Füllen Sie mal die Bewerbungsunterlagen aus. Wir melden uns dann gegebenenfalls bei Ihnen."

Doch in London will ich eigentlich nicht bleiben. Schottland wäre toll! Aber der Zug dahin kostet unglaublich viel. Und dann soll ich ja die Fähre von Plymouth nehmen. Das ist im Südwesten. Zu Weihnachten werde ich schon in Spanien sein.

Am Mittwoch treffen wir die Au-pair-Mädchen und gehen mit ihnen in eine Pizzeria. Für drei Pfund soviel Pasta, wie man essen kann. Getränke gehen extra, aber Pablo und ich gehen immer wieder aufs Klo und trinken vom Wasserhahn, denn die Nudeln sind scharf gewürzt. Die Au-pairs essen wenig, aber trinken dafür viel. Später, im Pub geht der Flirt weiter, und sie laden uns zu einem Cider ein. Dann müssen wir jedoch gehen, weil der Zug von Pablo noch in der Nacht von der Victoria Station abfährt. Und ich habe mich entschieden, mit dem letzten Bus für heute nach Oxford zu fahren. In den englischen Hort der Erziehung. Es ist nicht so weit von London, soll

angeblich sehr schön und lebendig sein, Studenten verheißen Jobs, Kontakte und Konversation, und Oxford... ja, Oxford.

Unruhig wälze ich mich auf dem Metallboden hin und her. Der Schiffsmotor vibriert in meinem Kopf. Zwischen den leeren Sesseln habe ich mich hingelegt. Die Nachtbeleuchtung scheint mir in die Augen. Das Schiff ist überhitzt, und ich lasse den Schlafsack offen. Oder habe ich Fieber? Mit dem Kopf liege ich unbequem auf dem Rucksack. Mein Nacken ist steif und meine Hüfte schmerzt, wenn ich mich wieder auf die Seite lege. Ich versuche noch einmal, in diesen Zustand aus halbem Schlaf abzugleiten. Die Minuten vergehen langsam. Was war das für ein herrliches Gefühl der Sicherheit! Einmal ein richtiges Ticket gekauft, nicht mit ausgestrecktem Daumen an der Landstraße stehend, einen Sitz ganz vorne im Bus, der über die leere Autobahn gen Oxford wallt. Die Adresse der Jugendherberge habe ich in der Tasche, einer offiziellen, diesmal. Den Busfahrer habe ich schon gefragt. Der wird mir die richtige Haltestelle angeben. Heute morgen war ich noch einmal Geld abheben, um etwas für die ersten Tage zu haben.

Eine wohlige Spannung liegt auf mir. Jetzt wird es endlich ernst: Jobsuche, Zimmersuche, Studenten kennenlernen, durch Oxfords Colleges und Büchereien wandeln, die Luft der Elite atmen. Eine Existenz aufbauen. Nur für zwei oder drei Monate, aber auf mich gestellt. Mein Leben gestaltend. Und wer weiß, vielleicht finden sich ja noch ungeahnte Möglichkeiten.

Der Bus fährt von der Autobahn ab, und es tauchen dunkle Häuserschatten entlang der Straße auf. Die Vorstädte von Oxford.

Wir halten zweimal, bevor mir der Fahrer zuwinkt. Die nächste Haltestelle steige ich aus und atme in vollen Zügen die frische Nachtluft ein.

"Round the corner, to the left. And then it's all the way down on the left hand. You can't miss it", erklärt mir der Fahrer den Weg. Dann schließen sich die Türen, der Bus setzt sich ächzend in Fahrt, und bald umhüllt mich dunkle Stille.

Ich schultere den Rucksack und laufe schnell los. Mein Herz pocht. Die Straßen und Fenster sind dunkel, nur vereinzelte Laternen zeigen mir den Weg. Die Häuser mit ihren gepflegten Rasenflächen thronen selbstsicher eines neben dem anderen. Mit einem angemessenen Abstand zwischen ihnen. -Ist das der kleine Weg links rein? Ich finde das Straßenschild nicht. Also laufe ich ein Stück weiter, kehre dann aber um. Es muß doch dort gewesen sein. Endlich kommt das Schild: "Youth Hostel-Auberge de Jeunesse". Es ist ein besonders schönes Haus mit

geschottertem Vorhof, in dem einige Autos eingeparkt sind. Der Kies knirscht unter jedem meiner Schritte. Oben ist Licht, aber unten ist der Eingang dunkel. Ich klinge. Nichts. Noch einmal. Dann klopfe ich. Das Fenster oben öffnet sich. Ein Mann sieht hinunter und ruft mir leise zu: "Es ist schon geschlossen. Sie sind zu spät eingetroffen, hier wird um elf Uhr zugemacht. Ich kann Sie nicht reinlassen. Ich bin hier nur als Gast mit meiner Klasse, und meine Schüler haben Ihr Klopfen gehört." Schließlich macht er mir doch von innen die Tür auf. Ein Bett bekomme ich jetzt nicht mehr, aber im Aufenthaltsraum gibt es ein bequemes Sofa. Vielleicht muß ich da für diese Übernachtung nicht bezahlen. Das wäre doch prima! Beruhigt schlafe ich ein.

Am Morgen werde ich von einem Staubsauger geweckt.

"Didn't You find Your bed yesterday night?"

Und dann muß ich also doch zahlen. Doch erstaunt stelle ich fest, daß ich nicht mehr genug Geld habe. Was ich wohl gestern gekauft habe? Oder habe ich es verloren? Ist es vielleicht sogar gestohlen worden? Wie auch immer, zunächst muß ich etwas abheben gehen. Mein Gepäck lasse ich als Sicherheit da. So laufe ich durch die rauhreifweißen Wiesen über einen kleinen Bach zur Altstadt. Der Dunst verwischt mit sanfter Hand die Farben. Die herbe Schönheit des Herbstes erfasst mich. Der schleichende Verfall erfüllt den Park jenseits der Brücke. Auf dem mühsam sich fortschleppenden Wasser gleiten ein paar einsame Blätter. Die haben ihren Baum verloren. Mit meinen braunen Lederhandschuhen halte ich mich am hölzernen Geländer fest. Mein Atem steigt weiß vor mir auf, vergeht. Die Zukunft liegt wie ein weites unergründliches Land vor mir. Wohin wird meine Reise mich führen? Wo wird sie enden? Wer wird mir die Richtung weisen? Ich fröstele. Alles scheint so greifbar nahe zu sein. Freiheit. Erfolg. Leben. Ich bin jung, ich habe ein frisches Blut und einen hellen Geist. Nichts muß mich halten, ich kann alleine stehen. Meine Augen habe ich weit geöffnet und sie brennen vor Verlangen zu sehen.

2.

Das "term", die Studienperiode, hat gerade angefangen, als ich in Oxford eintreffe. "Michaelmas" heißen die zwei Monate des Wintertrimesters. Die Stadt ist voller Studenten, teure Geschäfte

bieten Anzüge, "college style"-Schuhe, Sandwiches, Bücher und Souveniere an. In einem Schaufenster entdeckte ich auch die traditionellen Gewänder der Studenten und Lektoren, die bei feierlichen Anlässen mit Stolz getragen werden sollen, die schwarzen faltenreichen "gowns". Sie unterscheiden sich nach der Stellung in der College-Hierarchie, werden mit jedem Studienjahr immer länger: "Freshers, undergraduates, postgraduates, bachelors,..." dazu den obligatorischen Doktorenhut: ein flaches schwarzes Quadrat mit einer Bommel an einer der Ecken. Aber all das siehst du nur in der Altstadt. Läufst du die High Street, die Einfallsstraße in Londoner Richtung von jeher, stadtauswärts, wirst du das andere Oxford entdecken. Die verzweigten Arme des Cherwell-Flusses überquerst du auf der steinernen Magdalen Bridge, dann kommt ein Kreisel, von welchem ein paar Hauptstraßen abgehen, an denen sich die Stadt wie ein Fächer ausbreitet. Natürlich gibt es auch hier noch Studentenresidenzen, angesehene grammar schools, und sogar das eine oder andere moderne College ist durch das Nadelöhr an der Brücke gegangen und hat sich hier angesiedelt. Aber die Straßenzüge sind einfach, nicht mit überheblichem Gesicht gebaut. Die Geschäfte werden zu Ramschläden, ein Supermarkt an der Ecke, dann eine Bingohalle, wo sich die alten Frauen am Wochenende treffen, um bei einem Glücksspiel, bei dem es nicht viel zu gewinnen oder verlieren gibt, für einen Nachmittag ihre müde Durchschnittlichkeit oder ihre graue Einsamkeit zu überspielen. Schließlich mündet alles irgendwie im Vorort Cowley.

Die kilometerlangen Ausfallsstraßen, Arme des Fächers, zeugen vom englischen Bemühen, mit möglichst viel Abstand zu bauen, jeder sein Haus für sich, wenn es nur irgendwie geht, auch, wenn sie alle in einer Reihe stehen und sich durch nichts als das Namensschild unterscheiden. Und diese meilenlangen roads halten Cowley auf Distanz. Mit seinen verfallenen Industrieanlagen, seinen Automobilwerken, dem grauen Einkaufszentrum, den billigen Pubs und den arbeitslosen Jugendlichen, die aus der Zerstörung heraus zerstören, was sie nur können. Mit seinem langweiligen Trott aus Arbeiten, Einkaufen, Fernsehen und um halb elf ins Bett gehen, nach einer letzten Tasse schwarzen Tees. Mit Milch oder mit Zucker oder mit beidem, so wie jeden Abend, und ganz individuell.

Oxford hat auch noch andere Vorstädte, südlich und nördlich der Altstadt. Aber keine ist so weit wie Cowley.

Die ersten Tage sehe ich wenig vom "echten" Oxford. Ich weiß nicht so recht, womit ich anfangen soll, mit der Zimmersuche, mit der Jobsuche oder mit Kontakten. Ein Amerikaner hat mir das so beschrieben.

"You just go and ask in the pubs and colleges..."

Also frage ich einfach. Ich sehe keine historischen Gebäude, nichts, außer den typischen Schildern, die mit einer gemalten Jagdszene etwa den Pub "Three foxes" schmücken. Oder so ähnlich. Meine Auge filtert das Wesentliche. Am Anfang brauche ich etwas Mut. Wenn ich aufgeregt bin, stottere ich und spreche mit Fehlern. Bald wird es eine Litanei. Ich wähle nicht mehr. Tür auf, mein Spruch: "I' m a travelling student from Austria, looking for a job for the term." Austria macht einen guten Eindruck, denke ich. Daß ich zur Hälfte Grieche bin, erzähle ich ihnen lieber nicht. Was geht sie das auch an?

Die Absage ist meistens höflich.

"Und Sie kennen auch niemanden, der jemanden einstellt?" frage ich dann noch.

"There is another pub just down the street. How about trying over there?"

Höfliches Bedanken, selten werde ich unfreundlich behandelt, und raus aus der Tür. Wird es also der Pub da drüben sein, wo ich bedienen, Geschirr spülen oder sonst etwas machen werde? Bald fange ich auch an, in Geschäften zu fragen. Es wird ein Sport.

Die Zeitungsanzeigen geben nichts her. Gerade mal ein paar Zimmer. Aber so sehr teuer.

"Drei Pfund die Stunde sind in Ordnung," sagt mir ein junger Mann im "jobcentre", dem Arbeitsamt. Ein Glas Tee in der High Street kostet 95 Pence. Der Bus zur Jugendherberge 70 Pence. Ab jetzt gehe ich nur noch zu Fuß. Zeit habe ich genug, und der Weg durch die Wiesen ist ruhig.

Jugendherbergen sind ein wahrer Umschlageplatz für Informationen. Jeden Tag gibt es ein Kommen und Gehen, und im Aufenthaltsraum sitzen wir gemütlich auf alten Sesseln und Sofas, und jeder breitet seine Erfahrungen aus.

"Nach London fährst Du am besten mit dem Bus, das ist wirklich nicht teuer!"

"Nottingham ist toll, aber vom Sherwood Forest ist nicht mehr viel übrig. Und die Pension, die ich gefunden habe. Wahnsinn! Bed & Breakfast für acht Pfund."

"Bist Du verrückt? Das ist hier viel billiger, und da machst Du Dir Dein Frühstück in der Gästeküche halt selber."

Ein alter Mann schaltet sich ein.

"Billiger, ja, aber nicht sicherer. Es wird doch ständig etwas geklaut. Und das sind nicht die Gäste. Man muß nur einmal hier gewesen sein, um zu wissen, daß man über die Feuerleitern in die Schafsäle einsteigen kann. Und das Gepäck liegt doch auf dem Boden herum. Selbstbedienung sozusagen."

Dann erzählt er davon, wie er in der Schweiz im Winter als Nachtportier gearbeitet hat. Und damals, als er mit dem Puerto Ricaner an der Cote d'Azur gereist ist... Und dann hat man ihm einmal in Singapore einen Job auf einem Tankschiff geradezu nachgeworfen. Seit der Zeit hat er Matrosenpapiere. Das war ein Glücksfall, genauso wie damals in Oxford, als er sich im Hof des Balliol Colleges gelümmelt hat, und der Koch gerade auf ein Zigarettchen rauskam und ihm einen Job in der Küche angeboten hat.

"Ja, das waren Zeiten, aber jetzt bin ich schon zu alt für so etwas. Du mußt in den Colleges direkt in die Küche gehen. Der Eingangsportier wird Dich immer wegschicken. Du mußt es halt überall versuchen, auch in den Hotels, zum Beispiel.

Übrigens, in der letzten Woche waren ein paar Kanadier hier, und zwei von denen haben Vertretungsjobs in einer Fabrik gefunden. Daran siehst Du, daß es Arbeit gibt, Du mußt sie nur finden."

Alle sprechen englisch untereinander, aber eine kleine Frau mischt immer wieder französische Wörter ein. Morgen geht sie zum "housing office", erzählt sie. Hinter der Carfax-Kreuzung an der Ladengallerie vorbei. Dort werden private Zimmerangebote gehandelt. Und das Telefonieren kostet nichts. Sie sucht eine Bleibe hier und will vielleicht studieren. Wenn sie das Stipendium bekommt.

Aus der Ecke höre ich Spanisch, zwei Chileninnen diskutieren das Besichtigungsprogramm, scheint es.

Später unterhalte ich mich noch lange mit einem Japaner, der den ganzen Abend ruhig gelesen hatte. Sein Englisch ist gebrochen, aber wir verstehen uns durch Worte und Gesten.

"Wie könnt Ihr nur immer so alleine reisen?" frage ich ihn. Er ist schon einen Monat lang ganz für sich in Europa unterwegs. Und selten spricht er mit den Leuten, so wie jetzt mit mir.

"Bei uns ist das anders. Es ist eine Tugend leise und sich selbst genug Gesellschaft zu sein."

Ich lade ihn ein, mich zu besuchen, wenn ich wieder in Österreich bin. Aber ich ahne, daß er nicht kommen wird. Nach Europa reist man nur einmal im Leben.

Schließlich zeigt er mir, wie er ein quadratisches Stück Papier zu einem Kranich faltet. Origami, heißt die geschickte Kunst. Er gibt mir den Vogel, kaum handgroß, als Erinnerung. Morgen früh fährt er nach London weiter.

Spät gehe ich hinauf in den Schlafsaal. Frische Abendluft weht durch das Schiebefenster hinein, das einen Spalt breit offensteht. Ich kann lange nicht richtig einschlafen.

Plötzlich vernehme ich ein schnarrendes Geräusch, schweres Atmen. Ich wende den Kopf und schaue zum Fenster. Eine dunkle Gestalt bemüht sich, über die Fensterbank ins Zimmer zu klettern. Mit der einen Hand stößt sie das Schiebefenster hoch. So leise, wie möglich.

"Hey, what are You doing here!" brülle ich aus voller Lunge und springe im Bett auf.

"Psst, don't wake everybody up", kommt die Antwort, "wir sind zu lange im Pub gewesen, und unten ist die Tür schon zu."

Ungläubig starre ich ins Dunkle. Na ja, wahrscheinlich ist es recht. Zwei Betten waren leer, stelle ich fest. Ich lege mich, noch immer etwas durcheinander, wieder hin.

Am nächsten Tag gehe ich nach einer erfolglosen Pub- und Collegeküchentour zum Housing Centre. Die neue Angebotsliste kommt erst am Montag wieder heraus. Heute ist Freitag. Und die Schlagzeile der Oxford Times kündigt von der drückenden Arbeitslosigkeit: "Highest unemployment rate ever: 10%!"

Abends telefoniere ich nach Hause.

"Jassou! Ja, ja doch, es geht so", sage ich meiner Mutter.

Natürlich macht sie sich Sorgen. Danach rufe ich mit meinem restlichen Geld verschiedene Jugendherbergen an. In England werden manchmal "wardens", die den Herbergseltern aushelfen, nur für Unterkunft, Verpflegung und ein kleines Taschengeld eingestellt. Aber die Saison ist vorbei. Es wird niemand gebraucht:

"Es tut uns leid, aber wir können Sie zur Zeit auch nicht mehr einstellen. Es wird schwierig werden, etwas zu finden."

Ich habe genug. Ich gehe mit schnellen Schritten zur Tür hinaus und stelle mich draußen im Dunkeln mit dem Rücken an eine Platane. Das Laub knistert unter meinen Füßen. Auf einmal brechen die Tränen aus den Augen, die solch ein Verlangen zu sehen hatten, und ich sinke weinend am Stamm ins Laub hinunter.

3.

Ich habe das Wochenende der Ruhe ausgerufen. Am Vormittag war ich einkaufen, nachdem ich noch einmal Geld abgehoben habe. Jetzt sitze ich am Tisch beim Fenster in der Gästeküche und esse Toast, Käse, Obst. Der Tee ist stark und hat die Farbe von Cafe. Mit einer Hand schreibe ich einen Brief nach Hause.

"Es ist schwer, etwas zu finden, aber heute geht es mir gut."

Der Brief ist an meine Mutter, und meine Schwester wird ihn dann mal lesen, wenn sie zu Besuch kommt. Meinem Vater schreibe ich schon seit ein paar Jahren nicht mehr. Es war nur ein Umstand. Er zahlt schließlich auch keinen Unterhalt, seit ich sieben war, als sich meine Eltern getrennt haben. Und schon davor war er kaum für mich da. Damals habe ich mir einen Vater gewünscht, wie nichts anderes, was ich nicht hatte. Heute lebe ich gut, auch ohne ihn...

Am Abend wasche ich meine schmutzigen Klamotten. Aus der langen Reihe der Waschbecken im Bad mache ich eine Waschstraße: Vorwäsche, erste und zweite Hauptwäsche, Spülen, Auswringen. Die Jeans nehme ich mit unter die Dusche und walke sie mit den Füßen durch. Dann verteile ich alles auf den Heizungen und gehe in Unterwäsche in den Schlafsack, denn viele Kleider konnten im Rucksack keinen Platz finden, und so habe ich nur das Nötigste dabei. Und das ist nun naß.

Am Sonntag besuche ich endlich die Sehenswürdigkeiten. Die Versuchung ist groß, doch wieder in einem der geöffneten Pubs zu anzufragen und mein Glück dort zu versuchen. Aber ich

brauche etwas Ruhe und will mir heute etwas Abwechslung zugestehen.

St. Martin's Tower, ein mittelalterlicher Kirchturm, markiert am Carfax, der Kreuzung der High Street mit der nördlichen und südlichen Ausfallsstraße, das Zentrum des alten Oxford. Von dort oben bietet sich mir eine teurer, aber eintöniger Ausblick. Von der St. Mary the Virgin-Kirche wäre er interessanter gewesen, denn die steht direkt zwischen den "spires", den hochgotischen Spitzen der Universitätsgebäude. In ihrem Anbau, dem Chapter House, wo sich heute eine Cafeteria befindet, sind die Anfänge der Universität versteckt. Ein großer Raum mit gotischem Gewölbe war der erste Bau, den man eigens für die "scholars", die Studierenden errichtete. Über dem Gewölbe des Chapter House befand sich die Bibliothek, heißt es. Das war im vierzehnten Jahrhundert. Vorher hatte man einfach die Kirche für Vorträge benutzt. Denn schon im zwölften Jahrhundert wurde in Oxford, einer ursprünglich angelsächsischen Marktsiedlung, von Kirchenleuten gelehrt, und im dreizehnten Jahrhundert kamen die ersten "wirklichen" Studenten nach Oxford. Politische Unstimmigkeiten hatten die englischen Studierenden von der Pariser Universität verbannt, und sie ließen sich hier nieder. So steht es im Stadtführer, den ich mir gekauft habe. Bald gründete man sogenannte "colleges", und selbst von den ersten existieren die meisten noch heute. Sie dienten ursprünglich nur als Wohnheime, in denen die noch jungen Studenten mit ihren Lehrern, den "fellows" zusammenlebten. Diese trugen die Verantwortung für den tugendhaften Lebenswandel ihrer Schüler, traten an die Stelle der Eltern.

So entwickelte sich das Collegeleben zwischen klösterlicher Disziplin und jugendlichem Exzess.

Die Anhänglichkeit an die künstliche Familie kann heute noch sehr stark sein und wird immer wieder durch gemeinsames Essen, Feiern, das Tragen der Collegefarben als Schal und sportliche Wettkämpfe gegen die anderen beschworen. Aber die Entwicklung hat all das bereits etwas überholt. Die Fellows sind nicht mehr dem Zölibat unterworfen und bevorzugen es, mit ihren eigenen Familien zu leben. Es gibt seit Anfang des Jahrhunderts auch immer mehr Studentinnen, die wie die Studenten heutzutage volljährig und für sich selbst verantwortlich sind, wenn sie nach Oxford kommen.

Die Colleges, die für einige Zeit sogar fast völlig unabhängig voneinander unterrichteten, treten immer mehr vor ihrer Förderung, der eigentlichen Universität zurück. Diese organisiert schon lange nach Fakultäten geordnete freiwillige Vorlesungen für

Studenten aller Colleges. Aber die nimmst du in Oxford auch nicht recht ernst, stelle ich bald fest. Im Gegensatz zu den meist internen "tutorials". Da wird mit jeweils zwei, drei Studenten einmal wöchentlich von einem Fellow deren Arbeit durchgesprochen. Die Vorbereitung darauf ist oft sehr umfangreich, Bücher müssen gelesen und Aufsätze geschrieben werden. Das Tutorial dauert nur eine bis zwei Stunden, aber viele der Lehrer sind anerkannte Wissenschaftler und haben hohe Ansprüche. So ist das Studieren in Oxford sehr individuell, und du verbringst viel Zeit alleine in den Bibliotheken deines Colleges oder der Universität.

Die Radcliffe Camera ist ein ovaler, barocker Kuppelbau, gleich hinter der St. Mary the Virgin Kirche, die ebenfalls der Universität dient, und wird als Lesesaal benutzt. Dahinter wiederum erstreckt sich die Universitätsbibliothek, die, immer wieder erweitert, eine der größten und wertvollsten Büchersammlungen überhaupt sein soll. Läßt du dir einen Ausweis ausstellen, der dich zu ihrer Benutzung berechtigt, mußt du auch heute noch ein mittelalterliches Ehrengelöbnis abgeben, daß du dort weder durch Unachtsamkeit, noch aus Absicht einen Brand legen wirst.

Ist die Universität mit ihren eigenen Sammlungen, der Kirche, einem eigenen Verlagshaus, der University Press, und einem Theater, dem Sheldonian, eine Welt für sich, so sind die Colleges ihre Dörfer. Ihr Aufbau ist bei den alten fast immer gleich: Am Pförtner vorbei gelangst du in den rechteckigen Hof, den "quad", in dem zwischen englischem Rasen und verhangenem Himmel, zwischen grünstem Grün und grauestem Grau die gotischen Vertikalen in ockergelbem Sandstein schweben.

Viele der Colleges sind im "perpendicular style" errichtet, einer besonders verzierten Spätgotik, die sich zu einer Art englischem Nationalstil entwickelt hat. Und erst mit Anbruch des Betonzeitalters hat man sich endgültig davon verabschiedet, scheint es.

In den alten Colleges gibt es immer eine Kapelle, ehemalige Brunnen und Sonnenuhren, eine Bücherei und Aufenthaltsräume für die einzelnen Jahrgänge. Und eine große Speisehalle, deren lange Holztische von dem "High Table", der Tafel, an der die Fellows essen, überragt wird, und außer den Wohn- und Wirtschaftsräumen findest du manchmal sogar eine eigene Kneipe.

So wie es alte und moderne Colleges gibt, gibt es "arme" und wohlbegüterte. Einige besitzen ganze Straßenzüge an histori-

schen Häusern, ausgedehnte Sportfelder, Parkanlagen und "meadows", ehemalige Weiden für den Viehbesitz in College-nähe. Außerdem weitere Studentenwohnheime für die älteren Jahrgänge, die keinen Platz mehr im alten College haben, und Ruderhäuser entlang der Themse, die südlich an der Altstadt vorbeifließt.

Die neuen Colleges ersparen sich die Kosten für die aufwendige Modernisierung der mittelalterlicher Gebäude, bei der man erst in den sechziger Jahren fließendes Wasser und Heizungen einführte. Sie bauen großzügiger am Stadtrand und sind meist auch etwas untraditioneller und leben mit weniger Regeln. Aber die Rangordnung ist eindeutig: je älter, reicher und konservativer das College, desto angesehenere und einflußreicher ist es. Und einflußreich sind sie alle, die Colleges in Oxford oder auch in Cambridge. Fast die ganze Führungsschicht Englands, die Elite durch Geld und Familientradition, ist über die Stufen eines dieser Colleges gegangen. Und selbst erfolgreiche Emporkömmlinge haben hier oft mit einem Stipendium studiert. Doch ansonsten ist Oxford von der Elite, für die Elite.

Ich schlendere langsam von College zu College. Erst jetzt nehme ich mir Zeit, sie richtig anzuschauen. Oder wenigstens ein paar von ihnen. Im New College, einem "Neubau" aus dem vierzehnten Jahrhundert, entdecke ich in der Kapelle einen echten "El Greco". Er ist von dickem Glas geschützt, aber er durchflutet den Raum mit beschwörender, atemberaubender Andächtigkeit. Hier lebt er, im Museum wäre er begraben.

Über einen Durchgang verirre ich mich in die "cloisters", einen gotischen Kreuzgang. Er ist völlig von hohen Mauern umgeben und öffnet sich nur zur weiten, sanft grünen Rasenfläche, die er wie einen lebenden Teppich umrahmt. Ein dichter Baum mit seltsamen Blättern wurzelt in einer Ecke und beugt sich über die freie Fläche wie eine behütende Hand. Ich gehe gemächlich über die abgelaufenen Steine des Kreuzganges. Sehe ich hinüber, die gleichen offenen Arkaden, fast wie eine Reflektion. Sehe ich nach oben, an den Wipfeln des Baumes und einiger gotischer Gebäude vorbei, öffnet sich mir nur der verweinte Himmel. Das müssen unruhige Zeiten gewesen sein, als die Menschen sich so zurückzogen! Doch auch ich sollte noch oft hierhin zurückkommen und meine schweigenden Runden langsam gehen.

4.

Am Montag finde ich ein Jobangebot im Arbeitsamt. Seltsam, daß noch keiner vorher das Kärtchen abgerufen hat, aber das Angebot ist auch den ersten Tag in der Kartei. In einem Motel an der Autobahn, heißt es, die nördlich an Oxford, Richtung London vorbeiführt. Als Verkäufer in einem Laden mit Souvenir- und Reiseartikeln. Die Bezahlung soll durchschnittlich sein: Etwas über drei Pfund die Stunde. Ob ich davon auch noch Steuern zahlen werde? Morgen habe ich ein Einstellungsgespräch. Angeblich sollen noch mehr Interessenten für den Job da sein.

Danach laufe ich zum Housing Office, der Zimmervermittlung. Die neue Angebotsliste ist gerade herausgekommen, und ich sehe sie gespannt durch. Die wöchentlichen Mieten sind horrend. Das ist klar, denn die meisten Studenten, die nicht in den Collegegebäuden Platz finden, können soviel bezahlen. Bei einem angenehmen Zimmer müßte ich das Geld von drei ganzen Arbeitstagen für eine Wochenmiete hinlegen! Einige Angebote sind nach Vereinbarung zu bezahlen. "Cowley" klingt billig. Mit Küchenbenutzung. Ich probiere die Nummer.

"Yes, come along and have a look."

Ich fahre mit dem Bus hin. Es ist weit, weit vom Zentrum entfernt in einer der ausdruckslosen Reihenhäuser einer Vorstadtstraße. Mit "Oxford" hat das nichts mehr zu tun.

Die Vermieterin ist etwas garstig, läßt aber mit sich handeln und sagt mir das kleine Zimmer mit Doppelbett für 35 Pfund die Woche zu. Der Vormieter zieht erst morgen aus, und da ich lieber einen Tag weniger, als einen mehr in der Jugendherberge mit ihrem ständigen Kommen und Gehen bleiben will, ist es mir recht, diese Nacht noch das Zimmer zu teilen. Vielleicht lerne ich jemanden Interessanten kennen.

Der ältere Sohn der Vermieterin ist ein komischer Kauz und spricht überhaupt nicht zu mir, aber das ist mir gleich, ich brauche das Gefühl voranzukommen, und so ziehe ich gleich darauf mit meinem Gepäck um. Danach laufe ich in die Altstadt. Es ist ein langer Weg durch die weiträumig bebauten Siedlungen, an einem Golfplatz und einer Grammar School, einem Gymnasium vorbei auf eine Hauptstraße, die Cowley Road, auf der ich dann zum Kreisel an der Magdalen Brücke gelange, die mich mit einem Aufatmen der Erleichterung zur freien Luft der Studenten und Colleges führt.

Am botanischen Gärtchen vorbei laufe ich am Cherwell Fluß entlang. Die warme Abendsonne bricht doch noch so halb durch die Wolken, läßt silberne Juwelen auf dem Wasser tanzen, und die sich golden färbenden Blätter einer Kastanie scheinen wertvoll in ihrem Licht. Jedes der Blätter wiegt sich graziös im streichelnden Wind, jedes ist für sich, eigen geformt, mit eigenen Bewegungen, einer eigenen Schattierung, und alle sind sich sehr ähnlich. Wie gut müßtest du ein einzelnes Blatt kennen, um es immer wieder erkennen zu können, um es als einmalig zu erleben! Und wenn du das schaffst, wirst du nicht immer in allen Bäumen nur einzelne Blätter sehen, und wirst du das deine nicht immer wieder suchen, nach dem Bild, das du davon im Herzen gemalt hast? Auch wenn der Herbststurm es schon längst verweht hat, der erste Schnee seine verfallenen verbräunten, vom Frost verbrannten Konturen bedeckt hat. Wo immer es dann auch liegen mag. Du magst dir sagen, daß es nicht mehr ist, daß du dieses Blatt nie richtig kennen konntest, daß du dich betrogen hast, als du es an die Tür deines Herzens maltest. Aber du vergißt dann, daß du nichts anderes bist, als all das zusammen, was du warst. Daß dein Leib aus all den Speisen besteht, die du schon gegessen hast, und deine Seele aus all den Gefühlen, die durch die Tür in deiner linken Brust gegangen sind. Das seltsame schöne Blatt, so ähnlich wie alle anderen, ist ein Teil von dir geworden.

Auf den Merton Fields, vor dem Panorama der mittelalterlichen Mauern und Türme spielen Jungs Rugby. Das fließende Licht begleitet die bunten Trikots, die über den Rasen wetzen.

Später gehe ich noch zu den New College Cloisters. Es dämmt schon stark, und in den gotischen Fensterbögen des Torhauses scheint das Licht. Was müssen das für glückliche Leute sein, die durch solche Fenster auf so eine Welt des Friedens blicken können! -Wenn sie je auf die Idee kommen hinauszusehen.

Auf dem Weg nach Hause schaue ich noch kurz in ein sehr altes College zur linken Hand hinein. Abends ist der kleine Innenhof beleuchtet. Er ist nicht so geplant, wie viele der anderen, genau abgemessenen symmetrischen Quads. Hier scheint er eher gewachsen. Die niedrigen Gebäude sind mit wucherndem Wein bedeckt. An der Portiersloge werfe ich einen Blick auf das schwarze Brett mit Ankündigungen und Anschlägen. Es ist ein buntes Gewirr, in dem alle möglichen "societies", Studentenclubs und Vereinigungen um Mitgliedschaft werben und ihre Aktivitäten ankündigen. Denn neben dem Studieren, ganz für sich allein, tritt ein abwechslungsreiches Gesellschaftsleben, das sich in Clubs, Sportteams, festlichen Dinners, Parties und Pubs abspielt.

Hier wird für all das Reklame gemacht: St. Anne's lädt zu einem Filmabend ein, die Ruderer treffen sich am Mittwoch, um die Saison zu besprechen, "Let's get drunk in the white horse pub on tuesday", wird anonym angekündigt. Daneben hängt ein Plakat der "Idiot Society", die einen Ausflug nach London plant: "Fourty pounds return trip". In einem Glaskasten werden die offiziellen Nachrichten geschützt: "Anmeldung zum Cristmas Dinner läuft ab jetzt", "John Smith soll sich umgehend bei seinem Tutor melden" und "Das Tutorial für die Studenten der griechischen Sprache ist am Freitag in Raum C5".

Was? Griechisch in Oxford? Wer kann denn hier auf die Idee kommen, solch eine unproduktive Sprache zu studieren? Doch vielleicht ist das die Gelegenheit, endlich mit Studenten in Kontakt zu kommen. Ich kann ihnen griechische Konversation anbieten, sie könnten mich etwas ins Studentenleben einführen.

Denn das ist es ja gerade, was mich zu Oxford hingezogen hat.

Am Abend lerne ich den Vormieter in meiner neuen Unterkunft in Cowley kennen. Er ist Student, wie ich während der Unterhaltung erfahre. Allerdings studiert er auf der Niederlassung einer französischen Privatschule, die sich auf internationale Wirtschaft konzentriert. Es gibt also auch viele Hochschulen, die nicht zur Universität gehören, aber des Soges Oxfords wegen hier angesiedelt sind. Die kommen noch zu den etwa dreißig Colleges dazu!

Der Student spricht gut Spanisch. Das wollte ich eigentlich schon immer lernen. Vielleicht ergibt sich jetzt eine Gelegenheit. Morgen werde ich mir ein Lehrbuch kaufen. Inzwischen bringt er mir ein paar erste Sätze bei.

"Me llamo Ramiro", ich heiße Ramiro. "Como te llamas, tu?"

"Me llamo Marcel,"antworte ich.

"Tengo veinte anos. Y tu?"

"Moment, das war etwas zu kompliziert", stelle ich fest."Das habe ich nicht verstanden."

Langsam deutet er erst auf sich selbst und zeigt mir dann zweimal zehn Finger.Dann deutet er auf mich und blickt mich fragend an. Ach, so!

"Tengo veinte anos", wiederhole ich.

"Du bist auch zwanzig?"

"Ja, beinahe."

"Und was machst Du?"

"Ich suche einen Job und will hier nur so bis zum Ende des Terms bleiben. Über Weihnachten will ich nach Spanien fahren. Die ersten Weihnachten ohne meine Familie. Und Du, was studierst Du genau?"

"Welthandel und Wirtschaftsenglisch. Wie die Dritte Welt am besten ausgebeutet wird und so."

Er schaut mich aus verschmitzten Augen an.

"Aber keine Angst, yo soy un hombre sincero...", fängt er la

chend an, das Guantanamera-Lied zu singen.

"To soy... was?" möchte ich wissen.

"...un hombre sincero, ich bin ein ehrlicher Mensch, beziehungsweise Mann, heißt das. -Woher kommst Du eigentlich?"

"Ich bin in Österreich geboren und halb Grieche."

"Nacio en Austria. Un Austriaco! In Österreich geboren, also. Da war ich einmal Skifahren, noch als Kind. Damals waren wir mit der ganzen Familie da. Das heißt, da hat mein Vater noch bei uns gelebt. Mein Bruder war noch ein Säugling. Du hast keine Geschwister, oder?"

"Doch, eine ältere Schwester, die aber nicht mehr zu Hause wohnt. Ihr Freund studiert auch Wirtschaftswissenschaften."

Die Unterhaltung war ohne roten Faden. Wir sprangen von einem Thema zum anderen. Zwei junge Leute, die entdecken, wieviel sie verbindet und wieviel sie sich gegenseitig beibringen könnten. Wir wußten nicht so recht, was wir miteinander anfangen sollten.

Spät legten wir uns schlafen, jeder auf seiner Seite des grotesken Doppelbettes. Morgen würde Ramiro umziehen, er hatte ein Zimmer in einem Haus mit italienischen Studenten gefunden. Auf halbem Weg zum Stadtzentrum. Schade, eigentlich.

5.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Bus durch die ganze Stadt zum Vorstellungsgespräch im Motel. Von anderen Bewerbern war nichts zu sehen. Ich wurde zu einer Miss Rotting geschickt, der Personalchefin, deren Freundlichkeit umwerfend war: Leider hatte den Job im Laden, für den ich mich bewerben wollte, schon jemand anderer bekommen. Aber das war sowieso

nur eine längere Vertretung für einen Mitarbeiter, der schwer krank geworden war. Doch nun war ganz zufällig eine weitere feste Stelle in der Cafeteria freigeworden. Die könnte ich gleich morgen antreten.

"Ich wollte sowieso nur bis zum Ende des Terms bleiben", sage ich ihr.

"Bis wann?", fragt sie etwas erstaunt.

Das war auch nicht mehr Oxford hier, dachte ich bei mir. "Das sind noch fast zwei Monate."

"Das ist recht", sagt sie, "wir können einen zeitlich begrenzten Vertrag machen. Kommen Sie erst einmal mit und schauen Sie sich den Arbeitsplatz an."

An den Hotelgebäuden vorbei gingen wir zur Cafeteria. Dort waren feste Tische installiert, und die Kunden suchten sich ihre Speisen selbst an einem langen, verglasten Buffet aus, die sie dann auf ihren Tablettts zur Kasse schoben. Die Angestellten trugen beigebraune Uniformen und ein etwas lächerliches Hütchen auf dem Kopf. Sie betreuten das Buffet, schenkten Tee und Cafe aus, räumten die Tische ab und saßen an der Kasse. Miss Rotting erklärte mir das System:

"Die Leute arbeiten im Schichtdienst. Von sieben Uhr morgens bis drei, oder von drei bis elf Uhr nachts. Wenn Sie zwei Schichten durcharbeiten, bekommen Sie einen Bonus. Zwei Tage die Woche sind frei, und Sie haben Anrecht auf zweimal 30 Minuten Pause pro Tag. Die Politik unseres Unternehmens ist es, die Angestellten genauso gut wie die Gäste zu behandeln. Deshalb können Sie sich für Ihre Pausen etwas zu essen vom Buffet aussuchen. Da vorne steht Roger, der Schichtmanager. Der teilt die Leute während der Schicht ein. Ich biete Ihnen also hiermit die Position als Buffethelfer an."

In meinen Vertrag schrieb sie allerdings "shop assistent".

Miss Rotting hatte recht, die Angestellten und die Gäste wurden in etwa gleich behandelt. Gleich schlecht.

Die nächsten Tage verbrachte ich auf Ämtern, der Papiere wegen, wenn ich nicht gerade Schicht hatte. Langsam dämmerte es mir, daß ich ständig "on the floor" arbeitete, weil es die anstrengendste aller Arbeiten war. Die Tablettts der Gäste mußten eingesammelt werden, die Reste und der Abfall vom Geschirr getrennt werden. Das wurde dann sortiert und in die Küche zum Abwaschen gefahren. In normalem Arbeitstempo konnte ich alleine alle Tische schaffen. Nur, daß immer wieder

"coach companies" zu erwarten waren, Reisebusse, deren Fahrer kostenlos essen durften. Und so aßen sie dann alle, die braven englischen Ladies, Schulgruppen, Familien, Ehepaare. Und auf einmal war die Cafeteria mit Menschen voll, und die Schlange zog sich bis vor die Tür. Selbst, wenn ich von Tisch zu Tisch rannte, war es unmöglich alles beizeiten abzuräumen, und so türmten sich bald Tablettts und Abfälle. Der Schichtmanager stellte sich hinter mich und raunte mir ins Ohr, während er zu den wartenden Gästen hinüberlächelte: "Speed up, speed up, schneller, schneller machen".

Nachts fiel ich völlig erschöpft ins Bett.

Die Kollegen waren, soweit sie Engländer waren, geistig oder sozial geschwächt, schien es. Ein Sechzehnjähriger gab mir den Rest. Er ließ sich hier ausbilden, zu was, weiß ich auch nicht. Und zufrieden war er. Jetzt da er sein eigenes Geld hatte.

Doch die meisten waren Ausländer, die Geld durch das Arbeiten von Doppelschichten zu sechzehn Stunden ansparen wollten, um später damit in ihr Heimatland zurückzugehen oder in England zu studieren. Ein kanadischer Student war hier auch nur bis zum Ende des Terms beschäftigt. In Kanada hatte er sich für ein "work and travel in Europe"-Programm beworben. Die Arbeit hat er am Ende selber gefunden, wie seine Komilitonen, mit denen er sich hier zu einer Wohngemeinschaft zusammengetan hatte. Im Dezember wollte er mit dem gesparten Geld reisen. Er lud mich ein, am Wochenende in seinem Canadian House vorbeizuschauen.

Bis zum Wochenende! Durchhalten! Ich versuche nicht ganz zum Automaten zu werden. Heimlich lege ich mir einen Zettel mit spanischen Vokabeln zurecht, die ich während der Arbeit auswendigzulernen versuche. Einer der Stupiden merkt es und will, daß ich ihm mein "secret", das Geheimnis sage, sonst informiert er den Schichtmanager. Ich sage ihm nur, daß er zur Hölle gehen soll.

Zu Hause, bei der garstigen Vermieterin ist es so kalt, daß ich mich nur unter der Bettdecke aufhalten kann. Sie spart an der Heizung und beschwert sich, wenn ich mir etwas kochen will:

"I took You in for nothing, You know. I could have charged You twice as much", sagt sie mir in ihrem kauenden Vorstadtdialekt. "Du hast es so billig, sei froh, daß ich Dich überhaupt aufgenommen habe".

Ich sehe in den Spiegel. Die grauen müden Gesichtszüge eines entmenslichten Arbeitstages. Die Augen sind fahl, stumpf und leer. Mit einer Hand greife ich nach einem Stück Pappe und portraitiere mit einer schwarzen Linie die Erschöpfung darauf, ohne hinzusehen, nur in den Spiegel starrend.

Nach Hause schreibe ich:

"Wir dürfen bei der Arbeit nie länger als einige Sekunden untätig herumstehen, auch wenn einmal wenig Gäste da sind nicht. Falls es nichts anderes zu tun gibt, putzen wir die Fensterbänke von außen. Ich lerne vor allen Dingen zweierlei. Zunächst, daß auch das freie Wirtschaftssystem voller Fehler ist. Wir bekommen nach den Abzügen nicht einmal drei Pfund die Stunde. Und am Büffet kostet ein Sandwich schon zwei Pfund fünfzig. Das steht doch in keinem Verhältnis! Wo bleibt all das Geld? Und fragt nicht nach der Qualität des Essens! Die Sandwiche etwa sind fertig plastikverpackt aus der Lebensmittelabrik. Das Verfallsdatum ist von uns gefälscht, habe ich gehört. In der Eile wischen wir die Aschenbecher mit dem Lappen aus, den wir auch für die Tische benutzen.

Außerdem sind die Leute wie Tiere. Von Rückgang in der Wirtschaft merkt man nichts. Sie warten lange in der Schlange, um Mengen an Essen zu kaufen, welches sie dann oft unberührt auf den Tellern liegen lassen. Sie nehmen Salz und Zuckerpäckchen händeweise mit, die sie auf und unter dem Tisch verstreut zurücklassen. Und die schlimmste Verschwendung: Marmeladen werden in echten Gläschen verkauft, die nur eine Portion beinhalten und dann weggeworfen werden.

Von diesen Horden ist nichts zu erwarten! Hatte Karl Marx nicht recht, als er forderte, daß etwas geändert werden müsse? Und trotzdem wird es immer ökonomische und soziale Klassen geben, man kann sie nicht abschaffen. Doch wenn es gelingen würde, sie durchlässiger zu machen, könnten sie vielleicht den einzelnen gerechter weden."

Im Lande des "sorgen Sie sich um Sich selbst" -Prinzipes ist diese Idee jedoch nur eine abwegige Spielerei des Denkens. Entstanden aus meiner "lower-class-experience", der Unterschichtserfahrung, wie sie später ein College-Student, den ich

kennenlernte, nennen würde, bevor er seinen Standpunkt darlegen sollte:

"Ich sehe zum Beispiel überhaupt nicht ein, warum die Reichen für die sozialen Sicherheiten und die Jugend- und Beratungszentren zahlen sollen, wenn diese doch sowieso fast nur von den Armen benutzt werden. Sollen die doch für sich selber zahlen!"

Mit einem Kleinbus werden die Angestellten des Motels in der ganzen Stadt eingesammelt und wieder nach Hause gebracht. Denn die privaten Busunternehmen fahren nur in üblichen Verkehrszeiten. Abends fast nicht mehr. Man fühlt sich in England nicht verpflichtet allen Bürgern etwa eine angemessene Mobilität zu bieten. So sehe ich eines Nachts beim nach Hause gebracht werden vom Motelbus aus eine gespenstische Szenerie: Der Fahrer verlangsamt und ich erblicke im Scheinwerferlicht in irgendeiner Vorstadtstraße in Cowley eine Ansammlung von Leuten, die einen Kleinwagen beobachten, der wie ein schwerfälliges Insekt gegen Straßenschilder fährt, wieder zurücksetzt und auf eine Verkehrstafel Anlauf nimmt, die Bordsteine hinaufrast und einen Gartenzaun rammt. Der Kleinwagen bleibt dort einen Moment stehen, in dem unser Fahrer Gas gibt und schnellstens vorbeifährt.

"Das ist Funriding!" erklärt mir ein Kollege. "Halbwüchsige knacken nachts Autos, setzen sich ans Steuer und fahren sie zum Spaß zu Schrott, bevor sie sich aus dem Staub machen."

6.

Ich hatte meine zwei freien Tage hintereinander, und zunächst suchte ich ein neues Zimmer. Über die Vermittlung bekam ich ein Angebot in Jericho, einem Viertel nördlich der Altstadt. Ich ging sofort hin, und die Gegend gefiel mir gut. Sie hatte einen ausgesprochen kontinentalen Charakter, in dem ich mich etwas heimischer fühlte. Kleine Geschäfte und Cafés, eine Galerie mit modernen Drucken, eine Boulangerie. Das Stadtteilkino kündigte "Les amants de Pont Neuf" in großen Lettern in Originalversion an. Mein Herz sehnte sich nach dem Festland. Nach Frankreich wenigstens.

Der Vermieter des spartanischen Backsteinreihenhauses war ein etwas brummiger Hippie. Das ganze Haus war durchzogen vom Geruch des Cannabis. Als ich laut klopfte, öffnete er unwirsch, weil er zunächst gedacht hatte, es sei die Polizei.

"You are from Austria", sagte er später, "aber woher immer Du kommst, die Leute müssen zusammenhalten. Ich bin von jüdischen Eltern, aber das ist mir total egal. Ich habe da kein Problem damit, daß Du aus Österreich bist."

Dann bot er mir einen Joint an.

Das Zimmer war günstig und er ließ mit sich handeln, wollte nur das Geld im voraus haben. Ich mußte keine Kautions vorlegen, und außerdem lag das Viertel Jericho in Richtung des Motels, in dem ich arbeitete. Das war aber nicht so wichtig, denn ich wollte sowieso bald kündigen. Nur Tom, der kanadische Kollege munterte mich auf, als ich später in seiner Hausgemeinschaft vorbeischaute:

"Du mußt nur die erste Woche aushalten. Ich wollte da auch kündigen. Jetzt, nach der dritten Woche, habe ich mich daran gewöhnt. Ich denke nur an die Kohle, die ich verdiene, und dann geht das schon. In sechs Wochen bin ich raus."

Er hatte gut reden, der Tom, denn er schenkte Cafe und Tee aus. Das Abräumen mußte er fast nie machen. Diese Arbeit war dabei, mich abzubauen. Und ob ein Arbeit dich aufbaut oder abbaut, hängt nicht nur von der Tätigkeit ab, sondern auch von der Stimmung, von den Mitarbeitern, von den eigenen Vorstellungen von Anständigkeit und letztlich auch von der Bezahlung. Dieser Job bereicherte mich nur noch an einem: an Erfahrung. Doch nachdem ich sie gemacht hatte, wäre es unverantwortlich, mich nicht damit zu begnügen, wenn ich das Geld nicht unbedingt brauchte. Und außerdem dumm, ein Unternehmen zu unterstützen, das bis zum Kern verrotten war.

Tom teilte sich ein kleines Reihenhaus auf halbem Wege zwischen Cowley und dem Stadtzentrum mit den fünf anderen Studenten, die ebenfalls auf das kanadische "work and travel" Programm hereingefallen waren. Das Anmieten des Hauses und die Jobs hatten sie sich selbst organisiert, für die Teilnahmegebühr hatten sie nicht viel mehr als das Flugticket nach London bekommen. Einer von ihnen hatte schon aufgegeben und war zurückgeflogen. Und Tom sparte wie besessen, um bald genug Geld zu haben, um zum Reisen zu kommen. Er hatte deshalb kein eigenes Zimmer, sondern schlief auf der kleinen Couch im Wohnzimmer und trug dafür weniger zur Miete bei. Ein anderes Mädchen, welches das kleinste und kälteste Zimmer benutzte, war auch dabei aufzugeben und wollte bald ausziehen.

"Zum Glück", meinte Tom. "Das ist so eine Schrulle! Sag mal, würdest Du nicht ihr Zimmer übernehmen?"

Es war fast doppelt so teuer wie das in Jericho, welches ich erst heute morgen angemietet hatte. Andererseits, war ich nicht nach England gekommen, um auch die Sprache zu erleben und mit den Anglophonen ins Gespräch zu kommen? Und nicht nur um irgendeinen Job zu verrichten! Manchmal überwältigt das Kleine so die Aufmerksamkeit, daß das Ganze dabei vergessen wird. Was für eine Weisheit, das Wichtige auch mit hitzigem Kopf oder heißem Herzen vom weniger Wichtigen zu unterscheiden!

"Ich werde es mir noch überlegen", sagte ich.

Am nächsten Tag zog ich nach Jericho ins Hippie House um. Der Vermieter war heute besonders schlecht gelaunt, und brüllte einen der anderen Untermieter an, der in der Küche das Wasser hatte tröpfeln lassen. Wahrscheinlich war der Cannabis gestreckt gewesen, den er sich heute gerollt hatte. Ich richtete mir in Ruhe das Zimmer ein. Es war etwas heruntergekommen, aber hatte eine eigene regelbare Heizung. Der Blick aus dem Fenster fiel auf einen grün überwucherten Hinterhof, der von verfallenen Backsteinmauern umgeben war. Ich hängte mir Postkarten an die Wand und räumte meine wenigen Sachen aus dem Rucksack ins Regal. Dann ging ich in die Altstadt. Auf dem Weg war mir ein großer Museumsbau aufgefallen, den ich besichtigen wollte. Das Ashmolean Museum. Es beinhaltet die Kunstsammlungen der Universität und geht, wie ich erfuhr, auf eine Stiftung aus dem 17. Jahrhundert zurück. Aber das Gebäude ist jünger.

Der Eintritt ist frei, -ich kann es kaum glauben. Ich genieße die Luft der Bildung und Erlesenheit, die die marmornen Treppenaufgänge und mühevoll arrangierten Vitrinen und Galerien ausatmen. Kinder beugen sich begeistert über einen Schaukasten. Das Modell der Villa des Plinius. Noch nicht einmal ein Jahr ist es her, als wir seine Briefe im lateinischen Original lesen mußten, und mit den klassischen Konjugationen gekämpft haben. Das alles schien so unnütz, damals. Aber wenn ich nach Nutzen fragen will, was hat denn letztendlich Nutzen? Was hat Sinn? Wofür machen wir Erfahrungen? Erfahrungen, nur um weitere, schwierigerere Herausforderungen besser angehen zu können. Es hat nur Sinn, was etwas anderem Sinn geben kann.

Nutzen nur, was für etwas anderes nützlich ist. Die Antworten sind Fragen. Nutzen und Sinn. Wir können ihn suchen. Aber wir werden ihn nie wirklich finden. Er entgleitet uns immer wieder, wenn wir ihn hinterfragen. Wir müssen ihn geben. Und bewußt oder unbewußt, geben wir nicht alle den Sinn selbst? An eine, ein paar Sachen, die wir zum Nutzen erklären. An einen, ein paar Werte und Menschen, die wir zum Sinn erheben. Wenn wir aufhören zu hinterfragen. Wenn wir nur noch fühlen.

In einer verdeckten Vitrine entdeckte ich weiche Skizzen. Michelangelo... Raffaello... Eine von seinen Studien erfasst mich besonders: Ein Portrait von zwei Aposteln. Fließend mit Kohle auf vergilbtes Papier gezeichnet. So natürlich, lebendig bewegt wirken der junge und der alte Mann, die beide in eine Richtung sehen, und so ausdrucksstark sind die Handbewegungen, daß ich mich zur Berührung angeregt fühle. Besonders der Junge im Vordergrund zieht mich an. Er mag kaum jünger sein als ich. Sein wallendes Haar ist nur leicht angedeutet. Sein Gesicht ist im Profil, nach vorne geneigt und halb im Schatten. Die Augen sind sanft geschwungen, die Lippen voll und stark geformt. Die Wangen flimmern vor verwegendem Verlangen. Und meine Wangen erwidern es.

7.

In den ersten Augenblicken einer Begegnung werden schon die Wege, wird der Grund bestimmt, auf den wir uns stellen. Ist es ein gemeinsames Interesse? Ist es ein notwendiges Zusammenhalten, sind es die Umstände, um deretwillen ihr euch zusammen tut, um so ein Ziel besser zu erreichen? Schätzt ihr eure Gesellschaft, weil ihr nicht alleine sein wollt? -Oder ist eure Freundschaft ein Sinn für sich? Sehnt ihr euch vielleicht danach zusammenzusein, gleich, wie ihr die Zeit verbringt, nur um euch nahe zu sein? Wen siehst du in deinem Freund, deiner Freundin? Den Kommilitonen, die Kollegin, den Nachbarn, die Frau, den Mann oder den Menschen? Denkst du vor allem, oder fühlst du? Und wenn du fühlst, dann tust du das mit dem Herzen. Und dann öffnest du mit jedem Schritt der Freundschaft die Tür um einen weiteren knirschenden Spalt. Und ist das Fühlen stark genug, dann drückt es die Tür in der Brust auf einmal weit auf, das Fühlen tritt heraus, grüßt das Licht und die Sonne und breitet sich wie ein silberner Schleier um den geliebten Menschen aus, und wie das Herz sich weihet und der Geist sich erholt, entblößt sich der Körper, um der Schönheit in den Augen gefällig zu sein.

Am Abend suchte ich Ramiro in seiner neuen Residenz auf. Sein Zimmer war einfach, aber gut eingerichtet und mit einem Waschbecken ausgestattet. Ich erreichte es über einen Hof, etwas zurückgesetzt von der Cowley Road. In den anderen Zimmern wohnten meistens Italiener, die studierten, oder sich mit Jobs ihre Sprachschule finanzierten. Der gemeinsame Fernsehraum, den die italienische Vermieterin großzügigerweise zur Verfügung stellte, war ein Basar der Möglichkeiten. Sonderangebote und Jobs wurden beraten, Intrigen und Affären beklatscht und vor allem gut gegessen.

"Ich habe viel zu viele Nudeln gemacht! Marco, wer soll das nur essen?" rief eine Italienerin verzweifelt aus der Küche.

Wir schlugen die Einladung nicht aus, und bald saßen alle lachend um den Tisch gedrängt. Ein Rest Wein wurde aus dem großen Kühlschrank der gemeinsamen Küche geangelt und mit einem "wem er gehört, der soll protestieren!" machte er die Runde. Spanisch, Italienisch und Englisch mischten sich zu einer dicken, schwer verdaulichen Sauce, die auf der heißen Pasta zerlief.

"Tonight is the night, ragazzi, let's go a la discoteca!", und schon wurden die Teller abgeräumt, der Tisch gewischt.

Die Diskothek war noch weiter außerhalb, beinahe in Cowley.

"Wir müssen darauf achten, daß wir den letzten Bus zurück noch erwischen, sonst ist es ganz schön weit zu laufen. Vor allem für Dich, Marcel"

"Willst Du nicht länger bleiben, Ramiro? Ich habe morgen Frühdienst und ich werde schon so bei der Arbeit einnicken, aber die anderen werden wohl nicht so früh gehen. Oder hast Du morgen wichtige Fächer?"

"Ich kann es mir nicht erlauben, Vorlesungen zu verpassen. Wenn das Examen wieder danebengeht, wird mir meine Mutter was antun! Soviel Geld hat sie auch nicht, daß ich mir Extrarunden leisten könnte."

Das veranlaßte Ramiro aber nicht dazu, auf das Geld zu schauen. Er probierte gleich mehrere Getränke an der Bar. Die geschäftstüchtige Diskothek hatte ein verführerisches Kartensystem eingeführt, bei dem man erst am Ausgang die Rechnung bezahlte. Und so staunten wir über den hohen Betrag, als wir uns zum letzten Bus aufmachen wollten. Ramiro war gar nicht überzeugt von den Beteuerungen des Kassierers, und ich entdeckte ein Glaspfand auf der Rechnung.

"Die leeren Gläser haben wir aber zurückgestellt, warum rechnen Sie dann das Pfand nicht ab?"

Wir hatten uns den Pfandbetrag beim Zurückstellen der Gläser nicht von der Plastikkarte abziehen lassen, und jetzt stritten sich

der Barmann, der Kassierer und Ramiro starrköpfig um die Rechnung. Ich sah besorgt auf die Uhr. Natürlich hatte uns niemand gesagt, wie das mit der Karte funktionierte, und das wahrscheinlich mit Absicht. Aber wie sollten wir beweisen, daß wir die Gläser nicht zerbrochen hatten, wie es der Barmann behauptete? Der Bus mußte jede Minute kommen und der Kassierer drohte schon die Polizei einzuschalten. Das war natürlich Unsinn, aber es hätte uns endgültig aufgehalten.

"O. k., ich zahle die Gläser, aber hierher werde ich bestimmt nicht mehr kommen", sagte ich schließlich und legte das Geld hin. Dann ließ ich mir an der Garderobe schnell die Jacken geben und trieb Ramiro zur Eile an, der mir keuchend hinterherrannte. Der Bus war gerade schon im Anfahren begriffen, aber als er uns laufen sah, hielt er noch einmal und öffnete die Tür. Ich war wirklich zornig auf Ramiro, denn wegen seiner Unnachgiebigkeit hätten wir den Bus beinahe verpaßt, und dann hatte ich noch seinen Teil an den Gläsern bezahlt. Da er doch nicht zu sparen brauchte! Zunächst sagte ich nichts, und ließ ihn spüren, daß ich mich nicht mit ihm unterhalten mochte. Schließlich stritten wir uns doch.

"Ich gebe Dir das Geld ja zurück, aber Du hast mich nicht gefragt, ob es mir auch recht ist, wenn wir nachgeben. Ich lasse mich nicht gerne betrügen, und das war reinster Betrug von denen! Und wir hätten ja schließlich auch ein Taxi für den Rückweg nehmen können. Das Geld, das Du ihnen nachgeworfen hast, hätte bestimmt gereicht. Mir gefällt es nicht, wenn Du es Dir erlaubst, auch über mich zu entscheiden!" hielt mir Ramiro vor.

"Du mußt ja morgen früh nicht arbeiten!"

"Ja, sicher. Es tut mir leid, Du hast schon recht. Ich habe mich nur geärgert, daß Du so eingeschnappt warst."

"Nächstens müssen wir uns erst besprechen. Entschuldige, daß ich einfach das Kommando übernommen habe", lenkte ich ein.

Wir machten Frieden, umarmten uns und klopfen uns auf den Rücken. Dann stieg Ramiro aus, und ich winkte ihm hinterher. Ich mochte ihn gerne, auch wenn ich nicht wußte, daß gerade Streit ein Ausdruck davon ist, daß ich für den anderen fühlte. Und noch mehr die Versöhnung. Unsere Freundschaft aber sollte immer am Rande der Grenze bleiben, ein Bogen, so fest gespannt, daß er ständig zu zerbrechen drohte.

8.

Der nächste Tag in der Cafeteria war die Hölle. Ich war müde und lahm, und der Andrang war groß.

"Du kannst jetzt nicht Deine Pause machen", sagte mir der Buffetchef. Er sah mich aus böswilligen kleinen Augen an.

"Mach' jetzt weiter, jetzt ist keine Zeit!" hieß es immer wieder.

Schließlich hatte ich genug. Die Schicht war schon bald um, und meine Pausen würden verfallen. Ich ging zum Manager und forderte sie ein. Der gab schließlich nach und wies den Buffetchef an, die Tische solange abzuräumen. Als ich wieder übernahm, blitzten mich die kleinen Augen an:

"You better don't do that ever again, or..." drohte er mir. Ich sah ihn nur müde an.

"Danke", dachte ich bei mir, "Du machst mir die Entscheidung klarer zu gehen. Sucht Euch ruhig einen anderen für den schlechtesten Job. Oder macht ihn dann besser selbst."

Als ich nach Hause kam, sehnte ich mich nach einem heißen Bad. Ich fröstelte und im Hals kratzte es verdächtig.

"Excuse me, how can I get hot water?" wollte ich vom Hippie wissen.

Oje, oje. Das war nun abermals etwas zu viel verlangt. Und außerdem war der Cannabis wohl wieder teurer geworden... Nach einigen ausgestoßenen Kriegsschreien kam ich schließlich doch zum Boiler und damit zu meinem heißen Bad.

Später wollte ich noch einmal zu dem kleinen alten College gehen, wo ich den Aushang für die Griechischstudenten entdeckt hatte. Vielleicht könnte ich den Fellow antreffen, der den Unterricht machte.

Auf dem Weg dorthin kaufte ich Halbschmerztabletten in der Apotheke, und nach einigem Suchen im College machte ich den Griechischfellow tatsächlich ausfindig. Ich wartete, bis er sein Tutorial beendet hatte, klopfte dann sachte an und trat ein.

"Ja, natürlich", sagte er, als ich ihm mein Anliegen erklärt hatte.

"Ich schreibe Ihnen hier einen Namen und die Zimmernummer auf. Der Michael ist zwar selbst Halb Grieche, denke ich, aber er könnte etwas Konversation sicherlich brauchen. Er wird Sie dann gegebenenfalls auch mit den anderen Studenten bekanntmachen", sagte er mir in akzentfreiem Griechisch, mit einem leichten Athener Sprachklang. Und er war Brite! Heiliges Oxford, das du gesegnet bist mit solchen Wundern!

Ich ging gleich in den Wohntrakt hinüber. Dort fand ich die Tür und klopfte.

"Guten Abend, entschuldigt die Störung...", begann ich mich selbst einzuführen. Mehrere "freshers", wie die Studienanfänger genannt werden, saßen im dem angenehm warmen und hellen

Zimmer. Michael bot mir eine Tasse Tee an, und lud mich ein, mich hinzusetzen. Sein Gesicht war etwas vage, unbedarft. Er und seine Kommilitoninnen empfingen mich mit dem Gleichmut, der wie ein ständiger ewiger Nieselregen ganz England durchsogen zu haben scheint, in jedes Haus, in jeden Bewohner eindringend ist und das Land in einer Lebensweise der Schwerfälligkeit ertrinken läßt. Nichts wird auf dieser Insel schnell bewegt, und vieles bewegt sich überhaupt nicht.

Da es bereits Dinnerzeit war, boten mir die Studenten an, mitzuspeisen. Ein Mädchen hatte noch eine Essensmarke übrig, und weil dieses College, St. Edward's Hall, nicht besonders formell war, und man sich unter der Woche selbst an der Essensausgabe bediente, fiel ich gar nicht auf. Junge Leute in weißen Jacketts räumten die Tische ab. Soviel Bedienung gestand man den Studenten doch zu. Ich erzählte gerade davon, daß ich meinen Job kündigen wollte.

"Frag doch hier mal nach", schlug Michael vor.

Ja, warum eigentlich nicht? Ich sprach eines der Mädchen an, die die Tische abräumten.

"Oh, da mußt Du Hilda fragen, sie ist die "hall manageress"", erwiderte sie mir mit einem tänzelnden Englisch. "Warte mal, ich sag' ihr Bescheid."

Hilda, die Managerin der Speisehalle, war zufällig schweizerischer Herkunft. Eine kleine, alte, weißhaarige und lebendige Frau, sehr schnell in ihren Bewegungen.

"Sie wollen also nur für dieses Term bleiben? Ich will mal sehen, was ich für Sie tun kann. Normalerweise mögen wir das nicht gerne, wenn die Leute schon so bald wieder gehen. Haben Sie Serviererfahrung?"

"Wenig", log ich. Bis jetzt hatte ich nur Tische abgeräumt.

"Kommen Sie Freitag abend um halb sechs, ja? Da können Sie abräumen, da brauchen wir noch jemanden, und dann sehen wir mnal, wie viele Stunden wir für Sie zusammenbekommen."

Das war zwar etwas unsicher und sah nicht nach einer Vollzeitbeschäftigung aus, aber damit würde ich mich sicher über Wasser halten können, vorläufig jedenfalls, und somit fühlte ich mich frei, den Job im Motel zu kündigen. Endlich das "echte" Oxford! Arbeit in einem College, das war doch etwas. Auch wenn die Speisehalle im modernen Anbau war, hier war ich mittendrin, und ich freute mich vorsichtig sehr.

Am nächsten Tag ging ich zum letzten Mal in die Cafeteria des Motels bei der Autobahn. Nach der Arbeit suchte ich die charmante Miss Rotting auf, die mich eingestellt hatte. Anfangs hatte sie noch von Zeit zu Zeit gefragt, wie es denn lief, wenn

sie in der Mittagspause selbst auch ans Buffet kam, um zu essen. In den letzten Tagen hatte sie mich nicht einmal mehr begrüßt. Jetzt brachte sie nur ein bittersüßes Lächeln hervor, als ich ihr meine braune Uniform gefaltet aber ungewaschen zurückgab, mit dem etwas lächerlichen Hut obenauf.

Zu Fuß ging ich nach Jericho, zum Hippie House, dem nächsten Kampfgebiet.

Der Hippie regte sich auf, daß ich die Heizung angelassen hatte.

"Du kommst hierher, verwöhnt von Deiner Mami, und verschwendest Strom, wo Du nur kannst. Du mußt es erst mal lernen Dich anzupassen und nicht wie ein Kind zu tun!"

schlug es mir entgegen, als ich eintrat. Vielleicht hatte er recht, aber das war mir gleich. Ich drehte mich um und ging zur nächsten Telefonzelle gegenüber dem Kino.

"No, she hasn't left yet, but we can arrange something, till she'll be gone", sagte mir einer der Kanadier am Telefon.

Das Zimmer im Canadian House vom Tom würde bald frei sein. Und bis dahin würde sich schon eine Möglichkeit zum Schlafen finden.

Zurück in meinem Zimmer, begann ich die Postkarten von den Wänden zu nehmen. Es war angenehm warm und ich ließ die Heizung weiter laufen, denn vorn Fenster her zog es. Als alle meine Sachen gepackt waren, klopfte ich beim Hippie an. Mit angestrengt ruhiger Stimme erklärt ich ihm, daß ich die Nase von ihm voll habe und daß ich jetzt ausziehen würde. Die Woche war noch nicht um, und der Rest der Miete war wohl verfallen.

"Eigentlich mußt Du auch die nächste Woche noch bezahlen, denn solange wird es dauern, bis ich einen Nachmieter gefunden habe. Sei froh, daß Du keine Kautions dagelassen hast. Die hättest Du nicht wieder gesehen!"

Erleichtert verließ ich die verrauchte Höhle in Jericho und nahm den Bus zum Canadian House, den übervollen Rucksack auf dem Rücken und Tüten in den Händen. Die Kanadier hatten sich schon darauf vorbereitet. Die beiden dicken Mädchen, Sally und Rachel, würden vorläufig in einem der oberen Zimmer schlafen. Ich benutzte solange Rachels Bett in ihrem Raum neben dem Wohnzimmer. Meine Sachen packte ich nur halb aus.

Schließlich war ich froh, mich entschieden zu haben, obwohl hier der Mietanteil viel höher war. Und die Kanadier waren einverstanden mit jeder weiteren Person, die zu den Auslagen beitragen würde.

Abends saßen wir dann im Wohnzimmer beisammen. David und seine Freundin, die hübsche Cathy, hatten gekocht und aßen am Tisch. Rachel hing über dem "Let's go Europe"-Buch, dem von

allen amerikanischen Reisenden vergötterten Führer durch Europa, und Tom legte die Karten zu seinem hundertsten Patience-Spiel aus. Sally war noch an der Arbeit, in einem Pub im Zentrum, wo sie hinter der Bar stand. Das Mädchen, das bald ausziehen wollte war auf ihrem Zimmer.

"Du hast gekündigt?" wunderte sich Tom.

"Ja, und ab Ende der Woche habe ich einen Job im College St. Edward's Hall in Aussicht." Und dann erzählte ich, wie ich da dran gekommen war.

Spät ging ich auf das Zimmer und legte mich hin. Die Federn in der Matraze drückten sich auf meinen Rücken ab, weil Rachel die Polsterung, die sonst obenauf lag, für sich mitgenommen hatte.

Ich wälze mich hin und her. Irgendwie ist der Schlafsack verrutscht. Ich taste nach dem Reißverschluß. Die Augen schmerzen, ich will sie nicht öffnen. Die Jeanshose, die ich unter die Hüfte gelegt habe, um das harte Metall des Schiffsbodens zu dämpfen, hat sich verschoben, und das Knäuel drückt mir in den Rücken. Meine Wange kratzt am rauhen Stoff des Rucksacks. Noch immer scheint die Nachtbeleuchtung, und das Schiff schlingert und rollt. Die Biskaya ist rauh in dieser Jahreszeit. Noch einen Tag. Noch diese Nacht. Noch ein paar Stunden matten Hinwegdämmerns. Komm, träum' noch weiter, auch diese Nacht wird einmal um sein.

9.

Ramiro war in vieler Hinsicht ungewöhnlich. Er liebte es, sich elegant und teuer zu kleiden, mit viel Geschmack. Sein Haarschopf in der Farbe von Ebenholz jedoch, hatte meistens etwas Wildes, Ungestümes an sich. Seine Organisation war umwerfend. Er genoß es, sie mit viel Aufwand zu betreiben, aber schaffte es dann immer wieder, alles ganz anders zu machen. Ohne es zu wollen. Oder doch? Was wollte er eigentlich? In unseren vielen Gesprächen, die wir über das Leben, sein Leben und mein Leben führten, kam er nie darauf zu sprechen, nie wirklich, obwohl er an manchen Tagen von nichts anderem redete.

Ramiro war kaum er selbst, nach außen hin. Er spielte den Sohn, den Studenten, den Freund, den Mittelklässler, den Liebhaber, den Organisator. Und doch, je mehr wir uns durchdrangen, desto deutlicher durchschauten wir uns. Eine Geste, etwas zu feminin, ein Wort, etwas zu revolutionär, eine Antwort, etwas zu hitzig, ein

Schritt, etwas zu weit. Der dicke Teppich, der den Fußboden seines Herzens auslegte, war aus warmem, wolligen Stoff, teuer und weich. Und er bewegte sich etwas, wenn ich dort einen Blick durch die Tür werfen konnte. Was verdeckte er wohl, was war es, das nicht einmal im Herzen frei leben durfte? Vielleicht glaubte Ramiro, denn das Huschen unter dem Teppich mochte auch ihm irgendwann schon aufgefallen sein, daß es Ratten waren, die sich dort breitgemacht hatten. Aber ich roch es nicht. Dafür sah ich die eine oder andere weiße kleine Feder, die er im Haar hatte, die ihm beim Sprechen zwischen den Worten aus dem Mund fiel, die er sich etwas verwundert mit einer geübten zittrigschnellen Handbewegung vom Hosenbein abschüttelte. Und dieses Abschütteln war zu einer Bewegung herangewachsen, die einen Menschen zu charakterisieren vermag. Sicher trug zu seiner Unruhe auch das ständige Krabbeln unter dem Teppich bei. So schüttelten seine Hände ab, auch wenn es nichts abzuschütteln gab, was auch immer er gerade zu tun im Begriff war. Sie taten es von selbst, sogar während er mit mir sprach, und so flink und unauffällig, daß mein Auge nur deshalb ein paar Male eine der kleinen weißen Federn zu sehen bekam, weil seine Hände beschäftigt waren, eine Träne aus seinem Auge zu wischen. Und seine Augen waren kastanienbraun und von dumpfer Tiefe. Und dennoch glitt ein schwaches Schimmern aus der Tiefe hervor, denn dort unten, ganz weit unten, war ihm etwas Wasser geblieben. Wie herrlich warm es sein mußte, wenn es so nahe zum Herzen der Erde und des Menschen war. Denn auch in den Brunnen ist das Wasser erst erfrischend kühl, und dann wieder wohlig warm, wenn es noch um hundert Meilen tiefer geboren wurde.

Und dieses schwache Schimmern faszinierte mich mehr als das silberne Scheinen aus den vollen Brunnen in den Augen so vieler anderer Menschen. Es lud mich verlockend ein, von dem weichen Wasser zu trinken, mich damit zu waschen und darin meine geschlagenen Glieder zu heilen. Und ich konnte meine Augen nicht mehr trennen von diesem seltsamen wunderbaren Schimmer. Ob ich es mit dem Magnet dieser Innigkeit meines Blickes heraufsteigen lassen konnte? Ob ich es zum Geysir werden lassen konnte, der durch unerklärliche Kraft getrieben, sein Wasser aus warmer Erde in den Himmel schleuderte?

Und wenn das geschähe, würde der Durst, der lebenslange Durst und die Kälte die Kreaturen unter dem Teppich mit unbändigem Drang hervorrufen, und sie würden den Teppich heben und die Tür aufstoßen, und Ramiro würde staunen über das, was ich schon lange wußte: daß es Vögel waren, die sich im Taumel ihrer

Befreiung in einem weißen flatternden Schwarm über den Himmel ergießen würden.

Es klingelte an der Tür. Das war wohl schon Ramiro. Cathy öffnete unten die Tür.

"Hi, yes, he is in his room upstairs", sagte sie und schickte ihn in mein Zimmer, welches ich von der abgereisten Kanadierin übernommen hatte. Ramiro stieg die schmale Treppe hinauf und klopfte an die Tür des kleinen Raumes.

"Hallo, setz Dich", begrüßte ich ihn. "Es ist zwar etwas kalt hier oben... Nein, komm', wir gehen lieber ins Wohnzimmer. Wie klappt es mit dem Studium?"

"Zum Teufel mit dem Studium. Mein Vater kommt am Wochenende. Wir werden noch sehen, ob er tatsächlich kommt, meine ich. Das ist erst sicher, wenn er hier ist."

"Ist er denn so unzuverlässig?" wunderte ich mich.

"Er will wirklich kommen, wie ich ihn kenne, aber vielleicht schafft er es wieder nicht. Von Zeit zu Zeit geht Nichts bei ihm."

"Wie Nichts? Was macht er da?" fragte ich. "Manchmal zerstört er sich selbst."

"Hast Du das mal miterlebt?"

"Ja, natürlich, mehrmals. Auch als Kind. Er ist dann völlig verrückt. Er weiß nicht, was er tut."

"War Dein kleiner Bruder auch mal dabei?"

"Ja, aber das letzte Mal war er zum Glück nicht anwesend. Da hatten wir Streit und ich versuchte, meinen Vater zur Vernunft zu bringen. Er war rasend. Er hat seine Bilder nach mir geworfen."

"Ist er Maler?"

"Nein, das heißt, auch. Aber eigentlich ist er Architekt. Er malt erst, seitdem sich meine Eltern getrennt haben."

"Wahrscheinlich leidet er an der Trennung von Euch..."

"...aber es war unmöglich, mit ihm zusammenzuleben. Er hätte uns alle zerstört. Er hat genug Schwäche dafür in sich", sagte Ramiro mit aufbrausender Stimme.

"Malt er gut, hat er Erfolg, meine ich?"

"Es geht so. Seine Bilder werden schon gekauft, wenn er sie nicht vorher selbst zerstört. Als ich das letzte Mal bei ihm war, sind zwei oder drei kaputtgegangen. Die waren auf Papier gemalt, da reicht es schon, wenn sie im Rahmen an der Wand zerschellen. Manches zerreißt er auch absichtlich. Also habe ich ihm zu seinem Geburtstag Leinwand geschenkt. Das hält mehr aus, habe ich mir gedacht. Außerdem will ich, daß er sich endlich auch mal in Öl versucht. Öl auf Leinen, ganz klassisch, weißt Du."

"Was macht er, wenn er wieder ansprechbar ist?" fragte ich.

"Er weint."

"Bitter?"

"Nein, feige und aus Scham", meinte Ramiro.

"Was sagt seine Familie dazu, seine Eltern und Geschwister?"

"Die kümmern sich einen Dreck. Besonders mein Großvater ist genauso. Sie glauben den Mitleid der Welt damit erregen zu können. Aber solche Leute müssen sich selber tragen. Das letzte Mal habe ich versucht, ihn zu tragen, aber ich wäre zerbrochen unter seiner Last. Und keinem wäre geholfen worden."

"Deine Mutter..."

"..war halbtot vor Angst", fuhr er fort. "Dabei weiß sie noch nicht einmal, was genau passiert ist. Aber sie hat viel Angst. Auch um mich. Seit der Zeit behütet sie mich noch mehr."

"Ihr versteht Euch also gut."

"Ja, wir haben viel über meinen Vater gesprochen. Eigentlich sagt sie mir alles."

"Ist Dir das nicht ein wenig zu viel, manchmal?" fragte ich vorsichtig.

"Ich weiß nicht..."

"Ich meine, willst Du die Sachen nicht hin und wieder selbst in die Hand nehmen?"

"Sie ist mir eine große Hilfe. Auch mit dem Studium. Sie treibt mich nicht an, aber es hilft mir, wenn sie mich so ein bißchen auffordert mich 'ranzuhalten. Sie sagt mir auch, wie ich am besten auswendiglerne und den Stoff strukturiere."

"Weiß sie davon, daß Dein Vater Dich besuchen kommen will?"

Ich werde es ihr schreiben. Sie sagt mir auch, daß ich den Kontakt nicht wieder abbrechen lassen soll. Für ein paar Jahre haben wir uns nicht gesehen. Auch wenn wir uns auf der Straße begegneten. Aber das ist nicht gut."

"Ich finde, daß man sich auch mal für oder gegen jemanden entscheiden muß. Mein Vater hat sich jahrelang nicht um mich gekümmert, und jetzt kümmerge ich mich auch nicht mehr um ihn", sagte ich zu Ramiro.

"Nur, daß Ihr Euch nicht entscheiden könnt. Du bist in ihm, und er in Dir, egal wie Ihr Euch glaubt zu entscheiden."

"Vielleicht ist das bei mir etwas anders als bei Euch."

"Ich weiß nicht, wo der große Unterschied ist. Natürlich ist es schwieriger, etwas mit jemandem zu tun zu haben, als einfach auf ihn zu pfeifen. Doch auch wenn das Verhältnis einfach oder anstrengend, einseitig oder ausgeglichen, effektiv oder zwecklos ist, einen nahen Menschen für tot zu erklären, ist einen Teil von

sich selbst umzubringen. Das Wichtige ist, daß die Nahen in uns leben, uns begleiten, uns beraten, uns verführen. Jemanden solchen aus seinem Leben zu verbannen heißt doch, sich selbst zu verleumden. Jedenfalls für mich. Aber sonst ist es nicht einfach, mit meinem Vater. Wir unterhalten uns und oft doch nicht. Es steht so viel zwischen uns. Bis er meinem Bruder und mir erst einmal Geld gab! Und da fälscht er noch sein Einkommen, glaube ich, um weniger zu zahlen. Daran spart er. Aber einmal ist er sogar nur wegen einer Kunstausstellung mit uns nach Paris geflogen. Damals war ich das erste Mal da, und wir haben..."

Ramiros Zunge rollte die Worte hervor, wie sie spanische Worte hervorrollte, und obwohl er hier studierte, merkte man gleich, daß er sein Englisch anfangs nur über das Sprechen gelernt hatte. Es war im Gegensatz zu meinem nicht zur Schriftsprache verfeinert. Er redete wahrhaftig, wie ihm die Zunge gewachsen war. Und seine Hände schüttelten wie zwei ständige Diener die kleinen Federn ab, die ich so schnell gar nicht sehen konnte, und seine Augen schimmerten in die meinen. Denn mit wem auch immer Ramiro sprach, seine Augen suchten nach den Augen des anderen, unablässig, flehentlich. Und er vergaß alles um sich her und lebte nur durch den tiefen dringenden Blick und das Sprudeln seiner Worte.

"... und da hab' ich mir dann in einem Geschäft auf den Champs Elysseds eine Chevignon-Tasche gekauft, da mein Vater ja mal gezahlt hat!"

"Wie lange bleibt er denn?" fragte ich.

"Wo?"

"Na hier, meine ich, in Oxford."

"Ach, so, er will nur kurz vorbeischaun. Ich glaube er hat irgendwelche Erledigungen in London zu machen. Ich schätze, daß es nur ein Nachmittag wird. Es ist mir eigentlich zur Zeit auch lieber so. Es ist, daß ich immer etwas unruhig werde."

"Klar."

Vielleicht wäre es keine schlechte Idee, wenn ich Ramiro zum Treffen mit seinem Vater begleiten würde. Jetzt, da ich schon so viel von ihm gehört hatte. So mochte es etwas einfacher für ihn sein.

"Sag mal", meinte Ramiro, "kommst Du mit, wenn er kommt?"

"Klar!"

10.

An meinen ersten Tagen im College St. Edward's Hall stürzte ich mich mit allen Kräften in die Arbeit, nur schon deshalb, weil ich

froh war, einen Job zu haben, und wenn es mir gelang mich unentbehrlich zu machen, würde ich vielleicht bald eine volle Stelle bekommen. Denn bislang arbeitete ich nur stundenweise. Von der High Street bog ich abends ab, und ging dann rechts durch die Toreinfahrt zum Pförtner, wo ich mich auf der "staff list" eintrug. Dann über den verträumten Collegehof und durch einen weiteren Durchgang wieder hinaus. Früher befand sich hier der Garten, aber vor einigen Jahren hatte man die ganze große Fläche und wohl auch noch die Gärten der anliegenden Häuser an der High Street, mit einem großen, recht modernen und etwas verschachtelten Gebäude bebaut. Dort hatte man eine neue "hall", eine Speisehalle mit Küche eingerichtet. Daneben gab es einen gemeinsamen Aufenthaltsraum für die Freshers, den JCR, was für Juniors' Common Room stand. Über der Halle und in einem weiteren Trakt dahinter befanden sich die Studentenzimmer für die Freshers.

Dieser Neubau war eine gewaltige Investition gewesen, für ein kleines und wenig begütertes College. Doch dadurch, daß man sich nun so vergrößert hatte, konnten viel mehr Studenten aufgenommen werden, und man würde nicht für immer ein kleines und, durch die Studiengebühren, auch nicht ein ganz so armes College bleiben. Aber man blieb billig. Das war gut für die Studenten und uns, den Angestellten sollte es egal sein, denn auch die reichen Colleges sind billig, wenn es um ihre Angestellten geht.

Die Speisehalle hatte etwa die Ausmaße einer Turnhalle und war mit hellem Holz getäfelt. Die etwas vermalten alten Bilder früherer Collegehäuptlinge schmückten die Wände. Auch die riesigen Tische waren zwar einfach konstruiert, aber hatten eine Holzplatte, und sie standen in Längsreihen zum High Table, so wie es üblich ist. Man bemühte sich, das Oxforder Minimum an Tradition zu bewahren. Aber gleichzeitig war man recht wenig formal auf diesem College. So bedienten sich die Studenten, so wie auch ich vor einigen Tagen, selbst mit einem Tablett an der Essensausgabe, wo von den Helfern des "hall service", des Hallendienstes, die Speisen aufgetellert wurden.

Ich bekam von Hilda, die mich eingestellt hatte, eine weiße Jacke, versorgte die an den Tischen essenden Studenten mit Wasserkannen und räumte mit einer anderen Helferin die Tablett ab. Bald war ich so geübt darin, daß ich einen halben Tisch alleine abräumen und so aufschichten konnte, daß ich das Geschirr auf einmal zum Geschirrwagen tragen konnte. Denn fast keiner der Studenten tat das selbst, da es nicht ihre Pflicht war.

Sobald der Geschirrwagen voll war, fuhren wir ihn in die Küche, wo zwei alte Oxforder Rentner die Spülstraße bedienten. Ob sie wirklich Rentner waren? Ich weiß es nicht. Ich fand es nie heraus, weil ich ihr Dialekt nur erahnend verstand. Aber sie hätten es sein sollen, der alte James und die Lucy. Während wir nach dem Abräumen noch die Tische abwischten, die Stühle geradestellten, die Tablettis putzten und den Boden der Essensausgabe säuberten, kämpften sich die beiden durch die vollen Geschirrwagen. Und als wir gingen, waren sie noch immer nicht fertig, obwohl ihre Arbeitszeit schon um war.

"Was sollen wir machen? Wenn wir es heute Abend nicht fertigspülen, dann müssen wir es morgen früh machen!" klagte James.

"Wird hier morgens auch gearbeitet?" fragte ich erstaunt.

"Natürlich. Wir geben das Frühstück und den Lunch aus. Dazwischen putzen wir die Zimmer der Studenten."

"Früher war ich in der Küche", erzählt mir Lucy, "aber der Chelkoch mochte mich nicht leiden. Der hat mich dann zum Spülen einteilen lassen."

Die Intrigen sind wohl das erste, was du von einem College erfährst, wenn du dich mit Angestellten oder Studenten unterhältst. Und in der Teddy Hall, wie die St. Edward's Hall von allen Eingeweihten genannt wurde, drehte sich das meiste Gerede um diesen Chefkoch. Machtlüstern sollte er sein, und das ganze College von seiner Küche aus kontrollieren. Und dann hatte er, so hieß es, eine Affäre mit der Schatzmeisterin, die für Rechnung, Service und Personal zuständig war. So war sein Einfluß nicht nur im ganzen Neubau beherrschend, nein, selbst im alten Hof, wo sich die "bursery", ihr Büro für die Buchhaltung, befand, hatte er seinen Fuß in der Tür. Alle waren abhängig von seinem Wohlwollen, denn so manchen Tag war das Essen gar nicht gut, wenn er noch ruppiger als sonst in den gewaltigen Töpfen rührte. Alle kleinen Festessen und großen Dinners waren sein Stolz, bei denen er die anderen Köche besonders herumkommandierte. Wenn wir mit meterlangen Tablettis durch den Durchgang und über den alten Hof gelaufen waren, für ein Festessen in der alten Halle, so kam er mit dem Thermometer in die alte Küche nach, um zu kontrollieren, ob die Speisen auch nicht kalt geworden waren, an der frischen Nachtluft.

Hilda, die "hall manageress", war in gewissem Sinne gefeit gegen die Macht aus der Küche. Kamen Beschwerden wegen kalten Essens oder falscher Ausgabe oder nicht poliertem Besteck, so

gab sie diese kalt an uns weiter. Im übrigen spinn sie ihre eigenen Intrigen. Denn da war noch Mrs Shirley, die für die "scouts", die Putzleute, zuständig war. Nur, daß sich die meisten Putzleute aus den Reihen von Hildas "hall service", dem Hallendienst, rekrutierten. Und die sah es gar nicht gerne, wenn die weißen Jacken vormittags für ein paar Stunden gegen dunkle Putzschürzen ausgetauscht wurden. Und Mrs Shirley bemühte sich darum, daß die Zimmer ordentlich geputzt wurden, so ordentlich, daß man zu spät zur Halle zurückkam um bei der Lunchausgabe zu helfen. Ja, man hatte seine Freude in der Teddy Hall!

Das alles sollte ich zu spüren bekommen, je mehr ich im College arbeitete, und je mehr ich mich gleichzeitig im Netz der Einflüsse verstrickte.

Zu den Abräumabenden kamen bald Wochenenden, denn der "assistent hall manager" Pedros brauchte samstags und sonntags Ganztagshilfe, wenn er Hilda vertrat. Dies waren die ruhigsten Tage, denn der zierliche Armenier, der in seinem Land keine Arbeit finden konnte, nachdem er sein Diplom gemacht hatte, verstand es, mit uns umzugehen. Es gab keine Hast und keine Launen wie bei Hilda.

"Könntest Du für mich das Besteck in den Körben polieren, bitte?" sagte er mit ruhiger Stimme. Und wir polierten und spülten und putzten, bis er uns Tee aufbrühen ließ für eine gemütliche Pause, denn es war ja Wochenende. Um unsere Zusammenarbeit zu bitten, nicht unsere Arbeitskraft zu fordern, war sein Stil. Und während der Woche stellte er uns, die wir nur abends abräumten, unauffällig ein Menü für jeden zur Seite, denn der Chefkoch verbot es, Essen an die auszugeben, die nicht den vollen Tag gearbeitet hatten. So aßen wir zwei, drei jungen Gastarbeiter, nachdem alles fertig war, heimlich auf der Treppe hinter dem Polierraum Speisen, welche vom Chefkoch lieber weggeworfen worden wären, mit allem anderen, was übrigblieb.

"Good night, till tomorrow, bleibt nicht zu lange, James und Lucy. Macht schon Schluß für heute, wir helfen morgen mit dem Rest", rief ich den beiden Alten zu. Dann ging ich, mit schnellen Schritten, in meinen zwei Pullovern fröstelnd, die High Street entlang, am nachts beleuchteten Magdalen College vorbei, über die Brücke, und auf der Iffley Road eine Meile in Richtung Cowley. Aber nicht ganz so weit. In eine der Seitenstraßen bog ich ab und klopfte einen Moment später schon an die Tür des Canadian House.

11.

Am Sonntag, zur frühen Nachmittagszeit traf ich Ramiro an der Carfax Kreuzung. Ich kam gerade von der Arbeit in der Teddy Hall, wo ich schon einen Lunch zu mir genommen hatte. Aber ich hatte überhaupt nichts dagegen, mich von Ramiros Vater zu einem zweiten Mittagsmahl einladen zu lassen. Sonst sparte ich nämlich am Essen. Während der Woche kaufte ich nur Haferflocken, Zucker und Pomeranzen für den Haferschleim zum Frühstück ein. Mittags machte ich mir Brote oder Pfannkuchen, die meine Spezialität waren. Ich machte sie nicht dünn wie Palatschinken, sondern dick, mit vielen Früchten, die ein leckeres Aroma im goldbraun gebratenen Teig verbreiteten. Allerdings sparte ich, wie gesagt, und so begann ich damit die vielen Früchte auf die kleingeschnitten Pomeranzen vom Frühstück zu reduzieren. Auch Eier waren teuer. Eigentlich reichte eines. Und das konnte man dann auch schon weglassen. -Nun, mit der Milch ist das so eine Sache. Von der Konsistenz her ist sie wie Wasser, nur weiß, jedenfalls in England. Und den Farbunterschied bemerkst du sowieso nicht, wenn der Pfannkuchen erst einmal gebacken ist. Also war sie überflüssig. Das Öl behielt ich bei, denn sonst gab es technische Schwierigkeiten beim Werfen, was doch der Witz des ganzen Backens war. Ich tauschte das Öl sowieso mit Rachel gegen einen Pfannkuchen ein, jedesmal wenn ich loslegte, denn ich war nicht der einzige, der am Essen sparte. Einmal versuchte ich es auch ohne Mehl, um es noch etwas günstiger zu machen. Allerdings spritzte das Wasser mit den Pomeranzenstückchen wie wild im heißen Öl, obwohl diese angebraten gar nicht schlecht waren. Nur war ich auch danach noch hungrig...

Ramiro wartete schon. Zusammen gingen wir in ein französisches Restaurant in der George Street. Ramiros Vater mußte ganz kurz vorher gekommen sein. Er setzt sich gerade mit dem Rücken zu uns hin, als wir in den Speiseraum im Kellergewölbe eintraten. Während Ramiro eher zur Fülle neigte, war sein Vater von üblicher Statur. Er wirkte etwas blaß, beinahe unauffällig. Seine Art zu Sprechen war fast unbeholfen, außer, wenn er ins begeisterte Beschreiben geriet:

"...die Stewardess hatte ein weiches Lächeln auf den Lippen, als sie mir den Cafe einschenkte. Sie war etwas über mich gebeugt, und in ihre rosigen Haut waren zwei kleine Falten um die Mundwinkel eingelassen. Klein aber dunkel, tief. Und die Haut ihrer Hände hatte nicht den gleichen Ton. Sie waren etwas grauer, vielleicht, und ockerfarben, wenn sie sich dem tiefbraunen

Cafe näherten, der in einem Bogen im matten Porzellan der Tasse zerfloss. Und das Licht reflektierte sich hell auf der Oberfläche..."

Wie das Licht in den braunen Augen Ramiros, der noch immer gebannt den Worten seines Vaters lauschte. Nur, daß es da keine Oberfläche gab, sondern schwere Tiefe.

Nach dem Essen mußte ich bald gehen, sagte ich, weil meine Schicht wieder anfing. Eigentlich war es eine gute Weile bis dahin, aber ich wollte die beiden auch noch etwas alleine lassen. Also stieg ich die schmalen Treppenstufen zur Straße hinauf und schlug den Weg zu den New College Cloisters ein.

Später sprachen wir nicht mehr über diesen Nachmittag. Es gibt Dinge, die du nicht sagen wirst, wenn du sie fühlst. Wenn du weißt, daß du verstanden bist. Nur über das Malen unterhielten wir uns ausführlich.

"Ja, ich male auch manchmal", sagte Ramiro. Ich übe mich aber noch darin. Du bist der Erste, dem ich meine Skizzen zeigen werde. Es ist alles sehr persönlich. Ich male, wenn es mir schlecht geht. Malst Du nicht?"

"Selten. In letzter Zeit habe ich einmal ein Selbstportrait gemacht. Das war noch, als ich im Motel arbeitete und immer so fertig war."

"Mein Vater hat auch einmal eine Serie von Selbstportraits angefertigt. Jetzt sind allerdings nur noch zwei Blätter davon übrig. Der Rest ist kaputtgegangen -in einem von diesen Momenten... Eigentlich sind seine schlechten Zustände für meinen Vater eine Flucht. Er gibt da die Verantwortung für alles auf, auch für sich, Wenn er malt jedoch, stellt er sich seinem Schicksal, und diese überwältigenden Gefühle, die da in ihm aufsteigen, dieses Sehen, statt Blindseinwollen wird so stark, daß er mit beiden Händen malt. Aber seine Schwäche holt ihn immer wieder ein, und er ruiniert seine Bilder. Deshalb kann er damit nicht wirklich Erfolg aufweisen."

Hände, die schaffen, Hände, die zerstören. Augen, die starren, Augen, die blind sind. Was wird bleiben, letztendlich? Das Geschöpf oder die Zerstörung? Und welchen Weg werden Deine Hände einschlagen, Ramiro, wenn sie aufhören, sich in Unentschiedenheit zu flüchten? Wann werden Deine Augen sich entschließen, erkennen zu wollen?

Es war das erste Mal, daß ich Ramiros Vater erlebt hatte, und es sollte auch das letzte Mal gewesen sein. Nur würde ich ihn noch oft in Ramiro wiedererkennen, denn wie er ihm gebannt gelauscht hatte, als sein Vater beschreibend erzählte, so war er ganz von ihm eingenommen. Oder war es die gleiche Schwäche, die sie in sich trugen, die sie verhängnisvoll verband? Ramiro, es gibt

Momente, in denen es sich lohnt, sein Leben zu lassen. Aber es ist die Tragik willenloser Eitelkeit, sich seiner Schwäche zu ergeben, um sich selbst zu opfern.

12.

An einem vollen Aushangbrett an der Pförtnerloge vorbeizugehen, ohne mit neugierigen Augen durch das bunte Blättergewirr zu stöbern, war mir unmöglich. Jetzt, da ich langsam geregelter arbeitete und wohnte, aber andererseits noch viel Zeit übrig hatte, würde ich mich endlich mehr unter den Studenten umtun können. Einige der Societies interessierten mich besonders. Die German Society etwa, lud zu Cafe und Kuchen ein. Der Eintritt war frei! Das durften wir uns doch nicht entgehen lassen! Da mußte ich gleich Ramiro Bescheid sagen!

Am Nachmittag trafen wir uns vor dem College. Es war ein Unternehmen, in das ausschließlich Mädchen aufgenommen wurden. Um so besser. Mit dem Mund voll Kuchen flirtete Ramiro, wo er nur konnte.

"Oh, ja, ick sprecken duitsch, eine Bier, bitte...", erzählte er einer der Organisatorinnen.

Auf dem Rückweg war er etwas gekränkt. "Was ist los?" fragte ich ihn.

"Ich habe das Mädchen gefragt, ob ich mit ihr ausgehen will, nein, ich meine, ob sie mit mir ausgehen will."

"Und sie hat gesagt, daß sie zur Zeit viel zu lernen hat, stimmt's?"

"Genau."

"Komm' schon, so sympathisch war sie auch wieder nicht. Was erwartest Du von englischen Mädchen? Schau Dir doch diese Griechischstudentinnen in der Teddy Hall an. Die und auch der Michael, haben so viel zu tun, daß sie beinahe vergessen, mich zu grüssen, wenn ich ihr Tablett abräume."

"Ja, aber das ist was anderes", wehrte Ramiro ab. "Das Problem ist, daß es bei mir nie klappt. Einmal hatte ich eine Freundin, das heißt, ich dachte, daß ich sie hätte. Aber seitdem ich in England bin, hat sie mir nicht einmal mehr geschrieben. Und ich wollte sie noch nach Oxford einladen!"

"Wahrscheinlich hat sie in der Zwischenzeit jemanden anderen gefunden... jemanden, der näher war."

"Aber ich war ihr doch nahe. Ich habe lange gelitten! Ich glaube, ich habe sie sehr geliebt", rief Ramiro aus. "Für sie war es wohl mehr ein Flirt..."

"...und einmal hatte sie es mir gemacht..." "Wart Ihr lange zusammen?"

"...aber ich bin nicht gekommen..."

"Ihr wart wohl nicht sanft genug miteinander." "...weil sie zu früh aufgehört hat, ganz bestimmt!"

Was anderes soll die Liebe sein, als wenn du die Seele deines begehrten Menschen streicheln willst, seinen Geist erfrischen willst und seinen Leib umarmen und befriedigen willst? Wenn das dein Wollen, dein Sehnen, dein Verlangen ist. Und nicht, wenn du deinem eigenen Körper schmeicheln willst. Liebe kommt von der Seele, von dort breitet sie sich aus, und entfacht schließlich auch das Gemüt und das Verlangen. Doch du liebst niemals, wenn du "denkst" du liebst. Das ist nur der gesuchte Schein eines kalten Feuers.

"Sie hat aber noch gemeint, daß sie hilft, eine Fiesta der Spanish Society zu organisieren. Morgen Abend. Gehen wir hin, Marcel, ja?"

"Weißt Du, ob der Eintritt auch frei ist?" "Sie hat etwas von 10 Pfund gesagt..."

"Ramiro, bist Du verrückt geworden? Dafür arbeite ich beinahe einen halben Tag! Polierend, mit vollen Tablettts rennend und beim Spülen helfend. Das sind fast zwei Tage Miete oder mehr als eine Woche Busfahren, statt Laufen. Bist Du Dir dessen voll bewußt? Die spinnen, diese Studenten, die wissen nicht wohin mit dem Geld!"

"Hör' doch erst einmal zu. Es gibt Sangria nach Belieben. Und sie wollen vielleicht noch eine Lifeband organisieren. Salsa und so. Du lernst doch jetzt Spanisch. Vielleicht triffst Du noch andere Südamerikaner oder Spanier. Und Du kannst ein wenig Dein "como te llamas?" üben. Gib' doch auch mal was aus, von dem Geld, das Du verdienst. Du hast doch noch genug Reserven auf dem Konto, oder Du schreibst halt mal nach Hause."

"Das mit dem Konto stimmt zwar, aber ich will von dem Geld auch noch nach Spanien weiterreisen, über Weihnachten bin ich da eingeladen, und aus Österreich werde ich mir bestimmt kein Geld nachschicken lassen. Ich komme hier auch so durch, wenn ich etwas spare."

"Etwas, ja, aber Du sparst nur! Wenn Du was erleben willst, mußst Du auch mal was ausgeben. Wofür reist Du denn sonst?" hielt mir Ramiro vor.

"Gut, vielleicht hast Du recht, daß ich mal eine Ausnahme machen sollte. Wenn es wirklich so toll werden soll."

"Na endlich, es ist im Worcester College. Um die Ecke vom Ashmolean Museum. Ich werde schon am Vormittag die Eintrittskarten kaufen, wenn es überhaupt noch welche gibt. Wann'bist Du morgen mit der Arbeit fertig?"

"Um halb zehn. Kommst Du dann am College vorbei und holst mich ab, einverstanden?"

Schnell raus aus der weißen Jacke.

"Gute Nacht, Marcel", rief Lucy von der Spülstraße aus zwischen den Geschirrstapeln hervor. Eine gute Nacht würde ich wohl haben, nach so einem unangenehmen Tag. Der Brief von meinem Vater am Morgen, dann diese alte Schrulle im College, die mir ins Gesicht gesagt hatte, daß wir jungen Ausländer ihnen die Arbeit wegnehmen würden. Manche von den Rentnern waren doch nur noch da, weil sie keiner feuern wollte. Gerade diese Alte sah ich später dabei gesehen, wie sie das Besteck falsch einordnete.

"Und dann beschwert sich Hilda wieder bei uns, weil die Messer nicht poliert waren!" hatte ich laut gerufen.

Ramiro wartet schon an der Portiersloge, wo ich mich für heute austragen mußte. Eigentlich sollte ich ihm auch mal zeigen, wo ich arbeitete. Und er könnte mich mal zu einer Vorlesung mitnehmen. Es gab so vieles, was wir tun könnten!

"Alles klar?"

"Ja, komm schnell, es wird bestimmt voll werden", drängte er zur Eile.

Im Worcester College war kein Hinweis auf die Fiesta. Der Portier wußte von nichts. So gingen wir selbst los und suchten. In einem alten Gebäude war Licht in den Fenstern. Im Treppenhaus schallt Musik. Also stiegen wir die steinernen Stufen hinauf.

"Das klingt aber nicht sehr spanisch, Ramiro."

MCR, Middle Common Room, stand in goldenen Lettern auf der Eichtür, durch deren Ritzen Musik, Licht und Lachen herausbrodelte. Ramiro öffnete die Tür. Der gotische Gewölberaum war mit weißem Teppich ausgelegt, auf dem sich einige Kinder wälzten und balgten. An der Wand war ein Büffet auf weiß bedeckten Tischen aufgebaut. Ein Junge flüchtete sich unter die Tischdecke, während ein Mädchen, das ihm mit einem Champagnerglas in der Hand hinterhergerannt war, am schwarzen Anzug festzuhalten versuchte. Das Sakko riß krachend, während das Mädchen in ihrem weißen Spitzenkleid schrill auflachte.

"Ramiro, ich glaube, das sind Studenten!"

"Tatsächlich, die sehen aus, wie junge Erwachsene, ich hätte schwören können, daß es Kinder sind. Die haben aber eine ausgelassene Art zu feiern."

"Nein, das ist nicht die Spanish Society, die feiert im Neubau. Hier ist die Worcester Day Party", informierte uns ein schüchterner Student mit Pomeranzensaft im Glas, bevor er wieder etwas verlegen auf die schwarzen Spitzen seiner "college style"-Schuhe starrte.

So fanden wir dann also doch zur Fiesta. Und die war ein Reinform. In einem der anderen Colleges mußte wohl heute Abend etwas Besseres laufen, denn hier war nur eine Handvoll Leute, die den Fehler gemacht hatten, sich die Eintrittskarte im voraus zu kaufen. Von einer Lifeband war nichts zu sehen, und so dröhnte die halbwegs spanische Musik aus den Boxen vom Band. Die Sangria war nicht allzu schlecht, wie Ramiro immer wieder betonte. Die Studentin von der German Society, auf die er sein Auge geworfen hatte, war auch da. Sie entschuldigte sich untröstlich, nicht gewußt zu haben, daß erst so wenige Karten vorverkauft waren:

"Noch beim Aufbau habe ich mir gedacht: Das wird die Party, über die man noch lange reden wird!"

"Nun ja, wir machen das Beste draus. Jetzt, da wir schon gezahlt haben, wäre es ja dumm zu gehen. Und die Sangria ist wirklich nicht schlecht!" steuerte Ramiro bei.

Ich machte auch das Beste daraus. Ich ließ die beiden alleine, legte mich auf einen leeren Tisch, der in einer dunklen Ecke stand und döste. Von Zeit zu Zeit trank ich einen Schluck Sangria. Mein Vater hatte mir geschrieben, ob wir uns nicht mal wieder sehen wollten, wenn ich zurück sei. Er hatte die Oxford Adresse von meiner Schwester bekommen. Jetzt, auf einmal fiel es ihm ein, daß er noch einen Sohn hatte. Vielleicht war der Heller endlich gefallen, daß er mich nicht für immer in seiner Nähe zur Verfügung haben würde, wenn er eines Tages, mal umgekehrt, mich brauchen sollte.

Ramiro versuchte mich vom Tisch zu ziehen.

"Komm', wir tanzen, Du willst doch wohl noch nicht schlafen!"

"Laß mich gehen, ich bin müde und nicht mehr in Stimmung."

Schließlich ließ er mich in Ruhe und gab auf. Gegen zwei Uhr gingen wir endlich. Ramiro war stocksauer auf mich, weil ich mich zurückgezogen hatte:

"Natürlich war es ein Reinform, aber dann einfach zu pennen! Du hast mich ganz schön im Stich gelassen! Schließlich sind wir zusammen hingegangen!"

"Du hast Dich doch mit der Engländerin unterhalten. Ich habe gedacht, daß Ihr Euch auch ohne mich amüsiert."

"Glaubst Du, ich bin nur wegen ihr hingegangen? Du hast mich völlig ignoriert!"

"Es tut mir leid, aber ich war wirklich nicht in der richtigen Stimmung. Erst der Brief, dann der Ärger im College, und schließlich noch die Enttäuschung über die Fiesta. Ich hatte einfach genug."

"Was für einen Brief hast Du bekommen?" fragte Ramiro.

"Ach, von meinem Vater. Er will, daß ich mich wieder mal bei ihm melde. Vor einem Jahr kam schon einmal so ein Brief. Ich habe ihn weggeworfen. Plötzlich denkt er wieder an mich.

Er soll erst einmal seinen Pflichten nachkommen und auch Geld für unser Leben und die Ausbildung beisteuern! Aber zahlen tut er seit Jahren nicht."

"Deine Familie lebt schon lange getrennt?" "Ja."

"Was macht Dein Vater eigentlich?"

"Er ist Jurist. Das heißt, ich weiß nicht, wo er jetzt arbeitet." "Und warum antwortst Du ihm nicht?"

"Das habe ich Dir doch gerade erklärt."

"Das kannst Du ja auch ihm erklären."

"Meinst Du wirklich, ich soll ihm schreiben?" fragte ich etwas verwirrt.

"Natürlich. Er interessiert sich für Dich. Du fehlst ihm vielleicht. Und er Dir doch auch!"

"Woher willst Du das wissen?"

"Ich habe es einige Zeit genauso gemacht. Und es war überhaupt nicht gut für mich. Warum gibst Du Euch keine Chance, Marcel?"

Ja, warum eigentlich nicht? Diese Möglichkeit, die ich völlig aus meinem Denken verbannt hatte, schien plötzlich ganz natürlich. Was hinderte mich eigentlich daran, meinem Vater zu schreiben?

13.

Schon seit einigen Wochen servierte ich auch bei festlichen Dinners in der Halle. Hilda hatte mir kurz die Grundregeln gezeigt und erklärt:

"Die Teller werden meistens fertig an der Essensausgabe vorbereitet. Je zwei Personen übernehmen einen Tisch mit 20 Gästen. Jeder bedient eine Seite. Das Essen wird von links serviert und von rechts abgeräumt. Außerdem stellen Sie Wasser und Wein auf die Tische und füllen immer nach. Beim Auftischen müssen Sie mindestens drei Teller auf einmal tragen. Zwei in den

Händen und einen auf dem linken Handgelenk, den Sie mit dem kleinen Finger ausbalancieren."

Sie nahm drei Teller, und ich staunte nicht schlecht, als die alte Frau so durch die Halle rannte und dabei fröhlich mit den beladenen Armen wedelte.

"Das habe ich noch in der Schweiz gelernt!"

Dann versuchte ich es selbst, und wenn ich die Hand ruhig hielt, war es kein Problem.

"Das klappt ja schon gut. Schade, daß Sie nur so kurz bleiben werden", bedauerte Hilda. "Na, und jetzt noch über das Abräumen: Sie machen die ganze Tischseite auf einmal, wenn Sie können. Mit der rechten Hand nehmen Sie das Geschirr vorn Tisch. In der Linken tragen Sie einen Teller, auf dem Sie das Besteck sortiert ablegen. Auf dem Handgelenk stapeln Sie die leeren Teller."

"Auf dem wackeligen Handgelenk?" wunderte ich mich. "Zunächst müssen Sie es ruhig halten. Und dann können Sie den Stapel auch vorsichtig am Bauch abstützen. Aber achten Sie darauf, daß Sie nicht Ihr weißes Hemd beschmutzen." Ich stutzte. "Welches weiße Hemd?"

"Sie müssen ein weißes Hemd mit schwarzer Fliege und eine schwarze Hose für das Dinner mitbringen."

"Oje, die muß ich mir erst besorgen. So etwas habe ich gar nicht hier."

"Mach Dir keine Sorgen, ein weißes Hemd und eine Fliege kann ich Dir leihen", schaltete sich Pedros ein. "Dann bleibt nur noch die Hose."

"Vielen Dank, Pedros, das mit der Hose läßt sich schon regeln, denke ich."

Und so servierte ich dann also auch Dinners. Ramiro lieh mir seine schwarze Ausgehose, über deren teure Eleganz die anderen nur staunten.

Gegen acht Uhr füllt sich die Halle mit Studenten des Collegues, die mit ihrer Begleitung in Abendgarderobe oder in Gowns eintreffen. Die Tische werden einer nach dem anderen belegt, und ich trage noch Wasser und Weinflaschen auf, als plötzlich der ganze Saal unruhig wird. Man steht von den Stühlen auf. "Wahrscheinlich irgendeine Zeremonie", denke ich. Die Türen zur Essensausgabe sind seltsamerweise geschlossen, und der Saal wird still. Also stelle ich mich unauffällig an den Rand eines Tisches und warte, was geschehen wird. Da öffnen sich die Saaltüren und der "principal", der Direktor des Collegues, schreitet mit schnellen

Schritten durch die Halle zum High Table, der bis jetzt leer geblieben war. Hinter ihm kommen andere Würdenträger, die Fellows und einige Ehrengäste. Alle sind in schwer fallende, meist dunkle Talare gekleidet. Auf den Häuptionen tragen sie die schwarzen Scholarenhüte. Der Principal feigt mit seiner Schleppe den Boden, bis er den Trohn in der Mitte des High Table erreicht, auf dem das College-Wappen eingelassen ist. Die anderen erreichen auch ihre Stühle und bleiben hinter der Lehne stehen. Der Principal spricht einige lateinische Worte, vielleicht das Motto des Colleges, und die Studenten erwidern den Gruß. Dann schlägt er schallend mit einem Hämmerchen auf den Tisch, die Stille ist gebrochen, und der Saal setzt sich. Die Türen zur Essensausgabe gehen auf, und meine Kollegen kommen in einer langen Reihe mit vollen Tellern beladen in den Saal.

"Machen Sie schnell, damit Ihr Tisch nicht zurückbleibt", sagt mir Hilda im Vorbeigehen. "Es ist nicht so schlimm, nur achten Sie nächstens darauf, sich rechtzeitig zurückzuziehen."

14.

Mit Ramiro zusammen wollen wir das Christ Church College besichtigen gehen. Es hat den Ruf, das reichste und konservativste von allen zu sein. Eine ganze Menge britischer Premierminister haben hier ihre Karriere gestartet.

"Wenn Oxford die Creme ist", behauptet Ramiro, "dann ist Christ Church die kandierte Kirsche obendrauf! Bist Du Dir dessen bewußt, daß die in einem ihrer Höfe eine eigene Kathedrale stehen haben? Der Oxforder anglikanische Bischof kann froh sein, wenn sie ihn mal an den Altar ranlassen!"

Am Eingang steht die dezente Collegebewachung, ältere Herren in schwarzem Trenchcoat und mit ebensolcher Melone auf dem Kopf und dunklen Lederhandschuhen. Nach der Gesichtskontrolle kommt noch die Kasse. Man wagt es tatsächlich, Eintritt zu erheben! Bezeichnenderweise gibt es keine Studentenermäßigung.

"Die gelten auch für die Gallerie", informiert uns das Kasensfräulein.

"Wundert mich, daß die eine Frau doch so weit ins College lassen. Ich dachte schon, hier sucht man nach Schönheit nur unter dem Stichwort "beauty" in der Encyclopedia Britanica, stellt Ramiro fest.

Über den ersten und zweiten Hof gelangen wir in die Kathedrale. Sie ist frühgotisch bis "perpendicular" gebaut, und in einer Seitenkapelle fällt uns ein etwas erhöhtes Bauteil auf, das wie

eine Empore aussieht. Wir fragen einen der Wächter, der uns erklärt, daß von hier aus betende Scholaren früher das Kirchenschiff beobachten konnten, denn man traute den Besuchern schon damals nicht recht über den Weg.

In der Galerie fällt uns ein, daß Ramiro mir noch seine eigenen Zeichnungen zeigen wollte.

"Gehen wir gleich nachher zu mir, dann werde ich sie raussuchen, einverstanden?" schlägt er vor.

"Ja, doch vorher möchte ich Dir noch die Cloisters vom New College zeigen. Da können wir ja auf dem Weg vorbeischaun."

Wir kommentieren zum Unwillen der Aufsicht lauthals alle Gemälde und halten uns vor Lachen über einige der alten Kitsche. Dann erklärt mir Ramiro, wie in einem davon durch die perspektivische Verschiebung der retrospektive Charakter der Dreieckskomposition die amorphen Formen mittels des goldenen Schnittes betont und damit eigentlich schon den synthetischen Kubismus vorwegnimmt. Vor den vernichtenden Blicken der Aufsicht flüchten wir nach draußen und gehen über die High Street ins New College.

"Das ist also Dein Lieblingsplatz in Oxford, Marcel", sagte Ramiro endlich nach der zweiten Runde in den Cloisters. Damals fiel es mir zum ersten Mal auf, daß er trotz seines Temperamentes und unserer so zügig wachsenden Freundschaft ein langsamer Mensch sei. Der Heller brauchte lange, bis er die schimmernde Wasseroberfläche in der dunklen Tiefe seiner Augen erreichte und das Klingen nach oben zurückhallte.

"Das ist ein richtiger Ort für's Alleinsein. Weißt Du, ich glaube, daß wir alle letztendlich alleine sind. Wir können viel mit anderen Menschen teilen, aber am Ende des Tages sind wir doch alleine, Marcel."

"Ich denke, daß Du Recht hast, jeder muß sich letztlich selbst tragen", sagte ich. Aber ich fühlte nicht so. Du "mußt" doch nur, was du glaubst zu müssen. Wenn dir jedes Opfer groß genug erscheint, bist du frei, dein Wollen zu leben. Nur, daß du dafür bezahlen wirst. Und ich wartete auf den Tag, an dem ich alles geben würde, was ich seit Jahren angesammelt hatte, und hoffen würde, daß es genug sei.

"Was ist für Dich, Ramiro, das Wichtigste?"

"Erst einmal mein eigenes Leben. Denn ich sehe an meinem Vater, daß man mit Selbsterstörung auch den Menschen um sich schadet. Und dann das Leben meiner Familie, auch meiner Freunde."

"Und das Deiner Freundin wohl ebenfalls, wenn Du eine hättest", fügte ich hinzu.

"Ja, aber Freundinnen sind nicht so wichtig. Familie und Freunde sind viel wichtiger, außer der Frau vielleicht, die Deine Kinder bekommt. Die ist dann sozusagen Familie."

"Würdest Du denn Deine Freundin nicht lieben?" fragte ich erstaunt.

"Doch, aber das ist was anderes, das ist mehr körperlich."

Nur die Liebe kann uns vom Egoismus befreien, der uns als ständiges "muß" die Flügel bindet, uns das Fliegen verbietet und uns eisern an die Erde schweißt. Und nur dann ist der geliebte Mensch unersetzlich für uns, wenn er unsere Fesseln gelöst hat. Unseren Körper befriedigen kann jeder, aber wer kann uns schon unsere Flügel entbinden?

In seinem Zimmer zeigte mir Ramiro seine Skizzen. Sie waren nicht schlecht, hatten einen Ansatz von Können, aber sie waren zu schwer. Sie flogen nicht.

15.

Die jungen Kollegen in der Teddy Hall waren meistens wie Pedros aus armenischen Ländern. Sie kannten sich alle und verhalfen sich gegenseitig zu Jobs und Zimmern, falls einer von Ihnen etwas suchte. Pedros allerdings stand etwas außerhalb, über dem Handel. Als "assistant manager", Hildas Stellvertreter, konnte er es sich wahrscheinlich nicht erlauben, sich ihnen zu nahe zu zeigen. Manchmal schaltete er sich jedoch in ein Gespräch ein, wenn sie sich untereinander auf armenisch unterhielten. Auch ohne die Worte zu verstehen, bemerkte ich, daß sie ihn mit Respekt betrachteten. Und selbst Hilda wagte es nicht, ihn unfreundlich zu behandeln, obwohl sie es ablehnte, daß bei der Arbeit eine andere Sprache als Englisch gesprochen wurde.

"Oh no, don't speak so much Armenian, please. Und Marcel mag das bestimmt auch nicht, wenn Ihr immer nur armenisch sprecht!" rief sie eines abends aus.

"Mir macht das eigentlich nichts aus. Ich bin es gewöhnt, nicht alles zu verstehen, was ich höre", sagte ich lachend.

Die Armenier waren nett zu mir, und ich vertraute ihnen, daß sie nicht über uns redeten. Warum sollten sie sich nicht mal ein wenig für sich unterhalten? Das eine junge Paar sah sich ja auch nur abends in der Halle. Sie hatte tagsüber einen Ganztagsjob, und er spülte nachts in einem Restaurant.

"Von einem Job kann man kaum leben", meinte er, "und da wir auch noch Sparen, um später mal in England zu studieren, kommen wir ohne ein paar Nebenbeschäftigungen nicht aus. Ich putze ab nächster Woche vormittags noch Büros. Die Anna hat mir das vermittelt. Sie wollte da nicht mehr weitermachen. Zur Zeit reicht ihr die Teddy Hall und der Pub, wo sie sonst kellnert."

Anna war wie die anderen nur mit einem Flugticket und etwas Geld für den Anfang vor wenigen Jahren alleine nach England gekommen. Ihre Cousine war später nachgekommen, und beide wollten hier ihr Glück versuchen. Zunächst hatte sie nachmittags in einem Blumenladen verkauft,

"Dann habe ich den Job hier und als Kellnerin im Pub vom Steve bekommen", erzählte sie mir bei der Arbeit. "Ich wollte nichts aufgeben, und so habe ich sieben Monate lang vierzehn Stunden am Tag gearbeitet. Ich hatte nie einen ganzen Tag frei. Es war schrecklich."

"Vierzehn Stunden am Tag?" fragte ich ungläubig.

"Ja, ich bin von einer Arbeit zur anderen gegangen. Unterwegs habe ich was gegessen. Und wenn ich nachts um halb zwölf nach Hause kam, bin ich sofort ins Bett gefallen."

"Aber in der Zeit mußt Du wahnsinnig viel gespart haben, das waren wohl beinahe hundert Arbeitsstunden in der Woche!"

"Habe ich auch. Mir ist das Geld in den Kopf gestiegen. Das ist das Schlimmste. Laß Dir das Geld niemals in den Kopf steigen. Ich war verrückt. Am Ende hatte ich schon manchmal Halluzinationen und konnte überhaupt nicht mehr schlafen."

Ich nahm ihre Warnung ernst, aber zur Zeit hatte ich eher zu wenig Arbeit, als zu viel.

"Sag' mal, arbeitest Du nur hier in der Halle, Marcel?" fragt Pedros mich eines abends.

"Ja, es ist nicht sehr viel, ich weiß."

"Suchst Du noch einen Nebenjob? Ich arbeite in einer Sandwicheria in der Broad Street, gleich um die Ecke, zwischen der Vormittags- und Abendschicht hier im College. Die suchen noch jemanden für zweimal die Woche, nachmittags. Hast Du Interesse?"

"Aber ich bleibe nur so kurz, Pedros, es sind gerade noch ein paar Wochen bis zum Ende des Terms."

"Das habe ich dem Manager schon gesagt, als ich Dich empfohlen habe. So haben sie Zeit, nach jemandem langfristigen zu suchen. Komm' morgen mal vorbei, um Dich vorzustellen, wenn Du willst."

"Wenn das so ist, natürlich. Vielen Dank, Pedros."

Mein Nebenjob, den ich gleich am nächsten Tag antrat, war angenehmer als die Arbeit in der Teddy Hall. Der Manager und die Verkäufer waren freundlich und zeigten mir meine Aufgaben. Der Aufbau der Sandwiches konnte von den Kunden selbst bestimmt werden, was die Brotsorte, den Belag und die Würzung betraf. Kurz codiert kamen dann die Bestellungen auf einem Zettelchen in die kleine Küche im hinteren Teil geflattert. Schnell machte ich die Sandwiches zurecht und packte sie zum Mitnehmen ein. Außerdem bereitete ich verschiedene Aufstriche vor, schnitt Käse und Wurst, Schinken und Fleisch auf einer elektrischen Schneidemaschine und rührte Salate an. Anfangs halfen mir die Verkäufer, wenn ich die Hieroglyphen auf den Bestellungen nicht entziffern konnte oder die Zutaten für die Salate vergaß. Abends räumten wir auf und putzten das kleine Geschäft, rollten die Jalousien ein und stellten die Spezialitäten, die im Schaufenster und an der Theke außerdem noch angeboten wurden, verschiedene Kuchen, Pasteten und exotische Speisen, für die Nacht in den Kühlschrank. Dann ging ich zur Teddy Hall, um bei der Dinnerausgabe zu arbeiten.

16.

"Sie reden zu viel und arbeiten zu langsam, Marcel, das wollte ich Ihnen schon lange mal sagen!" warf mir Hilda vor, "Wie bitte? Ich?"

"Ja, genau. Und das sagt jeder, und das sehe ich auch selbst", antwortete sie mir.

Schweigend polierte ich weiter. Das war ja wohl die Höhe. Es mochte wahr sein, daß ich nicht mehr arbeitete wie am Anfang, als ich mir keine Pause gegönnt hatte, um einen guten ersten Eindruck zu machen. Ich redete auch viel bei der Arbeit, weil die Zeit so schneller verging, und warum sollte ich mich auch nicht mit den Kollegen unterhalten? Aber das hieß nicht, daß ich langsamer arbeitete. Was war mit Hilda auf einmal los? Aus einer Laune heraus, hatte sie mich spontan eingestellt. Würde sie mich so auch wieder feuern? Was war der Anlaß ihrer Unstimmigkeit? "Das sagt jeder", hatte sie behauptet. Pedros, zum Beispiel, hatte das gewiß nicht gesagt. Und wenn er so dachte, hätte er auf andere Weise selbst mit mir gesprochen. Wer war also "Jeder"? -Natürlich, die Alte, mit der ich mich vor einigen Tagen gestritten hatte! Vor allen anderen hatte ich sie bloßgestellt, als sie das Besteck falsch einordnete. Jetzt eröffnete sie wohl die nächste Runde der Anfeindungen. Und so wie sie dachten wohl auch

andere der Alten, die sich an ihre Positionen klammerten. Sollte ich mir das gefallen lassen?

Den ganzen Abend trug ich Verärgerung auf dem Gesicht, und am nächsten Tag sprach ich Hilda selbst an, nachdem ich mir die Sätze, die ich sagen wollte, gut eingeprägt hatte:

"Ich habe über Ihre Kritik nachgedacht und finde sie unberechtigt. Ich weise sie zurück, und würde gerne wissen, ob sich jemand bei Ihnen über mich beschwert hat."

"Ich sage Ihnen, daß ich es selber sehe. Am Anfang waren Sie so flink, daß ich schon darüber nachdachte, Ihnen auch eine Vormittagsstelle während der Woche anzubieten, aber Sie lassen immer mehr nach."

"Ist eine Vormittagsstelle freigeworden?" fragte ich überrascht.

"Na ja, doch nur für ein paar Wochen können Sie die nicht antreten. Das ist unmöglich. Ich hätte Sie für die kurze Zeit eigentlich gar nicht einstellen sollen."

Oje, es sah schlecht aus für mich. Hilda hatte sich offensichtlich auf mich eingeschossen. Da konnte auch Pedros wohl nichts mehr machen.

"Kommst Du noch mit auf ein Bier?" fragte ich ihn nach der Arbeit. Im Gegensatz zu Hilda trennte er Job und Leben nicht so stark. Sie mochte es nicht einmal, wenn ich mich mit den Studenten, die ich kannte, bei der Essensausgabe unterhielt.

"Bei uns ist das ganz normal, da gehen die Mitarbeiter mit ihrem Chef frühstücken, oder er nimmt sie mit dem Auto zur Arbeit mit", erzählte mir Pedros.

Anna kommt eines abends mit geheimnisvoller Miene in die Arbeit.

"Was ist denn los, sag schon, gibt es etwas Besonderes?" frage ich neugierig.

Schließlich rückt sie heraus, mit der Sprache.

"Ich hab' Dir doch von Steve, dem Pubbesitzer erzählt. Der ist eigentlich noch recht jung und sympathisch. Wir wollen Ende des Monats heiraten!"

"Wooow! Wie ich mich für Dich freue! Komm!"

Ich umarme Anna, hebe sie hoch und wirbele mit ihr durch die Halle. Und ihre Augen leuchten wie zwei Tropfen Tau.

Zu ihrer Hochzeit nahm sie zwei Tage frei von allen Jobs. Ihre Eltern konnten nicht kommen, und so begleitete sie wenigstens ihre Cousine zum Standesamt. Dann fuhr sie mit dem Bräutigam für die Nacht in ein Landhotel.

"Es war so schön, alles langsam und fein zu machen, einmal auszuschlafen, im Wald spazierenzugehen, zum vorbereiteten Essen zu kommen", erzählte sie mir später. Doch schon bald darauf ihre Augen so trist wie zuvor. Oder sogar ein klein wenig trauriger.

"Langsam reicht es mir nun!" ärgerte sich Anna. "Jetzt sind es schon Wochen, daß die niemanden Neuen eingestellt haben, um vormittags die Zimmer im dritten Stock zu putzen. "Machen Sie das dann noch mit Ihrem Stockwerk mit, ja?" hat mir die Mrs Shirley angeordnet. Jeder muß reihum eine Woche lang doppelt so viele Zimmer aufräumen. Und zufälligerweise wird gerade der dann oft auch noch von Hilda in die Halle bestellt!"

"Na ja, die Studenten merken es nicht gleich, wenn ihre Räume verkommen, und wenn es die Scouts auch so schaffen, spart das College halt einen Lohn ein, bis sich mal jemand findet." Ich zuckte mit den Schultern.

"Sag', Marcel, warum wolltest Du den Job eigentlich nicht übernehmen?"

"Was heißt "Ich wollte nicht?" Hilda wollte mich nicht nehmen."

"Hilda ist doch für die Vormittagsjobs gar nicht zuständig. Die werden von Miss Tolling vergeben, die für die Bursery zuständig ist. Ihr Büro ist im alten Hof, rechts hinten, vor dem Durchgang. Und selbst, wenn Du nicht mehr lange bleiben willst, kannst Du es ja mal probieren."

Am nächsten Morgen ging ich gleich zur Bursery. Weiter als bis zu Miss Tollings Sekretärin kam ich allerdings nicht:

"Wenn es nur noch bis Ende des Terms ist, kommen Sie für die Position wohl sowieso nicht in Betracht. Miss Tolling ist zur Zeit sehr beschäftigt."

Enttäuscht ging ich noch zur Halle, um Hilda zu fragen, wann ich in der nächsten Woche eingeteilt war.

"Nächste Woche habe ich Sie leider nicht mehr eintragen können, außer zum festlichen Dinner, wenn wir Jeden brauchen. Aber ansonsten haben wir genug feste Leute", sagte Hilda im Vorbeigehen.

Alles klar, das war es dann wohl vorläufig. Auf dem Weg nach draußen lief ich Anna über den Weg. "Und?"

"Nichts! Ich bin gar nicht bis zu ihr durchgekommen."

"Hör' mal, Marcel, Miss Tolling kommt immer zum Lunch in die Halle. Warte bis sie kommt und sprich sie dann an!" schlug sie mir vor.

Not macht verwegen, und schließlich hatte ich fast nichts mehr zu verlieren. Also wartete ich bis zum Lunch, um mein Glück noch einmal zu versuchen.

Miss Tolling blickt sich suchend nach dem Besteck um, als sie mit dem Tablett in der Hand aus der Essensausgabe herauskommt. Heute ist es nicht wie üblich auf dem ersten Tisch in die Schubkästen eingeordnet, sondern liegt noch auf dem Servierwagen an der Wand. Mit einem plötzlichen Einfall springe ich auf, nehme Messer, Löffel und Gabel und reiche sie Miss Tolling mit einem Lächeln, als ob es Blumen wären. Und sie ist entzückt. Ich stelle mich vor und erkläre mein Problem.

"Setzen Sie sich doch einen Augenblick...", bittet sie mich. Aber ich will es lieber kurz machen, denn Hilda muß mich ja nicht unbedingt mit ihrer Chefin in der Halle essen sehen. "...oder kommen Sie später in mein Büro. Dann können wir das mit dem Job regeln."

So arbeitete ich dann ab dem nächsten Tage auch Vormittags im College. Das Putzen und die Frühstücks- und Lunchhilfe verliefen ruhiger als die Dinners. Unangenehm war es nur, den JCR aufzuräumen. Abends trafen sich da die Freshers des Colleges. Morgens war es dann unmöglich einzutreten. Die Sessel waren auf den Kopf gestellt oder umgeworfen, auf dem Poolbillard-Tisch war Asche verstreut, überall lagen Müll, Scherben und auslaufende Flaschen. Und um mit ihren Collegeschuhen nicht am schwimmenden Parkett hängenzubleiben, hatten die Studenten großzügig Zeitungen ausgebreitet. Die klebten jetzt auch am Fußboden fest. Zwischen den Trümmern fand ich manchmal Kleidungsstücke oder zerrissene Studienbücher, und nach einer besonders schlimmen Aufräumarbeit warf ich einfach alles in die großen Müllsäcke und hinaus.

"Die Papierkörbe brauchst Du nicht zu leeren, die werden sowieso nicht benutzt. Und wenn Du Studenten im JCR schlafen siehst, gehst Du direkt zum Portier und meldest das. Wenn Du lieb bist, weckst Du sie vorher, damit sie verschwinden können", so führte mich Pedros in die Arbeit ein.

Wenn die Studenten gegen zehn Uhr in ihren Aufenthaltsraum kamen, war er schon sauber aufgeräumt, mit den neusten Zeitungen versorgt, und es duftete nach frischem Cafe. Nichts erinnerte sie mehr an gestern Abend, außer vielleicht ein schwerer Kopf, und daß die Augen von einem der Scouts ihnen

einen eisigen Blick zuwarfen. Und wo nur das Buch für den "Ethics of behaviour" -Kurs geblieben war?

Auch so manche Zimmer waren ein stinkendes Chaos. Aber das kümmerte mich nicht. Ich leerte den Papierkorb, wenn ich so weit kam, und reinigte das Waschbecken, wenn es nicht voll war. Dann weckte ich den Studenten auf und erklärte ihm, daß ich nicht staubsaugen und putzen konnte, wenn der Boden voll war. Ob ihm das recht sei.

"What? Oh, yes, sure, I'm very sorry, indeed", kam meistens die verschlafene Antwort.

So ging das Putzen ziemlich schnell.

Sie waren gut dressiert, die Bewohner, eher als erzogen. Ihnen wurde nichts außer der Bildung selbst überlassen. Doch die Persönlichkeit entwickeln, die Anlagen fördern oder beschränken kannst du letztlich am Einfachsten selbst. Erwartet man von dir allerdings nur, dich immer aufs Beste und Fairste hin zu verhalten, dich, gleich wie deine Möglichkeiten und Bedürfnisse sind, auf deinen Geist zu berufen, so kann es reichen, dich für eine Weile dir selbst zu überlassen, um den Vorhang, der vor dem rohen Charakter gespannt ist, aufzureißen... Würde ich mich so sehr anders verhalten, wenn ich hier als Student und nicht als Scout wäre?

Von einem Zimmer war ich einmal besonders beeindruckt. Auf dem Boden verstreut lagen leere Flaschen und im Waschbecken ein paar benutzte Gläser. Zwischen den Flaschen flatterte ein Zettel. War der vom Schreibtisch heruntergeweht worden, oder war es auch Abfall? Mein Blick fiel auf die verschmierte Handschrift. Es war ein Gedicht: "...I'm so happy, oh, I'm so happy, tonight I found my friends..."

17.

"Weißt Du, wo es einen günstigen Friseur gibt?" fragte ich Ramiro.

"Ich habe keine Ahnung, ich gehe hier nicht zum Friseur. Das Haar schneidet mir immer die eine Italienerin. Findest Du nicht, daß sie es gut macht?"

Ich warf einen kritischen Blick auf das dunkelbraune Haargewirr, das ihm fast vor die Augen fiel und den oberen Rand seiner Brille verdeckt.

"Doch, es ist nicht schlecht. Meinst Du, sie könnte mich auch mal schneiden?" fragte ich.

"Vielleicht ist es nicht so gut, wie vom Friseur, aber es kostet Dich auch nichts. Ich zeige sie Dir nachher."

Die Italienerin setzte mich im Bad auf den Rand der Wanne, legte mir ein feuchtes Handtuch um den Hals und begann ihr Werk. Nach zwei Stunden war ich nicht wiederzuerkennen. Das Bad im übrigen auch nicht. Aber jeder war stolz, durchgehalten zu haben, bis zum Ende. Auch die Schaulustigen, unter ihnen Ramiro, die sich in der Tür drängten. Dann räumte ich auf, und meine Friseurin genehmigte sich einen Whiskey. Jeder gratulierte ihr und war begeistert, nur ich war etwas verwirrt. Aber das würde sich schon legen. Spätestens nach dem ersten Waschen.

"Früher habe ich manchmal meiner Schwester die Haarspitzen geschnitten. So Kleinigkeiten habe ich hingekriegt", stellte ich fest.

"Du verstehst Dich gut mit Deiner Schwester, Marcel?"

"Ja und nein. Sie ist nicht wie ich. Sie ist stabil. Nie außergewöhnlich, aber meistens sehr freundlich und bemüht."

"Ähnlich wie mein Bruder, glaube ich. Er hat einfach eine andere Art des Erlebens. Er ist mehr für sich und doch immer mit anderen zusammen. Ich verstehe ihn nicht, obwohl ich ihn natürlich gerne habe."

"Was macht er denn, Dein Bruder?"

"Er geht noch zur Schule. Danach will er Ingenieur werden, aber er will bei uns zuhause studieren, wo auch alle seine Freunde sind."

"Warum studierst Du eigentlich hier?"

"Warum bist Du hierhergekommen?"

"Aber, daß Du ausgerechnet Wirtschaft studierst, Ramiro! So etwas Gewöhnliches entspricht Dir nicht besonders, finde ich."

"Ich habe den ganzen Sommer in einem Geschäft als Verkäufer gearbeitet. Ein Bekannter kennt den Besitzer. Und ich war sehr erfolgreich. Mir fällt es leicht, Leute zu überreden und sie zu überzeugen..."

"Auch Dich selbst?"

"...andererseits bin ich selbst sehr mißtrauisch. Dir habe ich am Anfang auch nicht getraut, und mir war es gar nicht so recht, daß Du schon früher in Cowley eingezogen bist. Aber ich hatte selbst keinen Nachmieter gesucht, wie ich es der Alten versprochen hatte, und deshalb konnte ich Nichts sagen. Aber mein Geld hatte ich bei mir, in der Nacht."

"So wenig Vertrauen hast Du in die Menschen! Ich hätte Dir ohne Bedenken nach der ersten Unterhaltung mein Portemonnai zum Scheinezählen gegeben! Ich habe so ein Gefühl dafür, wem ich Dinge anvertrauen kann, glaube ich. Ich habe keine Angst vor Menschen. Nur vor unbedachten Leuten. Und viele, die attraktiv und charmant sind, sind achtlos und unbedacht, glaube ich."

Wahrscheinlich deshalb, weil es ihnen die anderen leichter im Leben machen. So war ich bei Dir im ersten Moment lieber zurückhaltend."

"Du glaubst also, daß ich Charme habe?"

Ramiro's Augen schimmerten hoffnungsvoll, fast flehend. Das Wasser schien näher.

Die Leute würden ihn wohl nicht als besonders attraktiv betrachten. Er entsprach den Vorlagen kaum. Aber ich sah ihn anders. Seine Augen zogen mich förmlich an.

"Ich finde Dich schon anziehend", gab ich zu.

"Da siehst Du's! Und ich dachte schon manchmal, daß es an mir liege, wenn ich so viel Pech mit Mädchen habe. Ich versteh' dann nicht, warum die das nicht genauso sehen", sagte Ramiro mit eitler Stimme. Und ich verstand es auch nicht.

Am Abend, an dem die Italienerinnen einen Kochwettbewerb veranstalteten, hatte Ramiro auch nicht viel mehr Glück, obwohl er den ersten Preis, ein Kochbuch, gewann. Er war bis zum letzten Moment nicht zum Vorbereiten gekommen und hatte dann einfach aus einem Spiegelei, Ketchup und einer halben Banane ein Telefon auf den Teller gezaubert. Das kam sogar besser an, als das Tiramisu unserer Friseurin, als einzige Speise für die Augen, mehr als für die Zunge. Nur, daß es dann klingelte.

"Mama mia, das ist aber gut gemacht, Ramiro, nur den Ton muß Du noch etwas verbessern! Hier, nimm' den Hörer, der Anruf ist wirklich für Dich."

Damit war für Ramiro der Abend verdorben. Nicht nur, daß ihm seine Mutter Vorwürfe wegen der Studien machte, sein Bruder erzählte ihm auch noch, wie der Vater Ramiro's Geschenk, die Leinwand, zerschnitten hatte. Es war in einem seiner Zustände geschehen und das erste Gemälde in Öl gewesen.

Ich blieb bei Ramiro auf dem Sofa sitzen, während die anderen den Raum zum Tanzen freimachten. Der schwere Rhythmus der Latinomusik, die die Italiener einlegten, um den Gewinner aufzumuntern, drang mit der ganzen Stimmung der magischen Beklemmung in mich ein und blieb in mir. Und mein Herzschlag wechselte unerklärlich und machte ihn sich zu eigen.

"Kannst Du am Wochenende in der Teddy Hall arbeiten?" fragte mich Pedro's in der Sandwicheria. "Am Sonntag bräuchte ich Dich den ganzen Tag. Da müssen wir die Halle für das festliche Dinner vorbereiten."

"Weißt Du nicht, daß Hilda mich, außer dem Helfen beim Servieren der Dinner, gefeuert hat?"

"Na, und? Den Vormittagsjob von Miss Tolling hast Du ja sicher. Und für die Wochenenden stelle ich Dich wieder ein. Ich habe sonst niemanden, der die Arbeit tun könnte. Mach' Dir wegen Hilda keine Sorgen. Sie ist halt manchmal etwas verstimmt."

Als ich Sonntag Abend nach einem langen Tag ins Canadian House kam, erwartete mich eine Nachricht auf dem Bett in meinem Zimmer.

"Die hat der Ramiro heute morgen hiergelassen. Er kam vorbei, als Du schon weg warst", erklärte mir Tom. Ich öffnete den Brief. Es waren nur ein paar Zeilen:

"Lieber Marcel, ich wollte mich verabschieden, aber Du warst nicht mehr da. Mir ist es nicht danach, jetzt viel zu schreiben. Mein Vater ist gestern gestorben und ich nehme das nächste Flugzeug von Heathrow nach Hause. Ich komme vorbei, wenn ich zurück bin. Dein Ramiro"

18.

Wieder stürzte ich mich in die Arbeit. Spürte ich nur ein Mitgefühl, oder saugte ich wie ein Schwamm den Schmerz in mich ein? Meine Gedanken kreisten nunmehr schreiend um dieses Wesen, und ich fühlte nichts für den Vater und doch alles für Ramiro.

In der Sandwicheria war ein Kollege krank geworden, und ich arbeitete vorläufig die ganze Woche nachmittags im Geschäft. Nur einmal entschuldigte ich mich, um mir eine schwarze Hose für das festliche Dinner kaufen zu gehen, denn von Ramiro konnte ich sie ja nicht mehr leihen, wie mir erst am gleichen Tag einfiel. In einem Second-Hand-Shop auf der Cowley Road fand ich etwas Billiges. Der Verkäufer versicherte mir ständig, daß sie nicht zu kurz sei und neuwertig. Zum Glück war das Dinner bei Kerzenschein, und so fielen die komische Hose und mein italienischer Haarschnitt nicht so sehr auf. Nur Hilda warf mir einen kritischen Blick zu, und ich zuckte halt mit den Achseln.

Nach der Arbeit ging ich meistens noch in die New College Cloisters, wo ich ein paar bedrückte Runden stolperte. Meine Beine hatten sich noch nicht ganz an den neuen schweren Rhythmus gewöhnt, der mein Herz jetzt bestimmte.

Selbst die Kanadier merkten, daß mit mir etwas nicht stimmte und fragten, was denn los sei.

"My best friend's father has died recently", erklärte ich ihnen.

"I'm sorry for You. Kommst Du morgen trotz allem mit in den Pub? Ich will zum Abschied einen ausgeben."

Ich hatte ganz vergessen, daß Tom schon nächste Woche abreisen wollte, um in Europa zu touren.

"Ich bin noch nicht sicher", sagte ich.

Am nächsten Abend rief ich Ramiro von einer Telefonzelle um die Ecke aus an. Seine Stimme klang bleich und fern.

Die Worte verschwanden, sie zerliefen in Laute und lösten sich zu Wellen auf. Schlechte Freunde werden sich trennen, wenn schwere Zeiten kommen. Gute Freunde werden sich näher kommen. Auch, wenn sie sich nicht an den Händen halten oder umarmen können, weil sie weit voneinander in Zeit und Raum sind, werden sie sich durch das Herz halten und sich tragen, wenn das Wasser der Tränen zu hoch steigt für den, der zu Boden gedrückt ist.

Ramiro bemühte sich, einen optimistischen Eindruck zu übermitteln. Er wollte selbst noch ausgehen, mit ein paar Mädchen, die ihn eingeladen hatten. Das Glänzen seiner Augen, naß vom Schweiß der Seele, mag ihnen als das Glänzen der Wasseroberfläche geschienen haben. Doch die war noch tiefer als sonst, und sie schimmerte noch verloreener.

"Moment, wartet, ich komme mit", rief ich den Kanadiern zu, die schon am Gehen waren, als ich vom Telefonieren zurückkam.

"O.k.?"

"Ja, Ramiro scheint es so einigermaßen zu gehen."

Das würde auch eine gute Gelegenheit sein, ein paar Fotos zu machen, dachte ich mir und nahm die Kamera mit. Die letzte Chance auch Tom mitzuverewigen, und wann hatte ich schon mal alle Kanadier beisammen?

Der alte englische Pub ist wie ein allgemeines Wohnzimmer. Du fühlst dich dort zu Hause. An der Bar holst du dir deine Getränke, beim Barmann, den du kennst, wie die meisten anderen Gäste. Die kommen nämlich wie du fast jeden Tag nach der Arbeit auf ein Bier vorbei. Dann setzt du dich in den Sessel vor das Kaminfeuer und liest Zeitung. Oder du unterhältst dich mit einem deiner Bekannten an der Bar. Ob du nicht Lust auf eine Runde "darts" hast? Wie sieht es mit Poolbillards aus? Klar, da machen wir auch mit. In Teams spielen wir gegeneinander, bis wir müde vom Verlieren und Bezahlen der Spiele sind, denn die Stammgäste sind natürlich geübter.

Schließlich gehen wir noch in einen Fun-Pub, der neuen Generation verpflichtet. Dort hallt die Musik von den verspiegelten Wänden wieder, und die Leute tanzen im bunten Licht. Wir tanzen auch, erst jeder für sich und dann in Paaren. Ich tanze gerne, und es ist gut, sich wieder dem Leben zu öffnen.

Nachdem Tom abgefahren war, wurde es zunächst etwas stiller im Canadian House. Die Auslagen waren schwer mit unseren bisherigen Beiträgen zu decken, und so zog Sally zu Rachel ins Zimmer, um Ihres an einen englischen Kollegen aus ihrem Pub zu vermieten. Am Ende des Terms, wenn ich auszog, würde sie mein Zimmer bekommen. Der Engländer brachte seinen Fernseher und sein Videogerät mit, das nun zur Freude der Kanadier Tag und Nacht im Wohnzimmer lief. Da mochte ich mich nicht mehr aufhalten, und so verbrachte ich meine Abende damit, ein Risikospiel herzustellen. Ramiro hatte mir oft erzählt, wie gerne er es spielte, und weil es so teuer war, machte ich es selbst. Den Spielplan und die Karten zeichnete ich aus dem Kopf auf Pappe, die ich dann bemalte. Die Würfel bucken wir auf Cathys Vorschlag hin im Ofen aus Salzteig. Als Armeen für das Strategiespiel verwendeten wir gefärbte Streichhölzer. Diese eroberten und besetzten nach taktischer Überlistung der anderen Imperialisten Länder und Kontinente. Auch die Kanadier waren neugierig, wie das Spiel wohl gelungen sei, und mit einer gemeinsamen Runde weihten wir es ein.

Eines abends lag ein Packet vor meiner Zimmertür. Es hatte eine österreichische Briefmarke aufkleben. Ich drehte es um und sah den Absender: Mein Vater. Im Packet war ein kurzer Brief, ein Adventskalender und ein Pullover. Ich zog ihn gleich an und öffnete dann die Türen des Kalenders und aß die ganze Schokolade auf einmal auf.

19.

Fahl schlug der Himmel schon früh über den Spires der Stadt zusammen, und die Finsternis kroch durch die Gassen, drückte sich die Mauern entlang und ergoß sich schließlich über die Parks und Meadows. Mit sich trug sie feuchte fäulnistragende Luft, die sich, vom Rauch der Autos durchdrungen, mit dem schummrigen Licht der Laternen anfreundete, deren weichen gelben Schein umspielte und ihm von der Ferne und von den Hügeln des rollenden Landes erzählte. Die Schatten und das Laub warteten auf den langen scharfen Frost, und ich wartete, wartete auf Ramiro.

Das Rauschen der Straße raunte in meinen Ohren, ihre Lichter streiften mich, als suchten sie vergeblich und mit zitternden Händen nach etwas im Dunkeln. Ich entzog mich ihnen und bog in die Seitenstraße ab, schritt die öde Zeile der Reihenhäuser entlang und hielt vor dem Unseren. Der Schlüssel scharfte im Schloß, und ich drückte die Tür auf. Der Augenblick lebte in mir, und nicht die Zeit. Und der schwere Rhythmus meines Herzens schlug dumpf und ahnungsvoll, so tief, daß es mir wohl manchmal im Halse eng wurde.

Nach einem heißen Bad ging ich gleich ins Bett, und während von unten aufdringliche Stimmen vom Videofilm an mein Ohr drangen, verfiel ich in einen unruhigen Halbschlaf, voll Beklemmung und schweren Träumen, noch halb im Bewußtsein, schon halb in der Angst.

Die Schneidemaschine dreht ihre singende stählerne Klinge, der Käse und der Schinken für die Sandwiches werden gierig von dem silbernen kalten Metall geschlungen, verschwinden auf der einen Seite und fallen auf der anderen als dünne Scheiben ab. Mit der Hand presse ich die ganzen Stücke gegen die Klinge, mit der anderen fange ich das Geschnittene auf.

"Gib gut damit acht, da hat eine Deiner Vorgängerinnen ihren Finger dabei verloren", höre ich von einer Kollegin im Laden in der Broad Street.

Nur ein Augenblick der Unachtsamkeit, der schläfrigen Mattigkeit, der schwebenden Gedanken, nur eine Bewegung aus zuckenden Muskeln, Rot spritzt auf, die Klinge singt ein anderes Lied, der Schmerz flammt durch das Gebein, schwach und schreiend sinkt mein Körper, Ekel, Schrecken, Aufbäumen des Wahns, ich wälze mich zuckend, gefangen im Traume, gereizt und geschändet, lodernde Flamme, Spritzen des Blutes, Wallen des Mutes, verzweifelnder Wille in verschlingenden Wellen wagt es trotz Wogen das Wollen zu wahren. Sinkend und trinkend, im Meere sanft schwebend, im Winde der Strömung sich wendend und drehend, kein Halten kein Atmen, nur Treiben im Sande, nur Straucheln und Fallen, von innerer Sehnsucht von jeher befallen, ein Messer möge das Herz durchdringen, sein Hoffen und Heulen zur Ruhe bringen, die Seele von brüllender Pein befreien, den Leib zum Mahle tragen den Haien. Die betrogene Wahrheit, die verachtete Würde, die erhellten Schatten von untragbarer Bürde, die Wirrungen, Irrungen, Tanzen und Tändeln, so tief gedrunge, so hell geklungen, das Leben scheint aus euch zu winken, doch

wirklich seid ihr verraten vom Denken, verspottet, bespuckt, am Boden gekrümmt, zu Zerstörung und Scham bestimmt. Wo ist das Leben, wo ist der Mensch? Wo ist der Weg zu dem Wort ohne Reim, zum wahrhaftigen Sein, zum Ende als Sinn, zum Werden des Wahren, zum Sein, nicht zum Schein, zur Mitte in mir, zum bleiben in dir, zum Atmen, zum Wachen, zum Singen, zum Lachen, zur der Jugend im Glück? Ich werde verrückt.

Die Kapuze verdeckt mein Gesicht, der scharfe Seewind schlägt in den Kleidern. Mit den nackten Händen halte ich die eiserne Brüstung fest, Die weiße Farbe blättert, und unter ihr quillt rotbraun der Rost hervor. Bleich sind meine Hände, nur die Knöchel sind rosig, abgeschlagen. Die Massen des Meeres weichen schäumend dem Schiffsbauch, der wie ein Pflug im Wasser geht, eine weite weiße Spur noch bis weit zurück als Erinnerung an sein Gewesensein im ständig wechselnden Sein markiert. Wem nützt sie als mir, der den gekommenen Weg mit bewundernder Verwunderung betrachtet? Ein halber Tag, ein Sturm, ein Regen, und nichts, nichts bleibt, außer vielleicht, daß sich die Wasserpartikel in einem fernen Ozean untereinander erzählen:

"Ich habe mal einen Schiffsbauch berührt, verschämt die wirbelnde Schraube geküßt."

Der Weg durch das Meer, nach hinten nur schwach, so vergänglich gezeichnet, nach vorne so frei, so frei, so frei.

Das Meer ist leer, und doch hat es einen Grund, und ihn zu erreichen, fern von der Küste, überschreitet die Kraft, überschreitet den Atem, der uns so kurz nur gegeben ist, überschreitet, was an Druck wir verkraften können, ohne zermalmt zu werden. Dem Leben entzogen, im Dunkeln der Tiefe mag der Sand des Grundes noch so fein und silbern sein. Dem Menschen gegeben ist das Leben im Werden und nicht im Sein.

Doch wozu noch Schwimmen, wozu ein wenig nur Untertauchen? Warum nicht gleich den Gewalten sich opfern, ergeben, ersaufen, versinken, verfallen? Was soll das makabere Spiel, zwischen Himmel und Erde, der Luft und dem Meer?

Wo hebt der Grund sich aus dem endlosen Wasser, um dem Leben ein Bleiben zu schaffen? Wo ist das Land, wo sind die Inseln? Meer, nur Meer, so weit meine Augen durch die sprühende Gischt, durch das Stampfen des Stahles und das rhythmische Stöhnen der See blicken können. England ist weit, doch Spanien, das ist noch weiter.

20.

Ich denke zurück. Schöne Tage, schwere Tage? Werden, Sein? Wollen, Müssen? Was entscheiden wir, und was wird entschieden, für uns oder durch uns?

Eines Vormittags war ich gerade dabei, den Middle Common Room aufzuräumen. Ich spülte die Teetassen in der Bar des Aufenthaltsraumes und sammelte die alten Zeitungen von den Clubsesseln ein, während das warme Mittagslicht freundlich durch die gotischen Fenster fiel, die etwas schief und verschoben den Blick auf den alten Hof öffneten. Knarrend bewegte sich die Eichentür mit ihrem enormen Riegel aus geschmiedetem Metall, und jemand stolperte über die hohe Türschwelle in den Raum.

"Ramiro!" rief ich aus und stürmte ihm entgegen. Aber es war Pedros, der mir einen Stapel neuer Zeitungen brachte. Abends telefonierte Ramiro jedoch:

"Sag' mal, wollen wir uns nicht in London treffen, wenn ich ankomme, und da das Wochenende zusammen verbringen? Ich habe nicht besonders viel Lust, gleich nach Oxford zu fahren. Es soll zur Zeit eine Turner-Ausstellung in der National Gallery geben. Und eigentlich kennen wir ja London kaum, außer von Erledigungen. Vielleicht könntest Du Dir ja zwei Tage frei nehmen?"

Natürlich konnte ich es einrichten, und es war wirklich ein herrlicher Tag, als ich vor der St. Paul's Cathedral im Regen über das nasse Pflaster stapfte. Mein Gepäck hatte ich schon zur Jugendherberge in Kensington gebracht, wo ich auch die Übernachtungen für Ramiro mitgebucht hatte. Jetzt hatte ich mich etwas verspätet. Da vorne stand er schon, in einen gelben Regenmantel gekleidet, neben einem Haufen von Gepäck.

Zunächst schleppte ich mit Ramiro seine schweren Taschen zur Jugendherberge. Dann wollten wir zu Fuß zurück nach Westminster laufen, wo er auf dem Weg ein billiges Restaurant in der Nähe des Bahnhofs gefunden hatte. Doch die Entfernung war weiter, als wir gedacht hatten. Vor allem, weil keiner von uns auf die Weg achtete, während unsere Gedanken, Worte und Schritte ihren Weg nahmen. Schließlich flüchteten wir uns vor dem stärkeren Regen ins Natural History Museum. In der Cafeteria aßen wir eine Kleinigkeit, bevor wir an den Glaskästen mit ausgestopften Tieren und ähnlichen Leichen vorbeischaute. In einem Nebenraum wurde eine Filmprojektion angeboten, und wir nutzten die Gelegenheit, uns wieder hinzusetzen. Und während eine Stimme uns beiden einzigen Zuschauern die Evolution erklärte und sie mit Tabellen und Grafiken untermalte, brach es

aus Ramiro heraus wie aus einem Gewitterhimmel. Dabei schilderte er mir, wie er die Bestattung seines Vater vorbereitet hatte, wie sie ihn im Meer beigesetzt hatten, wie sie die Verwandten empfangen mußten, wie sich seine Freunde um ihn kümmerten, wie er nach zwei Wochen wieder mit ihnen ausgegangen war, wie erfolgreich er seltsamerweise mit den Mädchen gewesen war und wie ihn die Trauer doch immer wieder einholte. Das Beste, was mir einfiel, war es, ihn zu umarmen und zu trösten. So gingen wir schließlich aus dem Projektionsraum, an den verwunderten Blicken einer Wärterin vorbei, bis Ramiro sagte:

"Danke, Marcel, es geht schon wieder. Die Leute müssen ja nicht denken, daß wir ein Liebespaar sind."

Am nächsten Tag ging es Ramiro viel besser. Wir liefen durch die Turner-Ausstellung in der National Gallery, während wir uns eifrig über Geld und die Welt unterhielten. Ich plante, durch ein österreichisches Schmankerlrestaurant in Athen ins große Geschäft einzusteigen, und Ramiro war gleich begeistert mitzumachen, sobald er sein Wirtschaftsdiplom haben würde.

"Weißt Du, es ist zwar nicht so ganz meine Studienrichtung, aber wer sagt denn, daß daraus nicht eine internationale Kette entstehen könnte, die ich dann finanzmanagen würde? Aber bevor ich anfangen zu arbeiten, will ich noch eine große Reise verwirklichen. Und zwar nach Australien auf dem Landweg. Lach' nicht so, natürlich müßten wir auch mal ein Schiff nehmen..."

Am Abend wollte Ramiro ausgehen, in eine Discothek, die ihm jemand empfohlen hatte. Erst irrten wir in Soho umher, wollten schon aufgeben, als uns zwei Mädchen endlich den Weg erklären konnten.

"Ins Satanian's wollt Ihr? Paßt auf, da geht Ihr die zweite Straße links rein, ganz durch und dann ist es auf der rechten Seite. Der Eingang ist ganz unauffällig. Aber wollt Ihr da wirklich hin? Wißt Ihr nicht, daß das Satanian's einen schlechten Ruf hat? Da treffen sich angeblich die Perversen! Aber wir waren noch nie da..."

"Wir können ja mal vorbeischaun, wenn der Eintritt nicht zu teuer ist", meinte ich.

Satanian's Türsteher ließen uns passieren und der Eintritt schien frei. Durch einen langen halbdunklen schlauchartigen Gang, wo sich Pärchen aller couleur knutschten, gelangten wir zur Bar. An ihrer Rückwand waren lebensgroße Reliefs nackter Körper angebracht, in Stellungen höchster Erregung und Verzückung.

Von dort sahen wir in einen weiteren Raum, aus dem die Musik dröhnte. Er war voll mit einer sich wild im fliehenden Licht wiegenden Masse von Leuten, und an den Seitenwänden waren Podeste aufgestellt, auf denen sich einzelne tanzend über der Menge zur Schau stellten. Ein Transvestit schwang seine Hüften, einige junge Männer hatten ihre Hemden ausgezogen und ließen die Muskeln der nackten Brust spielen, die Person hinter der Bar war in ein violettes Generalskostüm gekleidet, mit einer schwarzen Gardenmütze über dem weißgeschminkten Gesicht, und alles wog und stampfte im wechselnden farbigen Licht zur ekstatischen Musik. Ich erkannte ihn wieder, diesen schweren erschütternden Rhythmus. Er war es, der in meiner Brust pochte, und ich nahm ihn sofort auf und tanzte besessen mit halb geschlossenen Augen, halb schwebend, halb fallend, alles drehte sich, verschwamm, umkreiste mich.

Eine junge Frau tanzt mich an, mit ihren langen Beinen, die erst vom Minirock bedeckt werden. Immer auffälliger lächelt sie mir zu. Mir? Ja, wem sonst? Ramiro brüllt mir etwas ins Ohr. Ich zucke nur mit den Achseln.

"Hey, die will was von Dir!"

Was soll ich denn mit ihr? Ich sehe sie an und lächele etwas verlegen zurück. Sie fasziniert mich nicht besonders, obwohl sie etwas von Attraktivität hat. Aber ich bin nicht betrunken und verzweifelt erregt genug, um mit ihr abzuziehen. Wohin auch und was dann? Eigentlich, wenn ich es mir recht überlege, will ich nichts von ihr.

"Mann, Du bist verrückt! Die war ganz heiß auf Dich", schreit mir Ramiro ins Ohr, als die Frau endlich aufgibt und zwischen den anderen zuckenden Körpern verschwindet. "Wenn sie mich angemacht hätte, hätte ich mich auf sie gestürzt. Ich hätte sie platt gemacht!"

"Na ja, sie hat mich nicht so umgehauen."

Die Stimmung wird immer heißer, und ein verkleideter Mann mit einer hohen spitzen Mütze taucht auf, von der Bänder ausgehen, die im weiten Kreis über der Menge wirbeln, wenn er seinen Kopf dreht. Eine Schwarze tanzt in sich verliebt in einer Ecke auf dem höchsten Podium, windet sich, schlängelt sich wie ein Panther. Einer der Halbnackten neben ihr läßt sich in die Menge sinken, wird von gierigen Händen berührt und weitergereicht, Muskeln, Haut, gleitendes Licht, Nacktheit, Stampfen, die wiegende, sich aufbäumende Menge. Wir ziehen auch unsere völlig

durchgeschwitzten Hemden aus, ich kletterte auf eines der Podeste und tanze aufreißend der Schwarzen gegenüber nach. In der Jugendherberge schläft schon alles, als wir ins Zimmer kommen, aber Ramiro erinnert sich, daß wir noch packen müssen. Also suchen wir unsere verstreuten Sachen zusammen. Dann diskutieren wir, auf wieviel Uhr wir den Wecker stellen, um den Bus nach Oxford nicht zu verpassen. In den anderen Betten schlafen ein paar Amerikaner, oder schliefen, bevor wir eintrafen. "Oh, come on, guys!" beschwerten sie sich über den Krach, den wir machen. Ich versuche dem Tramp klarzumachen, daß es wichtig ist, den Wecker richtig zu stellen, und daß er unbedingt nach Österreich fahren soll, und erzähle ihm, wo er in Wien die besten Marillenknödel bekommt, und da er mich fassungslos anstarrt, will ich ihm noch erklären, was das ist, aber da schiebt mich Ramiro schon in mein Bett, und ich schlafe sofort ein.

"Marcel!"

"Mhh..."

"Marcel, wir haben den Bus verpaßt."

"Oh, yeah?" Ich versuchte, wieder einzuschlafen, aber Ramiro zerrte schon an meinem Kopfkissen.

"Jetzt steh' endlich auf, wir müssen überlegen, wie wir jetzt nach Oxford fahren."

Schließlich gelang es ihm, mich aus dem Bett zu ziehen, und ich fiel klatschend auf den Boden. Was für ein angenehmes Aufstehen! So eine Panik, wegen eines Busses. "Dann fahren wir halt mit dem Zug, das ist doch egal!" brummte ich mürrisch.

Im Zug wachte ich endlich richtig auf:

"So eine Aktion kannst Du Dir das nächste Mal sparen. So hat mich zum letzten Mal meine Mutter aus dem Bett befördert, als ich nicht zur Schule gehen wollte. Ich glaube, daß ich das jetzt nicht mehr nötig habe, o. k.?"

Da fing Ramiro wieder an zu regnen. Mein Gott, daß die Wunde nur so dünn verheilt gewesen war! Daß wir darauf die ganze Nacht getanzt hatten! Ich setzte mich zu ihm und entschuldigte mich und tröstete ihn.

"Weißt Du, wenn Du jetzt auch noch auf mich sauer bist, dann ist es einfach zu viel. Ich weiß, ich mute Dir eine Menge zu, aber ich muß mich doch auf jemanden verlassen können!"

21.

Die letzten Wochen des Terms in Oxford sprudelten dahin. Wie die Studenten sich noch einmal ins Lernen und schließlich ins Feiern

stürzten, so wechselte ich Tage voller Arbeit mit Tagen voller Leben ab. Im Sheldonian Theatre wurden Vivaldis "Quattro Stagioni" gespielt, und Ramiro und mir gelang es sogar, Cathy und David für einen Abend vom Video auszuleihen und sie in den Genuß klassischer Kultur zu bringen. Nach dem Konzert im altertümlichen halbrunden Renaissancebau des Theaters, tranken wir Cider unter den schwarzen Deckenbalken des uralten White Horse Pubs gegenüber. Die Gaststube war so niedrig, daß ich das schwere Eichenholz mit meinem Scheitel berührte, wenn ich mich aufrecht hinstellte. Dort trafen wir auch die Griechischstudenten von der St. Edward's Hall, die uns den neuesten Collegeklatsch servierten:

Der Principal war angeblich auf einem späten Abendspaziergang mit seinem Dackel auf eine Horde von gewalttätigen Jugendlichen aufmerksam geworden, die das Bootshaus der Teddy Hall aufgebrochen haben mußten. Denn nun vergnügten sie sich in den quer in der Themse treibenden Ruderbooten, besoffen singend und sich gegenseitig ins eisige Wasser stoßend. Empört schreit er ihnen vom Ufer aus zu, sofort die Boote zu verlassen, und warnt sie vor der Hand des Gesetzes, die das Eigentum schützt. Als Antwort fliegen ihm gröhlendes Gelächter und eine leere Bierflasche entgegen, die seinen Dackel nur knapp verfehlt. Mit dem japsenden Tier auf dem Arm eilt er zur Gendarmerie, die sogleich einige Bobbies zum Tatort schickt. Die betrunkenen Gesellen werden aus dem Fluß und von den Booten gefischt, und schließlich trifft der ganze tiefende Trupp auf der Wache ein, wo die Vandalen über Nacht in Verwahrung genommen werden sollen.

"Und was ist mit ihnen danach passiert?" fragen wir neugierig.

"Das wollte der Principal am nächsten Morgen auch wissen."

"Nichts", sagt ihm der Inspektor, "sie haben sich ausgiebig ausgeschnarcht und sind jetzt gewiß schon dabei, die Boote für den Winter einzulagern."

"Wie bitte?" fragt der Principal verwirrt, dem es immer noch nicht dämmert.

"Was sollten wir denn mit ihnen machen?" erklärt der Inspektor.

"Eingebrochen haben sie ja nicht. Die Studenten waren doch die Ruderer von Ihrem eigenen College!"

Ein anderes Mal treffen wir uns zum Risikospiele im Italian House. Ein etwas schüchternen Junge spielt mit und unsere Friseurin. Und aus dem Spiel heraus erwächst ein Gefecht der Gemüter. Meine Spielinteressen rücken immer mehr in den Gegensatz zu denen

von Ramiro. Das Spiel spitzt sich zu einem Kampf zwischen uns beiden zu, der bald zu einem Ringen der Charaktere wird. Ramiro genießt es, Schritt für Schritt den kleinen Italiener von sich abhängig zu machen, überzeugt ihn, sich seinen Interessen im Spiel unterzuordnen. Schließlich erreicht dessen Demütigung eine anwidernde freiwillige Unterwürfigkeit, die Ramiro mit süßen Wörtchen des Lobes belohnt, die er ihm von Zeit zu Zeit vor das lechzende Maul wirft. Ich bin entsetzt über diese plötzliche Skizze eines Verhältnisses, zu dem Ramiro fähig ist. In meinen blinden Ekel gesteigert herrsche ich schließlich den Unterwürfigen an:

"Merkst Du nicht, daß Ramiro Dich zu seinem Sklaven macht? Und Du dankst ihm noch für Deine Vergewaltigung!"

Ein schleimig verlegenes Lächeln ist die Antwort, das mich dazu reizt, ihn weiter zu beschimpfen.

Die wiederliche Geilheit des "sich in die Hände Arbeitens", die im Atem des ungleichen Spielpaares schwebt, stinkt in meiner Luft und verdunkelt meinen Tag. Wie ich mir gedacht hatte, gewinnt die Friseurin, die sich die ganze Zeit zurückgehalten hatte, am Ende das Spiel zur Verwunderung Ramiros und seines Sklaven.

Die gespielte Freiheit verselbständigte sich und erhellte für einen Augenblick eine gespenstische Bühne, auf der die abscheulichsten Kreaturen, die im Schutze unseres Dunkeln leben, einen wilden Tanz aufführten. Und im Erlaubtsein des rücksichtslosen Kampfes befreite sich die Seele von allen Fesseln, um vor Gier geifernd von den Fäkalien an den fauligen Fingern des Verfalls zu fressen.

Erst später komme ich dazu, meinem Erbrechen auch über Ramiro Luft zu machen:

"Ich fand Euch zum Kotzen! Du hast das wohl genossen..." "Es war doch nur ein Spiel, Marcel..."

"Und was ist das Leben anderes? -Wenn ich Dich kritisierere, Ramiro, dann tue ich das nicht so sehr, um mir selbst Genugtuung zu verschaffen, sondern für Dich und letztlich für uns."

22.

"Du bist für mich der einzige, mit dem ich über alles reden kann, Marcel", hatte mir Ramiro damals gesagt, als ich ihn in London getroffen hatte. Und eines späten Nachmittags saßen wir in der Cafeteria im Chapter House und kamen auf das Letzte zu sprechen, worüber bisher ein Schleier des Vergessenwollens geruht hatte. Erwachsen aus der Welt der Träume waren wir noch nicht, aber wir waren auch keine Kinder mehr. Wir waren unseres Wesens wohl bewußt. Und wir waren Menschen in einer Zeit, in

der Kindlichkeit und Altern verraten wurden, in der Unbeholfenheit und Schwäche keinen Wert und keine Beachtung verdienten und von der betrügerischen Idee der goldenen Jugend überstrichen wurden, so gut es ging. In einer Welt, in der Liebe, Macht und Wissen in einer berauschten Inflation mit vollen Händen in die Massen geschüttet wurden. In einer Gesellschaft, die sich im Taumel ihrer eigenen Allmächtigkeit drehte. Und dabei von der Last der Verantwortlichkeit in ein Trauma geschüttelt wurde.

"...alles ist gut, was das Kind begehrt!" flüsterte es aus den Auslagen und Reklamen.

"...alles muß bezahlt sein, was der Erwachsene sich wünscht!" hauchte es aus den Zeitungen und Büchern.

"... greife nach dem, was Dir gefällt, und zahlen wirst Du erst später."

Das Leben war ein riesiger Supermarkt, eine Selbstbedienung, ein Kaufrausch, ein Jahrmarkt. Und wir nahmen, was wir brauchten, was uns gefiel, was unsere Hand streifte. Manchmal griffen wir nach dem, was sich am lautesten anbot oder nach dem, was uns am nächsten stand. Doch eigentlich suchten wir nach dem Wichtigen, liefen hin und her, um das Richtige zu wählen. Welche unnötige Mühe! Die Juwelen waren uns wohl auch zugänglich, die unseren Eltern vorbehalten geblieben waren, aber wer hätte sie in dieser Welt der bunten Lichter alle finden können? Und was nützte es, wenn wir sie fanden und sie dann zu teuer waren?

Wir waren die Jugend der entstellten Freiheit, denn unsere natürlichen Werte waren zu einer Farce, einem billigen Sonderangebot verkommen, das niemals hielt, was es versprach. Und wenn wir schließlich doch auf Wahrheit stießen, dann war sie so teuer, daß es uns schmerzte, denn wir waren mit günstigen Lügen überfüttert worden. Und ich würde dennoch alles lassen, um den Preis zu bezahlen. Und Ramiro? Zerrissen zwischen dem Können des Wortes und dem Können der Tat. In einer Welt, die alles verkaufte und nichts schenkte.

Das freie Vertrauen währte so nur einige Worte lang, einige Blicke lang, ein Hauch des Atems, der sich im eisigen Dunst wie eine weiße Fahne verflüchtigt, und es sollte niemals wiederkehren. Es erfüllte sich in sich selbst, als Ramiro mir versicherte:

"...,und ich will jenseits der Konventionen leben und lieben, weißt Du, Marcel. Ich kann es mir auch vorstellen, einen Mann zu lieben. Ganz zu lieben."

Und seine Hände schüttelten ab, wo sie nur konnten, und seine Augen flimmerten, und mein Herz pochte im wilden Rhythmus der Nacht, die alles erlaubt, alles verzeiht, alles bedeckt.

"Ich will frei sein", sagte er, und die Freiheit schlug uns mit aller Kraft entgegen, sie fegte Ramiro zu Boden, und sie verwehte mich mit einem Schlag, den ich noch jetzt in mir spüre, und der nie mehr ganz verhallen wird. Das totale Vertrauen und der Anfang des Mißtrauens. Denn Ramiros Worte erschöpften sich in seinen Worten, und erschreckend vor sich selbst sah er mein Weigern, diese Worte verhallen zu lassen und zu verraten, was ich vernommen hatte. Sah meinen Unwillen, wieder aufzutauchen und in das Licht der falschen Sonne zurückzukehren, die uns wie ein Scheinwerfer auf der Bühne unserer Anständigkeit gewärmt hatte.

Ramiro atmete schwer. Ich hielt mich am Tisch fest. Wie kann ich ihm nur sagen, was ich fühle? Gerade jetzt, wenn er so eine schwere Zeit hatte. Diese Worte, in den Wind geschrien, waren der Höhepunkt und der Wendepunkt unserer Freundschaft. Auf was hatten wir sie gebaut? Was wollten wir letztendlich voneinander?

Die Freiheit überschlug sich und schluckte mich wie eine Welle, und ich verschwand im Chaos des salzigen Meerwassers und der blitzenden Luftblasen und des aufwirbelnden Sandes. Die Ruder meines Schicksals riß der Strom mir aus den Händen, und fortan sollte ich Spielball der Mächte werden, der Strömung und des Windes, Kräfte, deren wahnsinnige Stärke ich nicht einmal geahnt hatte, die über mich hereinbrachen wie eine Sintflut.

Der Mensch ist nicht geteilt in Körper, Seele und Geist. Er vereinigt sie, und sie umspielen sich in ihm. Wenn ich nur hätte unterscheiden, trennen können... Aber es zieht sie zueinander, die Elemente der Existenz, und zu natürlich ist die Annäherung der Körper wie der Gefühle. Und zu fatal, denn nach dem Alles kommt das Nichts, und doch muß ich nach dem Alles greifen, denn die Welt dreht sich weiter, die Zeit macht den Sinn, der Himmel wechselt vom Tag zur Nacht. Wie sollte ich mich gegen den Lauf stellen? Zu nahe sind wir uns gekommen, um uns nicht zu lieben, um nicht teilen zu wollen, was geblieben ist. Und wenn wir die Heimat der Seele verlieren, eine Berührung, ein Streicheln, eine Umarmung, sie mag sich geben, wie sie will, die Liebe. Sie ist nur eine. Und erheben kann sie sich zwischen den verschiedensten Wesen, die sich in ihrer Menschlichkeit dennoch so ähnlich sind, doch so schwach, doch so vom Wollen beseelt. Und sie kann nehmen, sie kann geben, bauen und zerstören, sie bringt das Leben zum Blühen und läßt es im Sande verdorren. Die Liebe. Sie ist nicht gut oder schlecht. Sie ist. Das reicht. Sie will die Menschen näher als möglich wissen, will, daß sie nicht neben sich, sondern daß sie ineinander sind. Und mein ganzes Wesen

war von der Sehnsucht beseelt, aufzubrechen in dieses Land und sich in den Strudel der Gefühle zu werfen, sich den unsichtbaren Mächten anzuvertrauen und vom Wahnsinn des Seins zu trinken, sich in Wolken aufzulösen, als Regen in die geliebte Erde einzudringen und sie zu nassen und ihren langen Durst zu stillen. Ich habe mich in einer Liebe der Seele verloren, und mein ganzes Sein ist angesteckt vom Willen, das gefährliche Spiel zu spielen, mich in der Freiheit zu wiegen, mich zu erschöpfen und wie ein Feuerwerk in herrlichen Farben im nächtlichen Himmel zu vergehen. Und nur die Liebe will sein, die mich erhöht und erniedrigt, mich zerreißt und zum Menschen macht. Ich liebe nicht, ich bin Liebe. Wie könnte ich mich den Gewalten entziehen? Auf mein Leben und all mein Haben bin ich ihnen ausgeliefert, und sei die Vollendung das Ende, mein Sein ist mein Schicksal, und sei es mein Untergang.

Schicksal, finde einen anderen Weg für mich, umschreite deine hyänenhafte Ausschließlichkeit und rette mich aus dem Toben des Firmamentes, denn zu bitter ist es, wenn das Vertrauen durch die Vertraulichkeit, die Liebe durch das Lieben zerstört werden muß.

Schicksal, wende dich ab von mir, verschone mich, gib mich zurück dem toten Leben, dem du mich mit versteckten Klauen entrissen hast. Den lebendigen Tod halte ich in der einen Hand und das tote Leben in der anderen. Und wie wechselte mein Geschmack? Nur von dieser mag mir das Sein noch schmecken, dem Verfall geweiht, dem Verderb ausgeliefert mag das Schicksal mich zu seiner Unterhaltung schänden. Verflucht der Weg zum Menschensein, der du mir gabst nur Ach und Pein, der mich zum Gottsein streben läßt, und doch mir nur Verderben ist.

Wozu das Schaffen, wenn alles Sein in sich zusammenbricht, wozu das Sehnen nach dem Glücklichsein? Der Sinn des Seins ist unser Untergang, in den Wogen verlieren wir uns, verhauchen das gequälte Leben, das in müden Blasen nun zur Oberfläche strebt. Darum sollten wir gewesen sein, um in einem Spiel der Sekunde die Erfüllung zu erlangen? Das wahre Sein zerstört den Menschen, wie es ihn einst schuf, denn wir können niemals Sein, was wir werden wollen. Das Leben spielt uns einen üblen Streich, gaukelt sich uns als Wahrheit vor, die doch voll Lüge ist, die uns befällt, beseelt, betrügt. Die Angst ist ihre Schwester, die uns betäubt, uns des Überlebens versichert und uns doch nur zum Tier macht. Dafür das Schaffen, dafür das Sein?

Die Fäulnis stinkt aus allen Ritzen und langsam dämmert uns der Morgen: ob du willst, oder nicht, du bist. Gehe ruhig deinen Lebensweg... das ist der Geruch vom Land, das noch kaum in Sicht ist. Du Küste Kantabriens? Ich wende meine Schritte und

gehe vom Bug aufs Heck des Schiffes. Dort hinter der Rundung der Erde ist England. Dort ist Ramiro. Die Hoffnung bäumt sich in mir auf, schreit aus verzweifelnder Kraft:

"Wie willst Du das wissen? Du siehst nicht, Du weißt nichts, vielleicht wartet er in Spanien auf Dich. Vielleicht ist er dorthin geflogen und sieht schon Dein Schiff sich dem Hafen nähern. Vielleicht findest Du ihn in einem anderen Menschen. Was weißt Du schon!"

Mein verblutendes Herz findet Erleichterung in den betörenden Betäubungen. Ja, alles wird gut, das Glück winkt schon im Hafen, der Wunsch wird Wahrheit werden. Doch der Wind weht scharf von England her und trägt mir das Gewesene nach.

23.

Ich knöpfe mir mit zitternden Händen das weiße Hemd zu. "Komm' schon, wir servieren zusammen die zweite Tafel rechts", ruft mir Pedros zu.

Das Dinner ist mir so ungelegen. Da würde ich sogar auf die paar Pfund verzichten, die wir als Zulage bekommen. Ich wäre jetzt viel lieber mit Ramiro im Chapter House oder den New College Cloisters", denke ich. Dabei binde ich mir noch die schwarze Fliege um, dann laufe ich in die Halle. Es ist ein besonders festliches Dinner heute. Die Jungen haben meistens schwarze Anzüge an, und die Mädchen tragen Abendkleider. Mit tiefen Ausschnitten. Ich schenke Wein und Wasser ein und serviere die Vorspeisen. Auf den Tischen sind silberne Kerzenständer aufgestellt, deren matter Schein die einzige Beleuchtung ist. Rechtzeitig, bevor der Principal einzieht, ziehe ich mich in die Essensausgabe zurück, wo wir warten, bis die gewichtigen Schritte an den Türen vorbeigezogen sind. Dann die Ansprache. Ich lehne mich an die Wand zurück und schließe die Augen. Oh, was ist das? Ich zucke zusammen. Da hat sich doch etwas bewegt...

"Wer hat die Hallenbeleuchtung eingeschaltet?" zischt Hilda mit sprühenden Augen. Ich springe zur Seite:

"Ich war's nicht, ehrlich, ich weiß nicht..."

Sie schlägt mit einer ärgerlichen Handbewegung den Schalter nach oben -an der Stelle, wo ich eben noch gestanden habe. Die Halle verdunkelt sich wieder und beim Hammerschlag des Principals öffnen sich die Türen, und wir nehmen geschwind die großen Tablett mit der Hauptspeise für eine halbe Tafel. Vorsichtig müssen wir uns zwischen den Gästen an den Tisch beugen, bis wir den Fisch mit der Silberzange auf den Teller gleiten lassen können. Der Saal ist laut, und die Leute bewegen

sich, lehnen sich zurück und stoßen uns an, wir balancieren zwischen den Tischen.

Beim Abräumen passiert es dann. Der angespannte Muskel, auf dem ich die Teller stapelte, gibt nach, mein Arm senkt sich, und mit einem Schlag fällt alles zu Boden, wo es in Scherben zerdonnert und auseinanderfliegt. Stille. Der Saal hält den Atem an. Um ihn dann als Lachen und in Zurufen auszustoßen. Pedros steht hinter mir:

"Du räumst weiter ab, ich kümmere mich um das hier."

Schließlich helfe ich noch, die zusammengekehrten Scherben hinauszubringen. Die Stimmung der Gäste ist umso besser. Die Décolletés rutschen tiefer und tiefer, und wir müssen immer rascher Wein nachschenken. Das Lachen und Gröhlen im Saal wird notorisch. Beim Auftragen der Eistorte habe ich genug. Ich komme nicht mehr zu den Desserttellern durch und muß über die Gäste hinweg servieren. Die Eiscreme tropft auf Anzüge und Abendkleider.

"I'm so sorry!" Mit einem verschämten Lächeln entschuldige ich mich durch einen Nachschlag. Das schmeckt den Studenten!

In der Essensausgabe sehe ich Hilda am Spülbecken stehen, wo sie fluchend mit einem Tuch den Ärmel ihrer Bluse ausreibt:

"Diese Puten, diese dummen! Da hat diese Ziege an dem Tisch da vorne mir doch tatsächlich den Wein über den Arm geschüttet!"

Vor Mitternacht verlassen die Gäste wankend und sich gegenseitig stützend den Saal. Hilda schaltet die Hallenbeleuchtung ein, und wir räumen die Ruinen auf, so gut es geht.

Bevor ich mich umziehen gehe, winkt mich Hilda zur Seite.

"Sie brauchen nicht mehr zu kommen. Auch nicht zum Zimmerputzen. Ich werde das mit Miss Tolling absprechen. Ihren letzten Lohn können Sie Ende der Woche in der Bursery abholen."

Ramiro spuckte Feuer, als ich ihm vom Dinner und der Kündigung erzählte.

"Diese alte Hexe! Was willst Du denn jetzt machen? Wirst Du früher nach Spanien fahren?"

"Das Schiff geht erst Anfang nächster Woche. Im Winter wird nicht so oft gefahren. Wahrscheinlich mache ich mir eine ruhige Woche in Oxford. Morgen schmiere ich zum letzten Mal Brote in der Sandwicheria und am Freitag gehe ich das Geld abholen. Eigentlich ist es mir recht, daß es so gekommen ist. Sonst wäre die Abfahrt zu eilig gewesen."

"Weißt Du was, ich habe eine großartige Idee! Dein Schiff fährt von Plymouth, nicht? Da könnten wir am Freitag nachmittag

gleich losfahren und noch ein Wochenende in Cornwall verbringen. Ich kenne ein paar Leute in Par, bei denen wir wohnen können. Ich rufe gleich an, ja?"

Am Donnerstag gebe ich eine Abschiedsfeier im Canadian House. Der Video schweigt und die Kanadier und ein paar Studenten vom College sitzen im Wohnzimmer umher. Ich habe einen Kuchen besorgt und etwas Wein. Wie viele Leute habe ich nur eingeladen? Ich weiß nicht mehr. Pedros bringt zum Glück noch Bier mit. Dann kommt Ramiro mit den Italienern. Im Nu ist der Raum voll und der Kuchen aufgegessen, doch Cathy hat die rettende Idee. Sie produziert mit David zusammen Popcorn in eine große Waschschüssel, die sie randvoll ins Wohnzimmer tragen.

Die Italiener haben auch eine Gitarre mitgebracht, und so singen wir, jeder in einer anderen Sprache, aber irgendwie geht es zusammen.

"Marcellino, das arme bambino kommt aus Venezia und jetzt fährt er mit seiner gondola nach Espana, o ya ya", gibt Ramiro sein spontanes Solo zum Besten. Die Gitarre singt im Hintergrund und alle fallen ein.

"Aber die gondola aus Venezia, o mi amore, hat keinen motore, o ya ya, o ya ya... und der arme Marcellino, das bambino, trinkt viel vino, auf seiner gondola aus Venezia auf dem Ozean, o ya ya, o ya ya...und ohne motore, o mi amore und ohne pasta ist bald basta, o ya ya, o ya ya..."

Die Hausmusik endet mit einem Vorschlag unserer stolzen Friseurin: "...o bello ciao, o bello ciao, o bello ciao, ciao, ciao..."

Pedros verabschiedet sich als erster und, als ich ihn zur Tür bringe, wendet er sich noch einmal zurück:

"Alles Gute, Marcel. Und vergiß nicht, daß alles was entsteht seinen eigenen Untergang in sich trägt. Und je reiner das Entstandene, desto zerbrechlicher ist es. See you, bis irgendwann..."

24.

Der Regen rinnt in meinen Rucksack, in meine Haare, in meine Kleider. Ramiro steht an der Straße und winkt bei jedem vorbeifahrenden Auto mit einem Schild. "Cornwall, please" stand da einmal in großen Lettern. Jetzt läuft die Farbe über Ramiros Hand hinunter. Beim jedem dahinbrausenden Gefährt geht die Gischt auf uns nieder.

"Mach' Du mal!"

Ich löse Ramiro ab. Mein Blick tastet über das Land. Nichts, an dem sich die Augen festhalten könnten. Außer den Steinen von Stonehenge. Die stehen da vorne, wo der Parkplatz ist. Das war eine große Enttäuschung. Vier Pfund Eintritt und dann darf man die Steine nicht einmal berühren und aus der Nähe betrachten. Nur von weitem über einen Zaun hinweg. Denn Stonehenge gehört nun zu irgendeiner Organisation für Denkmalschutz. Doch wem sollten die Steine eigentlich gehören, wenn nicht der weiten, hügeligen, grüngrauen Landschaft? Den Salisbury Plains. Mit Monumenten und Erinnerungen an eine Kultur vor den Kulturen bestreut. Steinringe, tausendfach verwachsene Prozessionsstraßen... erst jetzt der Natur abgerungen, in die sie wie in eine urzeitliche Heimat seit ewigen Zeiten zurückkehrten. Dem Auflösen, dem Verschwinden, dem Verfall entrissen. Wie der Mensch versucht, sich der Zeit entgegenzustemmen! Und wie er sich damit selbst betrügt! Und wie er dieses Einhalten im Gallopierten der Jahre, dieses Aufrechterhalten der Illusion der Ewigkeit braucht...

Ein Auto fährt brausend auf den Randstreifen und hält. Wir springen auf, reißen die Rucksäcke hoch und rennen zum Wagen.

"Bis kurz vor Exeter? Na prima, immerhin!"

Der letzte Fahrer nimmt uns nach Plymouth mit. Der Himmel schüttet sich noch immer über uns aus und vor Scham hat er sich in sein schwarzes Tuch gehüllt.

"Nach Par wollt Ihr? Das könnt Ihr für heute vergessen!" sagt der Fahrer. "Im Dunkeln nimmt Euch keiner mehr mit. Und die Fernzüge fahren nach sechs Uhr durch. Soll ich Euch nicht lieber in der Jugendherberge in Plymouth absetzen? Ihr seid doch auch völlig durchnäßt!"

Wir stimmen zu und lassen uns dorthin fahren. Das Haus ist still und dunkel, und wir klopfen an die Tür, klingeln und rufen. Daß die Jugendherberge schon geschlossen wäre? In einem Nachbarhaus brennt Licht. Da fragen wir an.

"Ja, im Winter, Jungs, da ist alles zu. In Exeter ist eine Jugendherberge, die noch geöffnet ist."

"Aber da müßten wir ja den halben Weg wieder zurückfahren! Außerdem wollen wir eigentlich nach Cornwall."

Schließlich tut sich etwas. Die Frau schickt uns zu einer anderen Nachbarin, die im Sommer in der Jugendherberge die Küche macht. Diese schließt uns den Hintereingang auf und erlaubt uns, die Nacht im leeren Gästehaus zu verbringen, wenn wir morgen alles wieder sauber zurücklassen. Was für ein Glück!

Das Wasser im Bad läuft nur kalt, aber die Heizung funktioniert, und so trocknen wir die Kleider und wärmen uns auf. Später

gehen wir in die Stadt, um in einem Pub etwas zu essen, und Ramiro ruft noch einmal in Par an. Die Stadt ist wenig beleuchtet, außer im Nachtviertel, dem Barbican. Dort tummeln sich noch ein paar Leute zwischen alten Häusern. Sonst gibt es nur moderne weiträumige Bauten. Zum Meer hin hebt sich Plymouth immer weiter an, geht in einen Park über, der zu einer grünen Anhöhe, der "Hoe" führt. Von dort sehen wir über die schwarze Bucht hinweg, deren Umrandung von Lichtern gezeichnet ist. In der fernen Schwärze liegt die offene See. Die Hoe fällt rasch zum Wasser hin ab, wo die Brandung Schlag für Schlag auf die Felsen niedergeht. Ein kalter Wind weht in Böen vom Meer her, und wir haben den Arm um die Schulter des anderen gelegt. Ich spüre, wie sich die Aufrichtigkeit in mir hebt. Die Verbindung von Rauheit und Wärme erregt mich. Und so sage ich:

"Wie soll ich es verhindern? Der Wind will mich weitertragen, und ich kann seiner Kraft nicht widerstehen und doch will ich nicht den Druck Deiner Hand verlieren. Ich kann mich nicht halten. Es ist drastisch."

"Du weißt, daß ich nicht mit Dir gehen kann, wohin der Wind Dich weht. Noch nicht. Vielleicht irgendwann einmal wird er auch mich forttragen, aber ich will mich noch nicht vom Boden lösen. Und doch, ich verstehe Dich vollkommen."

"Du kannst nicht mein Bruder sein. Der tiefere Freund ist ein Liebender. Und ich bin immer traurig, wenn eine Liebe sterben muß, wenn das wunderbarste und menschlichste Gefühl keinen Flecken guter Erde in dieser verdorrten Welt finden kann."

"Es vergeht, es verfliegt, nach einiger Zeit können wir zurückkehren und wieder so sein, wie wir waren. Du kannst nichts dafür, das Du so bist, wie Du bist. Laß die Freundschaft schlafen. Wenn sie aufsteht, wird sie so sein wie am ersten Tag:"

"Nein, ich kann mich nicht selbst verraten, ich schäme mich nicht, ich bin stolz, denn ich habe mich nicht der Lust sondern der Liebe verschrieben. Und Du warst der erste Mensch, den ich wirklich geliebt habe, und ich liebe Dich noch immer, und es wird Zeit vergehen, bis ich jemanden anderen finde, der Deinen Platz einnehmen könnte."

"Ich kann Dich nicht lieben. Und doch fühle ich zum ersten Mal, wie schön es ist, geliebt zu sein."

Schweigen, unendlicher Schmerz, der sich hinter dir verbirgt, meine Zunge ist müde, zu müde, um sich noch weiter betrunkene Hoffnung zu lallen. Schlaf mag sich in die schwarzgraue Kammer stehlen, in der meine Liebe begraben liegt. Unendlicher Schlaf, erlösend vom Fühlen, vom Denken, vom Sein. Auf halbem Wege zwischen Leben und Tod. Denn die Welt quält mich mit jedem

Wort, jedem Schlag, jedem Bild. Sie durchsticht mich mit Nadeln, und wie sollte ich mich wehren?

Das Leben hätte so einfach sein können, wenn ich dem Wind hätte widerstehen können. Aber die Wahrheit hatte mich schon zu sehr besessen, als daß ich sie für mich opfern könnte. Ich hatte gewußt, daß es ein großer Fehler war, mich mit allem nur einem Menschen anzuvertrauen. Was blieb, war die Faszination des Spektakels der Zerstörung. Es ist, es war, es zerrinnt. Wo hätte es Raum für Zugeständnisse geben sollen, wenn die Tatsachen hart waren?

"Vielleicht ist es besser, wenn ich Dich nicht mehr anfasse. Es mag anders verstanden werden, als es gemeint ist", sagte Ramiro.

"Die Hand können wir uns wohl noch einen Weile geben, oder?"
Der Wind wehte wieder Regen herbei, und er strömte mir über die Wangen und schmeckte salzig auf meiner Zunge. Und ich spürte den wärmenden festen Händedruck Ramiros, an dem ich mich noch festhielt.

25.

Am nächsten Morgen, es war ein Samstag, wenn ich mich recht erinnere, trauten wir nach Cornwall hinein, das mit Plymouth nur durch zwei Brücken verbunden ist, die den historischen Grenzfluß zur Grafschaft Devon, den Tamar überspannen. Und zwar in einer solchen Höhe, daß Segelschiffe bei aufrechtem Mast in den Fjord der Flußmündung einlaufen können. Denn Plymouth war schon immer Marinestützpunkt und Stadt am Meer. Im Krieg zuerst zerstört und danach als erstes wieder aufgebaut. Letzter Vorposten englischer Zivilisation vor dem wilden keltischen Cornwall mit seinen tückischen Kliffen und seinem einstigen unverständlichen Volk. Bis die Great Western Railway, der Anschluß an das Eisenbahnnetz in den Landstrich im Nebel eindringt und ihn erschloss. Das war die eine Brücke, und über die hatten so viele der Cornishmen in verrosteten Zügen ihre Heimat verlassen, um woanders, in den Vorstädten Englands oder in fernen Gefilden besser zu leben. Über die andere Brücke führen jetzt wir. Über die strömt jedes Jahr eine Welle des motorisierten Londoner Massentourismus in den Sommer. Denn der Golfstrom umstreicht hier die Küste und schenkt ihr ein milderes Klima. Und

die Älteren bleiben, kaufen sich eines der verfallenden Häuschen, fahren nicht mehr zurück in die Städte.

Nach Cornwall hinein also fahren wir beide. Warum nur? Warum kehrt Ramiro nicht gleich nach Oxford zurück, um sich auf die letzte Woche des Terms vorzubereiten? Warum begleitet er mich bis zum letzten Moment, wie um mir noch einmal zu beweisen, was für ein naher Mensch es tatsächlich ist, den ich verlieren sollte? Die Hügel schweben am Fenster des Autos vorbei. Die grünen Hügel, die alten knorrigen Bäume, selbst im Winter begrünt, denn so stark umwuchern ihren Stamm und ihre Äste Flechten, Moose und vor allem die Mistel, die im feuchten Klima der Halbinsel gedeihen. Vorbei huschen die Häuser, aus grauem verregneten Gestein gefügt, die Hecken und verfallenen Mauern. Dort hinten, nur wenig weiter nördlich sei das Moor von Bodmin mit seiner leeren Einöde, mit seinen Nebeln und schroffen Felsnasen, die durch die Torfhügel stoßen, erzählt uns der Fahrer. Da würde ich gerne sein. Alleine mit meinem Schmerz, alleine in meiner Einsamkeit, alleine. Warum fahren wir noch zusammen weiter? Um mir die Illusion eines glücklichen Endes zu geben? Um uns nicht endlich zu trennen? Um mich weiter zu quälen? Und doch hänge ich an Ramiro und suche seine Nähe, die mich bindet. Ich muß versuchen, nur noch an die Zukunft zu denken, nicht mehr, niemals mehr zurückzusehen zu den wunderschönen Tagen, die wir zusammen verbracht hatten, den wunderbaren Augen, die mich verzaubert haben, die rauhe, rollende Stimme, das holpernde Lachen. Ich muß mich zusammenreißen. Es ist doch nicht das erste Mal, daß ich einen Menschen verliere. Ich muß meinen Kopf mit aller Kraft zur Wendung bringen, nach vorne muß er blicken, nach Spanien. Das Leben muß weiter fließen, das Vergangene muß sterben. Und doch fühle ich, daß ich uns nicht vergessen kann. Zu tief ist die Freundschaft in mich eingedrungen, zu sehr haben wir uns ineinandergelebt, als daß ich die Pflanze außreißen könnte. Tatsächlich ist es ein Baum, der seine Wurzeln in mich gewebt hat, und so wie ich ihn halte, hält er mich. Ich würde in Erdklumpen zerbröckeln, wenn ich ihn tatsächlich ausreißen könnte... Wie verrückt das alles ist! Man sieht nichts, und dennoch ist eine Mauer zwischen uns gebaut, die retten soll und doch nur zerstört. Ich bin müde. So müde, davon. Meine Augen wollen nicht mehr sehen. Sie haben genug. Vielleicht werde ich eines Morgens aufwachen und meine Liebe wird mich verlassen haben. Mein Herz, daß für immer ausgerissen zu sein scheint, wird wieder in seinem Bett in meiner Brust schlafen. Und ich werde ihn sehen und Gleichgültigkeit wird auf meiner Zunge liegen. Und das Leben wird grau sein, grau und schwerfällig, wie

davor. Und der Wind wird sich legen, und mein Herz wird in sich ruhen. Das Denken wird das Fühlen verdrängen, die Vernunft wird die Leidenschaft ablösen. An diesem Tage verlasse meine Seele meinen Körper!

Oder wird der Tag kommen, an dem sich die Liebe durch die Lust ersetzen lassen wird, und ich werde in meiner eigenen fatalen Schwäche der Krankheit des Verfalls zufallen, bei der der ausgemergelnde Körper die Seele verläßt?

Wenn ich sie nur selbst zerschneiden könnte, die Seele und den Körper, um diesem Wahn ein Ende zu bereiten. Denn ich kann sie nicht aufgeben, die Reichtümer meines Herzens und die Erfüllung meiner Seele. Ein Einfall, ein Unfall, das Auto zerschellt am verwachsenen Baum... aber wir gleiten ruhig weiter. Hügel, Häuser, Bäume. Ramiro macht die Unterhaltung. Das gibt mir Zeit für mich.

Auf was soll ich noch warten? Ich ertrinke an dem was ich verschlucke. Und wenn der bedeckte Himmel nicht regnet, in mir nimmt das Fließen kein Ende mehr. Schlaf, nur Schlaf wünsche ich mir. Ausruhen, vergessen, entfliehen. Die bittere Absurdität meines Lebens überwintern. Schweigen.

Par. Das Ortsschild schwebt vorüber. Der Wagen hält. "O. k., boys?"

"Thanks a lot, Sir!" holpert die Stimme neben mir. Dann werfe ich mir den Rucksack auf den Rücken und wir stapfen die Straße hinauf.

"Nach der Wegbeschreibung müssen wir am Ende der Allee nach links gehen. Dann noch eine Meile. Das Haus soll an einem Bahndamm sein."

Ich blicke nur auf den gekörnten Asphalt vor meinen Füßen. Was fühlt er jetzt wohl, was denkt er?

"Woher kennst Du die Leute eigentlich? Aus Oxford?" frage ich.

"Nein, nein, ich habe den jüngsten Sohn mal in meiner Stadt getroffen. Die haben da Urlaub gemacht. Ich habe mich etwas mit ihm unterhalten und ihn zum Cafe eingeladen. Dann haben wir die Adressen ausgetauscht."

Die Leute öffnen freundlich, als wir am Haus klingeln. "Oakriver" steht in ein Stück Holz gebrannt neben der Tür, "Eichenfluß", der Name des Hauses. Pit, der jüngste Sohn führt uns ins Wohnzimmer, und Ramiro stellt mich als einen Freund vor, den er mal mitgebracht hat. Dann bietet uns die Mutter Sandwiches an. -In Oxford hätte ich sie mit mehr Mayonnaise gemacht. Und vielleicht mit einem Hauch Pfeffer.

Es ist nicht einfach, einen vertrauenserweckenden Eindruck zu machen. Aber Ramiro bemüht sich, seriös zu wirken. Also lädt er Pit für die nächsten Ferien ein und schlägt mit einem verbindlichen Lächeln eine gemeinsame Fahrradtour durch Frankreich für den kommenden Sommer vor... Schließlich ist mir schon alles egal, als auch noch herauskommt, daß Pits Schwester heute Abend ihre Geburtstagsparty feiert. Sollen die Leute über die Invasion denken, was sie wollen! Wahrscheinlich werden sie sich noch Jahre später beim Tee davon erzählen: "Weißt Du noch, Darling, damals, als diese Studenten zu uns kamen... Seit der Zeit haben wir niemals mehr etwas von ihnen gehört, nicht?"

Am Nachmittag fahren wir mit Pit und seinem Vater an den Strand. Das Meer tobte an die Küste, die sich weit bis in die Ferne erstreckte. Violett schimmerten die Pfützen auf dem hellen Sand. Schwere Pfähle waren in die Dünen gerammt, mit Zweigen umflochten, um das Verwehen zu verhindern. Denn der Wind kehrte stark den Strand hinauf Das Meer. Der salzige Geschmack, das Rauschen und Schlagen der Brandung, es zog mich förmlich an, und ich zog Schuhe und Strümpfe aus, um im seichten Wasser zu waten. Ramiro lief nahe neben mir, da wo die Wellen ausliefen, Es war ihm zu kalt, und er wollte seine Füße nicht naßmachen. Pit und sein Vater liefen weit hinter uns. Was hätten wir noch sagen sollen? Es war ein Moment des Atemanhaltens, in dem wir existierten, der sich schon lange selbst überholt hatte. Was würde kommen? Ich wußte es nicht. Das Leben lag hinter dem Meer. Weit von hier.

Am Abend treffen die Eingeladenen ein. Sie bringen Geschenke für die Schwester mit und Flaschen für die Bar. Die Schwester hat das Wohnzimmer hergerichtet, denn im Partykeller sollen die Gäste übernachten können. Und schon bald fließen die Worte und der Whisky, in einer Ecke wird ein wenig getanzt, und ich betrachte den Kamin. Pit macht dort gerade ein Feuer. Er bringt Holz, Briketts und Papier. Das Flackern der Flammen wirft tanzende Schatten in den Raum. Die Musik dröhnt im Hintergrund. Schließlich raffte ich mich auf und spreche zwei Gäste an.

"Aha, aus Bodmin kommt Ihr? Da ist doch das gefährliche Moor. Gab es da noch Unfälle in den letzten Jahren?"

Die Frage gefällt den beiden Mädchen, und sofort fangen sie an zu erzählen, wer wann im Moor in eine Nebelbank geraten ist:

"Der Treibsand an den Bächen ist das Schlimmste, ich sag's Ihnen! Da hat mein Großvater mal beinahe seinen liebsten Hund verloren. Der hat im Sand gestrampelt, und da streckte ihm mein Großvater einen Ast zu, an dem sich das arme Tier festhielt..."

"Darf ich Ihnen vorstellen, das ist Ramiro. Er ist eigentlich der Freund von Pit, der mich nach Cornwall mitgenommen hat."

"Sehr erfreut", begrüßen ihn die beiden Mädchen. "Wir haben gehört, daß sie in Oxford studieren. Auf welchem College sind Sie denn?"

"Wir sind beide im Christ Church. Natürlich. Wenn man schon nach Oxford geht, nicht...?" flunkert er.

Ramiro übernimmt die Unterhaltung. Ich setze mich vor den Kamin in einen Sessel. Die züngelnden Flammen. Sie versprechen feurige Schmerzen. Immer wieder flackern sie munter von den Scheiten nach oben. Das Holz glüht rot und knistert in seinen Ringen. Die Waben schwellen an und schlagen flammend aus. Ramiro kommt zu mir herüber.

"Macht es Dir etwas aus, wenn ich versuche, an eines der Mädchen heranzukommen? Die zwei aus Bodmin sind ganz nett, weißt Du, aber wenn es keine gute Idee für Dich ist, kann ich es auch ohne weiteres lassen..."

"Mach, was Du willst, das ist doch Deine Sache. Kümmere Dich nicht um mich."

Das pulsierende Holz, vor Hitze bebend, in mein Gesicht will ich es pressen, tief eindrücken, das Glühen mag sich in mich fressen. Welche Erleichterung der Schmerz für mich wäre! Mein Hände wollen schon in die Flammen greifen, das Feuer verschlingt meinen Willen, mit aller Kraft halte ich die Arme zurück. Ich kann mich nicht mehr halten, stehe auf und wende mein Gesicht brüsk ab von der Verlockung im Kamin.

"Ich gehe schon schlafen, ich glaube, ich bin heute etwas müde", sage ich der Gastgeberin. Dann steige ich die Treppen in den Partykeller hinab, der mit Matratzen ausgelegt ist. Dort rolle ich meinen Schlafsack aus. In der Ecke schlafen schon zwei weitere Gäste. Ich versuche, es ihnen gleichzutun. Schlafen, entswinden. Aber mein Kopf pocht und ich kann keine Ruhe finden. Immer mehr junge Leute kommen herunter. Wenn ich nur endlich in den Schlaf versinken könnte! Wenn ich nur nicht sehen muß, was Ramiro mit den Mädchen macht! Da kommen sie. Ich kann es nicht fassen. Das kann doch nicht so schnell gehen! Oder ob sie sich hier vergnügen wollen? Mein Hals ist beklemmt, der Atem geht mir schwer. Für sie bedeutet es nichts, für ihn heißt es nichts. Was für eine verdrehte Welt! Ramiro rollt seinen Schlafsack aus, die Mädchen haben Decken dabei. Sie flüstern

sich etwa zu. Ich rühre mich nicht, bin völlig starr, und doch aufs Äußerste gespannt. Daß er so viel Rücksichtslosigkeit besitzen könnte? Das eine Mädchen, welches ihre Sachen neben ihm, kaum zwei Meter von mir, ausgebreitet hat, verschwindet noch einmal nach oben. Mein Herz pocht wie verrückt. Was soll das jetzt? Denkt er, ich schlafe schon? Dann kommt sie zurück. Ramiro raunt ihr noch etwas zu. Jetzt werden sie sich gleich näherrücken... Mein Herz galoppiert in wahnsinnigem Tempo, mein Kopf droht zu zerplatzen, ich halte den Atem an, das Denken überschlägt sich, meine Brust ächzt, das Blut schießt mir in den Schädel. Wenn ich sie jetzt zusammen schlafen höre werde ich schreien, schreien, nur schreien, mein Leben aus mir herausbrüllen, in einem Aufbäumen verhallen lassen. Aber es wird ruhig, neben mir. Ich versuche, mich zu fassen. Der Schlag sitzt. Noch lange kann ich mich nicht beruhigen, als der Atem aller sich schon regelmäßig im Raum erhebt. Noch lange zittern meine Lippen und mein Gehirn ist wie betäubt.

26.

Oh, an den Tag danach kann ich mich kaum noch erinnern. Wie in einem Traum wandere ich zwischen den Ruinen von Tintagel, zu denen uns der Vater mit dem Auto mitgenommen hatte. Über eine schmale Landbrücke gelangen wir auf die Halbinsel, nur Gras und Felsen und die zusammengefügte Steinreste, die von menschlicher Hand erzählen. Nur grau das ewige Meer und der Himmel. Erst gegen Abend wache ich so weit wie möglich auf. In einen Pub sind Ramiro und ich noch gegangen, um einen Cider zu trinken. Zurückgezogen sitzen wir an einem kleinen Tisch in einer schummrigen Ecke. Die Worte erreichen sich schon nicht mehr. Das Verstehen ist gekappt, das Sprechen zerschellt an der Mauer. Doch unsere Hände berühren sich auf dem Tisch. Umarmen sich und halten sich. Verfließen ineinander. Hände und Augen. Ob die Gedanken sich noch erreichen? Das will probiert sein! Ich betrachte den Cider im Glas. Der soll in Cornwall am besten sein.

"Was steht mir gerade im Kopf, Ramiro?"

"Daß der Cider zu teuer ist, auch wenn er hier außergewöhnlich gut schmeckt."

"Wir haben den gleichen Geschmack, aber ans Geld habe ich diesmal nicht gedacht. Jetzt ist es an Dir."

Ich sehe eine Weile in der gemütlichen Stube umher, um Ramiro Zeit zu geben, einen Gedanken zu fassen.

"Du denkst daran, daß Du einmal alles probieren wolltest, aber dann doch die Kosten scheust. "Alles zu seiner Zeit", verträgstest

Du Dich", kommt es mir, als ich mich an unser Gespräch und seine Worte im Chapter House erinnerte.

"Ganz genau, eben dachte ich daran, daß ich mir eine Cornish Pastry bestellen müßte, da ich schon einmal hier bin, aber da ich nachher noch bei Pit etwas essen kann, will ich die zwei Pfund lieber einsparen. Vielleicht gibt es morgen noch Pastries bei ihnen zum Lunch. Pit hat mir erzählt, daß seine Mutter besonders gute mit Hackfleisch macht. Das wird in Blätterteig gebacken, weißt Du, so ähnlich wie dieser Apfelstrudel, den wir auf der German Society Party gegessen haben. Aber natürlich sind Pastries nicht süß. Ich habe Dir gesagt, daß ich morgen Nachmittag noch zum St. Michael's Mount fahren will, nicht? Das ist diese Insel mit der Burg, die früher einmal ein Kloster war. In der Bucht von Penzance. "Die bekannteste und beliebteste Touristenattraktion Cornwalls", nennen sie es im Reiseführer. Ich verpasse halt ein paar Lektionen in Oxford, aber wenn ich schon mal hier bin... Davor bringe ich Dich natürlich zum Zug nach Plymouth. Wann geht das Schiff noch mal genau?"

Ich schweige. Er muß es wissen. Wir hatten schon gestern den Zug um neun Uhr zwölf herausgesucht. Ich blicke ihm still in die Augen. Dann lächelt mein Mund traurig.

"Marcel", rannt Ramiro kaum hörbar, "Du wirst mir fehlen. Ich hatte noch keinen so guten Freund. Du weißt, daß ich nur spreche, weil ich nicht zu schweigen wage. Aber Du wirfst zu viel auf mich, Du überfällst mich. Was soll daraus werden? Was soll nur sein?"

Seine Hand gräbt sich fester in die meine. Das tiefe Wasser in den versinkenden Augen schlägt noch einmal schwache Kreise. Als wenn ein Stein den weiten Weg gefallen wäre, kaum hörbar durch die spiegelglatte Oberfläche gedrungen sei und sanfte Ringe sich nach ihm verliefen, eine längst vergangene Geschichte weitererzählend. Ich spüre wie sich der Durst in mir regt. Fast hatte ich geglaubt, daß er schon vergangen sei, aber ich war nur noch empfänglicher geworden.

Mit meinem Rucksack stehe ich auf dem Bahnsteig. In großen Holzkübeln stehen kleine Palmen, Geschenke des Südens, die hier gedeihen. Ramiro sieht nervös auf die Uhr.

"Er hätte schon vor einer Viertelstunde da sein sollen! Es ist doch nicht möglich, daß der Zug schon jetzt eine solche Verspätung hat! Du hast doch hoffentlich die Passagepapiere im voraus besorgt?"

"Nein, ich kann sie im Hafen kaufen. Wahrscheinlich werde ich mich etwas eilen müssen."

"Aber Du weißt, wo die Anlegestelle ist, hoffe ich."

"So ungefähr. Ich kann mich ja auch durchfragen. Plymouth ist schließlich nicht London..."

Dann endlich wird der Zug angekündigt. Ich reiche Ramiro die Hand. Irgendwie kommt uns wieder das Guantamer Lied in den Sinn. Wahrscheinlich sind es die Palmen, die sich hierher verloren haben. Leise, fast flüsternd stimmen wir es an.

"Yo soy un hombre sincero, de donde crece la palma... y antes de morir me quiero echar mis versos del alma...ich bin ein einfacher Mensch aus dem Land, in dem die Palme wächst, und vor dem Sterben möchte ich meine Seele um diese Verse erleichtern..."

Und die Traurigkeit fließt über meine Wangen. Und ich lache. Was ist das? Mein Mund verzerrt sich zu einem verhaltenen Lächeln, meine Augen weinen erleichterte Tränen. Wir umarmen uns, aber meine Wange streift nur das Leder des Kragens von Ramiros Jacke.

"Wann wir uns wohl wiedersehen?" überlege ich laut. "Wann? Ich weiß nicht. Am achtzigsten Geburtstag der Königin, sagen wir. Und wo?"

"Auf dem Trafalgar Square, vielleicht, vor St. Martin's in the Fields."

"Um zwölf, ja?"

"Ja, aber es ist doch verrückt."

"Ich weiß nicht. Spätestens dann, ja?"

Ich nicke. Der Geburtstag der Königin, wann ist das eigentlich? Wie alt ist sie jetzt bloß? Ob sie überhaupt so alt wird? Ich steige in den Zug. Durch das Fenster geben wir uns die Hand, bis die Bewegung mich fortträgt. Meine Augen laufen, und meine Nase auch. Ich setze mich auf den nächsten freien Platz. Mein Gott, was für ein Einfall, der Geburtstag der Queen... Die Landschaft gleitet am Fenster vorbei.

"Kann ich Ihnen ein Taschentuch anbieten?" werde ich höflich gefragt.

"Danke, das ist sehr nett." Ich zerre mit zitternden Händen eines aus der Packung und trockne mein Gesicht. Dann putze ich mir die Nase.

"Wissen Sie zufällig, wann die Queen achtzig wird?" frage ich.

"Oh, da bin ich mir nun gar nicht sicher. Aber ein paar Jahre wird das wohl noch dauern. Am besten sehen Sie im Who is Who-Lexikon der Persönlichkeiten nach. Dort geben sie bestimmt alle Daten genau an."

"Danke, das werde ich wohl tun, vielleicht finde ich auch eine Ausgabe in Spanien."

"Sind Sie Spanier? Sie haben aber keinen solchen Akzent."

"Nein, ich bin in Österreich geboren. Und zur Hälfte Grieche, wenn man das so sagen kann. Sie sind aus Cornwall, nicht?"

"Nein, ich bin aus London. Aber zur Zeit arbeite ich in Plymouth. Wollen Sie von dort etwa mit der Fähre nach Spanien fahren?"

"Ja, wenn ich das Schiff nicht verpasse. Der Hafen ist ja nicht so weit vom Bahnhof, hoffe ich."

"Es ist doch ein Stück. Und mit dem Schiff um diese Zeit den Golf der Biskaya zu überqueren... Im Winter soll es besonders stürmisch sein."

"Das macht mir nichts aus. Vor allem ist es sehr günstig. Im Dezember gibt es eine besondere Verbilligung, habe ich gehört."

Helle Augen blicken mich fragend an. Ich spüre, wie ich den Blick erwidere. Was für eine zuvorkommende Person...

"In den Süden würde ich ja auch am liebsten fahren, wo einem selbst im Winter heiß wird... Auf so eine kleine Dampfpartie, wo man mal eine Weile ins Schwitzen kommt, hätte ich schon Lust. Das reizt einen doch, oder?"

Wieder werde ich so freundlich aufmunternd angeblickt. Ja, am Urlaub, da sparen die Engländer meistens. Da reicht es nur bis Cornwall.

"Wenn es Ihnen das Geld wert ist. So teuer ist es ja nicht", will ich schon sagen. Dann erst werde ich wach. Verflucht, wir reden von zwei verschiedenen Dingen... meine Hände zittern leicht. Wie einfach es wäre. So wie für Ramiro mit den Mädchen auf der Party, wenn Sie etwas betrunkenener und nicht so albern gewesen wären. Es heißt ja nichts, es wird nur ein Spiel der Sekunde, was für eine Verlockung, sich selbst zu erniedrigen, sich gehen zu lassen, sich Sein zu lassen, nur für einen Moment, in dem die Seele die Augen verbunden bekommt. Eine Erfrischung für den Körper...

"Machen Sie sich keine Sorgen wegen des Schiffes. Natürlich sind wir etwas verspätet, aber ich könnte Sie mit dem Auto zum Hafen bringen. Mein Haus ist gleich beim Bahnhof. Wir müßten nur die Schlüssel holen..."

Wie leicht das Leben sein kann, wenn man es leicht zu leben weiß. Wie gerne würde ich mich schutzlos in die Lust werfen! Aber das Schiff geht ja schon zu bald... Zum Teufel, was denke ich da? Was anderen schmeckt, kann mir danach den Magen umdrehen, --das darf nicht sein, was ich nicht bin!

"Well, ich weiß nicht. Es ist wohl besser, ich nehme ein Taxi. Das erspart Ihnen die Mühe."

"Wie Sie meinen, es war ja nur ein Angebot."

Mein Gott, wie verzerrt ich in mir selber bin. Meine Seele läßt sich die Augen nicht verbinden, zu stolz ist sie schon hochgewachsen, als daß ich noch dahin reichen könnte. Ich muß mich wirklich finden, um den Verfall aufzuhalten.

Der Zug fährt in Plymouth ein.

"Good bye!"

Ich laufe mit schnellen Schritten aus dem Bahnhof. "Wo geht es zum Hafen, bitte?"

Nach einiger Zeit verliere ich mich in einem Gewirr von Nebenstraßen, in denen sich alle Reihenhäuser bis auf die Farbe gleichen. Warum habe ich auch kein Taxi genommen? Wahrscheinlich ist es tatsächlich nicht so nahe. Das Schiff legt in einer guten halben Stunde ab. Sollte man sich nicht schon eine Stunde vor der Abfahrt an Bord begeben? Und ich habe noch nicht einmal das Billet! Wann ging das nächste Schiff? In einer Woche, glaube ich. Oder geht gar kein Schiff mehr vor der Winterpause? Ich halte mit wildem Winken ein ausparkendes Auto an.

"Bitte, wie komme ich am schnellsten zum Hafen? Mein Schiff fährt in einer halben Stunde!"

Am Lenkrad sitzt ein älterer Mann, auf dem Rücksitz seine Tochter oder Enkelin, scheint es.

"Da haben Sie aber noch einen weiten Weg. In einer halben Stunde schaffen Sie das wohl nicht mehr. Wissen Sie was, steigen Sie ein! Wir fahren Sie schnell zum Anleger! Wohin geht denn die Reise?"

"Nach Spanien", antworte ich erleichtert.

Nach einigen Abbiegungen fahren wir über die Ringstraße ins Hafenviertel und passieren die Docks, bis wir am Anleger der Fährlinie ankommen.

"Oh, vielen, vielen Dank, das war mir eine große Hilfe, ansonsten hätte ich das Schiff wohl kaum noch erreicht", verabschiede ich mich.

"Bye, bye, gute Reise", rufen mir die beiden nach, als ich schon zum Buchungsbüro im Hafen renne. Im Laufen wende ich mich noch einmal zurück:

"Vielen Dank nochmals. Und fröhlich Weihnachten auch!"

Als letzter Passagier laufe ich die Gangway hinauf, die noch einmal zurückgeschoben wird. Dem Steward gebe ich die Passagepapiere und das Billet in die Hand. Dann lasse ich meinen Rucksack fallen und setze mich auf eine Bank. Langsam vergeht das Schnaufen, und ich atme ruhiger. Das Schiff legt schon ab, und ich gehe auf das Deck hinaus, um noch einmal die Hoe zu sehen. Das Stampfen der Turbinen, der Rauch aus den

Schornsteinen, das sanfte Zittern der Planken. Die Sonne bricht für einen Moment durch die Wolkendecke und entflammt die Uferpromenade, die grüne Anhöhe der Hoe, wo wir vor kurzem noch standen, das Wasser glitzert silbern, und die ganze Bucht erstrahlt für einen Augenblick im klaren kühlen Winterlicht. Dann weht der Wind die Wolken zusammen, und wie ein Vorhang schieben sie sich wieder vor die Sonne. Am Horizont entschwindet England.

27.

Das Schiff ist beinahe leer um diese Jahreszeit. Ich durchlaufe alle Zwischendecks und lasse mein Gepäck in einem Raum mit Schlafsesseln stehen. Im Sommer muß es hier eng und stickig sein. Jetzt habe ich allen Platz für mich. Nur zwei, drei andere Leute, denen die Kabinen zu teuer waren, haben sich hier eingerichtet. Schließlich gehe ich wieder auf das Deck hinaus. Die See reicht weiter als das Auge. Irgendwo müssen wir an der Bretagne vorbeifahren, aber am Horizont ist kein Land zu erahnen. Nur das Meer. Und dann, als es schon dämmt, auch ein schneidender Schneeregen. Ich fühle die eisige Kälte kaum. Erst als ich meine Hände von der Reling lösen will, merke ich, daß sie schon ganz klamm und beinahe angefroren sind. Die Handflächen sind abgeschürft. Ich wandere noch etwas im Schiff umher, verloren, als ob ich nach etwas suchen würde. Dann lege ich meinen Schlafsack zwischen den Sitzen aus, mache das Lager so bequem wie möglich. Morgen, am späten Nachmittag sollen wir in Santander einlaufen. An der kantabrischen Küste. Spanien. Die Verheißung klingt leer in meinen Ohren. Ich lege mich hin. Das Licht wird noch immer nicht ausgeschaltet. Natürlich, es ist ja nicht einmal zehn Uhr. Viel zu früh eigentlich, um zu schlafen. Aus dem Rucksack hole ich ein paar Postkarten hervor. London. Trafalgar Square. Auf der Rückseite steht mit gleichmäßiger Schrift geschrieben: "Hier traf ich mich mit Pablo, um mit ihm für einige Tage London zu besichtigen." Das mußte ich wohl geschrieben haben. Fremd scheint mir die saubere Hand. Dann eine andere Ansichtskarte: Buckingham Palace beim Gartenwechsel. Wie leer die Postkarten sind! Ich schaue weiter. Nein, Satanian's würde ich hier nicht finden. Und das Natural History Museum auch nicht. Die wichtigen Sachen leben sowieso nur in der eigenen Erinnerung. Oxford. Hier eine Postkarte von "meinem" College. Von seiner besten Seite. Geschickt haben sie den alten Innenhof fotografiert, so daß die Baumwipfel und Schornsteine den Neubau im Hintergrund verdecken. Wieder

mehr Schein als Sein. Die New College Cloisters habe ich nicht abgelichtet. Davon gibt es wohl kaum eine Postkarte. Wie sollte man die Stimmung auch wiedergeben, dieses Ummauertsein? Das Gefühl der Geborgenheit? Ob Ramiro da noch manchmal hingehen wird? Und an mich denken wird? An den Freund, den ihm der Wind entrissen hat? Oder wird er mich vergessen, in die alten Bahnen zurückkehren, in denen er vor mir gelebt hat? Ich nehme die nächste Postkarte. Das Christ Church College. Da, wo selbst der Bischof eine Eintrittskarte kaufen muß, wenn er mal den Altar abstauben will... Ich muß fast lachen. Aber dann werde ich wieder ernst. Die letzte Postkarte zeigt das Theater. Was für ein schönes Konzert das war. Wir hätten viel öfter etwas für die Sinne tun sollen, mal essen gehen, ein schönes Plakat kaufen sollen, zum Beispiel das von dieser Rafaellozeichnung im Ashmolean, die mich so geweckt hat. Wie wenig habe ich für die Seele gelebt in den letzten Monaten, in all den Jahren. Was ist geblieben von den Sachen, die mir das Geld wert waren? Von den Büchern, von den Reisen? Ich habe ja noch zwei Postkarten aus Cornwall, fällt mir ein. Tintagel. Da sieht man nicht viel. Noch weniger als in Wirklichkeit. "Bodmin. Das Moor" steht auf der anderen. Das sagt auch nichts aus. Ich habe es ja sowieso nicht gesehen. Die leeren Hügel, die zerborstenen Felsen. Aber es regt die Phantasie an. Diese Verlassenheit, dieser dem Wind und Wetter ausgelieferte Landstrich. Von wegen gefährlich! Gefährlich sind ganz andere Sachen.

Ein Steward schaltet die Deckenbeleuchtung aus. Jetzt flimmert nur noch das Notlicht. Ich krieche in den Schlafsack. Meine Kleider habe ich mir untergelegt, damit es sich nicht so hart liegt auf dem Stahlboden, der nur mit einem dünnen Teppich ausgelegt ist. Das Rütteln der Maschine mag mich bald in den Schlaf wiegen. Morgen wird alles schon etwas anders aussehen. Na ja, so schwermütig hatte ich mir die Überfahrt nicht vorgestellt, als ich damals bei der Nelson Säule auf Pablo wartete. Und es vor Unruhe kaum mehr abwarten konnte.

Noch mehrmals wache ich auf, versuche wieder einzuschlafen, die Zeit muß vergehen, die Erinnerungen, ich möchte lieber gar nicht zurückdenken. Zu bitter ist der letzte Akt, wie streng sein stechender Geschmack in die Vergangenheit zurückreicht und so vieles unangenehm einfärbt. Und doch war da auch das Glücklichein. Ich schlafe wiederum ein.

Erst gegen Mittag befreie ich mich aus dem verhedderten Schlafsack. Ich habe ein seltsames Gefühl im Bauch. Ob ich etwas Schlechtes gegessen habe? Nein, natürlich nicht, seit gestern

Morgen habe ich ja gar nichts zu mir genommen! Wahrscheinlich sollte ich mir etwas am Buffet kaufen.

Mit einer Tasse Cafe würge ich das Croissant hinunter. Mir ist wirklich nicht besonders danach, mir den Magen vollzuschlagen. Erst nachdem ich noch ein paar Schritte auf Deck gelaufen bin, überfällt mich eine plötzliche Gier. Ich esse das Mittagsmenü gleich zweimal hintereinander. Dann gehe ich wieder auf Deck. Die letzten Wochen. Ja, das war ein Leben. Die Dinge gerieten in Bewegung, alles schien noch möglich, nichts war entschieden. Doch jetzt? Der Regen setzt wieder ein. Ich schneuze mich in ein Taschentuch und ziehe mir die Kapuze über den Kopf. Die Stunden zerfallen in Gedanken, die mir der Wind vom Norden bringt. Schließlich gehe ich nach vorne, um die Küste zu sehen. Im Sturm und Beben bleibe ich zitternd stehen.

28.

Die Küste Kantabriens ist rau und virtuos. Die schreienden Klippen stürzen jäh ins Meer hinab, die Felsen durchstoßen das salzige Wasser und bäumen sich als Riffe entlang der Küste auf. Es verbirgt so viel, dieses dunkle schäumende Wasser. Es bedeckt so alles mögliche in seinen unzugänglichen verworrenen Tiefen, in denen schon die bunten Fische der Küste in tanzenden Schwärmen das Licht des nahen Landes in die düstere Strömung tragen. Und so verbirgt es nun noch eine Stimme mehr, die mit dem schwermütigen Schlagen der Brandung atmet. Und manchmal, kaum zu erahnen, vom Leben singt, an dem sie ertrunken ist.

Sie ist rau, die kantabrische Küste, aber ich habe sie nur vom Meer aus gesehen, und sie hat mir gefallen.

Und es verbirgt viel, dieses dunkle schäumende Wasser, das die Schiffe sanft lockend umspielt. Und es birgt auch, so raunt das vergangene Flüstern, meinen gesuchten Tod, den das Meer mir vermachte.

Sie ist rau, die Küste Kantabriens, und ein kreischender Schwarm Möwen fliegt von den Riffen auf und strebt zu den zerfetzenden Wolken.

Mädchen mit Jungen in der Schule

Geschlechtsspezifische Reaktionen auf das Buch
„Ben liebt Anna“
im 4. Schuljahr der Peter-Petersen-Schule



1 Einleitung

Bei der Suche nach einem Thema für die Examensarbeit stieß ich auf das Buch „Ben liebt Anna“ von Peter Härtling. Der Kinderroman war mir bereits aus meiner eigenen Schulzeit bekannt. Ich hatte das Buch damals selbst gelesen, und es hat einen nachhaltigen Eindruck auf mich hinterlassen. Das Thema Verliebtsein erschien mir sehr passend für meine Klasse. Ich stellte mir die Frage: Wie gehen Jungen bzw. Mädchen mit dem Thema Verliebtsein um? Ich beschloß, die bekannte Behauptung a) *„Mädchen können freier über ihre Gefühle reden als Jungen“* genauer zu untersuchen. Mir wurde klar, daß diese Fragestellung nicht losgelöst vom geschlechtsspezifischen Aspekt betrachtet werden kann, da die bisherige Erziehung einen großen Einfluß auf die Kinder hat. Das führte mich dann zu der spezifischeren Fragestellung b) *Wie werden Mädchen bzw. Jungen auf das Thema Verliebtsein und auf Ben und Anna reagieren“*

Im 2. Kapitel der Arbeit werde ich darauf eingehen, daß Jungen und Mädchen in der Schule zwar gemeinsam unterrichtet aber nicht gleichberechtigt erzogen werden. Die schulischen Inhalte, die Unterrichtssprache, das Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern verfestigt oft die tradierten Geschlechtsrollenstereotype. Diese gilt es nun kritischer zu hinterfragen.

Die Darstellung der Planung der ganzen Unterrichtseinheit erfolgt im 3. Kapitel. Hier werde ich meine Unterrichtsziele darstellen und Aussagen zur Klasse, dem Buch, der Didaktik und Methodik formulieren.

Im 4. Kapitel der Arbeit beabsichtige ich, ausgehend von der Behauptung und der Fragestellung, zwei Unterrichtsstunden zu analysieren. In der einen Stunde werde ich das Augenmerk auf das unterschiedliche Sprachverhalten von Mädchen bzw. Jungen in Bezug

auf das Buch richten. In der zweiten Stunde soll Schwerpunkt der Analyse der körperliche Ausdruck von Mädchen und Jungen im spontanen Rollenspiel sein.

Im *Resümee* werde ich dann zu meiner oben genannten Behauptung und Frage zurückkehren und versuchen, anhand der mündlichen und schriftlichen Äußerungen der Schüler/innen, sowie anhand der Rollenspiele, Beobachtungen und gemachten Erfahrungen. eine Antwort zu finden. Außerdem möchte ich meine Eindrücke und Erkenntnisse nach der Durchführung der Unterrichtseinheit wiedergeben und abschließend einen Ausblick für weitere Unterrichtsvorhaben formulieren.

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei meiner Mentorin Frau Constanze Spitz bedanken, die mir vor und während der Examenseinheit, sowie während der ganzen zwei Jahre, mit Rat und Tat zur Seite stand und mir durch ihre Hilfsbereitschaft, Aufgeschlossenheit und ihr Engagement vielfältige Erfahrungen im Unterricht ermöglichte.

2 Mädchen-Jungen. Gleichberechtigte Erziehung in der Grundschule?

Mädchen und Jungen werden an deutschen Schulen gemeinsam unterrichtet.¹ Es wird aber immer deutlicher, daß sich die traditionellen Geschlechterrollen nicht durch die Koedukation alleine verändern lassen. Die These, daß die Geschlechtszugehörigkeit für Kinder in der Grundschule noch keine Rolle spielt, muß kritisch hinterfragt werden. Denn Mädchen und Jungen kommen bereits mit geschlechtstypisch geprägten Verhaltensweisen in die Grundschule und machen dort von Anfang an ganz unterschiedliche Erfahrungen. Von Geburt an werden Mädchen und Jungen unterschiedlich behandelt und mit unterschiedlichen Verhaltenserwartungen konfrontiert. Auch Mütter und Väter behandeln ihre Töchter und Söhne unterschiedlich.

Kinder lernen schon während ihrer ersten Lebensjahre zu erkennen, daß sie Jungen oder Mädchen sind, und sich dementsprechend zu verhalten und zu fühlen haben. In der Regel wird Jungen mehr Freiraum zugebilligt, aber er ist verbunden mit mehr Zurechtweisungen. Mädchen dagegen werden stärker behütet. Mit zunehmendem Alter erhalten Jungen weniger körperliche Nähe und Zärtlichkeit als Mädchen. Jungen werden mehr dazu angetrieben, ihre Gefühle wie Angst und Ärger in Bewegung und Aktivität umzusetzen. Zudem haben Eltern meistens andere Leistungserwartungen an ihre Söhne als an ihre Töchter. Geschlechtsspezifisches Verhalten wird bewußt und unbewußt von den Eltern durch ihre Erziehung an die Kinder vermittelt. Viele Kinder erleben oft noch zu Hause die herkömmliche Aufgabenteilung der Geschlechter trotz eines Wandels des gesellschaftlichen Vaterbildes. Die Mutter ist meistens allein für die Kinder und den Haushalt verantwortlich, auch wenn sie berufstätig ist. Der Vater geht meist vor allem seiner Arbeit nach. Kinder ahmen ihre Eltern aber nicht einfach nach, sondern orientieren sich auch an anderen Vorbildern, besonders an Bildern der Medien. Eine ganz besondere Bedeutung kommt hier dem Fernsehen zu. Hier werden in hohem Maße die weitergegebenen Geschlechterrollenverhältnisse und -klischees vermittelt. Deshalb zählt zu der Auseinandersetzung mit dem Geschlechtsrollenverhalten von Mädchen und Jungen die Auseinandersetzung mit ihrem Fernsehkonsum.² Die vorherrschenden Geschlechtsrollenstereotypen werden erst richtig zum Thema beim Eintritt in die Pubertät. Sie beeinflussen entscheidend das Selbstbild von Jungen und Mädchen, d.h. die Art und Weise, wie sie sich wahrnehmen und bewerten. Obwohl Mädchen oftmals bessere Leistungen als Jungen in der Schule erreichen, nimmt ihr Selbstwertgefühl im Gegensatz zu dem der Jungen im Laufe ihrer Schulzeit ab und Mädchen zeigen geschlechtskonforme

Interessenausprägungen und Berufswahlentscheidungen. Mädchen und Jungen werden demnach in der Schule noch nicht auf gleichberechtigte und partnerschaftliche Formen des Umgangs in allen Lebensbereichen vorbereitet. Eine besondere Aufgabe der Grundschule ist also die breite Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischem Verhalten. Ziel ist dabei nicht die Gleichmacherei, sondern die Erziehung zur Entwicklung „ganzer Persönlichkeiten“, ausgehend von individuellen Fähigkeiten und der Vermittlung gegenseitiger Wertschätzung und partnerschaftlicher Formen des Umgangs miteinander, unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit. Weiterhin sollen Mädchen und Jungen Fähigkeiten entwickeln, um sich besser in das andere Geschlecht einzufühlen. „Kinder und Jugendliche können Perspektivenübernahme und Empathie erwerben- die Voraussetzungen für einen verstehenden Umgang mit anderen.“³

Neben dem offiziellen Lehrplan, der formal gleiche Curricula für Jungen und Mädchen enthält, besteht ein „heimlicher Lehrplan“, der tradierte Geschlechtsrollenstereotype für Mädchen und Jungen verfestigt. Wie schon vorher erwähnt, verlangt Koedukation mehr als einen gemeinsamen Unterricht von Jungen und Mädchen. Aus diesem Grunde muß die traditionelle Jungen- und Mädchenrolle hinterfragt werden, und die Sichtweise darauf für das andere Geschlecht geöffnet werden. Mädchen wie Jungen folgen oft Rollenklischees, die im Unterricht thematisiert und kritisch hinterfragt werden müssen.

Der „heimliche Lehrplan“ wird entscheidend beeinflusst durch:⁴

- a) Schulische Inhalte
- b) Unterrichtssprache/ Mädchensprache-Jungensprache
- c) Verhalten der Lehrerinnen und Lehrer
- d) Der stille Beitrag der Mädchen zur Schulkultur

a) Schulische Inhalte

Bei der Analyse von Schulbüchern seit Ende der 60er Jahre kam es, trotz der Bemühungen von Seiten der Verlage um eine ausgewogenere Darstellung der Geschlechter in Schulbüchern, zu keiner deutlichen Veränderung. Der „heimliche Lehrplan“ ist immer noch vorhanden. Denn weiterhin sind in Schulbüchern die Handlungen und Verhaltensweisen von Mädchen und Frauen eher dem emotionalen, privaten Bereich zugeordnet, die von Jungen und Männern eher dem sachlichen, öffentlichen Bereich. Dazu fällt das dargestellte Berufsspektrum von Frauen immer noch kleiner aus als das von Männern. Neben den Inhalten spiegelt auch die Sprache in vielen Schulbüchern eine männliche Sichtweise wider. Jungen werden sehr viel öfters angesprochen als Mädchen. Auch in den neuen Schulbüchern findet sich keine angemessene und ausgewogene Darstellung von Männern und Frauen, ebensowenig in anderen Lehr- und Arbeitsmitteln. Unter diesen Gesichtspunkten ist es notwendig, daß Lehrer/innen alle Medien und Materialien für den Unterricht auf ihre Geschlechtsspezifika hin überprüfen. Auch in den meisten Kinderbüchern dominieren die Jungen, während die Mädchen die Nebenrollen spielen. Die Umkehrung der Verhältnisse, nämlich Bücher mit starken Mädchen und mit schwachen Jungen, ist aber auch keine Lösung. Denn: „Ein positives Gegenbild ist eines, in dem Mädchen und Jungen, Frauen und Männer unabhängig vom Geschlecht ihre individuellen Stärken und Schwächen leben.“⁵

Wichtig ist es, den Mädchen und Jungen Identifikationsfiguren anzubieten. Denn Mädchen können sich oftmals beim Bücherlesen nur mit einer Jungenfigur identifizieren und tun es auch. Jungen dagegen weigern sich manchmal, Mädchenrollen zu übernehmen. Deshalb ist bei der Auswahl von Texten und Büchern genau auf das Geschlecht der Titelfiguren zu achten.

bj Unlerrichtssprache Mädchensprache-Jungensprache

Vom Schulanfang an unterscheiden sich Mädchen und Jungen beim Schriftspracherwerb so wie in ihrem Sprachverhalten. Schon in Kindergesprächen wird der Inhalt eines Gespräches eher von Jungen bestimmt. Sie bestimmen den Themawechsel und das Ende des Gespräches. Jungen wollen durch ihre Sprache Aufmerksamkeit erregen. Mädchen dagegen kümmern sich mehr um die Gesprächsatmosphäre. Sie versuchen, ihre Gesprächsbeiträge eher auf die der anderen zu beziehen und gehen mehr auf ihre Gesprächspartner/innen ein. In unserer Sprache hat sich die ungleiche Behandlung von Jungen und Mädchen, Männern und Frauen erhalten. Die männlichen Berufsbezeichnungen sind die Norm. Bei den Ausdrücken wie „man“, „jeder“, „einer“ sind Mädchen und Frauen immer mitgemeint. Mädchen und Frauen werden meist an zweiter Stelle genannt. Unsere Sprache spiegelt gesellschaftliche Verhältnisse wider. Durch eine männlich orientierte Sprache erfahren Mädchen und Frauen, daß sie weniger wichtig, zweitrangig sind. Deshalb ist es besonders von Bedeutung, daß Mädchen und Frauen in der Sprache den gleichen Rang einnehmen wie Jungen und Männer. Sprache ist veränderbar, und die Lehrer/innen müssen versuchen, für die Veränderung der Wirklichkeit zu sensibilisieren und durch eine Veränderung der Sprache das Bewußtsein zu schärfen. „So sollte jede Lehrerin und jeder Lehrer die eigene Sprache kritisch daraufhin prüfen, welche Inhalte sie übermittelt und darauf achten, daß sie Mädchen und Frauen nicht ausgrenzt (z.B. die Gleichwertigkeit männlicher und weiblicher Personalformen beachten: Spielpartner und Spielpartnerin, Sitznachbar und Sitznachbarin).“⁶

c) Verhalten der Lehrerinnen und Lehrer

Mädchen und Jungen erfahren in der Grundschule unterschiedliche Aufmerksamkeit von den Lehrerinnen und Lehrern:

- Jungen werden öfter aufgerufen und angesprochen als Mädchen. (Besonders in den Fächern Sachkunde und Mathematik)

- Jungen werden öfter gelobt als Mädchen, aber auch öfter getadelt wegen „mangelnder Disziplin“.

Mädchen werden von Lehrerinnen und Lehrern gleichermaßen weniger wahrgenommen. Dies beeinflusst im besonderen Maße die Entwicklung des Selbstbildes von Mädchen. Die Quantität und vor allem auch die Qualität der Zuwendung ist wichtig für den Aufbau des Selbstbildes von Mädchen und Jungen, nämlich dafür, wie sie Erfolge und Mißerfolge verarbeiten. Mädchen und Jungen werden für Unterschiedliches getadelt und gelobt, dies wird bei genauerem Hinsehen deutlich. Bei den Mädchen ist der Tadel eher auf mangelnde Leistungen bezogen, nämlich in der Weise, daß ihnen als Ursache für den Mißerfolg mangelnde intellektuelle Fähigkeiten nahegelegt werden. Jungen werden dafür öfter für nicht-intellektuelle Aspekte ihres Verhaltens kritisiert (Unaufmerksamkeit, Unordnung, Disziplinlosigkeit). Genauso werden Mädchen und Jungen auch für Unterschiedliches gelobt. Das Lob für Jungen bezieht sich fast ausschließlich auf ihre Leistungen, während das Lob für Mädchen oftmals mit Fleiß, Sauberkeit, guter Anpassungsfähigkeit im Zusammenhang gebracht wird. An Jungen lautet die Botschaft: „Du könntest, wenn du nur wolltest“, an Mädchen: „Es reicht nicht, aber du hast dir Mühe gegeben.“⁷ Auf lange Sicht gesehen führen solche Erfahrungen „zu geschlechtsspezifisch sehr unterschiedlichen Verarbeitungsmustern von Erfolg und Mißerfolg: Jungen können gute Leistungen besser als Mädchen in ein positives Selbstbild umsetzen, gegenüber schulischen Mißerfolgen ist es weniger anfällig.“⁸ Das Fehlverhalten von Jungen und Mädchen wird letztlich unterschiedlich gewertet. Jungen verhalten sich oft aggressiver als Mädchen, aber das gleiche „aggressive Verhalten“ wird bei Mädchen weniger akzeptiert und stärker

unterbunden. Lehrerinnen erwarten als selbstverständlich ein positives Sozialverhalten bei Mädchen. Für die Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit ist es nicht förderlich, wenn die Lehrerin oder der Lehrer Einfühlungs- und Anpassungsbereitschaft bei den Mädchen von vornherein voraussetzt. Wenn das Dominanz- und Überlegenheitsstreben bei Jungen als selbstverständlich hingenommen wird, ist dies nicht positiv für die Jungenpersönlichkeit. „Die Benachteiligung der Mädchen ist immer auch eine Benachteiligung der Jungen. Beiden Geschlechtern fehlen jeweils komplementäre Lernchancen!“⁹

d) Der stille Beitrag der Mädchen zur Schulkultur

Margret Weschke-Meißner weist in ihrem Aufsatz darauf hin, daß Mädchen einen „heimlichen Lehrplan“ erfüllen müssen, um für ein angenehmes Schulklima zu sorgen.¹⁰ Die Autorin kommt zu drei Feststellungen (ausgehend von Beobachtungen an Schulen): - Mädchen erleichtern Jungen das Lernen. Sie beanspruchen für sich weniger Aufmerksamkeit, stellen den Jungen mehr Raum zur Verfügung und verändern damit die Rangordnung der Gruppe zugunsten der Jungen. Mädchen helfen Jungen öfter und achten darauf, daß es gerecht zugeht.

- Mädchen erleichtern Lehrerinnen und Lehrern das Unterrichten. Sie stärken die Autorität der Lehrerin und des Lehrers, indem sie anpassungswilliger sind, geduldiger bei Themen, die sie nicht interessieren, während sich Jungen eher beschweren. Mädchen sorgen für eine angenehmerere Klassenatmosphäre, weil sie sich häufiger bereiterklären, Aufgaben wie Kehren, Aufräumen, Blumengießen zu erledigen.
- Mädchen sorgen für Schönheit und Kultur an der Schule. Sie nehmen in größerer Anzahl an Theater- und Kunstkursen teil und wirken öfter im Schulchor mit.

Nach diesen gemachten Ausführungen erscheint es folgernd notwendig, daß Lehrer/innen ihr Verhalten und ihre Rollenerwartungen gegenüber den Mädchen und Jungen ihrer Klasse kritisch überprüfen und dies von Zeit zu Zeit Wiederholen.¹¹ Denn die eigenen geschlechtsspezifischen Einstellungen, die oftmals unbewußt sind, müssen reflektiert werden, um die Aufmerksamkeit auf (unbewußte) Abläufe in der Interaktion zu schärfen und deren Wirkung zu analysieren. Aufgabe der Lehrerin und des Lehrers soll es ebenso sein, den Mädchen und Jungen dabei zu helfen, „ihre Gefühle zuzulassen und zu zeigen, sich in das jeweils andere Geschlecht einzufühlen, Gemeinsamkeiten zwischen Mädchen und Jungen wahrzunehmen und sich als unverwechselbare Person selbstbewußt schätzen zu lernen.“¹²

3 Planung der Unterrichtseinheit

3.1 Bedingungsanalyse

Die Peter-Petersen-Schule ist seit 1975 eine additive Gesamtschule mit einer Grundstufe unter Beibehaltung der pädagogischen Grundsätze des Jena-Plans.¹³ Die ehemalige Eschersheimer Schule am Weißen Stein wurde im Jahre 1955 in eine Jena-Plan-Schule mit jahrgangsübergreifenden Stammgruppen umgewandelt. Jeweils drei Schuljahrgänge, später zwei, wurden in einer Jena-Plan typischen Stammgruppe zusammengefaßt. Durch den jährlichen Wechsel der Schülerinnen von einer Stufe zur nächsten, blieb immer ein „Stamm“ eingeübter Schüler/innen in der Gruppe, daher entstand die Bezeichnung „Stammgruppe“. Ab dem Schuljahr 1990/91 wurde die jahrgangsübergreifende Stammgruppe von einer jahrgangsbezogenen Stammgruppe abgelöst. Heute umfaßt die Grundstufe ca. 100 Schüler/innen und die Mittel-, Ober- und Jugendstufe ca. 610 Schüler/innen.

Seit Beginn meines Referendariats (Mai 1995) hospitiere und unterrichte ich in der jetzigen Stammgruppe U4 b im Fach Deutsch. Ungefähr die Hälfte dieser Kinder unterrichte ich auch in dem Fach Frühfranzösisch. In der Stammgruppe U4 b sind 18 Kinder, 12 Mädchen und 6 Jungen. Mehr als die Hälfte dieser Schüler/innen sind nichtdeutscher bzw. halbdeutscher Nationalität. Fast alle diese Kinder sind in Deutschland geboren oder leben mit ihren Familien schon seit vielen Jahren hier. Sprachliche Verständigungsprobleme treten nur selten bei einem italienischem Mädchen und einem polnischen Jungen auf.

Die Lerngruppe ist bezüglich des Entwicklungs- und Leistungsstandes und des Arbeitstempos sehr heterogen und die Unterschiede nehmen beobachtbar weiter zu. Viele Kinder haben gelernt zügig und konzentriert zu arbeiten. Dennoch gibt es einige Kinder, denen es sehr schwer fällt, die nötige Konzentration, Ausdauer und Anstrengung für die gestellte Aufgabe aufzubringen. Der Unterricht in dieser Klasse ist geprägt von einem weitgehend guten, harmonischen und sozialen Lernklima. Die meisten Schüler/innen stehen dem Unterrichtsgeschehen sehr aufgeschlossen gegenüber.

Die Gruppe hat sich im Verlauf der fast zwei Jahre, die ich in dieser Klasse bin, sehr verändert. Zum einen in ihrer Zusammensetzung, denn durch mehrere Zu- und Wegzüge von Kindern sind nur knapp über die Hälfte der Kinder als fester Stamm geblieben. Aber trotz dieser stetigen Gruppenveränderung blieb die Klassengemeinschaft stets erhalten bzw. bildete sich schnell neu. Zum anderen wandelte sich die Gruppe durch die persönliche Veränderung mancher Kinder, was sich am Schuljahresbeginn durch eine starke Unruhe und Unkonzentriertheit äußerte. Dies hat sich mittlerweile wieder beruhigt, aber es ist nach wie vor eine Veränderung spürbar. Eine mögliche Erklärung hierfür könnte sein, daß viele Mädchen in ihrer Entwick-

lung in eine vorpubertäre Phase eingetreten sind und sich deshalb zunehmend albern und aufsässig verhalten. Die Jungen kommen öfter als früher zerstritten aus der Pause und steigern sich manchmal in Konflikte hinein. Das bisher ziemlich harmonische Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen unterliegt nun größeren Spannungen. Die Jungen bzw. die Mädchen befürchten öfter, im Bezug auf das andere Geschlecht benachteiligt zu werden. Zusätzlich ist ein langsamer Ablösungsprozeß von der Grundschule spürbar. Die Schüler/innen treffen mit ihren Eltern Überlegungen betreffend der Weiterführung nach der Grundschule. Einige Kinder beginnen bereits, sich auf die Zukunft bezogen zu orientieren, was sich möglicherweise in ihrer inneren Unausgeglichenheit äußert.

Maciej, ein polnischer Junge, kam zur Einschulung nach Deutschland. Die Peter-Petersen-Schule besucht er seit dem 3. Schuljahr. Maciej ist ein sehr ausgeglichenes, zufriedenheit- und harmonieausstrahlendes Kind. Dies ist ein Grund für seine Beliebtheit bei seinen Mitschülerinnen und Mitschülern. Er meldet sich sehr selten im Unterricht und äußert sich meist erst nach Aufforderung durch die Lehrerin. Maciej zeigt große Defizite im mündlichen sowie kognitiven Bereich. Er verfügt nur über einen begrenzten Wortschatz im Deutschen und kann Sinneszusammenhänge in Texten nur mit Mühe erfassen. Der richtig entwickelte Sprachfluß fehlt ihm auch im Schriftsprachlichen, denn eigene kleine Texte schreibt er nur in Wort- und Satzfragmenten.

Sandy, ein deutsch/spanisches Kind, hat Probleme, einen einfachen deutschen Satz grammatikalisch richtig zu formulieren. Sie spricht in einer kleinkindhaften Sprache und hört nicht differenziert die Lautfolgen in Wörtern. Dieses Problem taucht ebenfalls beim Schreiben auf und wird durch die vorhandene Lese- und Rechtschreibschwäche noch erschwert. Öfters verhält sich Sandy übertrieben albern, um ihre Unsicherheit

und Überforderung zu überspielen. Trotzdem ist sie meist am Unterrichtsgeschehen beteiligt und versucht, ihren Möglichkeiten entsprechend, mitzuarbeiten. Durch ihre ältere Schwester ist sie besonders weit entwickelt im Bezug auf Jungen.

Veronica, ein italienisches Mädchen, wurde in diese Klasse eingeschult. Nach anderthalb Jahren ging sie ohne ihre Familie zurück nach Italien. Nun ist sie seit Anfang der 4. Klasse wieder in Deutschland und in ihre ehemalige Klasse zurückgekehrt. Veronica hat aber in der Zwischenzeit die deutsche Sprache verlernt. Nach und nach kommt das verschüttete Deutsch wieder an die Oberfläche zurück. Sie spricht nun zunehmend in Sätzen und zeigt ein höheres Kommunikations- und Mitteilungsbedürfnis. Im Schriftsprachlichen hat Veronica große Lücken aufzuholen, wofür sie noch einige Zeit benötigen wird.¹⁴

3.2 Das Buch „Ben liebt Anna“

Peter Härtling wurde 1933 in Chemnitz geboren. Er lebt heute als freier Schriftsteller in Walldorf/Hessen. Peter Härtling, ursprünglich ein Autor für Erwachsenenliteratur, der Gedichte, Erzählungen und Romane veröffentlichte, schreibt seit 1970 auch für Kinder.¹⁵ Er wurde dazu angeregt durch seine eigenen Kinder und durch seine Unzufriedenheit über die Darstellung der Wirklichkeit in der damaligen Kinder- und Jugendliteratur. Er gehört seitdem zu den bedeutendsten und renommiertesten Autoren in diesem Bereich. Härtling meldete sich Ende der 60er Jahre als einer der ersten zu Wort, der eine „neue“ Kinderliteratur forderte.

Damit meinte er „eine Literatur, die Kinder ernst nehmen und ihre tatsächliche Lebenswelt abbilden sollte. Er sprach sich gegen Bücher aus, die eine stets unbeschwerte, von Sorgen und Nöten der Erwachsenenwelt unberührte kindliche Welt darstellten.

Das begriff er als eben nicht kindgemäß."¹⁶ Die Figuren in Härtlings Büchern müssen sich mit Problemen auseinandersetzen, die ebenso zur Wirklichkeit der Kinder gehören, die man ihnen bis dahin zwar in der Realität, aber nicht in ihrer Literatur zugemutet hat. Seine Leser/innen schont Peter Härtling nicht, bietet ihnen aber Modelle der Realitätsbewältigung an und erweitert ihr Spektrum an sozialen Erfahrungsmöglichkeiten.¹⁷ Fast immer steht den Kindern ein Erwachsener zur Seite, der ihnen hilft und sie versteht. Der Kinderroman „Ben liebt Anna“ gilt als eines der ersten Bücher, welches das Sujet Liebe zwischen Kindern so ausführlich gestaltet. Das Thema „Liebe“ wurde in der damaligen Kinderliteratur weitgehend tabuisiert.¹⁸

Peter Härtling erzählt in seinem 1979 erschienenen Kinderroman die Liebesgeschichte zwischen dem fast zehnjährigen Ben und dem polnischen Aussiedlermädchen Anna. In 14 Kapiteln wird die Entwicklung der Liebe zwischen Ben und Anna beschrieben und ein kurzer Zeitraum im Leben der beiden Kinder erzählt.¹⁹

Anna kommt zu Beginn des 4. Schuljahres in Bens Klasse und wird zunächst von ihren Mitschülerinnen und Mitschülern abgelehnt und ausgegrenzt, bedingt durch ihre Andersartigkeit und ihr fremdes Aussehen. Für Anna ist nicht nur die Schule neu, sondern auch Deutschland. Zwischen den beiden Kindern kommt es nach der Ablehnung, die die Schulkinder und Ben anfangs gegenüber Anna empfinden, zu einer behutsamen Annäherung. Es entwickelt sich eine schöne, intensive, aber auch schwierige Freundschaft und Liebe. Die Geschichte erzählt von Bens Erkenntnis, daß er sich in Anna verliebt hat, von einem vertrauten Zusammensein in Annas geheimen Versteck und von dem Höhepunkt der Geschichte, dem gemeinsamen Bad im See und der damit verbundenen Nähe, von den

Ablösungstendenzen Annas, Bens Liebeskummer und von Annas Weggang. Ben erfährt, daß Verliebtsein nicht nur schön, sondern auch schwierig sein kann. Er erlebt die Angst vor dem Gelächter der Klasse, die Eifersucht auf seinen Freund Bernhard. Ben schafft es nicht, seine Gefühle offen zu zeigen, aus Angst davor, sich lächerlich zu machen. Seine Angst ist verständlich, denn Annas Verhalten ihm gegenüber ist oft sehr widersprüchlich und schwer nachvollziehbar. Beim Fußballspiel lacht sie ihn vor allen anderen aus, dann wieder umarmt sie ihn spontan vor allen Kindern auf dem Schulhof. Ben fällt es schwer, mit seinen neuen oft verwirrenden Gefühlen umzugehen, sie zu akzeptieren und vor anderen dazu zu stehen. Das Ende bleibt offen. Anna und Ben gehen erneut aufeinander zu und verabschieden sich zugleich voneinander. Anna zieht in eine andere Stadt. Beide Kinder sind darüber sehr traurig. Ben nimmt sich vor, Anna gleich einen Brief zu schreiben und hofft, daß sie ihn eines Tages besuchen wird.

Beide thematischen Schwerpunkte des Buches -die Liebesanbahnung zwischen Ben und Anna und die Eingliederung Annas in die Klasse- verlaufen zeitgleich. Die Handlung verläuft chronologisch mit Ausnahme des ersten Kapitels, welches vorgezogen wurde und vom zeitlichen Ablauf her ans Ende des 2. oder 3. Kapitels gehören würde. Auffallend ist die Häufigkeit der verwendeten „wörtlichen Rede“, die grammatikalisch unkorrekt, nämlich ohne Anführungszeichen, vorkommt. Das Buch ist mit seinen überschaubaren und kurzen Kapiteln (maximal sechs Seiten) sehr kindgerecht aufgebaut und optisch durch die großen Schrifttypen gut erfaßbar. Die Sätze sind meist relativ kurz. Zu fast jedem Kapitel gibt es eine ganzseitige, in gedämpften Grau- und Rottönen gestaltete Illustration (von Sophie Brandes). Durch diese Bilder, die meist einen Bezug zur Kapitelüberschrift bilden, werden bestimmte sinn- und handlungsrelevante Textstellen

vergegenwärtigt und verdichtet. Die Kapitelüberschriften machen eine kurze und prägnante Aussage zum Inhalt des jeweiligen Kapitels. Im 1. Kapitel erzählt der Autor im Präsens, dies verdeutlicht die Unmittelbarkeit des Geschehens. Vom 2. Kapitel an wird im Präteritum erzählt. Härtling verwendet eine präzise und einfache, aber nicht vereinfachende Sprache, die die Realität benennt und nahe an der gesprochenen Alltagssprache ist und so Vertrauen und Nähe schafft. Dabei finden umgangssprachliche Wendungen sowie Schimpfwörter ihre Berechtigung. Die wörtliche Rede beherrscht das Buch, bewirkt eine größere Eindringlichkeit des Erzählens und schafft eine Unmittelbarkeit des Mitfühlens.

Die personale Erzählperspektive stellt Bens Gefühle und Gedanken dar. Die Erzählung wird allein aus Bens Perspektive geschildert, und die Leserin und der Leser erfahren nur das, was sich in Bens unmittelbarer Umgebung abspielt. Somit bleibt das, was Ben nicht versteht, auch für die Leserin und den Leser meist nicht begreifbar und muß von ihm mit eigenen Deutungen erklärt oder offengelassen werden. Dies gilt besonders für Annas widersprüchliches Verhalten, das Ben oft nicht versteht und von ihm als Kränkung und Zurückweisung erlebt wird. Das Hauptaugenmerk des Buches liegt auf Bens inneren Vorgängen und auf seinen Gedanken und Gefühlen. Die personale Erzählhaltung kennzeichnet ihn als die Hauptfigur des Buches, ausgestattet mit einem reichen Innenleben. Das Buch wird von der Technik der erlebten bzw. wörtlichen Rede beherrscht. Dies ist bedeutsam für kindliche Leser/innen, da die Schilderung innerer und äußerer Vorgänge auf sprachlicher Ebene übereinstimmt. Härtling verzichtet in seinem Kinderroman auf Geschlossenheit und Kontinuität des Erzählten. Dies wird deutlich „... vor allem am unvermittelten Einstieg in die Geschichte und dem abrupten, fast brutal wirkenden Ende.“²⁰ Der Aufbau

der einzelnen Kapitel aufeinander erfolgt nur im groben Kontext. Die Leserin und der Leser müssen sich immer wieder neu das, was sich zwischen den Kapitel ereignet hat bzw. das Fortschreiten der Zeit, erschließen. Härtling entscheidet sich bewußt für kein „Happy-End“ der Geschichte. Er möchte die Phantasie der Leser/innen anregen und sie dazu bringen, die Geschichte weiterzudenken und zu schreiben. Zum anderen will der Autor nicht im Sinne der antiautoritären Literatur der frühen 70er Jahre einen ungläubwürdigen Lösungsoptimismus finden.²¹

Die eindimensionale Figurengestaltung nach Art eines Schwarz-Weiß-Schemas, wie im traditionellen Kinderroman, ist nicht verfolgt worden. Entsprechend der Komplexität der Wirklichkeit, besitzen die Figuren positive und negative Seiten, die aber nicht bewertet oder verurteilt werden. Der Protagonist „Ben“ wird vom Autor als ein schwieriger Charakter mit einem reichen Innenleben gezeichnet. Die Gedanken und Gefühle Bens bezüglich einer Situation, die sein Selbstwertgefühl und sein Leben aus dem Gleichgewicht bringt, stehen im Mittelpunkt des Romans. Ben erlebt Momente des Selbstzweifels, Aufgewühltseins sowie der Ich-Gespaltenheit. Er verhält sich widersprüchlich zu dem, was er sagt. In dem Jungen selbst finden sich die Gründe für seine Probleme. „Sie sind zurückzuführen auf die Disharmonie in seinem Inneren, auf das Konfrontiertwerden mit widersprüchlichen Gefühlen, die er wahrnimmt, aber nicht einordnen kann.“²² Er verschafft sich zunächst nur mit Gewalt oder Schreien Luft gegen die ihn verwirrenden Gefühle: Ben kann nicht mehr normal reagieren, sondern handelt mit übersteigerten Emotionen und setzt sich so dem Spott der anderen aus (z.B. das Fußballspiel und sein Versagen). Auch gleichgeschlechtliche Beziehungen sind nicht mehr leicht und unkompliziert, sondern geprägt von Neid und Eifersuchtsgefühlen (Freundschaft mit Bernhard). Bens Schwierigkeiten

hängen nur zu einem Teil mit Anna zusammen. Ben trägt viele als weiblich geltende Eigenschaften in sich. Seine Schüchternheit, emotionale Ergriffenheit, Unsicherheit, Sehnsucht, Wunsch nach Nähe und Geborgenheit. Somit entspricht Ben nicht dem gängigen Bild eines „richtigen Jungen“. Gleichzeitig verspürt er aber den Zwang, eine männliche Rolle zu spielen und wehrt sich aus diesem Grunde lange gegen seine Gefühle. Er schämt sich seiner Gefühle sogar vor sich selbst und will sie vor den Eltern und seiner Klasse verheimlichen. Ben entspricht also nicht dem traditionellen Jungentyp und hat es deshalb schwer, in seiner Klasse akzeptiert zu werden. Trotz einer Vielzahl an weiblich geltenden Charaktereigenschaften hat Ben auch typisch männliche Anteile bzw. Verhaltensweisen verinnerlicht. Diese treten vor allem in Situationen zutage, in denen Ben spontan und ohne zu überlegen handelt. Zum Beispiel hält Ben Anna bei der Badeszene auf den Armen und drückt sie an sich. Sie wehrt sich dagegen, weil sie dies wohl als eine zu besitzergreifende und zu enge Berührung empfindet. Bens Verhaltensmuster ist hier typisch männlich und symbolisiert Macht, im Gegensatz zu den sich bei ihm sonst äußernden geschlechtsspezifischen Uneindeutigkeiten.

Anna geht mit einer spontanen, offenen und direkten Art auf Ben zu. Diese Art ist einmal Ausdruck für ihre gefestigte Persönlichkeit (besonders im Hinblick auf ihre Geschlechtsidentität), zum anderen Ausdruck für die geringere Ergriffenheit, die nicht die Angst beinhaltet, sich in etwas zu verlieren. Meistens ist es Anna, die die Initiative ergreift, und von ihr gehen körperliche Berührungen aus. Sie tut es mit einer Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit. Zum Beispiel nimmt sie Ben bei der Hand und stellt ihn kurz darauf ihren Eltern vor. Anna zeigt hier und an anderen Textstellen nicht das erwartete traditionelle Mädchenverhalten, sie ist selbstsicher und mutig. Ben und Anna erleben ihre

Freundschaft aufgrund ihrer unterschiedlichen Charaktere sehr verschieden. Anna ist nur am Anfang schwach und unsicher. Im Verlauf der Geschichte entwickelt sie sich zu einer Persönlichkeit, die ihre Identität als Mädchen annehmen kann und im Reinen mit sich selbst lebt. „Die Vermutung liegt nahe, daß Jungen und Mädchen, die vergleichsweise unbefangenen miteinander umgehen können, sich in ihrer Geschlechtsrolle sicherer fühlen als die anderen. Die Begegnung mit dem anderen Geschlecht bedroht sie weniger.“²³ Die Freundschaft bedeutet für sie keine Bedrohung. Im vorletzten Kapitel hat sich die Anfangssituation umgekehrt. Anna ist zu einem Teil der Klasse geworden, während Ben sich durch das Gespött über seine Liebe zu Anna als Außenseiter fühlt.²⁴

Das Buch „Ben liebt Anna“, das 1979 erschienen ist, thematisiert entsprechend der Intention der frühen 70er Jahre eine soziale Problematik -die Situation von Aussiedlerfamilien. Arbeitslosigkeit- und übt indirekt Kritik an Ausgrenzung und Vorurteilen. Das Buch will nicht nur die kindliche Lebenswelt sozial erkunden, sondern auch aufklären. Dennoch sind in „Ben liebt Anna“ Elemente aus dem traditionellen Kinderroman zu finden, wodurch der Text ein Stück Einfachheit enthält. Es läßt sich eine erzieherische Funktion klar erkennen, die der Roman erfüllen will und die von der Figur des Lehrers, wie es oft bei Härtling zu finden ist, übernommen wird. Die Aufgabe, die der Erzähler im traditionellen Kinderroman innehat, wird durch den Klassenlehrer Seibmann übernommen. Er weist auf die Sinnlosigkeit von Vorurteilen und auf fehlerhaftes Verhalten der Akteure hin. Im Namen Annas wirbt der Lehrer für Verständnis und Toleranz.²⁵ Peter Härtling hat sich nie gescheut zuzugeben, „ ... daß er von Kinderliteratur spezifische und durch andere Medien nicht ersetzbare (soziale) Lerneffekte erwartet und mit seinen Büchern ganz bestimmte Intentionen verfolgt.“²⁶

Eine ganze Breite von aktuellen sozialen Problemen deckt Peter Härtling mittlerweile mit seinen Kinderbüchern ab und greift z.B. die Themen: Alter, Tod, Arbeitslosigkeit, Behinderung, kindliches Aussteigen und Liebe auf. Der Autor greift gesellschaftspolitische Themen wie Ausgrenzung aus der Gesellschaft und andere soziale Themen auf, die in den 70er Jahren aktuell waren und es heute noch sind. Damit wurden seine Kinderbücher zu Klassikern und „Dauerbrennern“. Peter Härtlings Bücher haben auch ihren Weg in die Schule gefunden und werden gerne und oft von Lehrerinnen und Lehrern verwendet, um über Probleme der heutigen Zeit mit den Schülerinnen und Schülern zu sprechen und diese zu verarbeiten. So verwundert es nicht, daß der Roman „Ben liebt Anna“ in einem Band zur „Veränderten Kindheit in der aktuellen Kinderliteratur“ auftaucht.²⁷

„Als Klassiker der Kinderliteratur ... werden solche Werke ausgewählt, „die auf ideale Weise dem gesellschaftlichem Kindheitsverständnis Ausdruck und Gestaltung geben“ (Ewers 1984, S. 47).“²⁸

3.3 Didaktische Überlegungen zur Einheit

Begründung der Buchauswahl im Bezug auf meine Klasse

Nach langen Überlegungen und Suchern nach einem geeigneten Buch, fiel meine Wahl auf das Buch „Ben liebt Anna“. Ben und Anna sind im gleichen Alter wie die Schüler/innen, was eine gute Voraussetzung für eine Identifikation bietet. Zudem scheint das Buch besonders geeignet als Klassenlektüre für die Altersstufe der 10-12 jährigen, also im 4. bis 6. Schuljahr, denn aus dieser Altersgruppe kam die stärkste Resonanz auf das Buch.²⁹ Weiterhin erhielt ich einen Hinweis für die Buchauswahl durch das sachkundliche Thema im 3. Schuljahr: Der Mensch-Geschlechterziehung in der Grünäschule.³⁰ Die

Schüler/innen zeigten durch ihre Äußerungen großes Interesse und Aufgeschlossenheit gegenüber dieser Thematik. Dies war für mich eine Bestätigung für die Aktualität des Themas „Liebe und Verliebtsein“ in dieser Klasse. Ebenso beobachtete ich eine zunehmende Befangenheit bei den Kindern bezüglich dieses Themas. Dies äußerte sich in Anspielungen und Zweideutigkeiten, auf die die anderen Kinder mit albernen oder lauten Gelächter reagierten.

Seit Anfang dieses Schuljahres wirken viele Mädchen reifer und haben sich Richtung Pubertät entwickelt. Manche Mädchen sind bereits in einer vorpubertären Phase und befassen sich zunehmend mit den Themen Liebe und Sexualität, z. B. lesen sie die Zeitschrift „Bravo“. Ich habe den Eindruck, daß diese Mädchen eine Verunsicherung bezüglich ihrer Geschlechterrolle verspüren. Sie wissen nicht genau, wo sie sich befinden und wo sie sich selbst einordnen sollen, denn die in Bravoheften beschriebene körperliche Liebe ist nicht dem Alter der Mädchen angemessen. Vielleicht kann das Lesen dieses Buches jenen Mädchen eine Orientierungshilfe für die Definition von Liebe in ihrem Alter bieten, bzw. den Begriff Liebe ihrem Altersniveau anpassen. Im Buch bleibt die körperliche Entwicklung in bezug auf die Geschlechtlichkeit Bens und Annas ausgespart und wird nicht mit der Liebe in Verbindung gebracht. Dies stimmt mit dem Alter von Ben und Anna überein, denn er liebt Anna als Kind und nicht als zukünftiger Erwachsener. Härtling verdeutlicht damit, daß in Kindern auch schon alle tiefen Empfindungen, die zur Liebe gehören, entfaltet sind, bis auf den Wunsch nach körperlicher Vereinigung.³¹

Die Thematik „Anna befindet sich in einer Außenseiterrolle“ könnte für manche Kinder in dieser Klasse von Bedeutung werden. Es gibt einen festen Stamm von Kindern und einige Außenseiter/innen, die es aufgrund ihres Auftretens schwer haben, von den anderen akzeptiert zu werden und sich in die Klasse zu integrieren. Die Problematik des Hinzukommens in eine

feste Gruppe ist, wie schon vorher beschrieben, fast der Hälfte der Kinder bekannt. Für diese sowie die anderen Schüler/innen könnte das Buch eine Chance bieten, über das eigene Verhalten nachzudenken.

Für einen polnischen Jungen³² könnte das Buch eine Aufforderung an ihn sein, mehr aus sich herauszugehen, über sich und sein Heimatland zu erzählen und somit eine Selbstbewußtseinsstärkung zu erfahren.

Ein Mädchen in dieser Klasse hat, möglicherweise durch Geschehnisse im Elternhaus bedingt, große Probleme beim Gespräch über Themen wie Liebe, Gefühle und mein Körper (Thema im 3. Schuljahr). Sie wird dann übertrieben albern und versucht auf diese Weise ihre Unsicherheit und übersteigertes Schamgefühl zu überspielen. Vielleicht könnte die Lektüre dieses Buches dem Mädchen dabei helfen, einen natürlicheren Zugang zu diesen Themen zu gewinnen.

In dieser Klasse sind zweimal soviel Mädchen wie Jungen, was bei dem Gruppenprozeß natürlich eine Rolle spielt. Bezeichnend für diese Klasse ist ein gut ausgeprägtes Sozialverhalten zwischen Jungen und Mädchen, die sich die Tische teilen und im Stuhlkreis nebeneinander sitzen. Der Umgang zwischen den beiden Geschlechtern ist insgesamt sehr natürlich. Es ist selbstverständlich, daß ein Junge einem Mädchen oder umgekehrt als Helfer/in oder auch tröstend zur Seite steht, oder manche Jungen und Mädchen zusammen in der Pause spielen. Die Klassenlehrerin schuf von Anfang an eine Atmosphäre, in der auch Jungen sich mit ihren Gefühlen verstanden fühlten und diese auch offen zeigen konnten, ohne Negativreaktionen von der Lehrerin oder den Mitschülerinnen und Mitschülern zu erfahren. Bei den Jungen kann man beobachten, daß sie sich untereinander z.B. im Arm halten und knuddeln. Seit einigen Monaten mache ich jedoch die Beobachtung, daß die Jungen im Sitzkreis gerne alle nebeneinander

sitzen, also stärker als früher einen Gruppenzusammenhalt suchen, vielleicht bedingt durch die Überzahl an Mädchen. (Siehe Klassenbeschreibung in 3.1) Die zunehmenden Spannungen und Differenzen zwischen den Jungen und Mädchen in dieser Klasse können auch darauf hinweisen, daß die Schüler/innen damit beginnen, sich bewußt mit ihrer eigenen Geschlechtsrolle auseinanderzusetzen.

Jungen und Mädchen-Beschreibung

Zwei Jungen dieser Klasse wirken emotional sehr zurückhaltend und öffnen sich nur selten, sie zeigen wenig gefühlsmäßige Äußerungen. Ein türkischer und ein kroatischer Junge neigen manchmal zu „Macho-Allüren“, vermutlich bedingt durch einen anderen Kulturkreis und eine andere Erziehungsweise, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich vor den anderen zu produzieren. Dennoch zeigen sie mehr oder weniger offen ihre Emotionen. Zwei andere Jungen sind emotional aufgeschlossen und zeigen ihre Bedürfnisse und Gefühle.

Die Mädchen dieser Klasse kann man in zwei Gruppen aufteilen. Die eine entspricht mehr dem traditionellen Mädchentyp, der eher zurückhaltend, ordentlich, angepaßt, hilfsbereit, albern und brav ist. Die andere Mädchengruppe zeigt mehr Charakterzüge, die früher als jugenhaft abgestempelt wurden. Sie ist eher frech, selbstbewußt, unordentlich, auch faul und fordert Gerechtigkeit ein. Natürlich sollen diese Mädchenbeschreibungen nur eine Leitlinie sein, sie entsprechen in keinsten Weise einem Schubladendenken oder Stigmatisieren von Eigenschaften. Besonders ein Mädchen zeigt ein ausgesprochen gutes Sozialverhalten und Einfühlungsvermögen, hat gleichzeitig aber auch ein sehr selbstbewußtes Auftreten und läßt sich von niemandem etwas gefallen. Abschließend möchte ich zu dieser Klassenbeschreibung zusammenfassend bemerken, daß sich, meinem Eindruck nach, die Klassenlehrerin bewußt darum

bemüht hat, von Anfang an die Jungen und Mädchen im emotionalen, kognitiven, körperlichen, sprachlichen und im sozialen Bereich soweit wie möglich gleichberechtigt zu erziehen. Mir erscheint das geschlechtsspezifische Rollenverhalten in dieser Klasse nicht ausgeprägt.

Mein Schwerpunkt in dieser Einheit liegt bewußt auf dem Hauptthema: Liebe und Verliebtsein zwischen Kindern und nicht auf den anderen Themen des Buches, wie Situation von Aussiedlern in Deutschland, Arbeitslosigkeit, Polen oder Fremdsein. Ohne diese Einschränkung, würde die vorliegende Arbeit ihre Blickrichtung auf die Reaktionen von Mädchen und Jungen beim Lesen dieses Buches verlieren und den vorgegebenen Rahmen sprengen.

Ziel meiner Unterrichtseinheit ist es, den Mädchen und Jungen zu vermitteln, daß jeder Mensch mit seinen Gefühlen. Stärken und Schwächen, die ihm eigen sind, als „ganze Persönlichkeit“ akzeptiert werden soll, unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit. Deswegen möchte ich Jungen wie Mädchen darin bestärken, ihre Gefühle mehr zuzulassen und auch zu zeigen. Im Unterrichtsgespräch möchte ich ihnen die Gelegenheit bieten, einen freieren Umgang mit den eigenen Gefühlen zu üben. Die Kinder sollen an das Thema Liebe ihrem Alter entsprechend herangeführt werden, und die damit einhergehenden Gefühle, oft mit Freude, Schmerz und Scham besetzt, kennenlernen, darüber sprechen und sie als etwas Normales, zum Leben Dazugehörendes erleben.³³ Ich wünsche mir, daß die Schüler/innen erfahren, „wie man über das Thema Liebe ohne abwehrende Albernheit und ohne peinliches Betroffensein reden kann.“³⁴ Die Kinder können sich im Schutz der literarischen Fiktion mit ihren eigenen Wünschen, Gefühlen und Unsicherheiten auseinander-setzen. Das Tabu, welches beim Gespräch über Liebe und Zärtlichkeit vielfach vorherrscht, kann möglicherweise aufgebrochen werden.

Vorwissen der Kinder

Im 3. Schuljahr hat die Klasse bereits eine Klassenlektüre „Der gute Räuber Willibald“³⁵ gelesen. Das gemeinsame Lesen in der Gruppe, verbunden mit vielfältigen Aktivitäten zu dem Buch, fand einen großen Anklang bei den Schülerinnen und Schülern. Für einige Kinder war es das erste eigene Buch. Auch von der Erfahrung, „ich habe ein ganzes Buch gelesen“, ging für manche Schüler/innen eine hohe Motivation aus. Es gibt Kinder in dieser Klasse, die ausgesprochen gerne und viel lesen, die richtige „Leseratten“ sind. Dann gibt es eine Anzahl von Schülerinnen und Schülern, die den Reiz des Lesens noch nicht entdeckt haben, deshalb wenig oder gar nicht lesen und folgernd nicht gut und schnell lesen können. Die Klasse ist sehr heterogen bezüglich des Leseflusses, der Schnelligkeit und des sinnerfassenden Lesens. Um diesen unterschiedlichen Leseleistungen gerecht zu werden, gilt es vielfältige Methoden zu finden.³⁶ Mit dem spontanen Rollenspiel haben die Schüler/innen bereits einige Erfahrungen gesammelt. Sie zeigten sich demgegenüber sehr aufgeschlossen und machten es ausgesprochen gerne. (Siehe 4.31)

Das „Unterrichtsgespräch“ soll Schwerpunkt der unterrichtlichen Realisierung sein. Die Schüler/innen sollen sich im Gespräch die Gefühle und Gedanken von Ben und Anna bewußtmachen, sich in die Figuren hineinversetzen und versuchen, deren Handlungsweisen nachzuempfinden, zu verstehen und sich damit auseinandersetzen. (Siehe 4.21) Die folgenden immer wiederkehrenden und den Leseprozeß begleitenden Materialien ziehen sich wie ein roter Faden durch die ganze Einheit:

Ein Koffer, der 14 Gegenstände beinhaltet, die jeweils zu einem Kapitel aus dem Buch zuzuordnen sind. Dies ist eine das Lesen begleitende Motivation und erzeugt durch seinen Rätselcharakter immer wieder eine Spannung.

Schilder mit den jeweiligen Überschriften zu den einzelnen Kapiteln. Zu jedem Kapitel erarbeitet die Klasse eine Inhaltsangabe, die dann von einer Schülerin oder einem Schüler in Schönschrift auf das Schild übertragen wird. Zum einen bildet die inhaltliche Zusammenfassung eines Kapitels eine sinnvolle Überleitung zum nächsten, zum anderen üben sich die Schüler/innen darin, wichtige Punkte einer Geschichte zu erkennen und zu formulieren. Das sinnerschließende Lesen findet hier seine Anwendung. Ebenfalls ist eine Motivation zum schönen Schreiben gegeben. Die Gegenstände aus dem Koffer und das dazu passende Kapitelschild werden auf einen Tisch aufgestellt und bilden ein chronologisches Wachstum parallel zur Lektüre. Sie dienen als Gedächtnisstütze am Ende des Buches, um noch einmal den Inhalt der einzelnen Kapitel bzw. den Ablauf der Handlung zu rekapitulieren und in Erinnerung zu rufen.

Das „Ben liebt Anna“-Heft entspricht einem Lektüretagebuch. Alle Hausaufgaben sowie weitere freiwillige Eintragungen (Texte, Bilder) während der Einheit kommen in dieses Heft. So hat jedes Kind am Ende der Einheit ein Heft in den Händen mit eigenen Produktionen und Gedanken zu dem Buch.³⁷

Die Arbeitsblätter aus der Literaturkartei³⁸ regen immer wieder dazu an, über das Gelesene in vielfältigen Formen nachzudenken, es aufzugreifen und die eigene Meinung dazu zu äußern.

3.4 Methodische Überlegungen zur Einheit

Mit den Schülerinnen und Schülern möchte ich zu Beginn der Einheit vereinbaren, daß die Bücher bis zum Ende der Lektüre in der Schule bleiben werden. Mir erscheint dies ausgesprochen wichtig, da es sich um eine Klassenlektüre handelt und sonst eine gemeinsame kapitelweise Erarbeitung nicht mehr möglich wäre. Die Einheit umfaßt 23 Stunden. Bei den Vorbereitungen zur

Einheit verwendete ich unter anderem Ideen aus verschiedenen Unterrichtsvorbereitungen zu diesem Buch.³⁹ Die Unterrichtseinheit ist methodisch so geplant, daß das Buch kapitelweise im Unterricht gelesen wird. Das Lesen soll laut und leise erfolgen. Eine wichtige Überlegung für mich ist es, Möglichkeiten zu finden, um zwischen den schnellen und langsamen Leserinnen und Lesern zu differenzieren. Als eine gute Methode erscheint mir das Schreiben von Inhaltsschildern. Die schnelleren Leser/innen notieren sich Stichworte zu dem Kapitel auf ein Blatt, welches später beim Schreiben der Schilder verwendet wird. Außerdem betrachte ich es als sinnvoll, daß nicht jede Schülerin oder jeder Schüler jedes Kapitel bis zum Ende lesen muß, damit kein Leistungsdruck bei den schwächeren Leser/innen entsteht, und die Lesemotivation verloren geht. An das Lesen schließt sich eine kurze Nacherzählphase an, die langsameren Leser/innen werden so auf den gleichen Lesestand gebracht, und es können Verständnisfragen gestellt werden. Dann folgt ein Unterrichtsgespräch zu wichtigen Textstellen, zu dem Inhalt, dem Handeln und Befinden der einzelnen Buchfiguren.

Die Kinder sollen hier die Möglichkeit erhalten, sich frei und spontan zu dem Gelesenen zu äußern und im Schutz der Buchfiguren auch über ihre eigenen Gefühle und Gedanken zu sprechen. Neben der Lektüre und dem Unterrichtsgespräch soll auch das spontane Rollenspiel einen Platz finden. Schlüsselszenen oder Situationen aus dem Buch sollen von den Schülerinnen und Schülern im Rollenspiel dargestellt werden. (Vgl. 4.31)

Für die gemeinsamen Lese- und Gesprächsrunden werden wir die Sitzform des Stuhlkreises wählen. Diese Sozialform ist den Schülerinnen und Schülern gut bekannt und schafft eine gemeinsame Mitte. Zudem ist es für das gemeinsame Lesen und darübersprechen von Bedeutung, eine gemütliche vertrauensvolle Nähe und Atmosphäre zu schaffen. Die Kreisform vermittelt auch

ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft. Neben dem Sitzkreis werden die Schüler/innen an Tischgruppen sitzen, wenn Aufgaben an der Tafel oder am OVH-Projektor erarbeitet werden. Im Unterrichtsgespräch sollen vor allem die inneren Beweggründe von Ben und Anna zur Sprache kommen. Ich betrachte es als ganz wichtig, daß im Gespräch die Gefühle und Erfahrungen der Buchfiguren herausgearbeitet und nachempfunden werden, ohne aber das Buch zu zerreden. Meine Fragen an die Schüler/innen verstehe ich als Impulsfragen und nicht als Lehrerfragen, auf die ich eine bestimmte Antwort erwarte. Meine Position möchte ich so weit wie möglich neutral halten, und alle Aussagen und Meinungen der Schüler/innen akzeptieren. Ebenso möchte ich es vermeiden, persönliche Fragen an die Kinder zu stellen. Stattdessen sollen sie frei wählen können, ob sie auf der fiktiven Ebene bleiben oder persönlich Stellung beziehen.

Für die Lektüre des Kinderromans habe ich die folgenden Aufgabenstellungen und Aktivitäten eingeplant:⁴⁰

- Clustering zu dem Wortfeld und der Wortfamilie „Liebe“
- lautes Lesen-stilles Lesen
- Charakterisierung der Figuren
- Bewußtmachung und Gespräche über die Gefühle und Gedanken von Ben und Anna
- Schulhofszene/Badeszene mit Denkblasen versehen. Was denken Anna/ Ben bzw. die anderen in diesem Moment?
- an einer besonders wichtigen und spannenden Buchstelle den Handlungsfortgang antizipieren
- ausgehend von der Kapitelüberschrift Vermutungen zu dem Inhalt äußern - Schreiben eines Antwortbriefes an Ben, anstelle von Anna
- zwei Buchbilder vergleichen und bezüglich der Wohnsituation von Ben und Anna interpretieren

- Schlüsselszenen im spontanem Rollenspiel vor der Videokamera nachspielen
- Schlüsselwörter interpretieren
- Kapitel aus verschiedenen Perspektiven nacherzählen
- ausgehend von Schlüsselszenen Unterrichtsgespräche über das Verhalten von einzelnen Buchfiguren führen
- Bilder zum Text malen
- eine Fortsetzung des Buches schreiben

3.5 Darstellung der Einheit

Die Unterrichtseinheit erstreckt sich über einen Zeitraum von ca. sechs Wochen.

1. Stunde: Kapitel 1: Ben stellt eine Frage

Die Schüler/innen sollen auf das Buch neugierig werden, die Hauptperson Ben kennenlernen und charakterisieren und zum Buchthema anhand Bens Frage: „Du, Holger, sag mal, wie is'n das, wenn man verknallt ist`? hingeführt werden.“⁴¹

2. Stunde: Kapitel 1: Ben stellt eine Frage

Die Schüler/innen sollen das 1. Kapitel zuerst in Stichwörtern dann in Sätzen zusammenfassen und Wörter zu dem Wortfeld und zu der Wortfamilie „Liebe“ sammeln.

3. Stunde: Kapitel 2: Anna

Die Schüler/innen sollen Anna kennenlernen und sich in sie und ihre Situation als „Neue“ einfühlen und sich über Bens Verhalten -er wirft einen Tennisball in Annas Gesicht- Gedanken machen.

4. Stunde: Kapitel 2: Anna

Die Schüler/innen sollen im spontanen Rollenspiel eine selbstgewählte Szene aus diesem Kapitel spielen und sich so in die einzelnen Figuren hineinversetzen.

5. Stunde: Kapitel 3: Warum Bernhard mit dem Hintern heult

Die Schüler/innen sollen im Unterrichtsgespräch herausfinden, warum Ben Bernhard den Streich spielt,

sich über das Gefühl „Eifersucht“ austauschen und die Aufkleber-Szene nachspielen.

6. Stunde: Kapitel 4: Holger petzt

Die Schüler/innen sollen Vermutungen dazu anstellen, wie Bens Eltern auf die Neuigkeit „Ben hat eine Freundin. Das hat er mir selber erzählt.“⁴² aus dem Mund von Holger reagieren werden.

7. Stunde: Kapitel 5: Wo Anna wohnt

Die Schüler/innen sollen aufzeigen, wie sich das Verhältnis zwischen Ben und Anna verändert hat, nämlich an welchen Textstellen deutlich wird, daß Anna Ben auch mag.

8. Stunde: Kapitel 5: Wo Anna wohnt

Die Schüler/innen sollen anhand von zwei Bildern aus dem Buch (S.24 und 30) Vergleiche anstellen, wie Ben bzw. Anna wohnt.

9. Stunde: Kapitel 6: Ben schreibt an Anna

Die Schüler/innen sollen auf den Brief von Ben reagieren und als „Anna“ eine Antwort schreiben.

10. Stunde: Kapitel 7: Bernhard ersetzt Anna

Die Schüler/innen sollen Vermutungen zur Kapitelüberschrift äußern und über die Bedeutung von „eine Freundschaft auffrischen“ und das Wort „Mädchenmädchen“ äußern. (Diskussion über Mädchenrollen-Jungenrollen)

11. Stunde: Kapitel 8: Anna antwortet

Die Schüler/innen sollen „ihre“ Briefe an Anna mit dem Brief von Anna aus dem Buch vergleichen.

12. Stunde: Kapitel 8: Anna antwortet

Die Schüler/innen sollen sich mit Hilfe des Bildes von S. 45 in Ben und Anna einfühlen, indem sie die Gedanken der beiden, sowie der anderen Kinder auf dem Schulhof verbalisieren und aufschreiben.

13. Stunde: Kapitel 8: Anna antwortet

Die Schüler/innen sollen die Situation „Ben und Anna verabreden sich“ aus dem Buch aufgreifen und im Rollenspiel vor der Videokamera spielen.⁴³

14. Stunde: Kapitel 9: Ben macht sich schön

Die Schüler/innen sollen die Bedeutung typischer Verhaltensweisen erkennen und sich dazu äußern: Das „Sich-schön-machen“ von Ben oder „Das Lästern von Holger“.

15. Stunde: Kapitel 10: Kuttelflecke und Annas Überraschung Die Schüler/innen sollen das Kapitel aus verschiedenen Perspektiven nacherzählen. (Anna erzählt ihrer Schwester, Ben erzählt seiner Meersau Trudi)

16. Stunde: Kapitel 10: Kuttelflecke und Annas Überraschung,

Die Schüler/Innen sollen sich im Unterrichtsgespräch darüber Gedanken machen, was am „kuscheln“ schön ist, und im Rollenspiel die Szene, in der sich Ben und Anna über ihre Briefe unterhalten, vor der Kamera spielen.⁴⁴

17. Stunde: Kapitel 11: Zwei Besucher

Die Schüler/innen sollen gemeinsam die Figur „Onkel Gerhard“ in Form eines Steckbriefes genau beschreiben und dann weitere Personenbeschreibungen selbständig machen.

18. Stunde: Kapitel 12: Anna und Ben tauchen

Die Schüler/innen sollen sich nach dem Hören des Kapitels spontan dazu äußern und zu dem Satz von Ben „Es soll gar nicht mehr aufhören.“⁴⁵ Stellung beziehen.

19. Stunde: Kapitel 13: Die zweite Zeile

Die Schüler/innen sollen Vermutungen darüber äußern, wie der Lehrer reagieren wird, und die Bedeutung des Satzes „Zur Liebe gehören nämlich zwei“⁴⁶ herausarbeiten.

20. Stunde: Kapitel 1-13

Die Schüler/innen sollen sich an jeweils eine Szene aus dem Buch erinnern, die sie gerne spielen möchten, und diese dann in Gruppen ihrer Wahl vor der Videokamera spielen.⁴⁷

21. Stunde: Kapitel 14: Ben wird krank und Anna geht

Die Schüler/innen sollen anhand der Überschrift über das Ende der Geschichte spekulieren und nach der

Lektüre über die Absicht eines „offenen“ Endes sprechen.

22. Stunde: Ben wird krank und Anna geht

Die Schüler/innen sollen Vorschläge äußern, wie die Geschichte weitergehen könnte und dies als Schreibanlaß für ihre eigene Fortsetzungsgeschichte benutzen.

23. Stunde: Fragebogen zum Buch und zur Einheit

Die Schüler/innen sollen einen Fragebogen zum Buch beantworten.⁴⁸

4 Dokumentation ausgewählter Stunden aus der Einheit

4.1 Begründung für die Auswahl der 12. und 13. Stunde

Ich wählte diese zwei Stunden aus, weil sie beide auf das gleiche Kapitel des Kinderromans bezogen unterschiedliche Bearbeitungsmethoden darstellen. Einmal wird ein Unterrichtsgespräch zu diesem Kapitel geführt, dann wird eine sprachliche Auseinandersetzung der Schüler/innen mit der Illustration dargestellt. Zum anderen wird der Text ins Rollenspiel umgewandelt, hier findet die körperliche Auseinandersetzung (durch Gestik, Mimik, Sprache) der Kinder mit diesem Text ihren Ausdruck. In bezug auf die Thematik dieser Arbeit ist das ausgewählte Kapitel dadurch spannend, daß es zwischen Ben und Anna zu einer körperlichen Annäherung kommt, was bei Jungen wie Mädchen eine emotionale Reaktion auslösen müßte. In diesem Kapitel werden auch die unterschiedlichen Charaktere von Anna und Ben ganz deutlich (Siehe 4.21 Sachanalyse). Das Kapitel schien mir gleichermaßen interessant für Jungen wie Mädchen, so daß ich hoffte, möglichst viele Beobachtungen und Aussagen bezüglich des geschlechtsspezifischen Verhaltens machen zu können.

4.2 Die 12. Stunde: „Anna antwortet“

4.21 Planung der Stunde: Überlegungen zur Sache, Didaktik und Methodik

Sachanalyse

Das Kapitel umfaßt vier Seiten und eine ganzseitige Abbildung.⁴⁹ Die Handlung in diesem Kapitel spielt an drei Orten: Klassenzimmer, Schulhof und am Nachmittag zu Hause. Die Szene zu Hause entspricht einer Art Rückblende, in der Ben, nun ist er alleine und unbeobachtet, sich an das Geschehene in der Schule erinnert und sich mit seinen Gefühlen zu Anna befaßt. In diesem Kapitel kommen die unterschiedlichen Charakterzüge von Ben und Anna zur Geltung. (Vgl. Kapitel 3.2) Ben fürchtet den Spott der anderen Kinder und schämt sich. Er wehrt sich gegen seine Gefühle, obwohl er es eigentlich schön fand, daß Anna ihn umarmt hat. Anna dagegen denkt nicht an die anderen Kinder und verhält sich sehr selbstsicher. Sie handelt spontan und geniert sich nicht.

Anna

- gibt Ben ganz offen einen Zettel
- achtet nicht auf den Lärm von der Klasse, sondern besteht darauf, daß Ben den Brief sofort liest
- übergeht Bens Verlegenheit und fragt ihn direkt: Fahrt ihr also weg?
- umarmt Ben spontan und läßt ihn stehen

Ben

- ist es unangenehm, er versucht es zu vertuschen
- schämt sich vor der Klasse, und fühlt sich von Anna lächerlich gemacht.
- ist verlegen beim Lesen und verwirrt.
- überlegt, wie er sich in der Pause verhalten

soll, weil er den Spott der andern fürchtet. - bringt kein Wort heraus

- ist völlig verdattert

- antwortet auf die Frage seiner Freunde: Hat sie dich geküßt? Nein? Nein! Nein!

- macht seinen Gefühlen mit Fußstapfen Luft.

- fand es eigentlich schön, wehrt sich aber gegen seine Gefühle

- denkt erst über seine Gefühle nach, als er allein ist und keiner ihn sieht.

Auf der Illustration sind Ben, Anna und andere Kinder auf dem Schulhof zu sehen. Die Abbildung nimmt direkten Bezug zu dem zweiten Teil des Kapitels. Dort wird beschrieben, wie Anna Ben auf dem Schulhof umarmt. Anna und die zuschauenden Kinder schauen in Richtung des Betrachters, während Ben von Hinten gezeigt wird, aber seine Körperhaltung sagt etwas über seinen Gemütszustand aus. Somit hat das Unterrichtsgespräch nicht nur einen Text, sondern zugleich ein Bild als Ausgangsbasis. Der Text bietet den kontextuellen Rahmen zu dem Bild, während das Bild durch seine Aussagekraft den Text ergänzt.

Das Unterrichtsgespräch findet in dieser Stunde seine Anwendung. Es ist kein Lehrer-in-Schüler/in-Gespräch, sondern alle sitzen im Kreis und sind aufgefordert, einander zuzuhören, auf den anderen einzugehen und miteinander ein Gespräch zu führen. Die Lehrerin beschränkt sich dabei auf eine strukturierende und impulsgebende Funktion. Bei der Analyse des Gesprächs soll der Schwerpunkt auf der Untersuchung der Gesprächsteilnahme unter dem geschlechtsspezifischen Aspekt liegen.⁵⁰ Wichtig für die Analyse sind die Beobachtungen bezüglich des unterschiedlichen Verhaltens von Mädchen und Jungen beim Reden miteinander und über dem Text. Das Gesprächsverhalten von Mädchen und Jungen

unterscheidet sich deutlich voneinander. (Siehe Kapitel 2, b) Jungen befassen sich in erster Linie mit dem Sachverhalten in einem Text. Mädchen bemühen sich mehr um die Gesamtdeutung eines Textes. Für das Gelingen eines Unterrichtsgesprächs bringen Mädchen vorteilhaftere Verhaltensweisen ein, wie interpretieren, Gefühlen von Personen nachgehen und Bezüge zwischen Gesprächsbeiträgen herstellen. Weiterhin ist es wichtig zu betrachten, wie sich Jungen und Mädchen gegenüber einer literarischen Figur zeigen.⁵¹ Mädchen und Jungen setzen sich aus verschiedenen Perspektiven mit der Erzählfigur, ihren Handlungen und Eigenschaften auseinander. Die Perspektiven kann man unterscheiden in „Empathie (sich in `anderes' einfühlen) und Identifikation (sich in `gleiches' einfühlen)“.⁵² Mädchen verhalten sich eher empathisch gegenüber einer literarischen Figur, Jungen suchen eine identifizierende Auseinandersetzung (positiv oder negativ) mit der Figur.

Didaktische Überlegungen

Inhalt dieser Stunde soll der Kapitelteil des Buches ab S. 44 (nach Annas Brief) sein. Thema dieser Stunde ist der körperliche Kontakt zwischen Ben und Anna: die Umarmungsszene auf dem Schulhof. Die Illustration hat einen starken Aufforderungscharakter und löst spontan emotionale Gefühle beim Betrachter aus und bietet eine sehr gute Möglichkeit für ein Gespräch darüber. Die Szene hat einen brisanten Charakter durch die Anwesenheit von Zuschauern, nämlich Kindern, die Ben und Anna beobachten. Der Zwiespalt zwischen den eigentlichen Gefühlen und der Angst vor dem Spott der anderen wird hier deutlich. Für die Schüler/Innen ist diese Situation realistisch und nachvollziehbar. Sie kennen bestimmt ähnliche Situationen, wo ein ähnlicher Zwiespalt zutage tritt. Bezogen auf diese Szene ist ihnen die Perspektive aus der Sicht der Zuschauenden bestimmt nicht fremd. Durch die Aufforderung, Vermutungen zu äußern, was Ben, Anna und die

anderen Kinder in diesem Moment denken, können sich die Schüler/innen nun empathisch oder identifikatorisch gegenüber Ben bzw. Anna zeigen. Die Kinder sollen sich hier mit ihren Gefühlen, Ängsten, Erfahrungen und Wünschen wiederfinden und im Schutz der literarischen Fiktion damit auseinandersetzen. Auf die Szene „zu Hause“ möchte ich nur am Rande eingehen, weil dies nicht der Schwerpunkt dieser Stunde sein soll.

Methodische Überlegungen

In der vorhergehenden Stunde haben wir die Seite 43 aus dem Kapitel des Buches gelesen. Dann lasen die Schüler/innen ihre selbstverfaßten Briefe von Anna an Ben vor. Im Anschluß lasen wir den Brief von Anna aus dem Buch. Diese 12. Stunde knüpft nun direkt an die vorhergehende an und baut auf ihr auf. Die Stunde beginnt mit einem lauten Lesen, reihum im Sitzkreis. Die Kinder sind daran gewöhnt, jeweils einen Abschnitt zu lesen und dann den Nachbarn fortsetzen zu lassen. Das Lesen kann jederzeit durch Verständnis- oder Zwischenfragen unterbrochen werden. Daran schließt sich eine kurze Zusammenfassung des Kapitels an. Das Gespräch zu dem Text bzw. zu dem Bild werde ich mit einer Impulsfrage eröffnen: „Was meint ihr, was Anna, Ben und die anderen Kinder gerade denken?“. Dann werde ich auf die einzelnen Figuren eingehen. Die Hausaufgabe bezieht sich direkt auf das Unterrichtsgespräch, denn hier sollen sich die Schüler/innen noch einmal alleine Gedanken zu dem Kapitel und dem Bild machen und diese aufschreiben.

Zeit/ Phase	Unterrichtsgeschehen	Arbeits- und Sozialform	Medien
15' Hinführung	Die Schüler/innen lesen laut reihum vor.	S- Aktivität Sitzkreis	Ben liebt Anna- Bücher S. 44-47
5' Erarbeitung	Die Schüler/innen fassen das Gelesene zusammen und können Verständnisfragen stellen.	S- Aktivität Sitzkreis	Ben liebt Anna- Bücher
20' Gespräch	L- Impuls: Was meint ihr, was Anna, Ben und die anderen Kinder gerade denken?	L-S Gespräch Sitzkreis	Illustration auf S. 45
5' Aufgabenstellung	L. erklärt die Hausaufgabe	L-Aktivität	Arbeitsblatt

4.22 Tatsächlicher Stundenverlauf

Die Stunde verlief anders als geplant, denn für die Schüler/innen kam der Frage von Jens und Bernhard an Ben: „Hat sie dich geküßt?“ (S. 46) eine entscheidende Bedeutung zu. Für sie war Inhalt und Thema dieser Stunde der „Kuß“. Denn für sie ist verständlicherweise ein Kuß ein viel aufregenderes Gefühl als eine Umarmung. Als mir dies im Verlauf der Stunde bewußt wurde, lenkte ich spontan das Unterrichtsgespräch auf das „Küssen“ und machte es zum Thema. Ich gab dann die folgenden Denkipulse an die Kinder: Küssen als Begrüßungsritual, was ist schön am Küssen (allgemein betrachtet), was will man damit sagen, bedeutet küssen gleichzeitig lieben und wie kann man jemandem auch zeigen, daß man ihn liebt oder mag. Mit diesen Impulsen holte ich das Thema auf die Ebene der Erfahrungswelt der Kinder, nämlich durch die Übertragung auf die Familie, Haustiere etc. Während des ganzen Gesprächs fühlten sich die meisten Kinder emotional sehr angesprochen und wollten dies den anderen mitteilen. Es fiel ihnen schwer, sich an die Gesprächsregeln zu halten. Manche Kinder redeten, wenn sie an der Reihe waren, andere antworteten, ohne sich zu melden und andere wiederum äußerten halblaut Gedanken, die sie nicht der Klasse mitteilen wollten. Die Kinder bezogen das Thema auf sich und ihre Erfahrungswelt und wollten dann eigene Erlebnisse dazu erzählen. Die Jungen (außer Mario, Alexander) nahmen nicht direkt Stellung zu meiner Ausgangsfrage. Deshalb fragte ich die Jungen nach ihrer Meinung, dies tue ich normalerweise nicht, um sie zu einer Aussage anzuregen. Die Jungen verhielten sich in dieser Stunde deutlich zurückhaltender mit ihren Aussagen als die Mädchen. Durch diese aufgeregte und angeregte Gesprächsatmosphäre fiel es mir nicht immer leicht, wieder ein Gesprächsforum mit der nötigen Ruhe zum gegenseitigen Zuhören herzustellen.

4.23 Analyse des Unterrichtsgesprächs

Das Unterrichtsgespräch dieser Stunde läßt sich in 8 Abschnitte untergliedern mit Beiträgen zu:

- 1) Bens Gedanken
- 2) Annas Körperhaltung
- 3) Annas Gedanken
- 4) Begrüßungskuß/ Begrüßungsritual
- 5) Gedanken der zuschauenden Kinder
- 6) Was ist schön am Küssen?
- 7) Was will man damit sagen?
- 8) Wie kann man jemanden auch zeigen, daß man ihn liebt oder mag?

Die Thememwechsel werden oftmals durch die Intervention der Lehrerin bestimmt. Sie stellt jeweils eine direkte Frage und versucht meistens, die Schüler/innen wieder auf die gestellte Frage zurückzuführen. An zwei Stellen im Gespräch bewirkt das Mädchen Chantal einen Themenwechsel. Einmal hat sie eine für sie wichtige Beobachtung auf dem Bild gemacht (Kann ich `mal machen wie die Anna da so dumm steht) an einer anderen Stelle erzählt sie von ihrer polnischen Freundin und vergleicht sie mit Anna.

Die Gesprächsatmosphäre ist sehr angeregt und durchzogen von Phasen, in denen die Gesprächsregeln einigermaßen eingehalten werden und von Phasen in denen viele Schüler/innen durcheinander reden. Es fällt deutlich auf, daß sich vor allem Mädchen melden, wenn sie zu Wort kommen möchten. Die Jungen halten sich mit Meldungen zurück, sie ziehen es bezeichnenderweise vor, ihre Beiträge nicht der Öffentlichkeit zukommen zu lassen, oder sie rufen lieber ihre Kommentare rein. (Jungen sind als MS-Männliche Schüler gekennzeichnet) Beim Vergleich des Gesprächsverhaltens muß die Anwesenheit von 11 Mädchen und 5 Jungen berücksichtigt werden. Ich habe jeweils die Beteiligung von Mädchen bzw. Jungen mit Meldungen gezählt, dann die Beteiligung durch

Zwischenrufe. Von 11 Mädchen der Klasse beteiligten sich 8 Mädchen am Gespräch in der Reihenfolge der Häufigkeit ihrer Meldungen: Chantal (6x), Christina (5x), Samira u. Kiana (3x), Jelena u. Viola (2x), Vildan u. Lea (1x).

Mit Zwischenrufen beteiligten sich die Mädchen 35x. Von 5 Jungen der Klasse beteiligten sich 5 Jungen am Gespräch, von denen 3 erst durch die Aufforderung von der Lehrerin Stellung genommen haben. Somit meldeten sich von sich aus nur 2 Jungen: Mario (3x), Alexander (2x). Die Jungen beteiligten sich also durch Meldungen kaum halb soviel wie die Mädchen (unter Berücksichtigung des Verhältnisses 1:2). Durch Zwischenrufe beteiligten sich die Jungen deutlich mehr als die Mädchen, nämlich 42x. Also 2 1/2 x soviel wie die Mädchen. Den Jungen fällt es demnach eindeutig schwerer, sich an Gesprächsregeln zu halten.

Die Lehrerin hält sich phasenweise im Gespräch ziemlich zurück. Sie antwortet dann nur mit „Mhm“ oder nennt Namen von Schülerinnen oder Schülern. Phasenweise wiederholt sie abgeändert die Aussagen der Kinder. An manchen Stellen mischt sie sich für einige Zeit lang ins Gespräch ein, durch wertende Aussagen oder geht einen Dialog mit einem Kind ein. Zwischendurch bemüht sich die Lehrerin immer wieder, sich verbal zurückzuhalten. Die Lehrerin stellt im gesamten Gespräch 20x eine Frage und liefert 32x Beiträge in Form von Reaktionen, Zwischenrufen oder Wiederholungen. Ihr Redeanteil ist gemessen an dem der Schüler/innen also ziemlich hoch.

Auseinandersetzung der Schülerinnen und Schüler mit der Illustration

Im 2. Abschnitt setzt sich die Schülerin Chantal mit dem Aussehen von Anna auf dem Bild auseinander. Sie interessiert sich für die Körperhaltung von Anna: „Kann ich `mal machen wie die Anna da so dumm steht“ Im 6. Abschnitt setzt sich Jelena auch mit dem Bild

auseinander, sie sagt: „Nur `mal eine Frage ist das die Katja" Sie versucht also bewußt, die abgebildeten Kinder den Buchfiguren zuzuordnen. Im folgenden möchte ich auf die Auseinandersetzung der Mädchen bzw. der Jungen mit Ben, Anna und den zuschauenden Kindern eingehen:

Mädchen

Bens Gedanken

(Samira) Sie küssen sich (unver) (lacht) hoffentlich küßt sie (lacht) mich jetzt nicht wie oder mannoman ist das peinlich

(Chantal) Oh je bitte küß mich jetzt nicht. mir ist es schon peinlich

(Christina) Was ist'n jetzt los jetzt muß ich mich schämen oder so

(Viola) ...wenn man eine Sprechblase machen würde dann könnte man da drüber schreiben das ist irgendwas mit peinlich und dann könnte man noch schreiben liebt sie mich oder so

(Kiana) ... Oh hoffentlich küßt sie mich jetzt nicht die ganzen Kinder gucken ja schon zu das ist mir so peinlich

(Christina) Hoffentlich schaut keiner hin

Annas Gedanken

(Chantal) Na und also meine Freundin die Borumilla die kommt auch aus Polen und die die traut sich fast alles also und die schämt sich auch nicht.

Deswegen denk ich. daß es ihr (Anna) gar nicht peinlich ist

(Samira) ... und ich glaub' daß die Anna denkt also sie will ihn irgendwie schon küssen aber irgendwie findet sie daß es dem Ben auch zu peinlich wär

Gedanken der zuschauenden Kinder

(Kiana) Ich denke mir `mal die finden es spannend wie in einem Kino wie in einem Film hoffentlich küßt die Anna den Ben jetzt oh ich will da zu gucken das ist ja so schön

(Chantal) Oh gleich gehts los hoffentlich gibt es noch ein bißchen mehr zu sehen

(Christina) Gleich fällt Ben um

Insgesamt zeigen die Mädchen Einfühlungsvermögen für die Figuren, insbesondere bei Ben. Bei dem Gespräch zu Annas Gedanken sind die Mädchen auffallend zurückhaltend, nehmen fast keine Stellung, sondern greifen dies erst später auf. Bei dem Gespräch über Ben benutzen einige Mädchen die Ich-Form, während sie dies bei Annas Gedanken bewußt vermeiden. Es scheint, daß die Mädchen keine Identifikation mit Anna in dieser Situation anstreben. Vielleicht ist es ihnen peinlich in der Öffentlichkeit fiktiv auch von ihren eigenen Gefühlen als Mädchen zu sprechen. Als Zuschauer finden sich die Mädchen in die Rolle ein. Sie finden es spannend und schön wie im Kino oder Film, eine Spur von Romantik ist zu spüren. Zwei der Mädchen scheinen sich mit den zuschauenden Kindern zu identifizieren.

Jungen

Bens Gedanken

MS A Jetzt küßt sie mich

MS B Mhm peinlich

(Mario) Sie wird mich doch wohl nicht küssen

Annas Gedanken

MS C Sie fummelt ihm am Ohr `rum

(Alex) ...daß es ihr auch peinlich ist

(Alex) Sie machts ja aber daß hoffentlich auch keiner zuguckt weil sie sich dann auch schämen muß

(Alex) Nee. woanders ganz ganz woanders wo es sehr weich ist

(Mario) Jetzt denkt die Anna jetzt kommt der Augenblick und dann später oh nee ich küß ihn doch lieber nicht

Gedanken der zuschauenden Kinder

(Abdullah) Die denken alle hergucken jetzt küssen die sich

(Erkan) Die lachen

(Alex) Die denken bestimmt jetzt geht's gleich los jetzt
küssen sie sich gleich
MS D Also, sie küßt ihn
(Alex) Schitt ich hab' meine Fotokamera vergessen

Von drei Schülern, die Stellung zu Bens Gedanken nehmen, traut sich nur Mario, es auch laut zu sagen. MS A und Mario scheinen sich mit Ben zu identifizieren, da sie deutlich die IchForm wählen. Alex nimmt an späterer Stelle Stellung zu Bens Gedanken. Er spricht hier zwar über Anna aber durch das in beiden GB verwendete „auch“, macht er indirekt Aussagen zu Bens Haltung. Im GB MS C u. MS D (von der Stimme her derselbe Schüler) deutet der Junge durch seine Aussage darauf hin, daß die Handlung eindeutig von dem Mädchen, der Anna, ausgeht. Für ihn scheint es klar zu sein, daß es nur so und nicht andersherum sein kann. Möglicherweise ist „das Küssen“ für ihn eine Mädchensache. Nur Mario zeigt sich mit Anna empathisch und verwendet sogar im Verlauf des Satzes die Ich-Form. Es ist bemerkenswert, daß Mario sich mit Ben und Anna empathisch zeigt. Ob er sich mit Ben identifiziert, ist nicht auszumachen. Die Jungen scheinen sich leichter mit der männlichen Figur zu identifizieren, als das die Mädchen mit der Rolle von Anna tun.

Text Bild und die eigene Erfahrungswelt

Insgesamt betrachte ich das Gespräch als gut gelungen. Beim ersten Eindruck erscheint es so, daß die Kinder aneinander vorbeireden, sich oftmals gegenseitig nicht zuhören. Beim genaueren Hinhören wird deutlich, daß sich die Schüler/innen durchaus aufeinander beziehen durch passende Zwischenfragen oder -kommentare. Die Gesprächsatmosphäre ist, bedingt durch das Thema, sehr angeregt. Die Schüler/innen lachen viel und machen sich so Luft in manchen schambesetzten Momenten. Die meisten Kinder sind in das Gespräch verwickelt, aber nur einige

wenige treten in den Vordergrund und melden sich zu Wort. Chantal kommt im Verlauf des Gespräches auf ihre polnische Freundin zu sprechen und vergleicht diese mit Anna. Borumilla traut sich fast alles wie Anna und schämt sich auch nicht. Eine andere Schülerin bestätigt Chantal in ihrer Aussage „Doch doch die Borumilla traut sich wirklich alles einmal im Hort in der Kuschelecke da hat die `mal mit dem Dingsbum die Backe geküßt" Demnach ist das Küssen eine Sache von sich trauen, jedenfalls aus der Sicht der beiden Sprecherinnen. Bei dem Thema Begrüßungskuß berichten viele Kinder von ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. „Ja in Italien", „bei uns auch", „und in Frankreich", „macht meine Schwester auch immer", „in der Türkei macht man immer so ...". Einige Kinder berichten von persönlichen Erfahrungen mit dem Küssen. „...ich hab `mal meine Freundin der Fadimir die ist im Hort der hab' ich auch schon `mal 'nen Kuß auf der Wange gegeben". „Meine Mama spuckt immer beim Küssen ...", „Mein Bruder gibt mir auch immer einen Gutenachtkuß", „Wenn ich in Italien bin gibt mir mein Cousin auch immer einen Gutenachtkuß nur weil er ein Jahr älter ist", MS E: „Mein Hund küßt mich auch immer", WS A: „Mein (unver) leckt mich auch immer ... ja er hat mir andauernd einen Schmatz gegeben". Die Aussagen der Schüler/innen zeigen, daß „Küssen" für sie ein Thema ist und zu ihrer Erfahrungswelt dazugehört.

4.24 Reflexion

Das geführte Unterrichtsgespräch ging zwar von dem Text aus, aber angeregt wurde es schließlich durch die Illustration. Dennoch konnten die Kriterien (Interesse am Text, Empathie-, Identifikation-, Figurenkonstellation, geschlechtsspezifisches Gesprächsverhalten, Text und eigene Erfahrungswelt), die für die Analyse des literarischen Gesprächs von Bedeutung sind⁵⁵, weitgehend auf das Unterrichtsgespräch übertragen

werden. Ich denke die Aufgabenstellung dieser Stunde richtete sich gleichmaßen an Mädchen wie Jungen. Zwar wird der Text aus der Perspektive von Ben erzählt, aber durch die Illustration werden weitere Aussagen über Annas Verhalten gemacht. Den Jungen und Mädchen wurde hier eine Identifikationsfigur angeboten, und sie sollten sich empathisch oder identifikatorisch in Ben und Anna einfinden. (Vielleicht ist Anna einigen Mädchen zu mutig, denn sie traut sich alles, umarmt sogar einen Jungen.) Die Aufnahme des Unterrichtsgesprächs auf Kassette war für mich eine sehr wertvolle Erfahrung. Ausgehend von der Analyse und der Auseinandersetzung mit dem Gespräch ergaben sich für mich folgende Anregungen

- Die Kinder dieser Klasse müssen noch mehr die Einhaltung der Gesprächsregeln üben, insbesondere die Jungen. Diese müssen lernen ihre Dominanzansprüche zurückzustellen, denn manche melden sich oft nicht, sondern reden immer rein. (Vielleicht nehmen sich die Jungen manchmal einen Freiraum heraus, um ihre Unterrepräsentanz auszugleichen.)
- Die Lehrerin sollte versuchen, sich deutlich mehr zurückzunehmen und Fragen, die im Gespräch aufkommen, an die Gruppe weiterzugeben. Sie könnte dem Gespräch einen freieren Lauf und eine schwächere Lenkung sowie Impulsgebung geben. Diese gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen gilt es nun, in zukünftige Unterrichtsgespräche einfließen zu lassen.

4.3 Die 13. Stunde: Spontanes Rollenspiel zu „Anna und Ben verabreden sich“

4.31 Planung der Stunde: Überlegungen zu Sache, Didaktik und Methodik

Sachanalyse

Das spontane Rollenspiel geht aus von der natürlichen kindlichen Spielfähigkeit. Bereits der Begründer des Psychodramas, J. L. Moreno, beobachtete Kinder und

stellte dabei fest, daß das spontane Rollenspiel ein natürliches Mittel zur Persönlichkeitsentfaltung, zum sozialen Lernen, zum Erproben und Einüben von Fähigkeiten, aber auch zum Bearbeiten von Problemen und zur Befriedigung von Wunschvorstellungen ist. Das Spiel kann spontan ausgehend von einem Impuls beginnen, es wird keine Technik benötigt.⁵⁷ Im spontanen Rollenspiel werden nur angedeutete Requisiten einbezogen, weil dies die Phantasie schult und von der Spielerin und dem Spieler den Einsatz aller körperlichen Ausdrucksmittel verlangt. „Freies Spiel und spontanes Rollenspiel bieten die für den kindlichen Reifungs- und Sozialisierungsprozeß notwendigen Möglichkeiten, um Erfahrungen auf unterschiedliche Weise zu verarbeiten und neu zu machen.“⁵⁸ Kinder reproduzieren im spontanen Rollenspiel ihre Erlebniswelt.

Deshalb sind diese spontan gespielten Geschichten getränkt mit Alltagserfahrungen. Im spontanen Rollenspiel können die Situationen frei gewählt sein, bilden aber in jedem Fall einen Bezug zu den Bedürfnissen und Fragen von Kindern. Das spontane Rollenspiel bildet einen Bereich des Darstellenden Spiels im Rahmen der Kulturellen Praxis in der Grundschule.⁵⁹ Das Darstellende Spiel umfaßt folgende Bereiche: Puppen, Masken, Tanz, Textvorlagen, Improvisation (hierzu zählt das spontane Rollenspiel), Pantomime und Schattenspiel. Für die Kulturelle Praxis in der Grundschule gilt das Darstellende Spiel als prägnantes Beispiel. Es „verbindet sinnlich-körperliches Erleben mit kreativem Gestalten und sozialem und kognitivem Lernen.“⁶⁰ Das Darstellende Spiel bietet sich für themenbezogene Projektideen und Unterrichtsvorhaben an, wobei es in fächerüber-greifenden Vorhaben realisiert wird.

Didaktische Überlegungen

Spontanes Spielen ist sehr kindgemäß und bedeutet für die meisten Kinder vor allem Entspannung und Freude am Ausprobieren verschiedener Rollen. Dieses gilt es in erster Linie zu fördern. Beim spontanen Spielen vor der Klasse können auch ruhigere Schüler/innen angeregt werden zu sprechen und sich aktiv einzubringen. Sprachlich zurückhaltendere Kinder erleben hier eine Möglichkeit, aus sich herauszugehen und durch die Freude und Bestätigung beim Spiel mehr Selbstbewußtsein und Motivation zum Sprechen zu erlangen. Kinder, die ein erhöhtes Verlangen nach Aufmerksamkeit haben, können dieses Bedürfnis im Spiel ausgleichen. Die Schüler/innen begegnen sich in neuer Weise durch das Spiel in der Gruppe und durch die gemeinsame Aufführung, sie erfahren ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Das spontane Rollenspiel verlangt von allen Spielerinnen und Spielern hohe Aufmerksamkeit und spontanes, sowie situationsgerechtes und mitspielerbezogenes Handeln. Jungen und Mädchen können beim Spiel soziale Fähigkeiten entwickeln, indem sie einander helfen, sich gegenseitig zuhören, aufeinander zugehen, Rücksicht nehmen, still sein können, kritisieren ohne zu verletzen etc.⁶¹ Im Rahmen dieser Einheit sollen die Schüler/innen Literatur ins spontane Rollenspiel umsetzen. Durch das „Hineinschlüpfen“ in die Buchfiguren im Spiel, wird die Empathie und Identifikation mit den Buchfiguren verstärkt und ausgedrückt. Für einen Beobachter machen die spielenden Kinder auch Aussagen über sich selbst, ihre Gefühle und Einstellungen, wie sie mit anderen Menschen kommunizieren und umgehen. Inhalt der Stunde soll der Textabschnitt S. 44 (Anna kam ihm zuvor) bis S. 46 (Erst muß Papa Arbeit bekommen) sein. In diesem Abschnitt befindet sich ein Dialog zwischen Anna und Ben, in dem die beiden sich verabreden. Ausgehend davon sollen die Schüler/innen eine ähnliche Situation spielen. Dieses Thema erscheint mir gerade in bezug auf das Alter der Schülerinnen als

spannend, denn viele Kinder befinden sich bereits in der vorpubertären Phase. Die SchülerInnen sind bereits mit dem spontanen Rollenspiel vertraut. Die Rollenverteilung möchte ich aber nicht ganz dem Zufall überlassen, sondern die Spielgruppen durch ein Losverfahren bilden. Dieses Verfahren ist den Kindern bereits bekannt. Dabei soll es in jeder Gruppe einen Jungen und zwei Mädchen geben (Verhältnis 1:2) mit der Aufgabe, daß die Jungen Ben und die Mädchen Anna spielen. Diese Festlegung ist wichtig, weil die SchülerInnen so in ihrer „Geschlechterrolle“ spielen und nur dann Aussagen zu den geschlechtsspezifischen Reaktionen möglich sind. In dieser Stunde spielen die Kinder zum ersten Mal vor der Kamera. Das Schauen des eigenen Rollenspiels auf Video bietet den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, sich selbst neu und in anderer Weise wahrzunehmen und sich mit der eigenen Person auseinanderzusetzen.

Methodische Überlegungen

Der Dialog wird laut vor der Klasse von zwei Kindern gelesen, ein Kind übernimmt die kurzen Erzählerpassagen. Die Lehrerin nennt das Thema für das heutige Rollenspiel und die Gruppen werden mit Hilfe der Symbolkarten gebildet. Das Losverfahren ermöglicht immer wieder andere Gruppenzusammensetzungen, nicht nur nach Freundschaften, und somit wird vermieden, daß Kinder übrigbleiben und eine „Außenseitergruppe“ bilden müssen. Da sich in jeder Gruppe ein Junge und zwei Mädchen befinden, sollte der Junge zweimal spielen. Nach einer kurzen Probe verbunden mit Besprechungen zum Inhalt des Spiels werde ich die Triangel als Zeichen zum Wiederezusammenfinden in der Großgruppe benutzen. Nun folgt die Präsentation. Die Vorspielzeit für die einzelnen Schülergruppen ist begrenzt, damit sich die Kinder auf das Wesentliche konzentrieren und damit alle Gruppen in der Stunde vorspielen können.

Zeit/ Phase	Unterrichtsgeschehen	Arbeits- und Sozialform	Medien
5' Hinführung	Ein S. liest die Erzählerpassagen und zwei Kinder lesen laut den Dialog vor der Klasse vor. (S. 44-46)	S- Aktivität Gruppentische	Bücher: Ben liebt Anna S. 44-46
5' Aufgabenstellung	L: Ben und Anna treffen sich im Schulhof. Sie wollen sich miteinander verabreden. Was sagen sie? Die Mädchen sollen dabei Anna und die Jungen Ben spielen.	L- Aktivität Gruppentische	
5' Gruppenbildung	S. ziehen Symbolkarten. L. weist Kindern mit gleichem Symbol einen Platz im Raum zu. In	L- Aktivität	Symbolkarten

	jeder Gruppe sind zwei Mädchen und ein Junge.		
10' Erarbeitung	S. besprechen sich bezüglich des Inhalts der Szene und proben sie.	S- Aktivität Gruppen sind in verschiedenen Ecken des Raumes.	Triangel
20' Präsentation	L. legt den Spielraum fest und filmt. Jede Gruppe spielt ca. 3 Minuten vor.	S- Aktivität	Videokamera, Stühle

4.32 Tatsächlicher Stundenverlauf

Durch die aufgestellte Videokamera in der Klasse waren die Schüler/innen sehr aufgeregt und die Atmosphäre in der Stunde war eine andere als sonst. Die den Kindern bekannte Gruppenbildung mit Hilfe des Losverfahrens verlief heute sehr unruhig. Denn bisher konnten sich die Kinder ihre Rollen in den jeweiligen Gruppen in Absprache mit den Gruppenmitgliedern aussuchen. Der Arbeitsauftrag, daß die Ben-Rolle von einem Jungen und die Anna-Rolle von einem Mädchen besetzt werden sollte, sorgte für helle Aufregung bei einigen Kindern, vielleicht aus Angst davor, den anderen wie im Buch berühren zu müssen. Ich betonte noch einmal ausdrücklich, daß es nicht Aufgabe sei, die Umarmungsszene zu spielen, damit keine Ängste oder

Mißverständnisse auftauchten. Mir war bei der Planung bewußt gewesen, daß dieser Arbeitsauftrag etwas Herausforderndes beinhaltet, da aber ansonsten die Mädchen und Jungen in dieser Klasse gut miteinander auskommen, sah ich darin keine Schwierigkeiten. Die Kinder in den einzelnen Gruppen verhielten sich ganz unterschiedlich. Es gab Gruppen, die mit dem Auftrag und der Thematik kein Problem hatten, sie begannen schnell mit der Probe. In anderen Gruppen weigerten sich die Jungen oder Mädchen, die Rolle zu spielen. Ich brach dann kurzerhand die Probe ab und bat zwei Gruppen, die geprobt hatten, vorzuspielen. Die Situation entschärfte sich dann, als zwei Gruppen gespielt und gezeigt hatten, daß an der Aufgabe nichts Brisantes oder Peinliches war. Die meisten Gruppen raufte sich dann zusammen und spielten nach einer kurzen Probe doch noch. Alle Gruppen hatten den Arbeitsauftrag abgewandelt. Drei Gruppen spielten nur eine Szene und das zweite Mädchen übernahm eine andere Rolle aus dem Buch. In einer Gruppe spielten zwar beide Mädchen nacheinander die Anna, aber das andere Mädchen bekam jeweils zusätzlich eine andere Rolle im Spiel. In einer anderen Gruppe spielten Ben und Anna die Szene, während das zweite Mädchen nicht beteiligt war, sondern erst beim Rollenwechsel. Somit entwickelte jede Gruppe, ausgehend vom gleichen Arbeitsauftrag, ein anderes Spiel. Damit hatte ich zwar nicht unbedingt gerechnet, betrachtete aber die Versionen der Kinder, immer alle drei Spieler/innen miteinzubeziehen, als sehr gelungen. In einer Zweier-Gruppe (ein Mädchen fehlte) wollte der Junge bis zum Schluß auf keinen Fall spielen. Seine Partnerin hätte gerne gespielt, aber er war nicht dazu zu bewegen. Ich ließ die beiden Kinder gewähren, sie spielten also nicht. Im nachhinein kann ich mir das ablehnende Verhalten des Jungen, auch nachdem schon alle gespielt hatten, nur so erklären, daß er sich weder identifikatorisch noch empathisch in die Rolle einfinden konnte aus Angst davor, sich zu blamieren oder von der Klasse

verspottet zu werden. Erfahrungsgemäß wäre dies bestimmt nicht geschehen. Ich beendete die Stunde mit einem Feedbackgespräch, um von den Kindern zu erfahren, was die große Unruhe ausgelöst hatte. Im folgenden einige Schüler/Innenkommentare:

Christina: „War doch nichts dabei, die Szene zu spielen!“

Daniela: „Wir hatten Lampenfieber und waren aufgeregt wegen der Kamera.“

Schülerin: „Der Mario wollte nicht den Ben spielen, wir wollten ja spielen.“

Abdullah: „Keines der Mädchen wollte Anna sein.“

Azhar: „Ich wollte gerne, aber Maciej wollte nicht.“

Abschließend betrachtet denke ich, daß die Verunsicherung für einige Kinder nicht darin lag, daß in den Gruppen Jungen und Mädchen gemischt zusammen spielen sollten, sondern daß Ben und Anna im Buch nicht mehr einen harmlosen Kontakt suchten, sondern „Liebe“ das Motiv dafür war.

4.33 Analyse des Videos

In der 1. Sequenz auf dem Video spielen fünf Gruppen jeweils eine oder zwei Szenen.

Die Kriterien für die Analyse des Videos waren die folgenden: Sprache, Gestik, Mimik, Einfeldung in die Rolle, gesamte Wirkung.

Gruppe I

1 Szene

Anna: Christina

Ben: Erkan

Katja: Veronica

Erkan spricht im Spiel in kurzen Sätzen oder sagt nur einzelne Wörter, manchmal ist er nur bruchstückhaft zu verstehen. Er verwendet im Spiel ganz wenig Gestik. Er hält die ganze Zeit seine ausgestreckten Hände gefaltet, außer bei zwei Sätzen, wo er auf die andere Spielerin mit der Hand zeigt. Er schmunzelt fast das

ganze Spiel über, zeigt ansonsten keine auffallende Gesichtsveränderung. Erkan wirkt insgesamt sehr zurückhaltend beim Sprechen, das kaum von Gestik oder Mimik begleitet wird. Er scheint sich in der Rolle nicht so richtig wohlfühlen. Erkan ist ein schwacher Schüler, für den der sprachliche Ausdruck immer eine Schwierigkeit bedeutet. Unter Berücksichtigung der besonderen Situation (Kamera, Zuschauer) hat er seinen Möglichkeiten entsprechend das Spiel gut gemeistert.

Christina lenkt mehr das Gespräch als Erkan. Sie spricht in längeren Sätzen und verbindet ihre Sprache mit recht viel Gestik (hebt die Hand zur Begrüßung, zeigt Vogel, stemmt Arme in die Seite etc). Sie zeigt mimische Veränderungen (Lachen, nimmt überlegten Gesichtsausdruck an), dennoch nicht so häufig. Sie ist in ihrer Rolle ziemlich natürlich, aber wirkt noch nicht ganz überzeugend, da sie ein offener Typ ist und noch mehr aus sich herausgehen könnte.

Veronica spielt von sich aus das Mädchen Katja und nicht Anna. Ihre Sprache wird mit wenig Gestik (legt Finger überlegend ans Gesicht), aber mehr Mimik (schaut Ben u. Anna direkt an, wartender Gesichtsausdruck) unterstrichen. Sie scheint, sich in ihrer Rolle ganz wohlfühlen. Bemerkenswert ist bei Veronica wie natürlich und ohne Hemmungen sie in deutscher Sprache spielt, obwohl sie erst seit diesem Schuljahr wieder in Deutschland ist. In diesem Spiel wirkt der Junge zurückhaltend, während die Mädchen sich natürlicher und impulsgebender in ihren Rollen verhalten.

Gruppe II

2 Szenen

Anna: Viola/ Samira

Ben: Thomas

Viola wirkt beim Spiel sehr zurückhaltend. Sie spricht mit einer leisen und teils stockenden Stimme. Ihre Arme hängen während des Spiel herunter und

unterstützen ihr Sprechen nicht. Auf ihrem Gesicht taucht immer wieder ein Lächeln auf, das mehr einer Verlegenheit zuzuschreiben ist. Sie scheint sich in ihrer Rolle nicht wohlfühlen. Da Viola auch sonst ein sehr schüchternes Mädchen ist, bedeutet das Spielen vor der Klasse für sie eine Herausforderung, die sie wahrscheinlich einige Überwindung gekostet haben muß. In Anbetracht dessen gewinnt ihr Spiel eine höhere Aufmerksamkeit.

Samira ergreift die Initiative im Gespräch. Sie setzt etwas Gestik mit ihren Händen während des Sprechens ein und bewegt den Kopf dabei. Die meiste Zeit hält sie ihre Hände vor dem Körper verschränkt. Sie geht auf Ben direkt zu. Da man sie nur von der Seite sieht, kann man schlecht erkennen, ob sie Gesichtsmimik zeigt oder nicht. *Samira* macht eher einen zurückhaltenden Eindruck, spricht aber mit einer natürlichen Stimme und scheint, sich in *Anna* einzufinden. *Samira* ist ein selbstbewußtes, aber auch sensibles Mädchen und spielt ausgesprochen gerne. Deshalb vermute ich, daß sich die Zurückhaltung ihrer Mitspielerin und ihres Mitspielers auf sie etwas übertragen hat, und sie somit weniger aus sich herausgegangen ist.

Thomas macht einen sehr reservierten Eindruck beim Spiel. Seine Arme hängen während des Spiels herunter, oder er verschränkt die Hände vor dem Körper. Sein Körper unterstreicht das Sprechen nicht und sein Gesichtsausdruck verändert sich nur zum Lächeln, nämlich als die Kinder klatschen. Er scheint sich überwinden zu müssen und ist erleichtert, als das Spiel zu Ende ist. *Thomas* ist ein sehr zurückhaltender Junge. Im Unterricht wie im Spiel spricht er mit einer leisen und schüchternen Stimme. Für ihn bedeutet es eine große Leistung, vor der Gruppe gespielt zu haben.

Die Gruppe hat sich beim ihrem Spiel stark am Buchtext orientiert. Daher wirkt das Spiel nicht so locker und natürlich, die Kinder scheinen eher den Buchtext zu reproduzieren als zu spielen.

Gruppe III

1 Szene

Anna: Kiana

Ben: Mario

Hr. Seibmann: Lea

Die Gruppe hat für sich beschlossen, auch den Kapitelfanfang (Anna gibt Ben einen Brief) zu spielen.

Kiana zeigt im ersten nonverbalen Teil der Szene eine deutliche Mimik und Gestik. (kichert verlegen, grinst mehrmals zu Ben rüber, hebt Schultern, kreuzt die Hände auf dem Schoß). Dies ist besonders gut zu beobachten, weil Anna und Ben am Anfang der Szene nebeneinander mit dem Gesicht zum Publikum sitzen. Kiana wechselt einmal kurz ihre Rolle und wird zu einem andern Mädchen aus der Klasse, dies spielt sie sehr überzeugend. Im zweiten Teil zeigt sie weniger Mimik und Gestik, dies hängt wohl auch damit zusammen, daß man sie jetzt von der Seite sieht. Ihr Redeanteil ist hier aber wesentlich höher als der von Ben. Kiana versetzt sich gut in Anna hinein und spielt überzeugend ihre Rolle.

Mario spielt im ersten und auch im zweiten Teil sehr ausdrucksstark mit einer ausgeprägten Mimik. Er fühlt sich ausgesprochen wohl in seiner Rolle und schaut oder lacht sogar die Zuschauer während des Spiels an. Andere Kinder vermeiden bewußt den Blickkontakt mit dem Publikum. Mario schafft es immer wieder, komische Momente ins Spiel einzubauen, indem er plötzlich unerwartete Abänderungen zum Buchtext im Spiel einbaut. Er antwortet nur in knappen Sätzen oder Worten und verändert an einigen Stellen seine Stimme, aber eindeutig nicht aus Verlegenheit, sondern um witzig zu wirken. Mario ist ein sehr intelligenter Schüler, der auch im Unterricht mit der Sprache spielt und komische Dinge sagt oder macht, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Seine ganze Spielweise ist bewußt gewählt und entspricht seinem Humor. Deshalb scheint es, daß Mario weniger Ben spielt, sondern Ben ist Mario.

Lea hat ein sehr sicheres Auftreten und unterstreicht dies mit ihrer Gestik (stemmt Arme in die Seiten, zeigt mit dem Zeigefinger auf Ben). Leider sieht man sie fast nur von hinten und kann also zu ihrer Mimik nichts sagen. Sie spielt ihre Rolle überzeugend und gerne. Sie spielt als einziges Kind der Klasse nicht in ihrer Geschlechtsrolle und verhält sich damit ganz konträr zum Arbeitsauftrag. *Lea* ist ein natürliches und offenes Kind, dies zeigt sich auch in ihrem Spiel.

Diese drei Kinder haben auch sonst ein selbstbewußtes Auftreten und erfahren keine Verunsicherung durch das Spiel vor der Klasse. Von daher wird auch die Lockerheit und die Souveränität ihres Spiels verständlich.

Gruppe IV

2 Szenen

Anna: Daniela/ Jelena

Ben: Abdullah

Mädchen: Jelena/ Daniela

Daniela ist sehr zurückhaltend beim Spiel. Sie läßt die Arme neben dem Körper hängen und bezieht wenig Gestik oder Mimik ins Spiel ein (dreht den Kopf von der Kamera weg, schaut zur Decke und lacht). Daniela lacht viel beim Spielen, aber eher wohl aus Verlegenheit. Es scheint so, daß sie aufgeregt ist, vor der Kamera zu spielen und ist deshalb nicht so locker. Daniela ist auch sonst mehr ein zurückhaltendes Mädchen, die nicht so gerne vor anderen agiert.

Jelena spielt mit viel Gestik und Mimik (verschränkt die Arme, läßt sie hängen, macht eine bittende Geste, hüpfte auf der Stelle, um dem Gesagtem Nachdruck zu verleihen, dreht sich zum Publikum, schaut Mitspieler/in direkt an etc.). Sie scheint sich stark in die Figuren einzusetzen und steigert sich ins Spiel hinein. Ihr Sprechen wird viel von Gestik und Mimik unterstützt, dadurch wirkt sie in ihrem Spiel sehr überzeugend. Sie ist auch sonst ein sensibles, intuitives und natürliches

Mädchen. Dieses Agieren „aus dem Bauch heraus“ wird in ihrem Spiel offensichtlich.

Abdullah wirkt zurückhaltend beim Spiel. Er hält die ganze Zeit die Hände vor dem Körper verschränkt. Er lächelt öfters als Ausdruck seiner Verlegenheit. Sprachlich zeigt sich seine Zurückhaltung durch kurze und wohlüberlegte Sätze. Seine Sprache wird durch fast keine Mimik oder Gestik unterstrichen. Er scheint sich in seiner Rolle nicht sonderlich wohlzufühlen. *Abdullah* ist sonst ein Junge, der gerne die Aufmerksamkeit durch allerlei Unfug im Unterricht auf sich lenkt. In dieser Situation, wo alle Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist, scheint ihm das aber nicht zu behagen.

In dieser Gruppe scheint sich nur Jelena, richtig in ihre Rollen hineinzusetzen, die beiden anderen Kinder sind mehr von der verunsichernden Situation beeinflusst.

Gruppe V

1 Szene

Anna: Vildan

Mädchen: Chantal

Ben: Alexander

Vielleicht war es nicht geplant, daß es zwei Annas geben sollte. Aber Bens Ausruf: „Anna, ich gehe zu Anna!“ läßt diesen Eindruck entstehen. Dennoch bin ich mir nicht sicher, ob Chantal sich als zweite Anna gefühlt hat, deshalb nenne ich ihre Rolle lieber Mädchen.

Vildan ist zurückhaltend im Spiel. Sie lacht immer wieder, vor allem aus Verlegenheit. Die meiste Zeit hängen ihre Arme seitlich am Körper oder sie verschränkt sie vor dem Körper. Sie zeigt wenig Gestik oder Mimik. *Vildan* verhält sich abwartend im Spiel, als sie nicht mehr weiter weiß und Ben auch nicht, beendet er das Gespräch. Auch in das Gespräch zwischen Ben und dem anderen Mädchen mischt sie sich nicht ein. *Vildan* scheint sich ganz wohl in ihrer Rolle zu fühlen. Ansonsten ist *Vildan* auch ein sehr ruhiges Kind und sagt selten etwas von sich aus. Oftmals vermittelt sie

den Eindruck, daß sie nur passiv am Unterricht beteiligt ist. Das spontane Rollenspiel bedeutet somit für sie eine Aufforderung, sich aktiv in den Unterricht einzubringen. *Chantal* spielt sehr ausdrucksstark und natürlich. Ihre Sprache wird unterstrichen durch viel Gestik (klopft Ben auf die Schulter, stützt den Kopf auf den Arm auf, verschränkt wütend die Arme, stampft mit dem Fuß auf etc.) und Mimik (kichert, schluchzender Gesichtsausdruck). Sie identifiziert sich mit ihrer Rolle und spielt sehr überzeugend. *Chantal* gibt deutlich zu verstehen, daß sie von Ben beachtet werden möchte. Deshalb reagiert Ben mehr auf sie, als auf Anna. *Chantal* ist sonst eher ein ruhiges Mädchen, blüht aber im Spiel regelrecht auf und zeigt, was in ihr steckt.

Alexander hält die Arme vor dem Körper verschränkt und wirkt zu Beginn zurückhaltend. Im Laufe des Spiels wird er lockerer und zeigt zunehmend Gestik und Mimik beim Sprechen (hebt Schultern hoch, zieht den Kopf ein, geht auf das Mädchen zu, zeigt auf das Mädchen, zeigt auf sich, winkt zum Abschied, grinst, schaut zur Decke, abwartender Blick, beschämter Gesichtsausdruck). Er wird am Ende des Dialoges mit dem Mädchen richtig zu Ben und spielt ihn sehr überzeugend. *Alexander* ist ein cleverer aufgeweckter Junge, der nicht zurückhaltend aber einigermaßen angepaßt ist. Seine lustige Wesensart kommt im Spiel zum Ausdruck. In dieser Gruppe dominieren *Chantal* und *Alexander* eindeutig das Spiel. Sie reagieren stark emotional aufeinander und zwischen den beiden baut sich im Spielverlauf eine Spannung auf, die am Ende aufbricht. *Chantal* berührt als einziges Kind der Klasse ein anderes Kind (klopft Ben auf die Schulter). *Alexander* bringt an einer Stelle Sprache und Gestik in Einklang (... und mein Fußball). Am Ende der Szene entwickeln beide Kinder ausgehend vom Standarddialog ihr eigenes Spiel und spielen es mit sehr viel Nachdruck und Emotionalität.

Im Anbetracht der Beschreibung der einzelnen Schüler/innen kann man zusammenfassend feststellen, daß drei Jungen der Klasse sich im Spiel in ihrer Sprache, Gestik und Mimik sehr zurückhaltend geäußert haben. Ein Junge wollte überhaupt nicht spielen. Ein Junge war anfangs unsicher, legte die Unsicherheit aber im Laufe des Spiels ab. Ein Junge fühlte sich ausgesprochen wohl in seiner Rolle. Von fünf Jungen zeigten zwei Emotionen im Spiel. (2 von 6 Jungen, das ist ein Drittel)

Vier Mädchen spielten ausdrucksstark und waren emotional beteiligt. (4 von 10 Mädchen, das ist knapp die Hälfte) Drei Mädchen wirkten im Spiel recht überzeugend, gingen aber nur teilweise aus sich heraus. Drei Mädchen spielten sehr zurückhaltend. Mir scheint es, daß es eine Parallele zwischen dem Selbstbewußtsein von Kindern und ihrem spielerischen Ausdruck gibt. Selbstbewußte Kinder spielen oft sicherer und freier als zurückhaltende Kinder. Dennoch bildeten zwei sonst mehr ruhige Mädchen (Chantal u. Jelena) eine Ausnahme, denn im Spiel gingen sie sehr aus sich heraus und beeindruckten durch ihr selbstsicheres Auftreten. In dieser Stunde gelang es mehr Mädchen als Jungen, sich im spontanen Rollenspiel zu öffnen und den Gedanken und Gefühlen durch Sprache, Mimik und Gestik Ausdruck zu verleihen.

4.34 Reflexion

Meinem Eindruck nach hat die jeweilige Gruppenzusammenstellung Einfluß auf das Spiel. Wenn eine Spielerin oder ein Spieler locker bzw. angespannt ist, kann sich das auf die Mitspieler/innen übertragen. Wenn mehrere sprachlich schwache Kinder in einer Gruppe zusammenkommen, sind ihre spielerischen Möglichkeiten von vornherein eingeschränkter als in Gruppen mit redegewandten Kindern. Und letztlich hängt der Spielverlauf davon ab, wie die Schüler/innen

einer Gruppe aufeinander reagieren und wie sie sich gegenseitig wahrnehmen. In der 2. Sequenz auf dem Video wurden die Gruppen auch durch das Losverfahren gebildet, aber einige Kinder wollten nicht in ihren Gruppen spielen. Ich willigte ein, daß Kinder ihre Gruppen tauschten. Danach waren vier Gruppen gleichgeschlechtlich und zwei gemischt. Die Kinder saßen meistens mit dem Gesicht zur Kamera auf Stühlen oder auf dem Boden. Mir schien, daß die Schüler/innen im Sitzen entspannter spielten als im Stehen. Auch die Anspannung vor der Kamera zu spielen, hatte deutlich nachgelassen, es war nicht mehr so aufregend. Maciej, der in der ersten Sequenz nicht spielen wollte, spielte jetzt mit einem Jungen.

Im Spiel der 3. Sequenz auf dem Video zeigten die Kinder die meiste Kreativität. Die Aufgabenstellung war offen, das heißt die Schüler/innen spielten aus dem Buch eine Szene ihrer Wahl und begannen dann, ausgehend davon, frei zu improvisieren. Hier durften die Kinder ihre Mitspieler/innen selbst auswählen. Ich gab den Schülerinnen und Schülern bewußt diese Aufgabe, um zu beobachten, wie sich die Gruppen bezüglich des Geschlechts bilden würden. Es bildeten sich drei gleichgeschlechtliche und zwei gemischte Gruppen, in denen jeweils ein Mädchen mit zwei oder drei Jungen spielte. Für viele Kinder war es offenbar kein Problem, eine Rolle des anderen Geschlechts zu spielen.

Im Verlauf der drei Videosequenzen kann man eine positive Entwicklung und Veränderung im Spiel bei den meisten Kindern beobachten. Mädchen wie Jungen spielen freier vor der Kamera, setzen deutlich mehr Gestik und Mimik ein, sind lockerer geworden und haben an Selbstvertrauen gewonnen. Den deutlichen Zuwachs an Selbstbewußtsein bei den Jungen wie Mädchen betrachte ich als ein gutes Ergebnis für das spontane Rollenspiel. Nach der für viele Kinder aufregenden Erfahrung sich „selbst“ im Fernsehen zu sehen, beantworteten die Schüler/innen schriftlich

meine Frage: „Wie hat euch das Spielen gefallen, wie fandet ihr es, euch auf Video zu sehen)?“⁶²

- Ich fand es sehr schön. Ich hab mich blamiert. Ich fand mich auf dem Bildschirm gut.

- Das war echt klasse! Ich fand es lustig weil alle im Hintergrund gelacht haben und weil die meisten noch Witze eingebaut haben.

- Es war langweilig nur als ich dran war fand ich es gut ich möchte sowas nochmal machen.

- Peinlich, schön, lustig. Ich würde das gerne nochmal machen.

- Zwar gut, aber ich fand mich nicht so gut, die anderen Filme waren witziger und schön. Aber meiner war so langweilig.

- Ich fand es toll aber auch peinlich mich selber im Fernsehen zu sehen. Ich fand es auch lustig denn die meisten Schüler haben auch Scherze gemacht. Ich würde es gern noch mal machen nur das wir uns selber die Drehbücher schreiben.

- Es war super. Mir wars manchmal peinlich wenn ich dran war.

- Mir hat es gut gefallen als ich im Fernseher war und ich hatte die Stimme wie Lea.

- Ich hab mich geschämt, weil ich fand mich so komisch ich hatte eine andere stimme.

- Ich fand es toll aber es war sehr lustig und ich mußte mich tot lachen und ich habe mich auch geschämt

5 Auswertung der Fragebögen

Bei den Reaktionen der Schüler/innen auf Ben und Anna kam ich bei der Auswertung der Fragebögen zu folgenden Feststellungen:

Vier *Jungen* mochten lieber Ben, zwei Jungen mochten Ben und Anna. Am liebsten spielten sie Ben. Den Jungen gefiel an Ben gut, daß er Anna liebt, in ihrem Alter ist, in der Nase poppelt und daß er Anna geholfen hat. Es gefiel ihnen nicht, daß Ben andere schlägt, blöd ist und sein Verhalten beim Fußballspiel. An Anna gefiel

den Jungen, daß sie einen Zopf hat, in Ben verliebt ist, aus Polen kommt. Ihnen gefiel nicht, daß sie gemein ist, stinkt, braune Augen hat und gelacht hat. Vier Jungen nannten Onkel Gerhard als Ihre Lieblingsfigur aus dem Buch, nur zwei nannten Ben.

Sechs *Mädchen* mochten lieber die Anna, drei Ben und drei beide. Vier Mädchen spielten am liebsten Anna, drei Herrn Seibmann, zwei Katja und drei äußerten sich nicht passend zu der Frage. Den Mädchen gefiel an Ben, daß er Anna geküßt hat, ihr geholfen hat, nett, lieb und verständnisvoll zu Anna war, netter war als alle anderen Jungs. Ihnen gefiel aber nicht, daß Ben eifersüchtig war, den Ball auf Anna geworfen hat, in der Nase gepoppelt hat, alle verprügelt hat, schüchtern, ernst und aufdringlich ist. Den Mädchen gefiel an Anna gut, daß sie hinter Ben hinterhergerutscht ist (Kap. Ben und Anna tauchen), ihre großen Augen, daß sie Ben liebt wie eine Geliebte, Ben den Brief offen übergeben hat, Ben geholfen und geküßt hat, mutig, nett und tierlieb war. Ihnen gefiel gar nicht an Anna, daß sie mit Jens zusammen war, Ben beim Fußballspiel ausgelacht hat, das Geheimnis verraten hat, aufdringlich, schleimig und gemein war und ihre häßlichen Kleider. Die meisten Mädchen nannten als ihre Lieblingsfigur Onkel Gerhard, vier nannten Anna, zwei Trudi und jeweils eine Stimme fiel auf Ben. Holger, Bernhard, Katja.

Schlußfolgernd kann man sagen, die Jungen identifizierten sich durchaus mit Ben, denn sie mochten ihn lieber und spielten ihn am liebsten. Sie erwähnten aber keine weibliche Buchfigur; daraus könnte man schließen, daß sie sich nur in Ben und Onkel Gerhard empathisch einfühlen oder mit ihnen identifizieren konnten.

Die Mehrheit der Mädchen sprach sich für Anna aus, und ein Drittel spielte Anna am liebsten, andere spielten gerne Katja und drei sogar eine männlich Rolle. Die meisten Mädchen identifizierten sich demnach mit einer weiblichen Rollen, aber drei zeigen sich empathisch für die männliche Rolle des Herrn

Seibmann. Ihre Lieblingsfiguren waren nicht nur weibliche Personen, sondern überwiegend männliche Figuren (vor allem Onkel Gerhard).

Meinung der Schüler/ innen zu dem Buch:

Den meisten Kindern hat das Buch gefallen. 8 Mädchen antworteten auf die Frage mit ja, 4 mit na ja, 4 Jungen mit ja, 1 Junge mit ja und 1 Junge mit nein. Die meisten Kinder waren der Meinung, daß ihnen oder ihren Freundinnen und Freunden so eine Geschichte nicht passieren könnte. Ebenso waren die meisten Schüler/innen der Ansicht, daß andere Kinder dieses Buch auch gerne lesen würden. Beim gemeinsamen Lesen in der Klasse gefiel den Schülerinnen und Schülern, daß es so witzig war, so ruhig war, alle zusammen waren, jeder konnte lesen. Im Unterschied zum Lesen zu Hause schrieben die Kinder: Ich lese schneller und mache es mir gemütlich, ein bißchen langweilig, kann ich jederzeit aufhören und weiterlesen, ich lese abends im Bett, zu Hause fühle ich mich einsam- in der Klasse fühle ich mich wohl, manche Wörter verstehe ich nicht, nicht so eng etc. Den meisten Kindern hat das Rollenspiel und das Malen gut gefallen, aber nicht so sehr die Arbeitsblätter. Die Mädchen würden gerne in der Schule ein Buch über Pferde, Tiere oder einen Krimi lesen, Hanni und Nanni, Burg Bieberstein-gruselige Geschichten oder Teil 2 von „Ben liebt Anna“. Die Jungen interessieren sich für Fußballbücher, Teil 2 von „Der gute Räuber Willibald“, Janosch, Räuberbuch.

6 Resümee

Ich möchte zu der in der Einleitung gestellten Behauptung (a) und der Fragestellung (b) zurückkehren.

a) Mädchen können freier über ihre Gefühle reden als Jungen.

b) Wie werden Mädchen bzw. Jungen auf das Thema und auf Ben und Anna reagieren?

Zu a) Die Behauptung konnte schon nach wenigen Stunden der Einheit bestätigt werden: Ja, in dieser Klasse war es so. In den Unterrichtsgesprächen wurde dies ganz deutlich, denn die Mädchen beteiligten sich mehr und intensiver an den Gesprächen.

Zu b) Die Mädchen zeigten sich während der Einheit offener und interessierter an dem Thema Verliebtsein als die Jungen. (Vgl. 4.23 u. 4.33) Das Gefühlsthema war für die Mädchen ansprechender als für die Jungen. Hierbei spielte bestimmt die unterschiedliche Entwicklungsstufe von Jungen und Mädchen eine wesentliche Rolle. Die Mädchen befinden sich bereits in der Vorpubertät und für sie ist das Thema „Verliebtsein“ aktueller als für die Jungen. Diese Reaktionen sind aber auch abhängig von dem Leistungsvermögen und Verhalten der Schüler in der Klasse, in der die Mädchen ein großes zahlenmäßiges Übergewicht bilden und bei den Jungen berücksichtigt werden muß, daß 2 von 6 Jungen bezüglich ihrer Mitarbeit zurückhaltend und weitere 2 Jungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sehr schwach sind.

Ausgehend von der Auswertung der Fragebögen machte ich die Feststellung, daß die Jungen das männliche Identifikationsangebot nutzten und sich anscheinend nicht stärker in eine weibliche Figur empathisch einfanden. Die Mädchen dagegen identifizierten sich zwar stark mit Anna und anderen weiblichen Figuren, aber zeigten sich durchaus empathisch mit männlichen Buchfiguren. Diese Ergebnisse, nach der Auswertung der Unterrichtsstunden in bezug auf Empathie und Identifikation, decken sich mit den gemachten Aussagen in der Fachliteratur. Oftmals sind die Protagonisten in den Kinderbüchern männlich und ermöglichen den Jungen eine positive oder negative

Identifikation. Die Mädchen dagegen üben sich in der Empathie mit dem Protagonisten des Textes, unabhängig davon, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt.⁶⁴ „Mädchen sind geübt darin, empathisch auf Jungen-(probleme) einzugehen, sie sind ebenfalls geübt darin, auf identifikatorische Auseinandersetzung mit Mädchen- und Frauenfiguren zu verzichten.“⁶⁵ Die Jungen übernahmen zwar auf dem Video Mädchenrollen, aber wahrscheinlich nur, um das Spiel mit Mädchen zusammen zu vermeiden und nicht aus empathischen Gründen. Bei dem Buch „Ben liebt Anna“ wurde durch die Erzählperspektive aus der Sicht von Ben den Jungen die Identifikation mit dem Protagonisten angeboten. Deshalb wäre es gewinnbringend für beide Geschlechter, ihnen die Qualifikationsformen (den einen wird ein Identifikationsangebot gemacht, den anderen wird Empathie ermöglicht) im Austausch anzubieten, um Mädchen und Jungen beide Perspektiven auf literarische Texte zu eröffnen.⁶⁶ Aus diesem Grunde gilt es auch, Textangebote mit weiblichen Protagonisten zu machen, die so dargestellt sind, daß sich Jungen damit auseinandersetzen können. Für eine zukünftige Buchauswahl für eine Lerngruppe gilt es folgende Überlegungen zu treffen, um einen kritischen Blick bei der Auswahl von Texten für Jungen und Mädchen zu entwickeln. Die Geschlechtszugehörigkeit der Hauptfiguren und die gesamte Figurenkonstellation muß einer genauen Analyse unterzogen werden. Ebenso müßte überprüft werden, welche Angebote zur Identifikation und Empathie an Mädchen und Jungen durch die Figuren selbst im Buch gemacht werden. Außerdem ist es entscheidend, welche Angebote zur Identifikation und Empathie durch Figurenkonstellation und Empathie-struktur des Textes an Mädchen und Jungen gemacht werden.⁶⁸

Als Fazit zur Unterrichtseinheit möchte ich folgende Anmerkungen machen:

Ich ging davon aus, daß sich die Jungen und Mädchen beim Gespräch über Ben und Anna mit Aussagen zu ihren eigenen Gefühlen und Gedanken hinter den fiktiven Figuren verstecken würden. Das war aber von Anfang an nicht der Fall. Im Gegenteil, die Kinder bezogen sofort die Dinge auf sich selbst und brachten oft ihre Meinungen, Erfahrungen und Gefühle in der Ich-Form ein. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Für eine zukünftige Planung einer Unterrichtseinheit zu einem Buch würde ich einen kürzeren Zeitraum für die Lektüre wählen, und das Lesen offener gestalten. Das heißt, neben dem Sitzkreis sollten die Schüler/innen auch andere Sitzformen wie Gruppentische, Kuschelecke zum Lesen auswählen können. Eine gute Variante zu den Arbeitsblättern wäre, den Kindern offene Aufgaben zu dem Buch zu stellen.

Insgesamt betrachte ich die Lektüre als erfolgreich verlaufen, denn sie enthielt viele abwechslungsreiche Methoden und konnte so jedes Kind auf seine Art und Weise erreichen und hat allen viele neue Erfahrungen ermöglicht. Ich wünsche mir, daß die Lektüre bei vielen Mädchen und Jungen zu einer Stärkung ihrer Persönlichkeit beigetragen hat. Mir hat die Buchlektüre großen Spaß gemacht und war für mich von Anfang an genauso spannend wie für die Schüler/Innen. Ich habe verschiedene Methoden ausprobiert und würde sie wieder einsetzen (Rollenspiel. Video). Als eine besonders wertvolle Erfahrung betrachte ich die Auseinandersetzung mit der geschlechtsspezifischen Erziehung, sowie die damit verbundene Wahl des Unterrichtsmaterials und der Aufgabenstellung speziell für Mädchen und Jungen. Dies hat mir zu einer Bewußtseins-schärfung für zukünftige Unterrichtsvorhaben verholfen.

Literatur

Barlet. Birgitta: 'Ben liebt Anna' als Beispiel für ein verändertes Kindheits- und Kinderliteraturkonzept. Ein Klassiker des psychologischen Kinderromans in: Veränderte Kindheit in der aktuellen Kinderliteratur, hg. von Hans-Heino Ewers. Braunschweig 1995

Büttner, Christian/ Dittmann, Marianne (Hg.): Brave Mädchen- böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität in Kindergarten und Grundschule. Weinheim und Basel 1992

Carey, Patsy/ Holzschuher, Cynthia/ Kilpatrick, Susan: Literaturwerkstatt Grundschule. Mülheim an der Ruhr 1996

Christ. Hannelore: „Der ist halt seelisch auch fertig“ Identifikation und Empathie im literarischen Gespräch/ Jungen und Mädchen im literarischen Gespräch in: Christ, H./ Fischer, E./ Fuchs, C./ Merkelbach, V./ Reuschling, G.: „Ja, aber es kann doch sein...“ In der Schule literarische Gespräche führen. Frankfurt am Main 1995

Christ, Hannelore/ Fischer, Eva/ Fuchs, Claudia/ Merkelbach, Valentin/ Reuschling, Gisela: „Ja, aber es kann doch sein...“ In der Schule literarische Gespräche führen. Frankfurt am Main 1995

Daubert, Hannelore: Lehrerbegleitheft. Peter Härtling Ben liebt Anna. Weinheim und Basel ⁴ 1994

Daubert, Hannelore/ Ewers, Hans-Heino (Hg.): Veränderte Kindheit in der aktuellen Kinderliteratur. Braunschweig 1995

Doderer, Klaus (Hg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Weinheim und Basel 1977

Enders-Drägässer, Uta/ Fuchs, Claudia (Hg.): Frauensache Schule. Frankfurt am Main 1990

Faulstich-Wieland, Hannelore: Koedukation-Enttäuschte Hoffnungen? Darmstadt 1991

Fuchs, Claudia: „Weil sie ihn auch mag weil ehm * obwohl er sie so fertig gemacht hat“/ Die Sozialisation der Geschlechter und die Möglichkeiten der Lehrenden im literarischen Gespräch in: Christ, H./ Fischer, E./ Fuchs, C./ Merkelbach, V./ Reuschling, G.: „Ja aber es kann doch sein...“ In der Schule literarische Gespräche führen. Frankfurt am Main 1995

Härtling, Peter: Der Anspruch der Kinderliteratur. Hg. von Freundeskreis des Instituts für Jugendbuchforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/M. Jahresabgabe 1991

Härtling, Peter: Ben liebt Anna. Kinderroman. Weinheim und Basel ²1986

Hilgers, Andrea: Geschlechterstereotype und Unterricht. Zur Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen und Jungen in der Schule. Weinheim 1994

Horstkemper, Marianna: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen. Eine Längsschnittstudie über Mädchensozialisation in der Schule. Weinheim ²1991

Lenzen, Klaus- Dieter: Theater macht Schule. Schule macht Theater. Werkstattberichte, Theorie und praktische Hinweise. Arbeitskreis Grundschule e.V.-Band 81. Frankfurt am Main 1990

Peter-Petersen-Schule (Hg.): Schulgelände- und Spielflächengestaltung, Patenschaft für Park und Streuobstwiese in: Kinder planen ihren Stadtteil. Bundesländer-Modellversuch zur Umweltbildung. Hessen/Sachsen. Frankfurt am Main 1996

Pfister, Gertrud/ Valtin, Renate: MädchenStärken. Probleme der Koedukation in der Grundschule. Arbeitskreis Grundschule e.V.- Band 90. Frankfurt am Main 1993

Portmann, Rosemarie: Mädchen und Jungen. Gleichberechtigt - nicht gleichgemacht. Unterrichtsprojekte, Arbeitshilfen, Übungen, Rollenspiele. Mücke-Unterrichtsbroschüre für Lehrerinnen und Lehrer an Grundschulen. Hg. von Arbeitsgemeinschaft Jugend und Bildung e.V. Wiesbaden 1996

Rahmenplan Grundschule.

Hessisches Kultusministerium. Wiesbaden 1995

Sahr, Michael: Peter Härtling für Kinder- ein Projekt mit seinen Kinderbüchern unter besonderer Berücksichtigung des Buches „Ben liebt Anna“ in: 5x Kinderbücher im Unterricht. (Hg. ders.) Hohengehren 1994

Schnack, Dieter/ Neutzling, Peter: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg 1990

Südhoff, Sigrid/ Rolfes, Markus: Literaturkartei zu Peter Härtlings Erzählung „Ben liebt Anna“. Mülheim an der Ruhr 1994

Vogt, Gabriele: Literaturunterricht auf der Jahrgangsstufe 5/6. Unterrichtseinheiten zu den Kinderbüchern: D. Hüttner: Komm, ich zeig dir die

Sonne, P. Härtling: Ben liebt Anna. Materialien zum Unterricht. Heft 28. Hg. von Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung (HIBS). Wiesbaden 1981

Windisch, Almut: Geschlechterziehung in der Grundschule. Klett. Leipzig 1995

Zeitschriften

Auts, Astrid/ Grenz, Dagmar/ Josten, Kristina: Ben liebt Anna. Szenische Interpretation der Erzählung von Peter Härtling in: Praxis Deutsch, H. 136

Breiholz, Anja: Kinder lesen „Ben liebt Anna“. Rezeptionsuntersuchung zu Härtlings Kinderroman an Hand von Interviews in: Informationen Jugendliteratur und Medien 4, 1986

Grundschule: Einige sind gleicher ... Mädchen und Jungen in Schulen. 9/1991

Die Grundschulzeitschrift: Mädchen und Jungen. Ästhetische Erziehung zwischen Klischee, Wirklichkeit und Wunschvorstellungen. 40/1990

Die Grundschulzeitschrift: Sprache und Geschlecht. 93/1996

Höppner, Martina/ Spinner, Kaspar H.: „Ben liebt Anna“. Vorschläge zur Lektüre von Peter Härtlings Buch in: Praxis Deutsch, Sonderheft 1996

Horstkemper, Marianne: Kontaktbörse Grundschule. Zwischen Spaßkämpfe, erster Verliebtheit und Anmache in: Friedrich Jahresheft. Liebe und Sexualität. 1996

Horstkemper, Marianne/ Wagner-Winterhager, Luise (Hg.): Mädchen und Jungen-Männer und Frauen in der Schule in: Die Deutsche Schule. 1. Beiheft 1990

Hurrelmann, Bettina: Aktuelle Kinder- und Jugendliteratur in: Praxis Deutsch, H. 11/ 1992

Hurrelmann, Bettina: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur in: Praxis Deutsch, H. 135/ 1996

Mücke. Die starke Zeitschrift für Kinder: Mädchen und Jungen. 11/96. Wiesbaden

Niemann, Heide: Klassenlektüre- ohne daß es langweilig wird in: Die Grundschulzeitschrift, 75/1994

Praxis Deutsch: Mädchen-Junge. 73/1985

Südhoff, Sigrid: Literaturwerkstatt. Freiarbeit mit Peter Härtlings „Ben liebt Anna" in einer 4. Klasse in: Informationen Jugendliteratur und Medien 1992

Weschke-Meißner, Margret: Der stille Beitrag der Mädchen zur Schulkultur in: Mädchen und Jungen-Männer und Frauen in der Schule. Die Deutsche Schule. 1. Beiheft 1990

Klassenkorrespondenz nach Freinet

Ein Ansatz im fremdsprachigen Unterricht

"Unsere Kinder sollen fremde Sprachen nicht nur lernen, sie sollen sie erleben, erföhlen, mit einer fremden Kultur zusammenwachsen.

Erst dann ist eine wahre Begegnung, ein echtes Verstehen zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen möglich.

Das heißt, daß wir jedem Lerner helfen müssen, sich bewußt zu machen, wie man Sprachen erleben kann."



1 Einleitung

Vor ungefähr zwei Jahren bin ich im Rahmen meines Studiums, Hauptfach Französisch, auf das Buch: "Anders lernen im Fremdsprachenunterricht- Experimente aus der Praxis"¹ gestoßen. Es interessierten mich besonders die Aufsätze "Motivationen für Langsamler-Begegnung ohne Reisen" von Barry L. Jones und "Klassenkorrespondenz-Versuche zum freien Schreiben und Reden" von Angelika Raths. Die Idee, Schüler² im Fremdsprachenunterricht durch eine Brieffreundschaft mit gleichaltrigen Schülern aus dem Land der zu erlernenden Sprache zu begeistern und neben Briefen auch lebensnahe und authentische Materialien des Landes auszutauschen, gefiel mir. Als Schülerin habe ich selbst die Erfahrung gemacht, daß der Kontakt und Austausch mit meiner französischen Brieffreundin aus Lyon meine Einstellung zu dem Fach Französisch in der Schule veränderte. Von da an galt mein Lernen meiner Freundin, Frankreich, der Sprache und nicht zuletzt meiner Neugierde am noch Unbekannten, das sich mir Stück für Stück eröffnete. Genau diese Erfahrung motivierte mein Französischlernen, und ich fand sie in den obengenannten Aufsätzen wieder.

Im Herbst 1992 bereitete ich meine Bewerbungsunterlagen für einen Aufenthalt als "Deutsche Fremdsprachenassistentin" in Frankreich vor. Nach und nach kam mir der Gedanke, selbst eine Klassenkorrespondenz zwischen einer französischen und deutschen Klasse zu organisieren und auszuprobieren. Dadurch wäre es mir möglich, in meiner Examensarbeit ein Thema der Grundschul-pädagogik "Die Freinet-Pädagogik" mit einem praktischen Teil "Der Klassenkorrespondenz", im Rahmen meiner Arbeit als Fremdsprachenassistentin, zu verknüpfen. Zudem ergibt sich ein Bezug zwischen meinem Fach Französisch und der Freinet-Pädagogik, denn die Grundlagen zu dieser "pédagogie populaire"^{A1} wurden vor ca. 70 Jahren (1923/24) von dem französischen

Lehrer Célestin Freinet begründet, der seine Pädagogik in der französischen Grundschule entwickelte und mit anderen Lehrern immer weiter erprobte.

Mein Ziel ist es auszuprobieren, inwieweit sich die Klassenkorrespondenz auf die Motivation und die Leistungen der Schüler beim Lernen einer Fremdsprache auswirken kann. Insbesondere möchte ich mich auf die von Jones geprägte Formulierung "Begegnung ohne Reisen" stützen und somit in meine Planung keinen Schüleraustausch einbeziehen. Der Austausch von Zeitungen, Zeitschriften, Kassetten, Videos etc. sowie von Alltagsmaterialien erscheint mir besonders wichtig, daher habe ich mich entschieden, die Korrespondenz in Form von Päckchen durchzuführen.

Diese Arbeit habe ich in zwei große Teile gegliedert:

Im 1. Teil gehe ich auf Freinet selbst ein, sowie auf die Entwicklung der von ihm begründeten Schulbewegung, seine Kritikpunkte an der traditionellen Schule, seine pädagogischen Grundprinzipien und vor allem auf die von ihm geschaffenen Methoden und Materialien zur Veränderung des Unterrichts. Hans Jörg faßt Freinets Hauptanliegen von Erziehung wie folgt zusammen: "Erziehung darf nicht mit unnatürlichen Zwängen operieren, sie soll auf die Äußerungen und Bedürfnisse des Kindes hinhorchen und muß naturnah und natürlich sein. Nach Freinets Auffassung hat unsere Gesellschaft die Aufgabe, jedem Kind die bestmögliche Chance zu einer umfassenden und allseitigen Entwicklung seiner Persönlichkeit, seiner Fähigkeiten und Begabungen zu bieten." ³

Freinet drückt dieses Anliegen der Schulerneuerung an anderer Stelle so aus: "... l'école traditionnelle était centrée sur la matière à enseigner et sur les programmes qui définissaient cette matière, la précisaient et la hiérarchisaient... L'école de demain sera centrée sur l'enfant membre de la communauté. " ⁴

Im 2. Teil der Arbeit zeige ich die Entwicklung und den tatsächlichen Verlauf des Projektes: Klassenkorrespondenz im Fremdsprachenunterricht der Sek. I auf. Hierzu zählen die Begründungen für ein solches Projekt, die Einstellung der Schüler zu der Klassenkorrespondenz, die Zielsetzungen der Schüler und meine eigenen, die notwendigen Vorbereitungen und Planungen, die Beschreibung der Klassen in Deutschland und Frankreich, der wirkliche Verlauf und die dabei aufgetretenen Probleme, die Inhalte der einzelnen Sendungen, die Einstellung der Schüler zu der Fremdsprache und zu dem Projekt, die Auswertung von zwei Fragebögen vor und nach der Korrespondenz, letztlich die gemachten Erfahrungen, Ergebnisse und Verbesserungsvorschläge.

Wichtig scheint mir, zu erwähnen, daß Freinet mit Klassenkorrespondenzen fast ausschließlich in Grundschulklassen und in der Muttersprache gearbeitet hat. Die hier beschriebene Klassenkorrespondenz aber fand in der Sekundarstufe statt, deshalb werde ich im Anschluß näher auf die Diskussion in Deutschland um den Ansatz eines schülerorientierten Fremdsprachenunterrichts unter Einbeziehung der Freinet-Methoden eingehen.

Wenn ich in meiner Arbeit von Freinet schreibe, gehe ich vor allem auf den Pädagogen ein und weniger auf Freinet, als den politisch aktiven Menschen. Zwar wurde seine Bewegung bedeutend von seinen politischen Aktivitäten beeinflusst, aber für das gewählte Thema ist das von sekundärer Bedeutung.

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bedanken bei Herrn Lothar Weber für seine hilfreiche engagierte Mitarbeit bei der Klassenkorrespondenz, sowie bei Frau Brigitta Fisch, die so liebenswürdig war, mir ihre Klasse für eine Stunde pro Woche zur Verfügung zu stellen.

2 Die Freinet-Pädagogik

2.1 Ecole Moderne-Die Schulbewegung

In Frankreich arbeiten heute ungefähr 25.000, in Deutschland ca. 2000 und international in 35 Ländern mehr als 30.000 Lehrer nach den Zielsetzungen der Freinet-Pädagogik.⁵ Die Reform-bewegung fand ihren Ursprung durch den Zusammenschluß französischer Lehrer in der von Freinet gegründeten Lehrerbewegung: "Ecole Moderne".^{A2}

Diese Lehrer vereint die tiefe Kritik an den Methoden der herkömmlichen Schule. Ihr Ziel ist es, die Schule von ihrer gesellschaftlichen Basis her zu erneuern, hin zu einer natürlichen, naturnahen und den Bedürfnissen des Kindes entsprechenden Erziehung. Die Unterrichtsprinzipien der Freinet Lehrer widersprechen durch ihre 'Entstehung und Organisation von unten' der traditionellen Schule und lassen sich in ihrer Praxis nicht mit Werten wie Konkurrenz, Macht und Profitstreben vereinbaren. Aus diesem Grunde kann die Freinet-Pädagogik bei ihrem Bestreben, die herkömmliche Schule zu verändern, nicht als unpolitisch angesehen werden. "Wir lehnen die Illusion einer Erziehung ab, die sich selbst genügt und außerhalb der großen gesellschaftlichen und politischen Strömungen steht, die sie bedingen."⁶

Die starke Praxisbezogenheit der Freinet-Pädagogik und die Zusammenarbeit der Lehrer untereinander macht sie zu etwas besonderem im Meer von pädagogischen Konzepten und Theorien. Aufgrund dieser Merkmale ist es der Freinet-Pädagogik überhaupt gelungen, im staatlichen Schulsystem Fuß zu fassen und sich auszubreiten. Diese Pädagogik formuliert nicht nur theoretische Ansätze, sondern ist von Lehrern geschaffen worden, die in ihrer täglichen Praxis konkrete Unterrichtsmethoden und Materialien entwickelten, die für jeden durchschnittlichen Lehrer

ausführbar sind. 'Aus der Praxis- für die Praxis'. Alle erarbeiteten Materialien wurden tausendfach erprobt und durchgeführt:

"Unsere Ausführungen sind immer und ausschließlich die Frucht einer tastend sich vorarbeitenden Erfahrung, die wir in der Arbeit mit Kindern des normalen Volksschulmilieus erworben haben."⁷

Die Freinet-Pädagogik ist für Lehrer an normalen staatlichen Schulen, vor allem aber an Grundschulen, bestimmt. Durch die Entwicklung von konkreten Arbeitsvorschlägen und Materialien sowie durch die Zusammenarbeit der Lehrer in der Lehrerkooperative Ecole Moderne, ist die Freinet-Bewegung eine der radikalsten und wirkungsvollsten Alternativen für die Veränderung der traditionellen Schule und konnte bisher noch nicht realisierbare Erziehungsziele verwirklichen.

Wie kam es nun zu dieser erfolgreichen Bewegung der Ecole Moderne in Frankreich, die eine derartige Veränderung des Unterrichts in staatlichen Schulen bewirken konnte?

2.2 Leben Freinets

Célestin Freinet wurde am 15.10.1896 in dem südfranzösischen Dorf Gars in der Provence geboren.⁸ Er stammt aus einer einfachen Bauernfamilie und sein enges Verhältnis zur Natur und zu dem bäuerlich-handwerklichen Milieu, in dem er aufwächst, hat einen großen Einfluß auf sein ganzes späteres Leben. Seit 1913 besucht Freinet die Ecole Normale (Lehrerbildungsseminar) und wird 1915 zum Kriegsdienst eingezogen. Ein Jahr später wird er durch einen Lungenschuß schwer verwundet und verbringt die folgenden vier Jahre in Lazaretten und Sanatorien. Freinet gelingt es, durch einen eisernen Willen soweit gesund zu werden, daß er am 1. Januar 1920 in dem kleinen Dorf Barsur-Loup (Provence) seine erste Lehrerstelle in einer zweiklassigen Grundschule erhält.

Freinet stellt fest, daß er aufgrund seiner Sprechprobleme, die auf die Verletzung zurückgehen, niemals genügend Kraft haben wird, einen traditionellen stark lehrerzentrierten Unterricht zu praktizieren. Freinet ist mit der lebensfremden Atmosphäre in der Klasse, der Apathie und Interessenlosigkeit der Schüler unzufrieden und wird sich bewußt, daß dies mit dem fehlenden Bezug zwischen dem Unterricht und dem wirklichen Leben der Kinder zusammenhängen muß. Das Leben der Kinder soll in der Schule einen Platz bekommen, deshalb macht Freinet mit seinen Schülern am Nachmittag Ausflüge in die nähere Umgebung, wobei sie Handwerker und Bauern bei ihrer Arbeit beobachten. Die Schüler kommen nach solchen Ausflügen voll mit Eindrücken und Erlebnissen in die Schule zurück, wo sie dann gemeinsam einen Bericht über das Erlebte schreiben. Auch mit dem traditionellen Lesebuchunterricht gibt sich Freinet nicht zufrieden, denn die dort verfaßten Texte sind von Erwachsenen geschrieben worden und stellen keinen Bezug zum Leben der Kinder her. Freinet wendet sich ab Oktober 1923 der Entwicklung seiner eigenen Schuldruckerei zu, angeregt durch den Pädagogen Decroly, der bereits Schüleraufsätze druckte und als Schülerzeitung herausgab. Er erwirbt eine Druckpresse, und seine Schüler beginnen mit dem Schreiben von freien Texten, für die kein bestimmtes Thema vorgegeben ist. Bald entstehen auch Klassenzeitungen. Nach und nach ersetzen diese Texte die traditionellen Schulbücher, und durch die freien Texte und die Schuldruckerei können die Kinder ihre Interessen und Erfahrungen in die Schule einbringen. Die Schuldruckerei wird damit zum Symbol der Freinet-Bewegung. 1924 organisiert Freinet die erste Klassenkorrespondenz mit dem Lehrer Daniel aus Trégunc (Bretagne). 1924 gründet Freinet mit Lehrern, die mit den Methoden der herkömmlichen Schule auch nicht einverstanden sind wie er, die "Coopérative de l'Enseignement Laïc" (C.E.L.), deren Sitz in Cannes ist und aus der später die französische

Lehrerbewegung Ecole Moderne (Institut Coopératif de l'Ecole Moderne= ICEM) hervorgeht. 1926 gibt es bereits neun Schulen, die drucken und mit Freinet korrespondieren. Im selben Jahr heiratet Freinet Elise, die auch Lehrerin ist und ihn lebenslang in seinen Vorhaben als eine tatkräftige Mitarbeiterin unterstützen wird. 1927 veröffentlicht Freinet sein Buch über die Schuldruckerei. Im April desselben Jahres gibt er seine erste Ausgabe der "Gerbe" (=Garbe) heraus, einer Sammlung von selbstge-schriebenen und - gedruckten Texten von und für Kinder.

Freinet ist als Mitglied in der Gewerkschaft politisch aktiv und verfaßt für Zeitschriften und Tageszeitungen Schriften zu seinen Unterrichts-erfahrungen und regt eine breite Diskussion über seine Lehrmethoden an. Im Jahre 1932 erscheint die engagierte Fachzeitschrift zu Erziehungsfragen

" L'éducateur prolétarien". Im selben Jahr findet der erste Kongreß der Ecole Moderne mit bereits mehr als hundert Mitgliedern in Tours statt. Dieser Kongreß findet danach regelmäßig einmal jährlich bis 1935 statt. 1928 besucht Freinet den internationalen pädagogischen Kongreß in Leipzig, wo er alle bekannten Reformpädagogen dieser Zeit kennenlernt. Zeit seines Lebens bleibt Freinet mit den Pädagogen wie Petersen, Decroly, Kerschensteiner, Gansberg, Scharrelmann, Gaudigs u.v.a. über Briefwechsel und durch seine zahlreichen Reisen in Europa zu internationalen Kongressen in Kontakt. Ebenfalls stattet er den Reformschulen von Hermann Lietz, Paul Geheeb, Adolph Ferrière einen Besuch ab. Bei dem obengenannten Kongreß in Leipzig stellt Freinet seine Technik der Schuldruckerei vor und stößt auf großes Interesse. Im gleichen Jahr werden Freinet und seine Frau nach Saint-Paul de Vence (bei Cannes) versetzt, wo sie beide unterrichten können. 1929 tritt Freinet in die PCF (Kommunistische Partei Frankreichs) ein. Je mehr die Freinet-Bewegung an Anhängern gewinnt und ihre Vorgehensweisen die Grundprinzipien der

bestehenden Schule in Frage stellen, desto häufiger entstehen Konflikte mit den Eltern und der Schulbürokratie. In Saint-Paul werden Freinet und seine Frau bald mit den dort herrschenden starken Klassengegensätzen konfrontiert. 1932 wird der freie Text von drei Schülern schließlich der Anlaß für einen Schulkampf, "der sich zu einer schulpolitischen Konfrontation auf nationaler Ebene ausweitete."⁹ Beendet wird er 1933 mit der Entlassung Freinets aus dem staatlichen Schuldienst. Freinet und seine Frau verlassen 1934 St.-Paul und gründen in der Nähe von Vence ein privates Landerziehungsheim nach dem Vorbild von H.Lietz und P. Geheeb. Diese Schule wird für eine zeitlang zum Zentrum der Freinet-Bewegung und viele Besucher nehmen am Unterricht teil. Die Mitgliederzahl der C.E.L ist mittlerweile auf 1500 Mitg! ieder angewachsen. Vor dem Krieg findet 1939 der letzte Freinet-Kongreß statt. In den Jahren 1940/41 wird Freinet mehrmals festgenommen und freigelassen und gelangt in Internierungslager der Vichy Regierung, denn er wird als politisch verdächtig angesehen, weil er im Spanischen Bürgerkrieg Partei für Lehrer ergreift, die eine proletarische Schule verteidigen.¹⁰ Nach seiner Freilassung bleibt er schließlich bis 1944 versteckt, um einer erneuten Verhaftung zu entgehen. Dann wird er Führer der Widerstandsbewegung in der Region von Briançon. Ende desselben Jahres kehrt er wieder zu seinem Landerziehungsheim bei Vence zurück. Während seiner Inhaftierung schreibt Freinet die erste Fassung mehrerer Bücher und veröffentlicht viele davon in den Jahren zwischen 1946-50. Bedeutend ist vor allem das Buch "L'Ecole Moderne Française", das zum Wiederaufbau seiner pädagogischen Bewegung beitragen soll. Zu dieser Zeit hat Freinet große Schwierigkeiten aufgrund seiner Zusammenarbeit mit linksorientierten Gruppen. In Cannes gründet Freinet 1948 das Institut Coopératif de l'Ecole Moderne (I.C.E.M.), das aus 30 Facharbeitsgruppen besteht und die Arbeit der Freinet-Gruppen der einzelnen

Departements in Frankreich bei ihrem Wiederaufbau unterstützen und koordinieren soll. Unter Protest tritt Freinet im gleichen Jahr aus der PCF aus, da er mit den Ereignissen in der Sowjetunion nicht mehr einverstanden ist und einsieht, daß sich seine Parteizugehörigkeit nachteilig auf seine Pädagogik auswirkt: "Ich werde mich nicht einseitig einer politischen Gruppe anschließen. Wenn die Politik sich der Schule bemächtigt, zieht die Pädagogik aus. Uns geht es um das Kind und nur um das Kind." ¹¹

1961 wird die Fédération Internationale des Mouvement de l'Ecole Moderne (FIMEM) gegründet und ist zuständig für die internationale Verbreitung und Koordinierung der Freinet-Reformbewegungen in Belgien, Schweiz, Algerien, Holland, Italien und anderen Ländern. Die FIMEM bietet jedes Jahr Kurse von 14-tägiger Dauer an, zur Einführung in die Freinet-Techniken und ihrer pädagogischen Prinzipien. Von 1962 an nimmt jährlich eine Gruppe von deutschen Lehrern und Studenten an dem internationalen Kongreß der Freinet Bewegung teil. 1965 findet der letzte Kongreß der C.E.L., an dem Freinet selbst noch teilnimmt, in Brest statt. Am 8.10.1966 stirbt Freinet und wird in Gars begraben.

Die Gründung dieser drei Kooperativen C.E.L. / I.C.E.M./ und F.I.M.E.M. ermöglicht eine kostendeckende und von Verlagen unabhängige Produktion von Arbeitsmaterialien, die von den Freinet-Lehrern geschaffen, erprobt und systematisch eingesetzt werden. Die Organisation der C.E.L ist heute für die Herstellung und Verbreitung der Freinet-Materialien zuständig.

Ab Mai 1968 macht sich in der Freinet-Bewegung ein starker politischer Einfluß der 'Neuen Linken' bemerkbar und führt zu einer Öffnung und einer verstärkten Selbstkritik der Bewegung. Viele neue Lehrer stoßen dazu und das Unterrichten nach der Methode Freinets wird zur Mode, wobei seine Ideen und Absichten in der

Praxis vieler Lehrer nur noch in verfremdeter Form wiederzufinden sind. Zu dieser Zeit wirken etliche Freinet-Lehrer aktiv in Bürgerinitiativen, Gewerkschaften und Umweltschutz-gruppen mit, da sie ihre Pädagogik als einen Beitrag für die zukünftige Erneuerung der Gesellschaft verstehen.

2.3 Kritik an der traditionellen Schule

Alle Lehrer, die sich der Ecole Moderne angeschlossen haben, üben grundlegende Kritik an der traditionellen Schule und ihrer Unterrichts-methoden. Ich möchte kurz die wichtigsten Kritikpunkte der Freinet-Pädagogik darlegen:¹²

- Radikale Trennung von Schule und Leben

Die Schule ist lebensfremd und berücksichtigt in keiner Weise die Bedürfnisse und Interessen der Kinder.

- Die Hand- und Kopfarbeit wird getrennt.

Der Unterricht ist nur auf verkopftes Lernen hin orientiert.

Die Schüler erhalten ein Schulbuchwissen, ohne zu verstehen, wovon sie reden. Die einzelnen Fächer und der Unterricht selbst werden in Einheiten aufgesplittet.

- Starke autoritäre Lenkung des Unterrichts durch den Lehrer.

Die Schüler werden zu Unselbständigkeit, Passivität und blindem Gehorsam erzogen.

- Sinnlose Übungen, Konkurrenz und Leistungsdruck zerstören die Möglichkeit für freies, selbstbestimmtes Lernen, das auf Zusammenarbeit und Interesse der Schüler beruht.

- Die kindlichen Bedürfnisse und Interessen werden unterdrückt. Der Unterricht richtet sich nur nach dem Lehrer und den Lehrplänen. Das Lernen ist fremdbestimmt.

- Die schulische Sozialisation bewirkt eine Selektion der Kinder nach ihrer sozialen Herkunft, richtet sich gegen ihre Interessen und Initiativen und stabilisiert die bestehenden politischen gesellschaftlichen Verhältnisse.

2.4 Pädagogische Ziele

Für Freinet ist die Arbeit der Motor für das ganze Lernen und bildet den Mittelpunkt für das kindliche Handeln und den Unterricht.¹³ Die Arbeit sei ein elementares Bedürfnis aller Menschen, davon wird hier ausgegangen. Damit ist aber nicht eine entfremdete Tätigkeit gemeint, sondern eine Arbeit, "... mit der das Individuum seine wichtigsten physiologischen und psychologischen Bedürfnisse befriedigen kann, die ihm zur vollen Entfaltung seines Ichs unentbehrlich sind."¹⁴ Die Arbeit soll motivierend und freiwillig sein und eine Einheit zwischen geistigen und manuellen Tätigkeiten bilden. Um die Idee einer kooperativen Arbeitsschule, ^{A3} die auf einer offenen und befreienden Erziehung beruht, verwirklichen zu können, müssen die herkömmlichen Arbeits- und Inhaltsformen des Lernens vollkommen verändert werden. Ein Unterricht, der den pädagogischen Grundprinzipien der Freinet Pädagogik folgt, zieht die folgenden Veränderungen nach sich:

- Der Unterricht soll sich an den Bedürfnissen und Interessen des Kindes orientieren. Das Kind soll die Möglichkeit und Hilfe bekommen, um seine eigene Persönlichkeit und sein kindliches Denken zu entfalten. Bedeutend ist hierfür der "freie Ausdruck" von Gefühlen und Gedanken im praktischen, musischen und künstlerischen Bereich.

- Das Lernen geht jetzt vom täglichen Leben des Kindes und seiner Umwelt aus. Es lernt nun aus den eigenen Erfahrungen durch "tastendes Versuchen",^{A4} es

untersucht, experimentiert, produziert und druckt. Das Lernen ist selbstbestimmt und kein passives Buchwissen mehr.

- Die Lehrerrolle im Unterricht verändert sich grundlegend, denn er hat nicht mehr alleine das Wort und die Macht. Seine Aufgabe ist es nun, die notwendigen Arbeitsmaterialien und Arbeitstechniken bereitzustellen, die Kinder in ihrer Arbeit zu unterstützen, zu beraten und somit das Lernen zu organisieren. Die Kinder arbeiten kooperativ und selbstbestimmt, denn für Konkurrenz ist hier kein Platz mehr.

- Den Frontalunterricht gibt es nicht mehr. Er wird durch gemeinsame Vorhaben wie Diskussionen, außerschulische Erkundungen, Vorträge von einzelnen Schülern, Gruppen- und Einzelarbeit ersetzt.

- Die Fächertrennung und Einteilung in Stunden wird aufgehoben. Der vorherbestimmte Lehrplan wird durch einen von der Klasse gemeinsam beschlossenen Arbeitsplan, sowie durch Einzelarbeitspläne der Schüler ersetzt. Die Schüler bestimmen und organisieren nun größtenteils ihre Arbeit selbst.

- An die Stelle des traditionellen Notensystems treten verschiedene Leistungskontrollen, an deren Beurteilung sich Schüler und Lehrer gleichermaßen beteiligen und bei der auch die geleistete Anstrengung und Arbeit ihre Berücksichtigung findet. Auf diese Weise wird bei den Schülern die Eigeninitiative gefördert und das Selbstvertrauen gestärkt.

- Die gewohnten Arbeitsmittel wie Schreibheft, Lesebuch, Wandtafel werden von Setzkasten, Druckpresse, Dokumentensammlung, Klassenbibliothek und allen möglichen Werkzeugen und

Materialien ersetzt. Eine ausgewogene Verbindung von intellektuellen, manuellen und künstlerischen Tätigkeiten wird damit erreicht.

2.5 Die wichtigsten Methoden und Materialien für den Unterricht

Der Begriff "Unterrichtsmethoden" spielt eine bedeutende Rolle in der Freinet Pädagogik. Alle pädagogischen und methodischen Maßnahmen, die diese Pädagogik ausmachen, wie der freie Text, die Druckerei, die Klassenzeitung, die Korrespondenz und der freie künstlerische Ausdruck werden mit diesem Begriff bezeichnet, dies trifft auch auf die Einrichtungen wie Klassenrat und Wandzeitung zu. Freinet wählte mit Bedacht den Begriff "techniques"¹⁵ aus, um auf die praktischen und auf die Eigenaktivität des Kindes ausgerichteten Methoden hinzuweisen. Er betont damit die notwendigen handwerklichen Fähigkeiten, die bei der Realisierung dieser pädagogischen Grundsätze nötig sind.¹⁶ Diese Methoden werden in fast allen Freinet-Klassen angewandt und entsprechend den jeweiligen Verhältnissen der Schule und Gesellschaft angepaßt und weiterentwickelt, da sich zum Beispiel die Lernsituation in einer Stadtschule wesentlich von derjenigen einer Landschule unterscheiden kann.¹⁷ Sie können auch bei schwierigen Verhältnissen in der Schule eingesetzt werden. Das Material für die Unterrichtsmethoden spielt für Freinet eine zentrale Rolle, er schreibt:

"Es geht darum, unser ganzes Erziehungssystem von der materiellen Basis her umzugestalten."¹⁸

Denn Druckpresse, Dokumente und Werkzeuge können das ganze Lernen in der Klasse entscheidender verändern, als bloße Zielvorstellungen eines Lehrers ohne bleibende Wirkung.

Die Unterrichtsmethoden verwirklichen bereits beim Erlernen der Grundfähigkeiten wie Lesen und Schreiben die Hauptprinzipien der Freinet-Pädagogik:

- Freier Ausdruck des Kindes ("l'expression libre") -
- Motiviertes Lernen in der Gemeinschaft
- Verbindung von Schule und Leben

- Gleichgewicht von geistiger und körperlicher Arbeit

Der freie Ausdruck gehört als ein wichtiges Prinzip zur Freinet-Pädagogik und umfaßt weitere Formen wie:

- Das freie Malen. Die Kinder können genauso wie beim freien Text den Zeitpunkt dafür selbst bestimmen oder einfach malen, wenn ihnen nach Entspannung zumute ist.

- Der Linoldruck und Limograph ähneln beide einer Abzugsmaschine und vervielfältigen Zeichnungen zur Ausschmückung der freien Texte und der Klassenzeitung.

- Fotografieren und Filmen sind aufwendiger und kostspieliger und werden deshalb nur in wenigen Freinet-Klassen durchgeführt.

- Freie Musik bedeutet vor allem, daß die Kinder selbst komponieren, das heißt, freie Texte und Reime ihrer Wahl vertonen.

- Tanz, körperlicher Ausdruck, Theater und Rollenspiel sind wichtig für die Befreiung von inneren Blockierungen.

Viele Anregungen für den Unterricht entstehen aus den verschiedenen Formen des 'freien Ausdrucks' und den anderen Methoden. Dem Lehrer ist es dadurch besser möglich, die einzelnen Interessen der Schüler zu

erkennen und an sie anzuknüpfen, um das Lernen stärker zu motivieren.

Weitere Methoden und Materialien für den Freinet-Unterricht sind folgende:

- Praktische Arbeiten und Experimente

Für das Zusammenwirken von Kopf- und Handarbeit sind die "Arbeitsateliers" von Bedeutung. Ein Atelier kann sich entweder im Klassenraum oder in einem angrenzenden Raum befinden und besteht aus einer Arbeitsecke mit den notwendigen Materialien für die jeweilige Aktivität. Die Schüler können ihre Arbeit frei wählen, tragen diese aber in ihren Arbeitsplan ein. Die Schüler sind nun aktiv und praktisch bei ihrer Arbeit und werden hilfreich unterstützt von Heften mit Arbeitsanweisungen und Experimentiervorschlägen, die von der Ecole Moderne entwickelten wurden.

- Die Untersuchungen außerhalb der Schule sollen den Erfahrungshorizont der Kinder erweitern und damit die Trennung von Schule und Leben aufheben. Zum Beispiel durch Besuche einer Gruppe von Schülern oder der ganzen Klasse bei Bauern, Handwerkern etc. und die spätere Auswertung im Unterricht.

- Individuelle Arbeit mit Arbeitsblättern. Arbeitsheften und Dokumenten. Die Schüler sollen sich regelmäßig ein Wissen in den verschiedenen Lernfächern individuell erarbeiten und benutzen hierfür Hefte einer Arbeitsbibliothek, einer Dokumentensammlung und Arbeitskarteien zur Selbstkontrolle.

a) Die Arbeitskarteien zur Selbstkontrolle ("fichiers autocorrectifs") werden von den Schülern selbst korrigiert und unterstützen sie beim Lernen von Grundwissen in Bereichen wie z.B. Mathematik, Grammatik und Rechtschreibung. Die Lehrer können mit Hilfe dieser Arbeitskarteien einen Kompromiß

zwischen den Grundsätzen der Freinet-Pädagogik und den offiziellen Lernzielen der Staatsschule schließen.

b) Die Arbeitsbibliothek (bibliothèque de travail) umfaßt mehr als 900 themenzentrierte Hefte, die von den französischen Lehrern selbst erprobt, herausgegeben und über die CEL verkauft werden. Wenn sich nun ein Schüler für ein bestimmtes Thema interessiert, kann er in dem betreffenden Heft nachschlagen und eventuell ein kurzes Referat zu diesem Thema in der Klasse halten.

c) Die Dokumentensammlung umfaßt alle in der Klasse erarbeiteten Texte, Referate, Protokolle, Zeichnungen sowie Fotos und Texte aus Büchern und Zeitungen. Mit der Zeit entsteht so ein von den Kindern selbst aufgebautes Archiv.

Die herkömmlichen Schulbücher und Unterrichtsfächer werden von den eben genannten Arbeitsmitteln und einer Klassenbibliothek, die aus normalen Büchern besteht, ersetzt. Die Freinet-Lehrer lehnen die Arbeit mit den üblichen Schulbüchern ab, da die Kinder durch die Buchlektionen nur ein einheitliches künstliches Buchwissen erhalten und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten zum Fragestellen und Problemlösen dabei nicht gefördert wird. Die Vielzahl der Arbeitsangebote in einer Freinet-Klasse erfordert eine gute Organisation, damit für Disziplin und Koordination im Unterricht gesorgt wird. Entscheidend bleibt jedoch immer, daß die Schüler ihren Unterricht selbst bestimmen (Kooperative) und ihn mit Hilfe von Arbeits- und Wochenplänen gemeinsam planen und organisieren.

In den Arbeitsplänen werden die Vorhaben für den nächsten Tag oder die nächste Woche von den Schülern gemeinsam mit dem Lehrer beschlossen. Es wird dabei geregelt, wann Untersuchungen außerhalb der Schule

stattfinden und welche Zeit für die individuelle Arbeit oder Gruppenarbeit genutzt wird.

In dem individuellen Arbeitsplan entscheidet der Schüler, welche Aufgaben er in den nächsten Tagen erfüllen will, wobei einige Aufgaben davon Pflicht sind, wie Lernen mit den Arbeitskarteien zur Selbstkontrolle. Denn der staatliche Unterricht kann sich nicht vollkommen an den Bedürfnissen der Schüler orientieren. Bei den meisten Vorhaben aber können die Schüler ihre Arbeit frei wählen. Die Schüler müssen ihren festgelegten Arbeitsplan einhalten, was von ihnen eine gewisse Selbstdisziplin und eine gute Arbeitseinteilung verlangt.

Zwei Institutionen ermöglichen den Schülern, den Unterricht selbständig zu gestalten und zu verwalten:

1. Der Klassenrat

In dieser Versammlung werden in einem offenen Gespräch Konflikte geklärt, Vorschläge für den weiteren Verlauf des Unterrichts besprochen, und die Schüler können Kritik und Zustimmung den Mitschülern und dem Lehrer gegenüber äußern.

2. Die Wandzeitung

Hier können die Schüler unter den Stichworten: Ich kritisiere/ ich beglückwünsche/ ich wünsche/ ich habe gemacht ihre Meinung äußern.

Für wirksame pädagogische Veränderungen im Unterricht ist letztlich das Zusammenspiel aller genannten Methoden und Materialien entscheidend.

2.51 Freier Text

Der freie Text ("texte libre")¹⁹, als ein Element des freien Ausdrucks, tritt an die Stelle des traditionellen

Aufsatzes. Er soll in der Klasse ein Klima der Freiheit und des Vertrauens schaffen, in dem sich das Kind öffnen und frei schreiben kann. Die Kinder lernen ihre Umwelt genauer zu betrachten und werden sensibler dafür. Sie sind ungebunden in der Wahl des Themas und des Zeitpunktes für das Schreiben ihres freien Textes und können über Erlebnisse schreiben, sowie über Träume, Gedanken oder alles, was sie gerade besonders bewegt. Als Anreiz für das Schreiben wählen die Schüler gemeinsam jeden Tag oder einmal in der Woche einen der freigeschriebenen Texte zum Drucken aus. Dieser wird in der Klasse korrigiert, und dann von 2-3 Schülern und dem Autor gedruckt. Die gedruckten Texte werden illustriert und zu einer Klassenzeitung zusammengefügt, die an die Eltern und an andere Klassen verkauft oder an die Korrespondentenklasse verschickt wird. Die Kinder erfahren für ihr Schreiben Anerkennung von den Eltern und Mitschülern.

Für den freien Text ist von Bedeutung:

- Wieviel freie Texte ein Kind schreibt, hängt von seiner Motivation ab. Ein Kind schreibt nur gerne, wenn es dafür einen Grund sieht wie Klassenzeitung, Korrespondenz o.ä.
- Der freie Texte darf nicht verschult werden, und die Arbeit sollte sich nicht über mehrere Tage hinziehen, sonst läßt das Interesse daran schnefl nach.
- Auch ein oder zwei interessante aber nicht gewählte Texte können verbessert und dann in ein besonderes Heft der Klasse für freie Texte übertragen werden.
- Der Lehrer hat die Aufgabe dafür zu sorgen, daß sich jedes Kind beim Schreiben persönlich einbringen kann, sich anerkannt fühlt und nicht wegen anderer vorlauter Schüler zu kurz kommt. Er soll das Kind ermutigen und

es in seinen Gedanken und Texten bekräftigen, aber diese nicht stark beurteilen oder zensieren.

Der freie Text erfüllt eine "pädagogische" Funktion. Denn über ihn kann der Lehrer einen neuen Zugang zu dem Kind finden, es besser verstehen lernen, seine Neigungen und Interessen erkennen und davon ausgehend konkretere Aufgabenstellungen für die praktische, künstlerische und intellektuelle Arbeit entwickeln. Auch eine "therapeutische" Funktion kommt dem freien Text zu. Beim Schreiben kann das Kind seine Erfahrungen und Probleme verhüllt oder offen ausdrücken, dabei eigene Ängste und Schwierigkeiten überwinden und sich von ihnen distanzieren. Im weiten Sinne besitzt der freie Text auch eine "politische" Funktion, denn es gilt nicht mehr alleine, was der Lehrer oder das Schulbuch sagt. Die Schüler haben einen Einfluß darauf, worüber in der Klasse gesprochen wird, und können sich zu Wort melden und werden angehört.

Für das Schreiben von freien Texten ist die Begeisterung besonders wichtig. Das Kind bedarf einer Eingewöhnungszeit, um sich dafür zu interessieren und zu begreifen, daß seine Worte für die Klasse und sein eigenes Leben wichtig sind. Das entscheidende Interesse entsteht aber erst durch das Drucken und die Veröffentlichung der freien Texte.

Zusammenfassend gesagt sind die Vorteile des freien Textes:

- Kreativität und Spontanität
- Direkter Zugang zum Leben und Umfeld des Kindes
- Freier Ausdruck
 - Mittel- und Ausgangspunkt für alle weiteren Aktivitäten und Handlungen im Unterricht

Folgende Forderungen an den freien Text sind zu beachten:

- Die im freien Text ausgedrückten Gedanken müssen wirklich frei sein, was unter Beachtung der Aussage des Kindes nicht die Bearbeitung des Ausdrucks und der Rechtschreibung ausschließt. Denn es soll seinen sprachlichen Ausdruck und seine Kritikfähigkeit üben.
- Das Kind soll beim Vorlesen seines freien Textes eigene Erfahrungen sammeln. Zum Beispiel: es hat den Text zu schnell hingeschrieben, oder er ist schwer leserlich.

2.52 Druckerei

„Indem das Kind setzt, schafft es ein wenig Leben und, vor allem, einen Teil seines eigenen Lebens. Dieser Setzrahmen, den es soeben ausgefüllt hat und dessen Fehler es jetzt berichtigt, enthält einen lebendigen Teil jenes Textes, der es interessiert hat; und das ist keine vergebliche Arbeit.“²⁰

Die Schuldruckerei fördert den freien Ausdruck und die Aktivität des Kindes. Das Drucken gibt dem Schreiben einen Sinn und ist der Schritt zur Veröffentlichung der freien Texte. Die Schüler werden so im Bezug auf das Geschriebene und Gedruckte anderer Menschen eher aufmerksam und empfänglich. Die Druckerei gibt den Schülern im begrenzten Maße Macht, sagt Freinet, denn sie werden kritikfähiger vor dem gedruckten Wort und lassen sich nicht mehr so stark davon beeindrucken. Die Druckerei vereint alle wichtigen Zielsetzungen der Freinet-Pädagogik: Die praktische und intellektuelle Arbeit wird miteinander verbunden, das persönliche und gemeinsame Verantwortungsgefühl sowie die Kooperation wird gefördert, der Arbeit und dem Schreiben wird ein Sinn gegeben, Kinder können ihre Gefühle und Gedanken frei äußern, und die Grundfertigkeiten des Lesens und Schreibens werden besser und sinnvoller erlernt.²¹

Beim Setzen der Lettern wird die Feinmotorik entwickelt und die Konzentration geübt, denn jedes Schriftzeichen ist wichtig und erfordert die volle Aufmerksamkeit. Für das Erlernen der Rechtschreibung verzeichnet das Setzen und Drucken einen besonders großen Erfolg, da es erheblich mehr Zeit und Genauigkeit beansprucht, die Wörter mehrmals gesetzt und kontrolliert werden.

"Beim Drucken wird die Sprache von den Händen der Kinder auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt, sie ist keine anonyme Formulierung mehr, sondern wird ihre eigene Schöpfung."²²

Der größere Zeitaufwand beim Drucken bewirkt, daß legastheniespezifische Fehler nicht mehr vorkommen oder von vorneherein vermieden werden. Durch eine mehrjährige wissenschaftliche Untersuchung an 320 Erstkläßlern an der Universität Saarbrücken wurde dies erwiesen.²³

Beim Lesen- und Schreibenlernen ersetzt die Technik des Druckens von lebensnahen Texten der Kinder die Schulbücher, sprich die "Fibel". Das Lesenlernen nach der Ganzheitsmethode ist ein wichtiges Element der Freinet-Pädagogik und folgt nicht mehr der Methode des Lesenlernes einzelner Buchstaben, sondern beginnt mit dem Lesen von Wörtern im Ganzen.

Für die innere Differenzierung beim Schreibenlernen ist die Druckerei ebenfalls ein gutes Mittel. Am Anfang drucken die geschickteren Kinder, deren Feinmotorik schon besser entwickelt ist, und helfen dabei einem leistungsschwächerem Kind. Die leistungsstärkeren Kinder greifen schon nach 6-8 Wochen zum Schreibgerät, und beginnen Formen der gedruckten Buchstaben und Wörter nachzufahren und gehen dann in freies Schreiben über. Der Lehrer kann so in einer Klasse gut differenzieren, denn die weiterentwickelten Schüler schreiben bereits, während die schwächeren noch setzen und drucken und dadurch mehr Sicherheit

beim Schreiben gewinnen. Erst nach der ausreichenden Übung der Druckschrift wird zur Schreibschrift gewechselt.²⁴ Dieses Lernen aus dem eigenen Antrieb des Kindes heraus vom "... Lallen zum Sprechen, vom Sprechen zum malenden Darstellen und vom einfachen malenden Darstellen über Kritzeleien zum Schreiben und Lesen."²⁵ entspricht Freinets Theorie des "tastenden Versuchens". Das Kind versucht sich uns durch diese Tätigkeiten, je nach seinem momentanen Entwicklungsstand, mitzuteilen.

2.53 Klassenzeitung

In ihrem Aufsatz berichten H. Meier und I. Meier-Olek von ihrem weiteren Vorgehen, nachdem die Klassenzeitung fertiggestellt war.²⁶ Jedes Kind erhält ein Exemplar der Zeitung und kann sie in Ruhe ansehen und darin lesen. Danach lesen die Autoren ihren eigenen Text vor und erhalten von ihren Mitschülern ein Echo darauf, z.B. Verständnisfragen, Lob, Anregungen etc. So erlebt der jeweilige Autor wie seine Geschichte bei den Lesern ankommt und wie sie von ihnen verstanden wird und kann mit der Zeit lernen, sich leichter in den Leser beim Schreiben hineinzusetzen.

Eine Klassenzeitung hat folgende Vorteile:²⁷

- Das Kind erlebt durch das Drucken seines Textes ein Erfolgserlebnis und wird zum weiteren Schreiben positiv ermutigt.

- Die gemeinsame Arbeit der Schüler wirkt sich auf den Gruppenzusammenhalt in der Klasse aus.

- Die Klassenzeitung wird mit anderen Klassen ausgetauscht und ist ein Mittel zur Kommunikation.

- Die Zeitung schafft eine Verbindung zur Umwelt der Schule (der Familie) und teilt etwas über das Leben der Klasse nach außen hin mit.
- Durch das eigene Drucken einer Zeitung lernen Kinder kritischer mit anderem Gedruckten umzugehen, es ist nicht unantastbar!
- Der Verkauf einer Klassenzeitung stellt eine Einnahmequelle für die Kooperative (Unterrichtskasse) dar, auch wenn die Beträge gering sind.
- Texte und Zeichnungen vermitteln ein Bild von der Stimmung und Arbeit in der Klasse.

Die einwandfreie Qualität bei der Aufmachung, dem Druck oder Abzug sowie ein möglichst vielfältiger Inhalt: Gedichte, Linolschnitte, Reime, Geschichten, Rätsel, Witze etc., wird die Leser am meisten ansprechen. Auch die Verantwortlichkeit für das Geschriebene muß den Schülern bewußt sein, denn von Außenstehenden können gewisse Anspielungen, Mitteilungen falsch interpretiert werden.

2.54 Klassenkorrespondenz

Eine Klassenkorrespondenz bereichert Kinder in vielerlei Hinsichten:²⁸

1) Das Kind lernt eine andere Umwelt und Lebensweise kennen. Dies erweitert seinen Horizont und fordert es dazu auf, seine eigene Umgebung mit einem neuen Blick zu untersuchen, Fragen aufzuwerfen und sich konkret mit der eigenen Umwelt auseinanderzusetzen. Die Kinder können so eine Distanzhaltung zu ihrem eigenem Leben einnehmen und lernen es besser kennen und beurteilen. Die eigene Umwelt und die der anderen wird verglichen.

2) Traditionelle Werte, die in einer Klasse gelten, können von der anderen Klasse hinterfragt werden. Die Schüler erfahren, daß Wertmaßstäbe relativ sind und nehmen damit im gewissen Sinne Abstand von ihrem sozialen und familiären Einfluß. So können sie eher eine tolerantere Einstellung zu anderen Menschen entwickeln, lernen Vorurteile abzubauen sowie möglichst gar nicht erst aufkommen zu lassen und werden aufgeschlossener bezüglich Anderem und Fremden.

3) Die Kinder werden sensibler und lernen, sich in den Briefpartner einzufühlen, das heißt zu überlegen, wie er die Briefe verstehen und wie er darauf reagieren wird. Es können nicht wie beim Mündlichen, ungenaue Äußerungen ergänzt oder zusätzlich erklärt werden. Ein präziserer Ausdruck ist notwendig, um Fehlinterpretationen und Unverständnis zu vermeiden. Auf diese Weise wird der mündliche, schriftliche und künstlerische Ausdruck des Kindes sensibilisiert und verfeinert.

Neben den genannten pädagogischen Vorteilen, kann die Klassenkorrespondenz auch eine therapeutische Rolle spielen:

Das Kind bekommt einen Briefpartner, der sich die Zeit nimmt, ihm zuzuhören, und ihm antwortet. Es traut sich seinem Brieffreund ganz an, und erlebt wie es selbst angenommen wird, unabhängig von den Problemen, die es evtl. in seiner wirklichen Umgebung hat, z.B. im Elternhaus. Das Kind kann sich seinem Partner durch interessante Briefe und schöne Zeichnungen ganz anders darstellen, als es in Wirklichkeit vielleicht ist. Zwischen den Brieffreunden entsteht eine gefühlsmäßige Beziehung und kann zu einer idealisierten Vorstellung des Briefpartners führen. Die Klassenkorrespondenz kann sich auf einen Schüler, der bisher ablehnend der Schule gegenüber stand,

derart motivierend auswirken, daß er seine negative Einstellung ablegen und überwinden kann.

Die Handschrift bekommt durch das Briefeschreiben eine Funktion, und das Kind bemüht sich, sie zu verbessern, damit sie für den Briefpartner gut leserlich ist. Die Schrift und die ganze Aufmachung des Briefes unterliegt jetzt dem Urteil eines Freundes, den man schätzt und nicht enttäuschen will. Die Klassenkorrespondenz muß ein Teil des Unterrichts sein, um das Wissen der Kinder auf eine natürliche Weise zu bereichern, Untersuchungen zu fördern und dem Unterricht Anregungen zu geben.

Wie wird nun eine Klassenkorrespondenz organisiert?
Zwei Klassen, möglichst aus verschiedenen geprägten Gegenden, im gleichen Alter und von ungefähr gleicher Schülerzahl, senden sich wöchentlich oder nach Belieben Briefe, Dokumente, Päckchen, Tonbänder etc. zu.

Die Wahl der Briefpartner:

Bei kleineren Kindern ist der Austausch mit einer Klasse aus einem anderen Stadtteil schon etwas Neues und Unbekanntes und ermöglicht regelmäßige Treffen, die den Austausch konkretisieren. Für ältere Schüler kann es bereichernd sein, mit einer Klasse zu korrespondieren, die in einem ganz anderem Milieu lebt, z.B. in einem Altbauviertel und einer neuen Wohnsiedlung, in einer kleinen ländlichen Gemeinde und in einem Großstadtvorort, in einer Industrie- und Handelsstadt. Für einen bereichernden Austausch spielt die Entfernung keine bedeutende Rolle, kann aber ein Treffen erschweren, wenn sie zu groß ist. Eine Begegnung mit den Brieffreunden ist oft für die Schüler der Höhepunkt für den Austausch.

Die Partnerwahl der Kinder erfolgt einige Zeit später nach der Kontaktaufnahme der Klasse. Entweder übernimmt der Lehrer die Zuteilung oder die Schüler

wählen anhand von Vorstellungsbriefen, die in der Klasse aufgehängt werden, selbst ihre Briefpartner aus.

Was wird ausgetauscht?

a) Individuelle Briefe

Jedes Kind schreibt einem persönlichem Partner aus der anderen Klasse und schickt ihm seine freien Texte, geschrieben oder gedruckt und Dinge aus seinem Leben zu. Die Briefe werden mit Zeichnungen verziert und das Kind bemüht sich, so wenig Fehler wie möglich beim Schreiben zu machen. Aus dieser persönlichen Brieffreundschaft, die oft die erste im Leben des Kindes ist, entsteht eine Freundschaft, die durch ein Treffen mit der Partnerklasse eventuell noch vertieft werden kann.

b) Gemeinschaftsbriefe

Von der ganzen Klasse gemeinsam wird dieser Brief am besten auf eine große Rolle Papier mit einem dicken Stift geschrieben, damit ihn alle Schüler zur gleichen Zeit lesen können. In den jüngeren Klassen schreibt der Lehrer, was ihm von den Schülern diktiert wird, und die Kinder schmücken den Brief anschließend mit Zeichnungen aus.

c) Gedruckter Text

Damit die Korrespondenten die Arbeit in der Klasse kennenlernen und Anregungen erhalten, senden ihnen die Schüler regelmäßig eine Anzahl von freien gedruckten Texten zu, sowie Berichte von gemachten Untersuchungen und von allem, was sie kollektiv erarbeitet haben. Diese Texte werden in der Zahl so oft vervielfältigt wie Schüler in der Klasse sind.

d) Zeichnungen, Dokumente, Bilderbücher und Klassenzeitung

Diese Arbeiten werden als ein Exemplar, als Geschenk oder nur als Ausleihe auf bestimmte Dauer an die Partnerklasse geschickt; z.B. Die Zusammenfassung eines Vortrages mit den entsprechenden Zeichnungen, ein Modellbauhaus oder die Klassenzeitung für die Schulbibliothek.

e) Kassetten

Es ist ein aufregendes Gefühl, die Stimme des Partners zu hören, trotzdem wird die Kassettenkorrespondenz nur als eine Bereicherung der schriftlichen Korrespondenz angesehen.

f) Päckchen

Hier werden echte Dinge verschickt: Typische Produkte aus der Gegend der Partnerklasse, selbthergestellte Sachen der Kinder, gefundene "Schätze", wie Muscheln, kleine Geschenke zu den Festen etc.

Für das Gelingen einer Klassenkorrespondenz sind einige Regeln zu beachten:

- Regelmäßigkeit

Der Austausch von Sendungen soll häufig und regelmäßig erfolgen. Lieber eine kurze Nachricht als gar keine! Wenn Verspätung zum Beispiel wegen Krankheit des Lehrers eintritt, muß der Partnerklasse sofort Bescheid gegeben werden, damit sie weiß, woran sie ist.

- Qualität und Sorgfältigkeit

Die Klassenkorrespondenz muß als echtes Engament gegenüber der Partnerklasse aufgefaßt werden. Dazu gehören schöne richtig geschriebene Briefe, die mit entsprechenden Zeichnungen ausgeschmückt sind. Also Qualität vor Quantität, um der Partnerklasse das Gefühl

zu geben, daß man sich für sie bemüht, da sie einem etwas bedeutet.

- Wechselseitigkeit

Es wirkt sich nicht positiv auf die Schreibmotivation aus, wenn die eine Klasse deutlich mehr Sendungen abschickt als erhält. Es sollen auch Briefpartner, deren Korrespondenten krank sind, mit einem Brief von einem Mitschüler oder Lehrer bedacht werden.

-Der Austausch zwischen den Lehrern

Für eine bereichernde Klassenkorrespondenz ist ein enger Kontakt zwischen den Klassen entscheidend. Dazu zählt ebenso ein schriftlicher Austausch zwischen den Lehrern mit Berichten über die Stimmung und Arbeit in der Klasse, sowie über einzelne Kinder.

3 Klassenkorrespondenz mittels Päckchen-Projekt mit einer 10. Klasse im Fremdsprachenunterricht Deutsch

Das von mir verwirklichte Projekt ist als ein Versuch zu verstehen, in der heutigen Zeit noch aktuelle Freinet-Methoden umzusetzen.

3.1 Ein Päckchen kommt an

Am 14.12. bringe ich in Grenoble, nach Zusammenstellung der Briefpaare, das 1. Paket aus Deutschland mit in die Schule. Die ganze Klasse drängt sich um den Tisch, auf dem das Paket steht. Julien öffnet es und verteilt die Briefe der deutschen an die französischen Schüler. Plötzlich verändert sich die Stimmung in der Klasse, die Schüler können es kaum erwarten einen Brief mit einem Foto von ihrem Briefpartner in der Hand zu halten. Sie sind aufgeregt

und zeigen den anderen lachend die Fotos ihrer Briefpartner und deren Familien. Welch eine Veränderung in dieser sonst zu ruhigen Klasse! Die Schüler sitzen oder stehen in Gruppen, schauen sich das Fotoalbum von Groß-Gerau an, die Briefe werden laut vorgelesen und man versucht gemeinsam, sie zu verstehen. Die Schüler brauchen dabei aber oft die Hilfe von Frau Fisch und mir, wir haben alle Hände voll zu tun. Zu dem Päckchen gehören noch zwei Kassetten, mit einer kurzen Vorstellung einiger deutscher Schüler für ihre Partner. Einige Schüler, die vorher nicht an der Klassenkorrespondenz teilnehmen wollten, fragen mich nun, ob sie nicht doch noch Briefpartner bekommen könnten, das muß ich leider verneinen, da ich mich mit dem deutschen Lehrer auf die gleiche Schülerzahl geeinigt habe. Wie ist es zu erklären, daß die Ankunft eines Paketes der Briefpartner derartige Reaktionen auslöst?

3.2 Klassenkorrespondenz

3.21 Warum korrespondieren? ²⁹

Nach wie vor lernen heute noch viele Schüler eine lebende Sprache ausschließlich mit dem Lehrbuch, dessen Texte von Erwachsenen künstlich erfunden wurden und meist nur eine Grammatikeinführung zur Vorbereitung auf die nächste Lektion beinhalten. Übungen und Fragen zum Text schließen sich daran an. Ebenso gehört ein festgelegter Vokabelteil zu diesem Text, der gelernt werden muß und das Vokabelwissen der Schüler erweitern soll. Ihr Lernziel wird die zu erreichende Note sein und der Unterricht immer vorhersehbar bleiben. Denn der Stoff ist seit langem festgelegt, und beim Frage- und Antwortspiel hat der Lehrer meist das letzte Wort.

Es bleibt zu fragen, ob Schüler auf diese Weise das Interesse und den Einsatz für das Erlernen einer Fremdsprache aufbringen werden?

Eine Sprache zu lernen, ist nicht allein damit getan, sie sprechen zu können, genauso wichtig ist dabei, die Lebensweise der Menschen dieses Landes kennenzulernen. Eine lebende Sprache heißt deshalb so, weil sie noch von vielen Menschen gesprochen wird und mit den Gewohnheiten, der Kultur und Mentalität eines Volkes eng verknüpft ist. In dieser Sprache wird erzählt, gelacht, geschimpft, getröstet und vieles mehr. Sie ist lebendig! Für den Schüler wird sie das erst, wenn sie zu einem Mittel wird, um zu einem Menschen in persönlichen Kontakt zu treten.

"Sprache kann lustig sein und spannend. Sie kann mir helfen, mich anderen zu nähern oder sie mir vom Leib zu halten. Mit Sprache kann ich Macht ausüben oder sie anderen zuerkennen, beeinflussen oder Einfluß ausüben lassen. Sprache ist Politik, Identität, etwas von mir selbst, lebendig. Von all dem bleibt wenig bei der Art, wie in der Schule gelernt wird." ³⁰

Dem Fremdsprachenunterricht im Klassenzimmer haftet wohl immer eine künstliche Atmosphäre an, denn jeder Schüler weiß genau, der Lehrer spricht nicht die eigene Muttersprache. Wenn die Stunde zu Ende ist, werden die Bücher zugeklappt und oftmals lassen die Schüler beim Hinausgehen die Sprache hinter sich zurück, da sie ihnen nicht viel bedeutet und sie sich ihr nicht verbunden fühlen. Dem Schüler fehlt die notwendige persönliche Beziehung zu dieser Sprache, denn sie ist für ihn nach wie vor etwas Fremdes nicht zum eigenen Leben gehörendes, und ein echter Sinn für das Erlernen dieser Sprache ist nicht erkennbar.

Die Beziehung zwischen Schüler und Lehrer ist entscheidend dafür, welches Verhältnis der Schüler zu dieser Sprache aufbauen wird. In den ersten Jahren des Fremdsprachenlernens sollte ein Schüler möglichst eine

positive Einstellung zu der Fremdsprache entwickeln, denn sie ist für seine weitere Motivation ausschlaggebend.

Freinet bietet zu dieser verbreiteten Lernmethode eine Alternative: Die Klassenkorrespondenz. Was kann und soll sie bewirken und verändern?

Es gibt in diesem Land Schüler, im gleichen Alter, und sie sprechen diese Sprache als ihre Muttersprache. Von jetzt an bekommt das Lernen der Fremdsprache einen Sinn, sie dient der Verständigung mit dem Brieffartner. Schüler verändern durch den Kontakt zu Jugendlichen im gleichen Alter ihre persönliche Einstellung zu der Fremdsprache. Man mag sie, und es macht Spaß, die Sprache zu sprechen und zu schreiben, man möchte sie immer besser lernen. Die Schüler fühlen sich persönlich angesprochen und können ihre eigenen Interessen und Gefühle in die Schule einbringen. So können zum Beispiel die ersten Fragen an einen Brieffartner lauten:

- Wie wohnen die Schüler dort?
- Was machen sie in ihrer Freizeit?
- Wie sieht ihr Schulalltag aus?(Organisation der Schule, Verhältnis Lehrer-Schüler)
- Wie lebt die Familie?

" Leben in der Klasse! Anstatt schulischer Aufgaben hat man Dinge zu tun, die im Leben wichtig sind. Das ist wesentlich. Dabei vergißt man sogar beinahe, daß man außerdem noch Deutsch lernt." ³¹

Die Fremdsprache hört nach und nach auf, fremd zu sein oder nicht zum eigenen Leben zu gehören. Durch die Klassenkorrespondenz erfährt der Schüler, daß sein Brieffreund und er vieles gemeinsam haben, sich ihr Leben dennoch in einigen Dingen grundlegend voneinander unterscheidet. Die Sprache ist die Brücke ihrer Freundschaft. Das Andersartige im Leben des Brieffreundes, z.B die jeweiligen Sitten des Landes, werden nicht mehr als etwas Fremdes, sondern als

etwas Neues und Aufregendes verstanden, was es zu entdecken gilt.

Warum die Form der Päckchen wählen?

Dazu ein Zitat von Geraldine:

"Die Idee der Päckchen scheint mir die Beste zu sein, da es nicht möglich ist seine Brieffreundin anzurufen. Und die Briefe allein reichen nicht. Es ist eine Ergänzung nötig- die Päckchen!"³²

Schüler sollen mit allen ihren Sinnen angesprochen werden, deshalb reichen die individuellen Briefe allein nicht aus. Vielerlei Materialien sind notwendig, um Schüler in einem anderen Land über das eigene Leben zu informieren und Anregungen für den Fremdsprachenunterricht zu liefern, wie: Fotos von sich selbst, der Familie, Postkarten, Stadtpläne, Eintrittskarten, Bilder und Prospekte von Sehenswürdigkeiten, Zeitschriften, Kochrezepte, aktuelle Poplieder etc.; Texte über Hobbies oder die Schule und vieles mehr, je nach Thema des Paketes. Um die Nachricht auf einer Kassette zu verstehen, ist der geschriebene Text besonders wichtig und Zeichnungen erleichtern dies.

3.22 Schüleransichten zur Klassenkorrespondenz Der "Vor-Fragebogen"

Diesen Fragebogen verteilte ich an die Schüler vor Beginn der Klassenkorrespondenz.³³

Ich hoffte, mir anhand der Aussagen ein Bild von den folgenden Punkten machen zu können:

- Persönliche Einstellung der Schüler zum Briefeschreiben - Kenntnisse und Vorerfahrungen mit

dem anderen Land - Ziele bei der Klassenkorrespondenz

- Interessenschwerpunkte bezüglich des anderen Landes

- Vorstellung von Aussehen und der Art Jugendlicher in dem andern Land

- Reflexion über das eigene Land- Was könnten sie der Partnerklasse darüber berichten- Was würden jene gerne erfahren?

- Typische französische/ deutsche Charakteristika

- Gemeinsamkeiten- Unterschiede

- Vorschläge für den Versand oder Empfang von Materialien

In der deutschen und französischen Klasse schreiben die meisten Schüler gerne Briefe und haben bereits Brieffreunde in der ganzen Welt. Die französischen Schüler überraschten mich mit dem Vorschlag, einen Schüleraustausch mit der deutschen Klasse zu organisieren. Das Verlangen danach, übrigens nicht auf deutscher Seite, da dort viele Schüler bereits einen Austausch gemacht hatten, brachten die Franzosen immer wieder zur Sprache. Ich erklärte mir das damit, daß die meisten französischen Schüler noch nicht in Deutschland gewesen waren. Bei der Auswertung der Fragebögen stellte ich genau das Gegenteil davon fest. Weit über die Hälfte der Franzosen waren bereits in Deutschland, während nur knapp die Hälfte der deutschen Schüler nach Frankreich gereist sind. Die Deutschen nennen als Hauptargument für die Korrespondenz, den Wunsch neue Bekanntschaften zu machen und Spaß beim Briefeschreiben zu haben. Für die Franzosen ist das wichtigste, Fortschritte im Deutschen zu machen und etwas über die Lebensweise der Deutschen zu erfahren. Die deutschen Schüler möchten mehr über das Alltagsleben, die Hobbies und die Schule in Frankreich erfahren.

Bei der Wahl des Briefpartners ist es den meisten Schülern in beiden Ländern gleich, ob sie mit einem Jungen oder Mädchen korrespondieren werden. Oftmals werden Franzosen und Französinnen von den Deutschen mit typischen Attributen versehen: Gutaussehend, lange braune Haare, weiblich etc. Ein Deutscher oder eine Deutsche ist in den Augen der Franzosen: Groß, blond und hat blaue Augen.

Die deutschen Schüler möchten den französischen vor allem über ihre Hobbies sowie die Schule berichten und glauben auch, das dies jene am meisten interessieren würde. Die Franzosen möchten ihren Briefpartnern vor allem über ihre Familie, Freunde, Grenoble und ihr Leben erzählen. Sie gehen davon aus, daß sich die Deutschen für ihre Hobbies, französische Lebensweise und die Musik französischer Sänger interessieren werden. Bemerkenswert ist die Erwähnung der Freunde. Ich denke, daß Freunde für französische Schüler einen ganz anderen Stellenwert einnehmen, als für deutsche, da die Schüler in Frankreich den ganzen Tag mit ihren Freunden in der Schule sind und sie wesentlich mehr Zeit zusammen verbringen. Am amüsantesten waren die Antworten darauf, was die Schüler denn jeweils typisch Deutsch oder Französisch finden. Die Deutschen würden am liebsten Bier trinken, Fleisch, Wurst und Sauerkraut essen, während die Franzosen

vor allem Baguette essen und Wein trinken sowie insgesamt sehr gerne essen.

Die meisten Schüler in beiden Ländern sind überzeugt, daß sie Gemeinsamkeiten haben, wie Musik, Hobbies, Freizeitgestaltung, Kleidung, sie sind alle in der EU.

Die Deutschen und Franzosen haben ähnliche Ideen für den Inhalt eines Paketes: Ein Video drehen, Fotos und Bilder von der eigenen Stadt/ dem Land machen und typische Dinge verschicken. Wünsche für ein Päckchen drückten die Schüler präziser aus. In Frankreich: Schallplatte einer deutschen Popgruppe, deutsche Münzen, Zeitschriften, Bonbons. In Deutschland:

Französischen Kaugummi, Fotos von Popstars, Schreibpapier.

Insgesamt verdeutlichte diese Auswertung, wie tief, trotz der zunehmenden europäischen Integration, stereotype Vorstellungen bei den Schülern bezüglich des anderen Landes vorhanden sind. Allerdings kann man feststellen, daß die Schüler in beiden Ländern ähnliche Interessen aufweisen.

3.23 Ziele der Schüler-Meine Ziele

Ziele der französischen Schüler:

Um

- im Deutschen Fortschritte zu machen
- das Land besser kennenzulernen,
 - andere Menschen kennenzulernen, um dann reisen und sie besuchen zu können,
- das Leben dort kennenzulernen,
- mit dem Ausland/jungen Ausländern kommunizieren zu können,
- zu erfahren, wie Leute in meinem Alter in Deutschland leben,
- zu versuchen, mich auf Deutsch verständlich zu machen,
- einen Austausch zu machen.

Weil

- ich Deutschland mag,
- ich gerne Deutsch spreche

Ziele der deutschen Schüler:

Um

- neue Bekanntschaften zu machen,
- besser Französisch zu lernen,

Weil

- es Spaß macht, Briefe zu schreiben,

- mir die Sprache gefällt,
- mir die Gegend und die Menschen gefallen,
- ich gerne von den Leuten, die in diesem Land leben, wissen will, wie es dort ist.
- Eine Abwechslung im Unterricht
- Es könnte mir bei meiner Rechtschreibung und Grammatik helfen
- Vielleicht traue ich mich dann, im Unterricht mehr zu sprechen.
- Damit ich mehr über Frankreich erfahre/um das Land besser kennenzulernen.

Ich betrachte es als mein Ziel, die Neugier der Schüler für die Fremdsprache und das Land immer wieder zu wecken und ihre Lust am Sprachenlernen zu fördern. Die Schüler sollen an ihre momentanen Sprachkenntnisse anknüpfen und sich in den Unterricht persönlich einbringen können. Durch Interesse an Neuem, können sie Motivation und Lernerfolge in der Fremdsprache erfahren. Ich denke, jedes Kind oder Jugendlicher bekommt gerne ein Päckchen. Zu erfahren, was darin sein mag, das Erstaunen beim Auspacken und der persönliche Kontakt mit einem Menschen gleichen Alters, können eine Veränderung der Einstellung zur Fremdsprache bewirken. Das Sprechen und Schreiben in der Fremdsprache bekommt für den Schüler einen echten Sinn. Er wird aus seiner Passivität herausgeholt und zum aktiven Handeln aufgefordert.

Von Vorteil ist die Klassenkorrespondenz, wenn sie voll in den Unterricht integriert ist, das heißt die erhaltenen Materialien bieten Anregungen und werden in den weiteren Unterricht einbezogen. Außerdem kann der Lehrer zum Beispiel bei Problemen zwischen Partnern helfend eingreifen. Ich selbst als "native speaker" des Deutschen, hoffe als ein Verbindungsglied für die französischen und deutschen Schülern fungieren zu können und den Franzosen etwas über Deutschland zu vermitteln.

Klassenkorrespondenz ist eine Möglichkeit, Schüler, die kein Selbstvertrauen mehr besitzen die Fremdsprache zu sprechen, weil sie zu große Lücken haben oder nicht den Mut aufbringen, neu zu ermutigen. Auch wenn sie sich anfangs nicht sprachlich in die Gruppenarbeit einbringen können, sind andere Fähigkeiten von ihnen von Nutzen für die Gruppe. Somit kann jeder Schüler seinem Niveau entsprechend in der Fremdsprache eine ihm adäquate Aufgabe finden.

3.24 Vorbereitungen in Deutschland

Für das Gelingen und eine erfolgreiche Durchführung einer Klassenkorrespondenz sind vielfältige Arbeitsschritte wie Lehrer- und Partnerklassensuche, Absprache des Inhaltes der Päckchen und die Festlegung der Termine nötig.

Anfang Juli 1993 beginne ich, mich nach einem Lehrer oder einer Lehrerin, deren Klasse an einer Klassenkorrespondenz Interesse hätte, umzuschauen. Ebenso besteht die Möglichkeit, eine Partnerklasse über eine Vermittlungsbörse in der Zeitschrift "Fragen und Versuche" zu suchen.

An einem Wochenendseminar für Französischlehrer, Romanistikstudenten und Lektoren der Universität Frankfurt, machte ich die Bekanntschaft von Herrn Lothar Weber. Herr Weber ist Französischlehrer an der integrierten Carl-von Ossietzky Gesamtschule in Groß-Gerau. Er unterrichtet zehn Stunden und ist weitere 18 Stunden in der Woche in der Lehrerfortbildung tätig. Herr Weber zeigte sich sehr aufgeschlossen gegenüber der Idee, eine Klassenkorrespondenz durchzuführen und ging in unserem ersten Gespräch davon aus, daß seine Schüler auch interessiert sein würden. Die 10. Klasse von Herrn Weber erklärte sich einverstanden. So traf ich ihn zur Besprechung eines Termin- und Arbeitsplans.

Wichtige Vereinbarungen waren zu treffen bezüglich:

- den jeweiligen Ferienzeiten
- über den Inhalt der Päckchen, der einigermaßen abgestimmt werden sollte.
- die Form der Arbeiten: Einzel- oder Gruppenarbeit; in Mutter- oder Zielsprache
- einen ungefähren Terminplan für den Versand und die Ankunft der einzelnen Päckchen

Bei einem späteren Besuch lernte ich die 10. Klasse der Carl-von-Ossietsky Schule kennen. Dies ermöglichte mir, ein Bild von der Schule und der Umgebung zu gewinnen.

3.25 Projektaufbau

Bei der Planung haben Herr Weber und ich uns an den Anregungen und Planungsvorschlägen von B. Jones orientiert. Jedes Paket sollte drei Teile beinhalten:

- einen individuellen Brief des Schülers an seinen Korrespondenten
 - eine Aufnahme des persönlichen Briefes oder anderer Texte auf Kassette, jeweils mit dem genauen schriftlichen Text.
- eine Gemeinschaftsarbeit

Wir haben uns auf drei Pakete in dem Zeitraum von Anfang November 1993 bis Ende Mai 1994 geeinigt:

1. Persönliche Vorstellung- Unsere Stadt
2. Weihnachten- Silvester
- 3 Unsere Schule- Eure Schule

Sobald ich eine französische Partnerklasse gefunden habe, wird die Klasse in Deutschland ihr erstes Paket absenden. Zur selben Zeit werden die französischen Schüler beginnen den Vorstellungsbrief zu schreiben und sich mit dem Entwurf der kollektiven Arbeit zu beschäftigen. Nach Erhalt des ersten Paketes stelle ich

dann mit Hilfe der deutschen und französischen Vorstellungsbriefe, in denen Angaben zu Hobbies, Wunsch eines weiblichen oder männlichen Brieffpartners etc. enthalten sind, die Brieffpartner zusammen.

Das erste Päckchen zu dem Thema: " Persönliche Vorstellung - Unsere Stadt" soll von den Deutschen ca. Anfang November abgeschickt werden und das Antwortpaket der Franzosen ca. Ende November. ^{A5}

Das 1. Päckchen soll folgendes beinhalten:

- Einen persönlichen Vorstellungsbrief, mit einem Paßfoto, Foto der Familie, dem Haus, der Wohnung des Zimmers; ein Plan des eigenen Zimmers.
- Eine Collage mit Sachen, die die eigene Person charakterisieren, z.B. Lieblingspopstars, Lieblingsessen, Sport, Hobbies und Dinge aus dem Alltagsleben.
- Eine Gruppenarbeit, die Vorstellung der eigenen Stadt in jeglicher Form: Stadtplan, Fotos oder Postkarten von Sehenswürdigkeiten.
- Materialien wie: Pläne des öffentlichen Nahverkehrs, Veranstaltungskalender, Prospekte vom Touristenbüro, eine Rangliste mit den von den Schülern in der Stadt am liebsten besuchten Orten.

Die erste Sendung soll vor allem in der Muttersprache geschrieben werden, damit die Schüler zum Schreiben ermutigt werden. Denn die Sprachleistung beim Lesen der erhaltenen Briefe und Materialien scheint uns für den Anfang ausreichend.

Das zweite Päckchen zu dem Thema Weihnachten-Silvester soll spätestens Mitte Dezember in Grenoble eintreffen und die französischen Schüler sollen ihres nach den Ferien, Ende Januar 1994, absenden.

Im 2. Päckchen soll sich folgendes befinden:

- Ein individueller Brief an den Korrespondenzpartner mit einem Bericht darüber, wie Weihnachten und Silvester in seinem Land gefeiert wird.

- Eine Karte mit guten Wünschen zu Weihnachten und zum Neuen Jahr.
- Eine Gemeinschaftsarbeit: Eine Auflistung von Fragen zu Weihnachten und den landesüblichen Bräuchen und deren Aufnahme auf Kasette sowie Aufnahmen von Weihnachtsgedichten und -liedern.
- Austausch von kleine Weihnachtsgeschenken
- Die französischen Schüler können die Tradition der Galette beschreiben und Antworten auf die Fragen der Deutschen auf Kasette aufnehmen.

Die Schüler können bei diesem Paket anfangen in der Fremdsprache zu schreiben, wenn manche sich das noch nicht zutrauen, können sie auch in der Muttersprache schreiben.

Das dritte Päckchen mit dem Titel: Unsere Schule-Eure Schule soll Ende Februar/Anfang März in Frankreich ankommen und die Antwort Mitte April abgeschickt werden. Es gilt nun, dieses Paket, soweit wie möglich, in der Zielsprache zu schreiben.

Es hat folgenden Inhalt:

- Wieder ein individueller Brief an den Partner, Stundenplan des Schülers, Beschreibung des Ablaufs eines Schultages oder Schulweges.

Gruppenarbeit zur Erstellung von Materialien wie:

- Tagesablauf in der Schule schildern, Fotos zu verschiedenen Tageszeiten auf dem Schulgelände machen (eine Uhr mitfotografieren)
- Fotografieren von Leuten in der Schule, die es in Deutschland/Frankreich nicht gibt, z.B. Krankenschwester, Surveillante (Aufpasserin während der Freistunden der Schüler)
- Vertretungsplan, Zeugnisformulare, Plan der Schule, Schülerzeitung
- Vergleich von Feriendaten, Berufsorientierung
- Während des Auspackens des Paketes- bzw. der Gruppenarbeit aufgenommene Fotos
- Ein Fotospiel

Für das Fotospiel erstellen die Schüler einen Arbeitsplan dessen, was sie fotografieren möchten wie "... Schüler im Schulhof (vor dem Unterricht, in der Pause, beim Hausaufgaben machen...), Schüler im Unterricht, auch in verschiedenen Fächern, Lehrer im Unterricht, bei der Pausenaufsicht, im Lehrerzimmer...",³⁷ Orte in der Schule. Die Fotos werden durchnummeriert und Karteikarten mit Buchstaben versehen, auf die zu dem jeweiligen Foto in der Ziel- und Muttersprache eine Beschreibung gegeben wird. Es entsteht ein Memory-Spiel, zu den Textkarten müssen die entsprechenden Fotos gefunden und zugeordnet werden bzw. umgekehrt. Eine Auflösung wird beigelegt.

3.26 Vorbereitungen in Frankreich

Anfang Oktober reise ich nach Grenoble. Zwei Tage später komme ich zum ersten Mal in das College Champollion (6.-9. Klasse/ Mittelstufe). Die Schüler in den mir zugeteilten Klassen sind zwischen 11-14 Jahren alt. Die 9. Klasse hat bereits Briefpartner in Heilbronn mit denen im Laufe des Jahres ein Austausch stattfinden wird. Mit dieser Klasse ließe sich also keine Klassenkorrespondenz organisieren. Als nächstes spreche ich die Deutschlehrerinnen im Lycée³⁸ an und erkläre ihnen mein Vorhaben. Die österreichische Austauschlehrerin Frau Fisch erklärt sich bereit, mich jeweils zwei Stunden in der Woche mit einer Hälfte der Klasse arbeiten zu lassen. Ich lerne die Schüler der 2è (10. Klasse) kennen und stelle ihnen mein Projekt vor, unter dem Titel von Jones: "Contact sans voyage". Ich zeige ihnen auf einer Landkarte Groß-Gerau und berichte ihnen von der deutschen Klasse, die ihnen gerne schreiben würde, gebe ihnen Informationen zu dem 1. Paket und dem Projektaufbau.

Die Schüler zeigen großes Interesse an der Klassenkorrespondenz, aber begeistern sich noch viel

mehr für einen möglichen Austausch- eine Fahrt nach Deutschland. Meine Erklärung, daß es für eine Organisation zeitlich zu spät sei, denn ein Austausch müsse mindestens ein halbes Jahr im voraus geplant werden, dämpfte ihre erste Begeisterung. Ich war verblüfft, denn mit dem Interesse, eine Reise nach Deutschland zu machen, hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich führte den Schülern vor Augen, daß die Klassenkorrespondenz ein Weg sein kann, deutsche Jugendliche kennenzulernen und sie in den Ferien zu sich nach Frankreich einladen bzw. eine Reise zu ihnen machen zu können.

3.27 Beschreibung der französischen/deutschen Klasse

Im Zentrum von Grenoble liegt das große renommierte Gymnasium "Champollion" mit ca. 2200 Schülern, zu denen auch die Vorbereitungsklassen für die "Grande Ecole" zählen. Im Deutschkurs sind Schüler aus zwei verschiedenen Klassen, die nur im Deutschunterricht zusammenkommen. Die Schüler lernen im dritten Jahr als 2. Fremdsprache Deutsch und haben drei Stunden in der Woche Unterricht. Von insgesamt 32 Schülern erklärten sich 25 spontan bereit an der Klassenkorrespondenz teilzunehmen, letztlich blieben 23 Schüler dabei. Das Deutschniveau der französischen Schüler ist bis auf wenige Ausnahmen sehr niedrig. ^{A6} Bereits das Formulieren eines einfachen Satzes auf Deutsch bereitet vielen Schülern große Probleme. Um sie nicht von vornherein mit der Klassenkorrespondenz zu überfordern, erkläre ich ihnen, daß sie die erste Sendung auf jeden Fall in Französisch schreiben können. Insgesamt zeigten sich die Schüler eher zurückhaltend mit Beiträgen beim Ideensammeln für das erste Paket. Der Zustand der Unterrichtsräume und die Unterrichtsbedingungen in einer französischen Schule sind nicht vergleichbar mit denjenigen in Deutschland. Die Klassen haben keinen eigenen

Klassenraum, sondern wandern den ganzen Tag von einem Raum zum andern. ^{A7} In dem alten Lycée Champollion sind die Räume sehr hoch, die Tische stehen in langen Reihen, die nicht verrückt werden dürfen, und die kahlen Wände können sich an ihren letzten Anstrich nicht erinnern. In diese triste Umgebung gilt es, mittels der Klassen-korrespondenz Leben und Farbe zu bringen.

Die deutschen Schüler wohnen in einer ländlichen Gegend und kommen aus verschiedenen kleineren Orten zur Schule nach Groß-Gerau, einer Integrierte Gesamtschule. Dies ist ihr letztes Schuljahr an dieser Schule und sie werden auf eine weiterführende Schule wechseln oder mit einer Lehre beginnen. Die Schüler lernen bereits im vierten Jahr drei Stunden in der Woche Französisch und hatten in den ersten drei Jahren wöchentlich vier Stunden Französisch-unterricht. Die Schüler kommen aus zwei Klassen für den Französischunterricht zusammen, aber sie kennen sich schon seit vier Jahren, außer sechs neu dazugekommenen Schülern. 23 der 34 Schüler nehmen an der Klassenkorrespondenz teil. Da ich die Schüler nur ein einziges Mal gesehen habe, kann ich wenig Persönliches über sie sagen. Nach Aussagen von Herrn Weber ist die Arbeitshaltung seiner Schüler zwar nicht ideenreich, aber dennoch bereitwillig. Ein Problem stellt für ihn das große Leistungsgefälle in der Klasse dar. Es gibt 2-3 sehr gute, 12 mittelmäßige und 19-20 schwache bis sehr schwache Schüler in der Klasse. Eine Differenzierung erweist sich bei der großen Schülerzahl als äußerst schwierig.

3.3 Erhalt und Versand der Päckchen-Tatsächlicher Verlauf der Klassenkorrespondenz

3.3.1 Erstes Päckchen

Seit dem 16. November arbeitet die Klasse an ihrem ersten Paket, das noch vor Weihnachten in Deutschland

enttreffen soll. Nicht alle Schüler der Klasse sind an der Klassenkorrespondenz interessiert. Zehn Schüler und dreizehn Schülerinnen nehmen an daran teil, während die anderen Schüler bei Frau Fisch Unterricht haben.

1. Stunde am 16.11.93

Für heute habe ich geplant, die 23 Schüler in Gruppen einzuteilen.. Mit meinem Vorschlag, einen Stadtplan von Grenoble zu vergrößern, sind die Schüler einverstanden. Folgende Arbeiten sind dafür nötig:

- Verhältnismäßige Vergrößerung des Stadtplans, das heißt auf ein großes Papier von ca. 1,20 x 1,20 cm.
- Auswählen bzw. ausschneiden von Bildern und Fotos aus den Prospekten des Fremdenverkehrsamtes.
- Schreiben von kurzen Texten auf Deutsch oder Französisch zu den Bildern bzw. Sehenswürdigkeiten.

Eine Gruppe von fünf Schülern beginnt mit dem Abzeichnen des Stadtplans. Zu Beginn können sie sich nicht darauf einigen, welchen Ausschnitt aus dem Stadtplan sie wieweit vergrößern wollen. Die verhältnismäßige Vergrößerung stellt sich als äußerst schwierig heraus. Die Schüler einigen sich darauf, nur das Stadtzentrum zu vergrößern, und ich schlage ihnen vor, das Raster von dem kleinen Stadtplan auf das große Papier zu übertragen. Dies erleichtert dann tatsächlich die Vergrößerung, da nun ein Anhaltspunkt zur Orientierung gegeben ist.

Währenddessen schaut die zweite Gruppe die Prospekte durch und schneidet Bilder und Fotos aus. Die dritte Gruppe soll Texte zu den Bildern auf Deutsch oder Französisch schreiben. Die vierte Gruppe einen kurzen Bericht darüber, was sie in ihrer Freizeit am liebsten in Grenoble machen. Die fünfte Gruppe soll einen Entwurf ihres Vorstellungsbriefes mit einem Plan der Wohnung oder des eigenen Zimmers anfertigen.

Das Problem dieser Stunde ist die Zeitknappheit. Zwar ist eine französische Schulstunde 55 Minuten lang, aber bis der Raumwechsel, die Besprechung, die Einteilung in Gruppen vonstatten gegangen ist, ist schon sehr viel Zeit verstrichen. Ich versuche mehrmals, die Schüler zur Arbeit anzuregen, aber mein Bemühen ist vergeblich.

Charles fragt mich, ob er nicht seinen persönlichen Brief zu Hause schreiben könne, denn hier in der Klasse könnte er sich nicht konzentrieren, da es ihm zu laut sei. Dies ist in der Tat auch der Fall. Um ehrlich zu sein, in dieser Stunde ist nicht viel getan worden. Da die französischen Schüler mit Frontalunterricht aufgewachsen sind und Gruppenarbeit überhaupt nicht kennen, lehnten sie sich zurück und schwätzten miteinander. Eigentlich kann ich dieses Verhalten in Anbetracht ihrer vollkommen überladenen Schultage verstehen, aber auf diese Weise kann das Projekt nicht verlaufen. Mir wird bewußt, daß es in Zukunft keinen Sinn mehr machen wird, mit solch einer großen Gruppe zu arbeiten, wenn wir vorankommen wollen und Ergebnisse erzielt werden sollen. Von der nächsten Stunde an werde ich nur mit jeweils acht Schülern arbeiten, denn so wird es mir möglich sein, mich besser um den einzelnen zu kümmern.

2.Stunde am 23.11.93

Ich teile den Schülern zur Anregung für den Vorstellungsbrief eine Kopie des Drehbuches von Jones aus. Die Schüler sollen ihren Vorstellungsbrief bis zur nächsten Woche zu Hause auf Französisch schreiben, mit Fotos von ihnen und ihrer Familie und einem Plan ihres eigenen Zimmers versehen, sowie eine Collage anfertigen mit Dingen, die sie gerne tun und die charakteristisch sind für sie. Ich schlage ihnen vor, für die Collage in ihren Papierkorb zu schauen und alltägliche Dinge zu verwenden, wie Busfahrkarten, Kinokarten, Konzertprogramme etc. ⁴²

Mit acht Schülern wechsele ich den Raum. Vier von ihnen beginnen das große Papier in zwölf Kästchen einzuteilen und übertragen mit Bleistift den Fluß, die markanten Gebäude und Straßen der Stadt. Die anderen vier Schüler beginnen, Texte zu den in der vorhergehenden Stunde ausgeschnittenen Fotos zu schreiben. Es ist ihnen überlassen, ob sie allein oder zu zweit schreiben. Sie sitzen hilfloser da, als ich vermutet hätte und bekommen nichts aufs Papier. Ich setze mich zu ihnen, ein zweisprachiges Wörterbuch liegt bereit, und ich ermuntere sie, mit dem Schreiben zu beginnen und helfe ihnen dabei. Die Schüler sind jetzt konzentrierter bei der Sache und da jeder von ihnen beschäftigt ist, lenken sie sich gegenseitig nicht so leicht ab. Die Arbeit mit einer kleinen Gruppe von jeweils acht Schülern funktioniert sehr gut, und ich beschließe mit dieser Einteilung fortzufahren.

3. Stunde am 30.11.93

Natürlich haben viele Schüler ihre Briefe nicht fertig, vergessen oder sonstiges, die Collagen fallen auch eher bescheiden aus. Ich bin schon verärgert, da wir immer unter Zeitdruck stehen und bald das Paket aus Deutschland bekommen werden. Wie soll ich dann die Korrespondenzpartner zusammenstellen, wenn ich nicht alle Briefe habe?

Der Stadtplan macht jetzt langsam Fortschritte, manche Schüler können nicht gut zeichnen oder skizzieren, während anderen das leicht von der Hand geht. Ist es sinnvoll immer andere Schüler am Stadtplan weitermalen zu lassen? Hätten nicht lieber die begabten Zeichner weitermachen sollen?

Nein, der Stadtplan ist eine Gemeinschaftsarbeit der ganzen Klasse und jeder trägt seinen Teil, so gut er eben kann, dazu bei. Die Texteschreiber überarbeiten und korrigieren das geschriebene von vorheriger Woche, ergänzen, beenden die Texte und schreiben sie ins Reine.

4. Stunde am 7.12.93

Die Zeit rast und der Stadtplan wird bald fertig sein, auch die meisten Texte sind fertig. Den Bericht über die liebsten Beschäftigungen der Schüler in Grenoble habe ich aus Zeitgründen wegfallen lassen.

5. Stunde am 14.12.93

Was heute geschehen ist, kann man in 3.1 (Ein Päckchen kommt an) nachlesen! Die Auswirkung des Päckchens auf das Klima in der Klasse hat mich sehr beeindruckt.

Einige Schüler, die mir ihren Brief immer noch nicht gegeben hatten, bekamen vorläufig keinen Partner und somit auch keinen Brief. Wie können Schüler nur so ohne jegliches Verantwortungsgefühl für eine gemeinsame Sache sein, frage ich mich immer wieder. Ich gebe den Schülern ihre Vorstellungsbriefe wieder zurück, da sie nun einen konkreten Briefpartner haben und einiges verändern oder ergänzen möchten. Besonders Charles ist hellauf von seiner blonden Briefpartnerin begeistert und gibt mir zwei Tage später einen vollkommen umgestalteten Brief, mit Bedacht ausgewählten Fotos von ihm und seiner Familie, zurück.

6. Stunde am 16.12.93

Heute habe ich glücklicherweise eine Freistunde: Dies ermöglicht einer Gruppe von Schülern den Stadtplan zu Ende zu bringen. Denn die Bilder und Texte müssen aufgeklebt werden, eine Windrose gezeichnet, Pfeile von den Bildern zu den dargestellten Sehenswürdigkeiten gezogen werden etc. Drei, während der ganzen Zeit motivierte Schülerinnen, bleiben noch während der Pause da und legen Hand an die letzten Dinge.

Heute, am 17.12.93, ist das Paket nach Groß-Gerau abgeschickt worden. Hoffentlich bekommen es die deutschen Schüler noch vor den Weihnachtsferien!

Zwischenbetrachtung zum 1. Päckchen

Insgesamt empfinde ich es als sehr schwierig, die Schüler zu motivieren. Dies wird noch dadurch erschwert, daß sie wenig Deutsch können und nur ein geringes Selbstvertrauen zu ihren eigenen Sprachkenntnissen haben. Ich muß sie immer wieder ermutigen und ihnen helfen. Was können die Gründe dafür sein?

Meinen Beobachtungen zufolge lernen Schüler in Frankreich vor allem, passives Buchwissen wiederzugeben, wobei von ihnen keine aktiven Transferleistungen verlangt werden. So ist es nicht verwunderlich, wenn Schülern die Möglichkeit geboten wird, sich selbst einzubringen, sie erst einmal in ihrer ihnen gewohnten Haltung verharren; sie können sich nicht so schnell umstellen und müssen sich langsam an die neue Arbeitsform gewöhnen.

Ich empfinde es für mich als sehr kräfteraubend, die Schüler immer wieder an die gleichen Sachen wie Briefe, Geld (Beitrag für den Paketversand) erinnern zu müssen. Ihre Vergeßlichkeit, oder, positiv ausgedrückt, ihre Sorglosigkeit, verlangt manchmal sehr viel Geduld von mir.

Mit den Kassetten hat sich ein nichterwartetes Problem eingestellt. Sie sind nicht geräuschfrei aufgenommen worden und bei Aufdrehen auf Klassenlautstärke ist ein Verstehen des Gesagten nicht mehr möglich. Es fehlte mir leider die Zeit, mich mit jeweils ein oder zwei Schülern zusammzusetzen, um die Kassetten gemeinsam anzuhören und zu besprechen. Eigentlich wollten wir auch Aufnahmen machen und diese nach Deutschland senden, in der Schule gibt es sogar ein Aufnahmestudio, aber der Zeitaufwand, bis jeder Schüler seinen Text auf die Kassette aufgesprochen hat, ist zu groß. Denn zuvor müssen die Schüler üben, beim Vorlesen ihrer Texte auf eine langsame und deutliche Aussprache zu achten. Immer wieder macht

sich der Zeitmangel bemerkbar, und man muß mit einem Seufzer auf vieles verzichten, was wichtig wäre und letztlich doch zu kurz kommt. Ich hätte zum Beispiel gerne vor dem Absenden des ersten Paketes der gesamten Klasse den fertiggestellten Grenoble-Stadtplan gezeigt. Das war aber nicht möglich, weil die Zeit drängte, und das Paket nicht eine Woche später abgeschickt werden konnte. Meiner Meinung nach sollten die Schüler auf jeden Fall immer das ganze Ergebnis präsentiert bekommen, um für sich ein Erfolgserlebnis zu haben, Anerkennung zu erfahren und für die weitere Arbeit ermutigt zu werden.

Besonders schade finde ich, daß in dieser Schule nicht die Möglichkeit besteht, erhaltene Materialien an die Wände aufzuhängen. Entweder werden dafür Spezialnägeln benötigt, oder wenn die Sachen endlich hängen, verschwinden diese wieder oder werden beschädigt, da der Raum von vielen anderen Klassen ebenfalls genutzt wird.

Immer wieder kommt es vor, daß mich Schüler fragen wie sie dieses oder jenes machen sollen. Wieweit soll ich eingreifen, wie sieht meine Rolle als Lehrerin/Assistentin aus?

Meine eigentliche Aufgabe sehe ich darin, die Arbeit zu organisieren, Materialien bereitzustellen, die Schüler bei der Arbeit anzuregen, ihnen bei Fragen zu helfen und sie in der Fremdsprache zu ermutigen. Ich möchte aber nicht Entscheidungen für sie treffen wie z.B. der Stadtplan aussehen soll, welche Bilder genommen werden, wo sie hinkommen, das ist ihre Sache, genauso wie es ihr Stadtplan sein wird. Die Schüler haben ihre eigenen Vorstellungen und diese sollen verwirklicht werden. Sie sollen ihre Fähigkeiten ausprobieren können und dabei ihre eigenen Erfahrungen machen. Ebenso gehört es zu meiner Aufgabe, die ganze Arbeit zu koordinieren, in ihrer Gesamtheit zu überschauen und sie zeitlich vernünftig einzuteilen.

3.32 Zweites Päckchen

Es ist mittlerweile schon Januar 1994. Unser Zeitplan hat sich ganz beachtlich verschoben. Vor Weihnachten bat ich die französischen Schüler, während der Ferien alle Dinge, die etwas mit Weihnachten oder Silvester zu tun haben, zu sammeln und in die Schule mitzubringen. (z.B. Rezepte, Fotos, Lieder, Gedichte, Zeitungsausschnitte etc.) Ich habe die Schüler seit der letzten Stunde vor Weihnachten am 16.12.93 nicht mehr gesehen, weil Frau Fisch verstärkt mit ihnen für eine Klassenarbeit üben wollte. Herr Weber und ich hatten telefonisch vereinbart, die Gemeinschaftsarbeit dieses Paketes wegfällen zu lassen, da dafür keine Zeit mehr blieb und wir gerne noch das dritte Paket verschicken möchten.

1. Stunde am 27.1.94

Heute bekommt die Klasse ihr 2. Päckchen aus Groß-Gerau. Leider sind nicht alle Schüler, die einen Briefpartner haben, anwesend. Aude öffnet das Paket und verteilt die Briefe. Zum Vorschein kommen kleine originelle Weihnachtsgeschenke, die von allen Schülern begutachtet werden. Das Beste sind aber vielleicht die selbstgebackenen Plätzchen. Ich erkläre den Schülern diese deutsche Tradition, und sie lassen es sich schmecken. Nun geht es ans Lesen der Briefe. Die Schüler haben wieder Probleme die Schrift zu lesen, wie es schon im ersten Paket der Fall war, z.B. ist es oft schwierig zwischen einem "n" und "u" zu unterscheiden, da beide Buchstaben manchmal wie "u" geschrieben werden bzw. wird ein "u" durch einen waagrechten Strich als "n" kenntlich gemacht. Die Deutschen berichten in ihren Briefen davon, wie und wo sie Weihnachten und Silvester gefeiert haben, (bei Freunden, in einer anderen Stadt, Party...) Sie verwenden in ihren Briefen häufig umgangssprachliche Ausdrücke, die den französischen Schülern, die nur

Hochdeutsch lernen, natürlich nicht geläufig sind. Dem Paket liegt noch ein Brief von Herrn Weber an die französische Klasse bei, indem er teils auf Deutsch, teils auf Französisch die Adventstraditionen und die damit verbundenen Bräuche beschreibt, die in Frankreich auch langsam bekannt werden. Zwar ist das Weihnachtspaket erst mit großer Verspätung nach Weihnachten angekommen, trotzdem interessieren sich die Schüler dafür, und die Plätzchen hätten an Weihnachten auch nicht besser schmecken können. In den folgenden zwei Wochen fiel leider der Unterricht wegen Abiturarbeiten und Karneval aus. Somit verzögert sich der Absendetermin unseres 2. Päckchens noch mehr.

2. Stunde am 22.2.94

Für diese Stunde habe ich geplant, die fertigen Briefe einzusammeln. Die Schüler, die ihren Brief noch nicht geschrieben haben, können dies jetzt tun. Vielleicht könnten heute zwei Schüler einen Bericht auf Deutsch über die "Galette" schreiben, ein Brauch am 5. Januar, an dem die "Galette des rois" gegessen wird.^{A8} Die Schüler kommen aber mit der Beschreibung dieses Brauches nicht zurande und können ihn nicht rechtzeitig zum Absendetermin des Paketes fertigstellen.

Angélique gestaltet ein Klassenfoto, indem sie die Kopfkonturen von dem Foto auf ein anderes Blatt Papier überträgt und dann mit den Namen versieht. Die Schüler erhalten eine Kopie des Briefes von Herrn Weber und anhand der darin gemachten Aussagen bzw. anhand dessen, was sie in den Briefen ihrer Briefpartner erfahren haben, sprechen wir über die Weihnachtstraditionen in Deutschland. Didier macht, die Anmerkung, daß viele dieser deutschen Bräuche in Frankreich im Elsaß bekannt sind und dort auch gepflegt werden. Manches wie der Schokoladen-Adventskalender wird schon seit längerer Zeit in Frankreich vermarktet worden.

Am 25.2.94 schicke ich das 2. Paket nach Deutschland.

Zwischenbetrachtung zum 2. Päckchen

Leider mußte ich mich über einige Schüler ärgern, die am im voraus bekannten Abgabetermin ihre Briefe wieder nicht dabei hatten. Sie hatten es schlichtweg vertrödelt, vergessen oder vielleicht war es ihnen auch egal. Die meisten Briefe habe ich zum Glück erhalten und konnte unser Paket mit einigen Weihnachtsgeschenken abschicken. Die restlichen Briefe werde ich später nachsenden. Mir taten dabei die deutschen Schüler leid, die beim Auspacken des Paketes enttäuscht feststellen werden müssen, daß kein Brief für sie von ihrem Korrespondenzpartner dabei ist. Das gleiche ist auch schon auf deutscher Seite passiert und die Enttäuschung darüber konnte ich den betreffenden französischen Schülern im Gesicht ablesen. Ich bedauere es etwas, daß wir aus Deutschland keine Reaktion auf unseren mühevoll gemachten Stadtplan von Grenoble erhalten haben. Und wie sieht es auf unserer Seite aus? Haben wir uns für die guten Plätzchen und netten Geschenke bedankt oder den Schülern ein Kommentar, zu den im ersten Paket erhaltenen Materialien, geschrieben? Ich glaube nicht bzw. muß eingestehen, daß ich nicht genau weiß, was die Schüler im Einzelnen an ihre deutschen Briefpartner geschrieben haben. Zur Förderung des Austausches und Dialoges zwischen den beiden Klassen, sollten Reaktionen auf und Danksagungen für bekommenes Material und die geleistete Arbeit sowie Lob und Kritik nicht fehlen.

Herr Weber und ich stehen ebenfalls immer in Kontakt miteinander, entweder per Telefon bei dringenden Anliegen, oder schriftlich. Jedem Paket liegt aus diesem Grunde jeweils ein Brief an den anderen bei. Ich denke, das ist deshalb von großer Bedeutung, da oft einige zusätzliche Informationen und Erklärungen zu dem Päckchen notwendig sind und dabei helfen können be-

stimmte Dinge besser zu verstehen. Der persönliche Austausch von Briefen findet also nicht allein zwischen den Schülern statt, sondern sollte auch von den Lehrern gepflegt werden.

3.33 Drittes Päckchen

Am 10.5.94 bekommt die Klasse das 3. und letzte Paket aus Deutschland, zwei Monate später als eigentlich geplant. Unser 2. Paket hatten wir vor zwei Monaten abgeschickt. Was war seitdem, in dieser langen Zeit, geschehen? Vom 28.2.-13.3.94 hatten die französischen Schüler Winterferien, vom 28.3.-15.4. die Deutschen Osterferien. Ein kurzer Rückblick bezüglich der Ausarbeitung des dritten Paketes in Frankreich:

1. Stunde am 15.3.94

Die Klasse sammelt Vorschläge für das Paket mit dem Titel: Unsere Schule-Eure Schule, ich notiere das Gesagte an der Tafel. Die Vorschläge werden thematisch geordnet und in fünf Gruppen eingeteilt. Zu jedem Punkt können sich 5-7 Schüler melden. Der Inhalt dieses Paketes soll soweit wie möglich auf Deutsch geschrieben werden.

Auf folgende Gruppenthemen einigt sich die Klasse:

- 1) Klassenarbeit, Noten, Zeugnis
- 2) Stundenplan, Fremdsprachen, Ferien, Wahlfächer in der Schule, Aktivitäten außerhalb der Schule
- 3) Nummerierung der Klassen, Schülerzahl, Tagesablauf in der Schule schildern
- 4) Eine Hörmontage- Interview
- 5) Fotoalbum von der Schule

In dieser Stunde sollen sich die Schüler untereinander absprechen, wer was in den einzelnen Arbeitsgruppen tun wird. Den Gruppen 4 und 5 schlage ich vor, einen Arbeitsplan von dem zu machen, was sie fotografieren

bzw. mit wem sie ein Interview machen möchten. Diesen beiden Gruppen gebe ich zwei Wochen Zeit, um ihre Aufgabe außerhalb des Deutschunterrichts durchzuführen.

2. Stunde am 22.3.94

Ich habe mir vorgenommen, auch bei diesem Paket jede Woche mit jeweils einer wechselnden Gruppe zu arbeiten, da sich das schon vorher bewährt hat. Dies trifft nur für die Gruppen 1-3 zu, da 4 und 5 ihre Arbeit in Eigeninitiative durchführen.

Bei der Nachfrage, was denn in den Gruppen 4 und 5 seit letzter Woche passiert sei, muß ich hören, daß nicht viel, genauer gesagt noch gar nichts geschehen ist. Ich bitte die Schüler, bis nächste Woche unbedingt etwas zu tun, da wir sonst zeitlich nicht hinkommen werden.

Mit Gruppe 2 wechsele ich in einen anderen Raum. Ich habe zwei Wörterbücher mitgebracht, die zur Benutzung für die sieben Schüler bereitliegen. Zu zweit oder alleine beginnen sie Texte zu den einzelnen Themen auf Deutsch zu schreiben. Einige Schüler schreiben ihren Text zuerst auf Französisch, mit der Absicht, ihn dann ins Deutsche zu übersetzen. Ich versuche ihnen klarzumachen, daß dies viel schwieriger und mühsamer sei, als den Text gleich in einfachen Sätzen auf Deutsch zu formulieren. Andere fragen mich bei jedem zweiten Wort nach der Übersetzung. Ich bitte sie, zuerst ihre Mitschüler zu fragen oder im Wörterbuch nachzuschlagen. Ein Mädchen hat ein umfangreiches Vokabular im Deutschen, was mir bisher nicht aufgefallen war. Problematisch kann bei der Wörterbucharbeit sein, die richtige Übersetzung auszuwählen. Auch wenn die Schüler oft noch nicht über das sprachliche Wissen verfügen, um zwischen den einzelnen Übersetzungen zu unterscheiden, ist es wichtig, daß sie sich in der Arbeit mit dem Wörterbuch üben und lernen, die Ergänzungen zu den jeweiligem

Wort genauer zu studieren, um eventuell, wenn es sich um sprachliche Wendungen handelt, die adäquate Übersetzung zu finden.

Die Schüler sind mit dem Schreiben beschäftigt. Ich schaue mir das Geschriebene reihum von Zeit zu Zeit an, gebe kleine Verbesserungsvorschläge und helfe bei der Formulierung. Die Schüler arbeiten gut und konzentriert, und es scheint ihnen auch Spaß zu machen. Am Ende der Stunde bitte ich sie, die Texte zu Hause, so weit es möglich ist, zu beenden und ins Reine zu schreiben.

3. Stunde am 29.3.94

Frau Fisch nimmt an einer Fortbildung teil, und ich übernehme ihre Vertretung in dieser Stunde, habe also die ganze Klasse. Das erschwert den Schülern und mir die Arbeit in Gruppen. In manchen Gruppen wird mehr in andern weniger gemacht. Was soll's!

4. Stunde am 5.4.94

Die Fotos der Gruppe 5 sind wieder nicht da, weil sie bei dem betreffenden Schüler, der sie entwickeln lassen hat, noch zu Hause liegen.

Manchmal wie heute könnte ich glattweg an der Unzuverlässigkeit der Schüler verzweifeln. Ich habe DIN A3 Papierbögen mitgebracht und dachte, daß diese Gruppe heute mit der Anfertigung des Fotoalbums beginnen würde. Gruppe 4 verschriftlicht die auf der Kassette aufgenommenen Interviews, um den deutschen Schülern das Verstehen zu erleichtern bzw. damit sie den Text im Unterricht bearbeiten können. Die Interviews sind sehr gut geworden. Die Gruppe hat die "concierge" (Hausmeisterin) der Schule, Schüler aus ihrer Gruppe und der Klasse zu Themen, die die Schule betreffen, befragt. Ein geplantes Interview mit dem "provisieur" (Direktor) kam leider doch nicht zustande, er mußte kurzfristig verreisen. Die Gruppen 1-3 arbeiten an ihren Texten weiter, einige sind schon fertig und haben mir ihre Arbeit abgegeben.

5. Stunde am 14.4.94

Heute ist die letzte Stunde vor den Ferien, die bis zum 8.5.94 dauern.

Der betreffende Schüler aus Gruppe 5 hat, oh Wunder, die Fotos dabei. Die Gruppe fertigt zwar schnell, aber doch ganz ansehnlich ein Fotoalbum an. Die Interview-Gruppe hat den Text der Kassette zu Ende geschrieben, und ein Schüler wird ihn in den Ferien abtippen. Die anderen Gruppen haben ihre Texte auch nach und nach fertiggestellt und mir abgegeben.

6. Stunde am 10.5.94

Heute ist die letzte Stunde der Klassen-korrespondenz, weil ich nächste Woche endgültig nach Deutschland zurückkehren werde. Ich habe das 3. Paket der deutschen Schüler dabei. Es enthält: - individuelle Briefe, aber nicht für alle französischen Briefpartner, es sind auch nicht alle anwesend.

- Fotos, gemacht beim Auspacken unseres letzten Paketes in Deutschland.

- Ein Fotospiel

Die Fotos vom Auspacken des Paketes stoßen bei den Schülern auf reges Interesse: nachvollziehen zu können, wie es bei den Deutschen in der Klasse aussieht und "abläuft", die Gesichter der Schüler, des eigenen Briefpartners, beim Öffnen des Pakets zu betrachten, das ist spannend. Das Fotospiel ist mit sehr viel Mühe und Arbeitsaufwand von den Schülern in Deutschland gemacht worden. Die französischen Schüler spielen es und lesen dabei entweder den deutschen oder französischen Text. Besonders gelungen und informativ sind die Fotos während des Unterrichts, z.B. im Chemiesaal. Leider kommt in dieser Stunde alles zu kurz, die Auswertung des Paketes, die Besprechung der einzelnen Briefe, die Antwortschreiben der Schüler. Eigentlich hatte ich auf jeden Fall ein ausführliches Abschlußgespräch von einer

ganzen Stunde mit den Schülern eingeplant, das muß leider aus Zeitgründen ausfallen.

Den Abschlußfragebogen verteilt Frau Fisch dankenswerterweise in der nächsten Woche an die Schüler, und schickt ihn mir per Post nach Deutschland zu.

Zwischenbetrachtung zum 3. Päckchen

Das größte Problem dieses Paketes waren die langen Sendepausen zwischen der Ankunft des 2. und 3. Paketes in Grenoble (drei Monate). Wir hatten zwar zwischendurch unser 2. Paket nach Deutschland geschickt, aber die Antwort ließ zu lange auf sich warten. In die Klassenkorrespondenz wurde ein großes Loch gerissen, bedingt durch die 2-wöchigen Winterferien in Frankreich und die 3-wöchigen Osterferien in Deutschland. Die Klassenkorrespondenz ist regelrecht eingeschlafen. Dies hatte zur Folge, daß sich einzelne Schüler nicht mehr für ihren Briefpartner verantwortlich fühlten und kein Interesse mehr daran zeigten, einen Brief zu schreiben bzw. bekamen sie im letzten Paket selbst keinen mehr. Andere Schüler wußten nicht mehr, worüber sie ihrem Briefpartner schreiben sollten, der aufgrund der langen Stille soweit von ihnen weggerückt war.

Während der Erarbeitung des 3. Paketes hatte ich das Gefühl, daß sich meine Rolle als Deutsch-Assistentin auf einige Schüler motivierend auswirkte und sie sich mehr zutrauten. Sie hörten, daß ich auch noch Fehler im Französischen machte, daß ich nicht alle französischen Wörter kenne, und es vorkam, daß wir zusammen im Wörterbuch nachschlagen mußten, um die deutsche Übersetzung zu finden. Der Lehrer, in dem Fall ich die Assistentin, steht nicht hoch über den Schülern mit einem frustrierenden Perfektheitsanspruch, wir können uns eher auf einer vergleichbaren Ebene verständigen. Ich denke ein auf die Spitze getriebener Perfektheitsanspruch von Seiten des Lehrers kann sich

äußerst ungünstig auf das Sprachenlernen auswirken, es hemmt und entmutigt die Schüler in ihrem Lernprozeß. Denn sie werden immer Fehler machen und machen müssen, um daraus zu lernen. Ein Lehrer sollte stets ermutigen und viel Geduld aufbringen.

Ich habe die Schüler beim Schreiben auf Deutsch unterstützt, aber auch schon mal kleine Fehler und etwas verdrehte Wendungen akzeptiert, solange es verständlich blieb. So konnten sie mit dem Gefühl nach Hause gehen, etwas auf Deutsch erreicht zu haben und eigenes Selbstvertrauen zu der Sprache entwickeln.

Manchmal hatte ich Bedenken, wenn ich die Gruppen bei ihrer Arbeit beobachtete: Die einen schrieben und waren konzentriert bei der Arbeit, während es sich andere aber äußerst leicht machten und von dieser Arbeitsform profitierten, indem sie sich auf Kosten anderer angenehm die Zeit mit anderen Dingen vertrieben. Das sogenannte " Trittbrettfahren" ist über die Schule hinaus verbreitet, und ich muß zugeben, daß man als Lehrer zwar eingreifen kann, aber es letztlich, bei der nicht mehr so ganz kontrollierbaren Gruppenarbeit, doch nicht ausschließen kann. Teilweise kann es auch damit zu erklären sein, daß sich bei den Schülern Ermüdungserscheinungen, wegen der zu großen Abständen zwischen den einzelnen Paketen, bemerkbar machten. Außerdem neigt sich das Schuljahr seinem Ende zu und die Motivation läßt in allen Fächern auffallend nach.

3.4 Schüleransichten zur Klassenkorrespondenz Der "Nach-Fragebogen"

Diesen Fragebogen erhielten die Schüler nach Ende der Klassenkorrespondenz, das heißt nach der letzten Stunde am 10.5.94. Anhand der gemachten Aussagen hoffte ich einen Eindruck von den Ergebnissen der Klassenkorrespondenz zu gewinnen. Folgende Punkte interessierten mich dabei:

- Interesse der Schüler, die Korrespondenz fortzuführen bzw. Vorstellung davon, ob und wie sie von ihnen in Eigeninitiative fortgeführt werden kann
- Gewonnene neue Erkenntnisse über das jeweilige Land
- Noch offene oder unbeantwortet gebliebene Fragen
- Typisch deutsche/französische Dinge in den Briefen
- Meinung der Schüler zu der Päckchenkorrespondenz
- Anmerkungen zu den einzelnen Päckchen
- Weitere Themen für Päckchen, Alternativen zu der Paketkorrespondenz, Verbesserungsvorschläge für diese Klassenkorrespondenz

Bemerkenswert ist, daß die meisten französischen Schüler davon ausgehen, mit ihrem Briefpartner in Deutschland in Kontakt zu bleiben und diesen eventuell auch zu besuchen bzw. nach Frankreich einzuladen. Die deutschen Schüler äußern sich zu diesem Punkt eher zurückhaltend und zeigen auffallend wenig Interesse an einer Begegnung mit den Franzosen. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß einige deutsche Schüler von der Schule abgehen und eine Lehre beginnen werden und somit ganz andere Zukunftsperspektiven ins Auge fassen. Trotzdem hätte die Mehrzahl der Schüler in beiden Ländern gerne mit der Klassenkorrespondenz weitergemacht. Die deutschen Schüler schränken diese Aussage aber sofort wieder ein, mit Anmerkungen wie:

- Wenn die Klassenkorrespondenz besser funktioniert hätte und die Briefe interessanter gewesen wären.
- Wenn man nicht so lange auf die Päckchen hätte warten müssen.

Die meisten deutschen Schüler bemerken, daß sie wenig Neues (nur über Weihnachten, Schule) oder nichts Neues über Frankreich erfahren haben. Die Franzosen sagen, daß sie Neues erfahren haben über: Weihnachtstraditionen, Schule, Schulsystem und vieles mehr. Vier Schüler geben zu, nichts Besonderes erfahren zu haben. Die französischen Schüler möchten

gerne mehr wissen über: Schule, das Leben in Deutschland, Hobbies und Freizeitbeschäftigungen der Jugendlichen, Landesregionen, sowie Fotos und Informationen über Deutschland bekommen. Die Deutschen möchten genauere Informationen über französische Städte, Hobbies, Freizeit, Ostertradition bekommen.

Die deutschen Schüler finden in den Briefen der Franzosen das Papier, die Schrift und den Aufbau typisch französisch. Den Franzosen ist die Schrift, das gute/schlechte Französisch in den Briefen der Deutschen aufgefallen. Alle Schüler in Frankreich und Deutschland bezeichnen einstimmig die Idee, Päckchen zu verschicken, als "gut".

Das dritte Päckchen: Unsere Schule-Eure Schule hat alle Schüler am meisten angesprochen. Für weitere Päckchen schlagen die Deutschen Themen vor wie: Feiertage, Ostern, Art und Weise den Geburtstag zu feiern, Freizeit. Die Franzosen nennen Themen wie: Hobbies, Freizeitbeschäftigungen und noch vieles mehr.

Anstelle oder als Abschluß des Päckchenaustausches hätten die französischen Schüler sehr gerne, sie betonen es immer wieder, einen von der Schule organisierten Austausch nach Deutschland gemacht. Die meisten Deutschen erklärten sich mit der Klassenkorrespondenz zufrieden. Als Verbesserungsvorschlag stimmen die französischen und deutschen Schüler in ihrem Wunsch überein, daß sie gerne mehr Stunden zur Vorbereitung und Ausarbeitung der Pakete gehabt hätten und die Abstände zwischen den einzelnen Paketen wesentlich kleiner sein hätten müssen.

3.5 Verbesserungsvorschläge

Ich würde jederzeit wieder eine Klassenkorrespondenz

durchführen, aber unter Berücksichtigung der folgenden Verbesserungsvorschläge:

- Früher anfangen und sich mehr Zeit für die Ausarbeitung und Auswertung der Pakete nehmen.

- Eventuell den Austauschrythmus der persönlichen Briefe den Schülern überlassen und nur die Arbeiten der Pakete zentral lenken.

- Zusätzlich zu den individuellen Briefen jedesmal einen Gemeinschaftsbrief, mit einem Kommentar zu den erhaltenen Gruppenarbeiten auf einer großen Rolle Papier verfassen.

- Beginn mit einer Klassenkorrespondenz bereits im 2. Lernjahr der Fremdsprache, sie kann dann über 2-3 Jahre fortgeführt werden, und Materialien können noch im nächsten Schuljahr verwendet werden.

- Kassetten zu verschicken, halte ich für gut, denn die Schüler üben und gewöhnen sich von Anfang an daran, "native speaker" zu verstehen. Ebenso können sie mit Hilfe der Kassetten ihr Lernen selbst viel leichter kontrollieren, und herausfinden, was sie verstehen, wo Probleme sind und was sie noch lernen sollten. ⁴⁶

- Die Neugier der Schüler muß immer wieder geweckt werden, deshalb dürfen keine zu großen Zeitabstände zwischen den Paketen liegen.

- Nach Möglichkeit sollten alle Schüler der Klasse an der Klassenkorrespondenz teilnehmen, da diese sonst teilweise vom Unterrichtsgeschehen ausgeschlossen sind.

- Eine Klasse auswählen, deren Schüler man möglichst gut kennt, da eine "geliebte" Klasse am Anfang

schwer einzuschätzen ist, auch im Bezug auf die Partnerzusammenstellung.

- Es sollte nicht verbindlich festgelegt sein, in welcher Sprache zu welchem Zeitpunkt die Schüler schreiben müssen.

4 Schlußbemerkungen zur Klassenkorrespondenz

Für mich war die Klassenkorrespondenz mit wichtigen Erfahrungen verbunden, wie die volle Verantwortung und Organisation für ein Unterrichtsvorhaben zu tragen und meine Muttersprache Deutsch als Fremdsprache zu vermitteln. Es gab Momente, in denen ich das Gefühl hatte, die Klassenkorrespondenz stagniert und die ganze Arbeit verläuft zu mühsam und verändert für die Schüler und die Fremdsprache überhaupt nichts. An anderen Tagen fühlte ich mich wieder ermutigt und erhielt positive Rückmeldungen von den Schülern.

Meiner Ansicht nach ist der Ablauf der Klassenkorrespondenz von Herrn Weber und mir zeitlich und praktisch gut durchführbar geplant worden. Trotzdem bestand unser größtes Problem in dem immerwährenden Zeitdruck, zum einen dadurch bedingt, daß ich nicht so schnell wie angenommen eine Partnerklasse in Frankreich finden konnte, und wir dadurch einen Monat unserer Planung hinterherhinkten. Zum anderen traten Verzögerungen ein, z.B. war Herr Weber für einige Zeit krank. Aufgrund des sich daraus ergebenden Zeitmangels, war es besonders schwierig oder meistens nicht möglich, die Klassenkorrespondenz genügend auszuwerten. Für das gründliche Lesen der Briefe, die Auswertung der erhaltenen Materialien und die gemeinsame Reflexion und Fragebesprechung blieb keine Zeit. Dies bedauere ich sehr!

Die Klassenkorrespondenz in den Unterricht einzubeziehen war für mich als Assistentin nicht möglich, da der Unterricht in den Händen von Frau

Fisch lag. Zwar hatte sie anfangs vor, gewisse Aufgaben aus der Klassenkorrespondenz in den Unterricht einzubeziehen, war aber später ganz davon eingenommen, die vorgeschriebenen Unterrichtsprogramme und Tests in den kurzen Trimestern durchzuziehen. ^{A9}

Eine Klassenkorrespondenz birgt immer die Gefahr in sich, daß es nicht gelingt, das Interesse und Durchhaltevermögen der Schüler aufrechtzuerhalten. Die Neugier der Schüler muß immer wieder von Neuem geweckt werden, damit die Klassenkorrespondenz weiter mit Schwung fortgeführt werden kann. Dies in die Realität umzusetzen, ist nicht einfach! Teilweise ist mir das gelungen, aber gegen Ende weniger. Vielleicht auch deshalb, weil sich die Planungsschwierigkeiten und Ermüdungserscheinungen bei den Schülern und mir gegenseitig bedingten, und ich nicht mehr in der Lage war, die Schüler so stark wie anfangs zu motivieren.

Mir stellt sich die Frage, ob es sinnvoll sei, die persönlichen Briefe an den Senderythmus der Pakete zu binden. Denn aufgrund des vorgegebenen Paketthemas wird der ganze Inhalt der Sendung hierauf fixiert, und die Schüler sind weniger frei, zu schreiben, worüber sie möchten, und die Anzahl ihrer Briefe selbst festzulegen.

Ich denke als Abschluß oder Höhepunkt des Päckchenaustausches kann eine Begegnung der Klassen besonders erlebnisreich für die Schüler sein, ist aber keine Voraussetzung dafür.

Ein Problem scheint mir noch erwähnenswert: nicht alle Schüler waren mit ihrem Korrespondenten zufrieden, weil sie zum Beispiel nicht in ihren Interessen übereinstimmten, oder der Partner sich nicht engagiert genug zeigte; er schickte keine Fotos von sich und gab sich auffallend wenig Mühe mit den Briefen. Für die betreffenden Schüler ist das bedauerlich, aber es wird

wohl nie gelingen, allen Schülern ideale Partner zu vermitteln, wobei dies bei einer Klassenkorrespondenz noch weniger ins Gewicht fällt, als bei einer wirklichen Begegnung, wo der Schüler bei seinem Austauschpartner für einige Zeit lebt, und sie miteinander auskommen müssen.

"Team-Teaching" mit einem anderen Lehrer oder Praktikanten ist empfehlenswert und vorteilhaft für die Arbeit bei solch einem Projekt, ist aber aus schulorganisatorischen Gründen leider nur selten möglich. Auch Frau Fisch und ich waren selten zusammen in der Klasse.

Insgesamt betrachte ich das Projekt Klassenkorrespondenz trotz der "Pannen" dennoch als einen erfolgreichen Versuch. Ich bin überzeugt, daß vielen Schülern, Deutschland/Frankreich, die Menschen dort und die Sprache nähergekommen sind. Allein schon das Gewinnen von Spaß und Interesse an der Sprache zähle ich als einen Erfolg.

Im Ganzen gesehen hat mir die Planung und Durchführung der Klassenkorrespondenz persönlich großen Spaß gemacht und mich um viele Erfahrungen bereichert.

5 Inwieweit ist die Anwendung der Freinet-Methoden im Fremdsprachenunterricht sinnvoll?

Fremdsprachenlehrer stellen immer häufiger fest ⁴⁷, daß die anfängliche Begeisterung für eine Fremdsprache bei den Schülern schon nach einem Lernjahr erheblich nachläßt, bedingt durch eine eingetretene Lernunlust. Der damit zusammenhängende fehlende Lernerfolg führt zu ständig neuen Frustrationen. Folge davon sind oftmals ein Motivationsverlust und schließlich die Ablehnung der Fremdsprache selbst.

Viele Schüler ziehen daraus die Konsequenz, nach vier Jahren Fremdsprachenunterricht am Ende der Sekundarstufe I, das Fach abzuwählen. Der hier auftretende hohe Prozentsatz gibt zu Denken. Ein ausschlaggebender Grund für dieses immer wieder auftretende Phänomen ist "... die sehr hoch angesetzte Meßlatte für den geforderten sprachlichen Korrektheitsgrad."⁴⁸

Ebenso ergeben sich andere Schwierigkeiten für den Schüler, die Motivationsverluste sowie Frustrationen auslösen können:

- Eintönigkeit der Methode
 - Die Themen sprechen die Schüler wenig an
 - Ein immer schwerer werdender Unterrichtsstoff
 - Der Schüler ist dazu gezwungen, die vorgegebenen Lernsituationen im Lehrbuch wiederzugeben und sich damit zufriedenzugeben, da es ihm noch nicht möglich ist, das auszudrücken, was er gerne sagen möchte.
 - Der Lehrer stellt durch seinen großen Informationsvorsprung eine Übermacht für den Schüler dar und verstärkt dadurch das Autoritätsgefälle.
 - Die geringe Fehlertoleranz und Lehrerzentriertheit des Unterrichts hindern den Schüler daran, eigene Aktivitäten zu entwickeln.
 - Das im Lehrplan festgelegte Fortschreiten, läßt dem Schüler wenig Chancen, einmal entstandene Lücken wieder nachzuarbeiten.
 - Da Französisch fast immer 2. Fremdsprache ist und somit in der 7. Klasse beginnt, kommt der Altersproblematik der Schüler auch eine Bedeutung zu.
- Viele ziehen sich zurück, aus Angst davor, Fehler zu machen und sich zu blamieren.

Seidler⁴⁹ sieht die entscheidende Ursache für den Motivationsverlust darin, daß der Nutzen für das Erlernen einer Fremdsprache und die damit verbundenen Erfolgserlebnisse erst in der Zukunft zum Zuge kommen werden. Zwar kann diese Perspektive für eine begrenzte Zeit Motivation aufbauen, sie aber nicht

dauerhaft stützen. Außerdem können nicht alle Schüler für eine bestimmte Dauer auf eine erkennbare Verwendungsmöglichkeit ihres Lernens verzichten. Lehrer sehen häufig als wirkliche Ursache für den Motivationsmangel der Schüler ein Disziplinproblem. Dabei handelt es sich aber um Reaktionen auf unbefriedigte Motivationsanreize und auf die Bezugslosigkeit des Unterrichts zu den Interessen der Schüler. Die daraus zu ziehende Konsequenz ist, daß der fremdsprachliche Unterricht möglichst wirklichkeitsnah und lebensorientiert an die Erfahrungswelt der Schüler anknüpfen soll. Zu dieser Erkenntnis sind ebenfalls die Spracherwerbsforschung sowie die Lernpsychologie gekommen.

In der Schule findet Fremdsprachenunterricht immer in einem künstlich hergestellten sprachlichen Rahmen statt. (Im Gegensatz zum natürlichen Erstoder Zweitspracherwerb.)

Wie kann die Kluft zwischen der Sprachverwendung im Unterricht und dem sprachlichen Alltag außerhalb des schulischen Rahmens überwunden werden?

Seidler sieht nur den Weg zur Überwindung darin, daß: "...die Verständigung in der Fremdsprache erfolgen muß." ⁵⁰ Natürlich wäre hier ein "Sprachbad", also ein längerer Auslandsaufenthalt am gewinnbringendsten. Im Rahmen der Schule ist dies aber nicht machbar. Es gibt allerdings andere Möglichkeiten, schreibt Seidler, die es ermöglichen, die fremde Sprache in den Unterricht hineinzuholen bzw. außerhalb mit ihr in Kontakt zu treten. Seidler schlägt einen Kontakt ohne zu reisen vor: "Video-Letter Exchange."

Auch Dietrich ⁵¹ weist in ihrem Aufsatz auf die immer häufiger in einem bedenklichen Maße auftretenden Demotivationserscheinungen im herkömmlichen Unterricht hin. Die Fremdsprachendidaktik kann vor diesem Problem nicht länger die Augen schließen und muß sich konkret damit auseinandersetzen. Es wird

immer häufiger für einen schülerorientierten Fremdsprachenunterricht plädiert, um die bestehenden Widersprüche zwischen den abstrakten Unterrichtszielen und dem tatsächlichen Unterrichtsverlauf zu reduzieren. Dennoch hat die deutsche Didaktik Schwierigkeiten, sich von dem Modell, eines starren Festhaltens des Lehrers an dem von ihm sprachlich kontrollierten Frontalunterricht, zu lösen. Aufkommenden neuen Ansätzen wird oftmals mit Ironie und Mißtrauen begegnet.

Schülerorientierung⁵² als Hauptmerkmal des Unterrichts anzusehen, ist keine neue Erkenntnis, sondern schon lange bekannt, wird aber je nach pädagogisch-didaktischen Konzepten unterschiedlich verstanden. Im Folgenden gebe ich drei Ansätze der jüngeren Didaktik kurz wieder:

a) Die Ansätze der Schulreform seit Ende der 60er Jahre weisen der Schule die Aufgabe zu, die Schüler in ihrer individuellen Entwicklung und in Anbetracht der zukünftigen gesellschaftlichen Anforderungen zu fördern. Deshalb sollen sich die Unterrichtsziele, Methoden und Inhalte an der zukünftigen Verwendung der Sprache orientieren.

b) Zu den Zielprinzipien des Unterrichts, vorwiegend für die Gesamtschulen der 70er Jahre, zählen Individualisierung und Chancengleichheit. Diese Prinzipien führten immer wieder zu heftigen Kontroversen über die Frage der Differenzierung. Hierbei stehen vor allem zwei Aspekte im Mittelpunkt:

- Fachleistungsdifferenzierung

Leistungshomogene Niveaugruppen werden eingerichtet und für sie unterschiedliche Lernstoffmengen und Ziele festgelegt.

- Binnendifferenzierung

In leistungsheterogenen Gruppen sollen Schüler anhand unterschiedlicher Lernangebote und differenzierten Lernwegen die gleichen Ergebnisse vollbringen. Schülerorientierung berücksichtigt hier in didaktisch-methodischer Weise die unterschiedlichen Voraussetzungen und Aneignungswege für das Lernen.

c) Der kommunikative Ansatz des Fremdsprachenunterrichts verbindet die genannten Gesichtspunkte wie schulische Anforderungen, Orientierung der Lernziele an zukünftiger Verwendung und die unterschiedlichen Aneignungswege, und erweitert sie um den Aspekt der Orientierung an den gegenwärtigen Interessen der Schüler. Zukünftiger Nutzen oder Verwendung der Fremdsprachenkenntnisse ist nicht mehr allein entscheidend, sondern die Schüler werden zum Mittelpunkt des Unterrichts, indem sie sich aktiv an der Auswahl von Unterrichtsinhalten und Aneignungswegen beteiligen und ihre altersgemäßen, sprachlichen und affektiven Interessen in den Unterricht miteinfließen lassen. Ebenso soll den Schülern der jeweilige Beitrag des Unterrichts bezüglich der jetzigen und zukünftigen Sprachverwendung ersichtlich sein.

In der letzten Zeit wird in der Fachdidaktik der Fremdsprachen die Frage nach einem "Handlungsorientierten Unterricht" besonders unter Einbeziehung der Begriffe wie Kreativität, Erfahrungslernen und Freinet-Pädagogik diskutiert. Weiterhin stellt sich die Frage danach, wie die gegenwärtigen Interessen der Schüler und die gesellschaftlichen Anforderungen im Fremdsprachenunterricht in Einklang gebracht werden können. Die vorangegangenen Feststellungen für einen stärker schüler- und handlungsorientierten Unterricht ziehen folgende Konsequenzen für den Fremdsprachenunterricht nach sich:

- Immer neue Anwendungsmöglichkeiten der Sprache sollen in den Unterricht einbezogen werden und den Schülern den Sinn ihres Lernens einsichtig machen.
- Der Schüler soll sich, einzeln oder in Gruppen je nach seinen individuellen Fähigkeiten und Kenntnissen, in Tätigkeiten einbringen können, die im Bezug zu einem konkreten kommunikativen Unterrichtsvorhaben stehen.
- Der Schüler soll nicht mehr wie bisher rein intellektuell angesprochen werden, das Lernen erfolgt mit Kopf, Hand und Gefühl.
- Die Schüler tragen die Mitverantwortung am Unterricht und sie können sich stärker mit ihm identifizieren, selbst einbringen; sie werden zum Handeln animiert und machen sich Gedanken über die Ergebnisse ihrer Arbeit.
- Dem Lehrer kommt dennoch die Aufgabe zu, den Freiraum für die Schüler inhaltlich und methodisch einzugrenzen, sowie ihnen die nötigen Methoden und Kenntnisse für das Sprachenlernen zu vermitteln.

Diese Anforderungen für einen schüler- und handlungsorientierten Fremdsprachenunterricht werden bei den Freinet-Pädagogen verwirklicht.

I. Dietrich beschreibt in ihrem Aufsatz die einzelnen Freinet-Methoden im Fremdsprachenunterricht. Hierbei ist es von Bedeutung, daß im Fremdsprachenunterricht der Freinet-Lehrer die gleichen Methoden und Arbeitsmittel anzutreffen sind, die für den Freinet-Unterricht typisch sind, und die Methoden der jeweiligen Anwendung entsprechend abgewandelt bzw. erweitert werden.

Was für Konsequenzen zieht nun ein schülerorientierter mit den Freinet-Methoden arbeitender Fremdsprachenunterricht in der Praxis nach sich? ⁵³

- Die Schüler sollen mit authentischer Sprache soviel wie möglich konfrontiert werden, durch die Klassenkorrespondenz oder ein Treffen mit einer Klasse des anderen Landes, sowie durch den Austausch von Kassetten, Filmen, Zeitungen etc.

- Die Kommunikation in der fremden Sprache wird zu etwas Lebendigem und Notwendigem im Unterricht.

- Die Arbeit in der Klasse wird durch Arbeitspläne verbindlich geregelt.

- Die Motivation des Lernenden ist ausschlaggebend für den erfolgreichen Erwerb der Fremdsprache. ^{A10}

Für alle Sprachenlerner trifft zu:

"Ein Individuum lernt nur, wenn es ein tiefes Verlangen zum Lernen hat, in welchem Alter es auch immer sei." ⁵⁴

Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn ein Kind oder ein Erwachsener im Ausland lebt. Er braucht die Sprache zur täglichen Kommunikation und lernt sie auf natürliche Weise. Die Wiederholungen, im Unterricht sind sie oftmals nicht häufig genug, passen sich in solch einer Situation besser dem persönlichen Rhythmus des Lernenden an und führen zu einem effektiveren Erwerb der Sprache. ⁵⁵

Ein Hauptmerkmal der Freinet-Pädagogik, sagt Dietrich⁵⁶, besteht darin, daß die Lehrer auf die didaktische Aufbereitung der Lernmaterialien zugunsten eines erfahrungsorientierten Lernens und der authentischen Begegnung mit dem Land und seinen Menschen selbst verzichten. Zwar werden auch in

Deutschland Forderungen nach der Entschulung des Fremdsprachenunterrichts laut, dies bedeutet aber lange noch nicht "... den Verzicht auf didaktische Auswahl, Aufbereitung und Verpackung des Lernmaterials sowie auf unterricht-liche Planung und Steuerung durch den Lehrer."⁵⁷ Im Gegensatz dazu machen die Freinet-Lehrer mit der Entschulung des Fremdsprachenunterrichts radikal ernst, indem sie auf vorgefertigte methodische und inhaltliche Stützen für den Unterricht verzichten. Für sie ergibt sich der Ausgangspunkt für das Lernen aus dem lebendig ablaufenden Kommunikationsprozess zwischen

- a) der Klasse mit der Partnerklasse des Ziellandes
- b) den Mitschülern einer Klasse
- c) den vermittelten fremdsprachlichen Kommunikationen des Ziellandes über Kassetten und andere Medien, die im Unterricht eingesetzt werden. Da die Schüler in Freinet-Klassen im Vergleich zu anderen Klassen gute Lernresultate erbringen, stützt dies die Annahme, daß die Begegnung mit der Sprache selbst die Schüler nicht überfordert, und daß der hohe Motivationsanreiz bei diesem Lernen die auftretenden Schwierigkeiten ausgleicht.

Im Fremdsprachenunterricht der Freinet-Lehrer bilden die Klassenkorrespondenz, Einzelkorrespondenz und die freien Texte den Unterrichtsmittelpunkt. Ein Kommunikationsanlaß muß so nicht mehr künstlich geschaffen werden, und die Schüler übernehmen keine fremden Rollen mehr, sondern sprechen und schreiben als sie selbst. Sie vollbringen Leistungen des Verstehens und Mitteilens in Situationen, die für sie jetzt von Bedeutung sind und nicht erst in der Zukunft. Die Leistungen des Verstehens sollen an authentischen Texten und in realen Situationen geschult werden. Die konkrete Kommunikations-orientierung verlangt eine höhere Toleranzgrenze bei der Sprachrichtigkeit und Grammatik. Diese Einbußungen sind aber nicht

ausschlaggebend, wenn eine geglückte Kommunikation als Ziel des Fremdsprachenunterrichts angestrebt wird.

Für die Lehrer in Deutschland ist es aufgrund der gesetzlichen Regelung nicht möglich, ganz auf die Verwendung der Lehrbücher im Unterricht zu verzichten. Die neue gesetzliche Fotokopier-Regelung bremst die eigenverantwortliche Vervielfältigung und den Einsatz zusätzlicher Lehrmaterialien im Unterricht.^{A11} So kann der Lehrer bei der Klassenkorrespondenz und der Verwendung anderer fremdsprachlicher Originalmaterialien einen Weg finden, sich von der staatlichen Kontrolle abzusetzen und sich und dem Schüler ein Stück Freiheit zu sichern, das mit didaktischen Argumenten problemlos vertretbar ist.

Die von den Freinet-Pädagogen praktizierte methodische und didaktische Offenheit des Fremdsprachenunterrichts im Rahmen der öffentlichen Schulen, kann bei vielen deutschen Lehrern auf Ungläubigkeit stoßen, sowie Ablehnung und Unverständnis hervorrufen, denn die bisherige deutsche fremdsprachendidaktische Diskussion tendiert zu einer Überbewertung der Methodik und Vermittlungstechnik. Ein kritischeres Selbstverständnis und die Erweiterung der Fragen über die Methodik und Vermittlungstechnik hinaus, gelingt der Fremdsprachendidaktik nur mühsam. Nur durch die Veränderung der Praxis von unten her, können Praktiker eine tiefgreifende Öffnung des Fremdsprachenunterrichts bewirken, indem sie Verantwortung und Initiative übernehmen und somit ein Umdenken in der Didaktik erzielen.

Zusammenfassend gesagt hat ein schülerorientierter Fremdsprachenunterricht die folgenden Aufgaben:

- Der Schüler soll sich im Unterricht mit seinen persönlichen Vorstellungen, Gedanken, Wünschen und Gefühlen einbringen können.

- Dem Lerner soll ein lebendiger selbsthandelnder Adressat gegeben werden, anstatt fiktiver Personen aus dem Lehrbuch.

Auch schülerzentriertes Arbeiten bedarf einer festen Struktur, die folgende Elemente aufweist:

- Die Lerninteressen der Schüler sollen in einer dafür vorhergesehenen Stunde gesammelt werden.

- Ein verbindlicher Arbeitsplan soll von allen gemeinsam festgelegt und ausgehängt werden.

- Die Aufgabe des Lehrers ist es, Redemittel für die Schüler bereitzustellen.

- Die geschriebenen Briefe und Texte der Schüler sowie eine geglückte Kommunikation mit dem Schülern des Austauschlandes ermöglichen eine Kontrolle des Erfolges und eine Bewertung, die dem Schüler auch sinnvoll erscheint. ⁵⁸

Einige Fragen und Probleme bleiben dennoch bei einem mit Freinet-Methoden arbeitenden Fremdsprachenunterricht unbeantwortet: ⁵⁹

- Wie können individuelle Lernprozesse bewertet oder benotet werden? - Wie verhält sich der Faktor "Zeit" zu den individuellen Lernschritten?

- Wie ist solch ein Unterricht mit den jeweiligen Lehrplänen und Rahmenrichtlinien zu vereinbaren?

- Wie sieht die Lernsituation aus, wenn nur im Französischunterricht nach Freinet-Methoden gelernt wird, in anderen Fächern aber nicht?

- Was können Klassen-, Schul- oder Methoden-wechsel für Auswirkungen haben?

Auch wenn die Anwendung der Freinet-Methoden im Fremdsprachenunterricht Fragen und Probleme nach

sich zieht, ist ihre Verwirklichung bereits im Ansatz sinnvoll, denn es geht hierbei vor allen darum, etwas in der bestehenden Schule zu verändern, andere Lehrer mit dieser Methode zu konfrontieren und zu einer kritischeren Betrachtung der herkömmlichen Methoden herauszufordern.

6 Anmerkungen

A1 Dieser Begriff wurde von Freinet geprägt und bedeutet: Die "Pädagogik des Volkes"

A2 In Deutschland haben sich Lehrer, die nach den Freinet-Methoden arbeiten wollen, in der "Pädagogik-Kooperative" zusammengeschlossen. Ihr Sprachrohr ist die Zeitschrift "Fragen und Versuche", die zur Zeit (Stand Juni 1994) von 770 Abonnenten bundesweit bezogen wird, für Beiträge von Lesern zur Verfügung steht und alle aktuellen Informationen aus den deutschen Freinet-Gruppen veröffentlicht. Außerdem organisiert die Kooperative Landes- und Bundestreffen in Deutschland. Die bundesweiten Treffen finden an Pfingsten und Weihnachten statt und werden von ca. 80-120 Lehrern besucht, die zum überwiegenden Teil aus der Grundschule, Sekundarstufe I (Gesamtschulen) und teilweise auch aus der Sekundarstufe II kommen. Auch finden einmal jährlich regionale Treffen in den jeweiligen Bundesländern statt, an denen im Schnitt 30-40 Lehrer teilnehmen. Der "Materialvertrieb" der Pädagogik-Kooperative ist für die Entwicklung und den Verkauf von Freinet-Materialien zuständig. Weiterhin gibt es eine zweite Vereinigung: "Der Arbeitskreis der Schuldrucker".

A3 Der Begriff der "Arbeitsschule" geht auf Kerschensteiner zurück.

A4 Der Begriff tastendes Versuchen (tatonnement expérimental) wurde von Freinet in seinem Buch "Essai de psychologie sensible" geprägt. Er bedeutet: Ein sich Herantasten an eine Sache durch ständiges Versuchen, bis sie in ihrem Wesen erkannt oder beherrscht wird. Vgl. Jörg: Natürlicher Schriftspracherwerb nach C. Freinet. In: Grundschule, H.9, S. 414

A5 Ich beginne meine Assistentenstelle am 1. Oktober; es bleibt nicht viel Zeit, wenn man bedenkt, daß ich erst eine Korrespondenzklasse ausfindig machen muß!

A6 Ich möchte anmerken, daß das Sprachniveau französischer Schüler im Fremdsprachenunterricht oftmals unter dem der deutschen liegt. Teilweise mag dies damit zusammenhängen, daß die Schülerzahl in den Klassen zu groß ist, oder wie es an in dieser Schule der Fall ist, die großen und hohen Räume einen kommunikativen Unterricht akustisch erschweren.

A7 In Deutschland ist dies auch der Fall, aber erst ab Klasse 11.

A8 Dies ist ein nach einem speziellen Rezept gebackener Kuchen aus Blätterteig und Marzipan. In einem Stück befindet sich eine "fève", heute eine kleine Figur aus Plastik. Wer auf die fève beißt wird der König und kann sich eine Königin auswählen, bzw. umgekehrt, und setzt sich eine goldene Krone aus Pappe auf den Kopf auf. Der Königin und dem König ist Glück und finanzielle Sorglosigkeit für das ganze Jahr beschert. Vgl. Schülerorientierung im Französischunterricht, S.125 ff.

A9 In Frankreich ist ein Schuljahr in drei Trimester von jeweils ca. drei Monaten Dauer aufgeteilt. Am Ende

jedes Trimesters finden zeitaufwendige Notenkonferenzen für jede einzelne Klasse statt!

A10 Die Freinet-Pädagogen berücksichtigen hierbei die Tatsache, daß die soziale Motivation zum Erlernen einer Fremdsprache erst am stärksten im Erwachsenen- und nicht im Kindesalter oder in der Adoleszenz ausgeprägt ist.

A11 Es ist mir nicht möglich gewesen, zu überprüfen, ob diese Regelung heute noch gilt.

7. Literaturverzeichnis

Alix, Christian: Pakt mit der Fremdheit. Interkulturelles Lernen als dialogisches Lernen im Kontext internationaler Schulkooperationen. Frankfurt am Main, 1990

Baillet, Dietlinde: Freinet praktisch. Beispiele und Berichte aus Grundschule und Sekundarstufe. Weinheim-1983

Baillet, Dietlinde: Wir haben Brieffreunde in Köln, Berlin, In: Fragen und Versuche, 1985, H. 31, S. 25-34

Balesse, L. / Freinet, C.- (Hg.): La lecture par l'imprimerie à l'école. Bibliothèque de L'Ecole Moderne, n°7, Cannes. J.

Beck, Johannes: Freinet für Lehramtsstudenten. In: Pädagogik-Extra, 1978, H. 3, S. 28 u.29

Beck, Johannes: Lernen mit Leben und Arbeit verbinden. In: Pädagogik-Extra, 1976, H. 14/15, S. 24-42

Bertrand, Michel u.a.: Freinet in der Sekundarstufe. In: Pädagogik-Extra, 1978, H. 3, S. 25-29

Boehncke, Heiner/ Hennig, Christoph (Hg.): Célestin Freinet. Pädagogische Texte mit Beispielen aus der praktischen Arbeit nach Freinet. Hamburg 1980

Boehncke, Heiner/ Beck, Johannes (Hg.): Jahrbuch für Lehrer. Reinbek bei Hamburg 1977

Copfermann, Emile (Hg.): La pédagogie Freinet par ceux qui la pratiquent. Paris 1975

Dietrich, Ingrid/ Gässler, Roland/ Schilder, Hanno: Der Fremdsprachenunterricht auf dem Weg zur Schülerorientierung. In: Die Neueren Sprachen, 1983, H.3, S. 227-239

Dietrich, Ingrid: Die mögliche Bedeutung alternativer Unterrichtskonzepte für den schulischen Fremdsprachenunterricht. In: Unterrichtswissenschaft, 1979, H. 4, S. 357-365

Dietrich, Ingrid: Examensarbeiten zur Freinet-Pädagogik. In: Fragen und Versuche, 1986, H. 34, S. 41-43

Dietrich, Ingrid: Freinet-Pädagogik im Fremdsprachenunterricht. In: Fragen und Versuche, 1986, H. 35/36, S.39-43

Dietrich, Ingrid: Freinet-Pädagogik und Fremdsprachenunterricht. In: Englisch-Amerikanische Studien, 1979, H. 4, S. 542-563

Dietrich, Ingrid (Hg.): Politische Ziele der Freinet-Pädagogik. Weinheim und Basel 1982

Edelhoff, Christoph/ Liebau, Eckart (Hg.): Über die Grenze. Praktisches Lernen im fremdsprachlichen Unterricht. Weinheim und Basel 1988

Fendrich, M./ Gauert, H.: Erfahrungen mit Klassenkorrespondenz. In: Grundschule, 1977, H. 8, S. 373-375

Freinet, Célestin: Die moderne französische Schule. Übersetzt und bearbeitet von Hans Jörg. Paderborn 21979

Freinet, Célestin: Essai de psychologie sensible appliqué à l'éducation. Cannes 1950

Freinet, Célestin: Le texte libre. Bibliothèque de L'Ecole Moderne n° 3. Cannes 1960

Freinet, Célestin: Pour l'école du peuple. Guide pratique pour l'organisation matérielle, technique et pédagogique de l'école populaire. Paris 1969, Maspero

Freinet, Elise: Erziehung ohne Zwang. Der Weg Célestin Freinets. Übersetzt und bearbeitet von Hans Jörg. München 41991.

Freinet, Elise: L'école Freinet- réserve d'enfants. Paris 1974

Freinet, Elise: Naissance d'une pédagogie populaire historique de l'école moderne. Paris 1970

Gaudin, M.(Hg.): L'expression libre en classe de perfectionnement. Bibliothèque de L'Ecole Moderne n° 39. Cannes o.J.

Gervilliers, D./ Berteloot, C./ Lèmery, J. et la participation d'un groupe spécial de l'ICEM- Pédagogie Freinet: Les correspondances scolaires. Bibliothèque de L'Ecole Moderne n°50 u.53. Cannes 1968

Giroit, André/ Poslaniec, Christian: Une journée à l'école en pédagogie Freinet. Paris 1985

Grauer, Gustaf/ Zinnecker, Jürgen: Freinet-Pädagogik. Kochbuch für die Umwälzung der Staatsschule. In: Pädagogik-Extra, 1978, H. 3, S.18- 31

Havranek, Gertraud /Stefan, Ferdinand (Hg.): Fremdsprachendidaktik und Innovation in der Lehrerbildung. Band 8. Wien 1990

Hellmich, Achim /Teigeler, Peter (Hg.): Montessori-, Freinet-, Waldorfpädagogik. Konzeption und aktuelle Praxis. Weinheim und Basel² 1994

Hennig, Christoph/ Zülch, Hans-Martin: Konzept der Freinet-Pädagogik. In: Jahrbuch für Lehrer 1977, S. 233-259

Jones, Barry L. : Motivationen für Langsamler-Begegnung ohne Reisen; In: Anders lernen im Fremdsprachenunterricht, hg. von Müller, B.-D., Berlin u. München, 1989, S.47- 57

Jörg, Hans: Die Wandzeitung. Ein Medium kritischer Erziehung und Sozialisation. In: Grundschule, 1977, H. 12, S. 557-559

Jörg, Hans: Natürlicher Schriftspracherwerb nach Célestin Freinet. In: Grundschule, 1977, H.9, S. 414-416

Jörg, Hans (Hg.): Praxis der Freinet-Pädagogik. Paderborn 1981. Übersetzung und Bearbeitung des Buches von C. Freinet: "Les techniques Freinet de l'Ecole Moderne". Paris 1964

Jörg, Hans: Unterrichtspraxis. Oberursel 1970

Kodron, Christoph: Zur Praxis der Freinet-Pädagogik. In: Grundschule, 1977, H. 8, S. 370-372

Koitka, Christine (Hg.): Freinet-Pädagogik. Unterrichtserfahrungen zu: Freier Text, Selbstverwaltung, Klassenzeitung, Korrespondenz u.a. Berlin 1977

Laun, Roland: Freinet-50 Jahre danach. Dokumente und Berichte aus 3 französischen Grundschulklassen. Heidelberg 1982

Meier, Henry/ Meier-Olek, Irmgard: Klassenkorrespondenz. Ein Erfahrungsbericht. In: Grundschule, 1979, H. 1, S. 15-18

Meier, Henry/ Meier-Olek, Irmgard: Pinnwand, Textmappe, Klassenzeitung. Ein Erfahrungsbericht. In: Grundschule, 1977, H. 12, S.560-563

Minuth, Christian: Französisch lernen ? Ja, aber Freinetisch. In: Fragen und Versuche, 1987, H. 40, S. 29-42

Müller, Bernd-Dietrich (Hg.): Anders lernen im Fremdsprachenunterricht. Experimente aus der Praxis. Berlin u. München 1989

Ramseger, Jörg: Was heißt "durch Unterricht erziehen"?. Band 5. Weinheim und Basel 1991

Raths, Angelika: Klassenkorrespondenz-Versuche zum freien Schreiben und Reden; In: Anders lernen im Fremdsprachenunterricht, hg. von Müller, B.-D., Berlin u. München, 1989, S.28-46

Schülerorientierung im Französischunterricht. Ergebnisse des Projekts "Differenzierung im Französischunterricht der Sekundarstufe I". Hg. von Bundesarbeitsgemeinschaft Französisch an Gesamtschulen und Hessisches Institut für Lehrerfortbildung. Reinhardswaldschule 1989

Schwerdtfeger, Inge Christine: Alltag und Fremdsprachenunterricht. Eine Streitschrift gegen die Schweigsamkeit. München 1987

Seidler, K.-W.: Kontakte ohne zu reisen. Video-Letter Exchange; In: Über die Grenze. Praktisches Lernen im fremdsprachlichen Unterricht, hg. von Edelhoff/Liebau, Weinheim u. Basel 1988, S. 149- 158

Vasquez, Aida/ Oury, Fernand u.a.: Vorschläge für die Arbeit im Klassenzimmer. Die Freinet-Pädagogik. Alternativen zum gewöhnlichen Schulleben. Reinbek bei Hamburg 1976

Wagner, Rolf: Klassen-Arbeit. Freinet-Pädagogik als Alternative im Klassenzimmer. In: Fragen und Versuche, 1986, H. 37, S. 35 u.36

Zehrfeld, Klaus: Freinet in der Praxis. Weinheim und Basel 1977

Zülch, Martin (Hg.): Lehrer und Schüler verändern die Schule. Bilder und Texte zur Freinet-Pädagogik. In: Arbeitskreis Grundschule e.V.- Beiträge zur Reform der Grundschule Nr. 48. Frankfurt am Main 1981

Heimkehr nach Hamburg

Kurz-Roman in Vers-Prosa



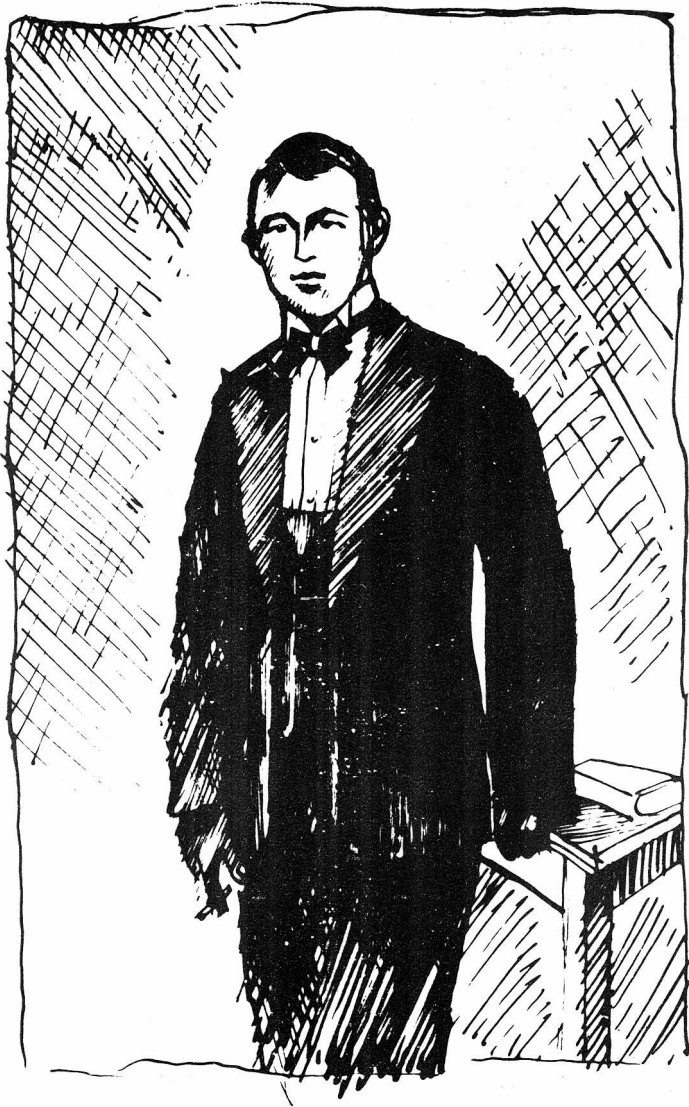
SEHNSUCHT NACH DER FERNE

Wenn ich heimkehre
Nach langen Jahren in der Fremde
Wenn ich heimkehre
Nach all dem, was geschehen ist
Wenn ich heimkehre
Mit den Bildern aus meiner Jugendzeit
Wenn ich heimkehre
Um wiederzufinden, was mir war vertraut
Dann ist mein Herz
Voller Sehnsucht.
Ich sehe wieder die Schiffe
Die im Hafen liegen.
Sie haben mir vor langer Zeit
Die Botschaft von fernen Ländern
Über die Meere getragen.
Ihnen bin ich gefolgt
Als ich hinausgegangen.
Über die weite Pampa
über die Höhe der Anden
schweifte mein Blick.
Mit kräftiger Hand
Wollt ich ergreifen
Meines Lebens Glück.
Doch mein Herz
Blieb voller Sehnsucht.

Es begann in Hamburg
Im Jahre 1920.
Da beschließe ich
Als junger Mann
Daß ich nicht länger
Zu Hause bleiben kann.

Ich habe mit 18 Jahren
keine Angst vor der Welt.
Ich pfeife auf das Geld
Das mein Vater hat
und weide es wagen.
Lange hab ich's ertragen
und meinem Vater gehorcht.

Nach meiner Schulzeit
Hatte er mich gezwungen
Spengler und Installateur zu lernen.
Doch ich hätte lieber gesungen
und auf dem Klavier gespielt
Auf dem ich seit Jahren
So viele Stunden geübt.
Ich liebte die Oper und das Theater
und wollte Schauspieler werden.
Doch das unterband mein Vater.
Er war Geschäftsmann
Da mußte eine Arbeit praktisch sein
Denn nur dann
Brachte sie etwas ein.
Oft hat er mich ermahnt
Fleißig zu lernen fürs Leben
und mehr zu streben
Nach Reichtum und Geld.
Doch für mich lag
Das Glück dieser Welt
Im Spiel des Klaviers
und in den Augen
Meiner Freundin Erna.



Mit ihr verbrachte ich viel Zeit
und war auch bereit
Von ihr zu lernen
Was ein Mädchen bewegt.

Doch nun ist es anders.
Seit gestern spüre ich
Die Sehnsucht im Herzen.
Ich möchte entfliehen
und dahin ziehen
Wo ich machen kann
Was ich will.
Schon oft habe ich
Die Botschaft vernommen
Der vielen Schiffe
Die aus fernen Ländern gekommen.
In dieser Nacht
Habe ich beschlossen
Ihrem Ruf zu folgen.
Noch ist es dunkel über der Stadt
Doch der Morgen naht.
Bald gehen die ersten Schiffe
Auf große Fahrt.

In dem Haus am Schaarmarkt
Springe ich aus dem Bett
und ziehe mich an.
Über dem Rücken den Sack
Eile ich davon
So schnell ich kann.
Ich verlasse das Haus
Laufe hinunter zum Hansa-Hafen.
Dort liegt der Frachter Sumatra
Auf dem ich angeheuert
und der heute nach Indien steuert.

Ich komme an Bord.

Bald darauf geht es fort.
Das Schiff löst sich vom Kai
und fährt hinaus
An Altona und
Blankenese vorbei.
Ich stehe am Bug
Nach vorn geht mein Blick.
Ich schaue nun
Nicht mehr zurück.
Draußen auf offener See
Tut mir dann doch
Das Herze weh.
Ich denke an meine Mutter
Und an Erna
Die mir so nahe war.
Doch die Sehnsucht ist stärker
Sie treibt mich hinaus
In ferne Länder.

Anfangs finde ich
Die Fahrt recht angenehm.
Ich stehe oft an Deck
und lasse mir den Wind
um die Ohren wehn.
Nachts höre ich das Wasser
Das an die Bordwand schlägt
und spüre das Schiff
Wie es sich in den Wellen bewegt.
Doch dann im Roten Meer
Muß ich mich plagen.
Ich werde den Heizern zugeteilt
Die unten im Schiff
Mit krummem Rücken
Die Kohlen in den Kessel schütten.
Die große Hitze
Bringt mich mächtig ins Schwitzen.

Das heiße Feuer
Trocknet den Körper aus.
Mit meinen Gedanken
Bin ich nun oft zu Haus.
Ich denke an Erna
Und die schönen Stunden
Die ich mit ihr verbracht.

Doch das Schiff fhrt weiter.

Endlich sind wir in Bombay.
Ich gehe an Land
Und schaue umher.
Ich bin ganz gebannt
und denke nicht mehr
An Hamburg zurück.
Ich genieße das Glück
Ganz allein
In einer fremden Stadt zu sein.
Das Schiff bleibt drei Tage
Dann verläßt es den Hafen.
Ich bin an Land geblieben.
Angelockt von dem fremden Treiben
Beschloß ich, hier zu bleiben.
Ich fand ein Bett
Im englischen Seemannsheim.
Doch mein Geld reichte nicht lange.
Bald wurde es mir bange.
Ich mußte etwas tun.
In einer Seemannskneipe
fand ich ein Klavier
Ich begann zu spielen
All die Melodien
Die den Gästen gefielen.
Da kommt ein Mann

Mister Blake ist sein Name.
Er stellt mich an
In seinem Geschäft
Wo er Klaviere verkauft.
Nun habe ich Arbeit
und kann leben.
Es war ein Klavier
Das mir die Möglichkeit gegeben.

Viele reiche Leute
lebten in dieser Stadt
In ihren schönen Häusern
Und genossen des Lebens Freude.
Doch auf meinen Wanderungen
Durch die Gassen
Sehe ich die Viertel des Elends
Wo die Bewohner
Das Leben hassen
Wo Menschen sterben
Am Straßenrand
Die nur Elend gekannt.
Ich sah
Wie nahe der Tod war
Wenn es kein Essen gab.
Mir kam Angst
Vor all dem Geschehen
Denn wie leicht
Konnte hier in Bombay
Ein Leben vergehen.

Nach zwei Monaten
Fuhr ich mit dem Schiff
Wieder nach Hamburg zurück.
Ich hatte Sehnsucht
Nach der Sicherheit
Des väterlichen Hauses
Wo mittags das Essen ist bereit
Für alle, die hungrig sind.

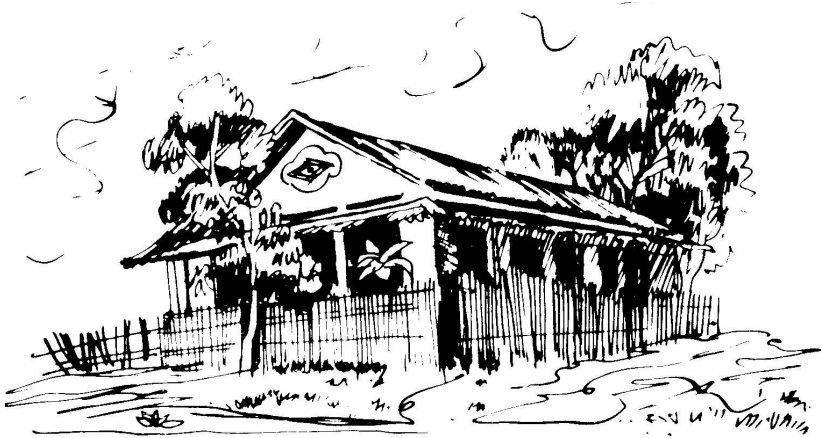
In Hamburg war die Freude
Des Wiedersehens groß.
Erna fragte mich:
"Was machst du bloß?
Wie kannst du nach Bombay gehn?"
Das konnte sie nicht verstehn.
Ich begann zu studieren
Um Ingenieur zu werden.
Oft wünschte ich mir
Wieder in die Ferne zu gehn.
Ich hatte nur Bombay gesehn
und träumte oft davon.
doch Bombay -
Was ist das schon!

IN EINEM FREMDEN LAND

Als ich im Fieber lag
Nahe am Äquator

Als ich im Fieber lag
Dort in Pernambuco
Als ich im Fieber lag
In der Schwüle der Tropen
Als ich im Fieber lag
Schüttelte mich eisige Kälte.
Ich hatte Angst
Und stöhnte laut.
Ich war hierhergekommeri
und hatte auf meine Kraft vertraut.
Nun war ich schwach
und lag im Fieber.
Am Tag und in der Nacht
Erfüllten mich wirre Träume.
Braune Hände
Berührten mich sacht
Und Arme
umschlungen mich.
Ich flüsterte schwach:
"Ich liebe dich!"
Ich sah ihr Gesicht
und verstand:
Sie glaubte mir nicht.

Es begann in Recife
Ich war mit dem Schiff
Hierher gekommen.
Als Ingenieur hatte ich
Einen Vertrag bekommen.
Ein großes Gaswerk
Sollte errichtet werden.



Ich wohnte am Meer
In einem schönen Haus.
Es gefiel mir sehr.
Morgens um sieben
Ging ich zur Baustelle hinaus.
Arbeitete dort bis zehn
Dann wurde die Hitze groß
Und ich konnte in die Kühle
Des Hauses gehn.
In der Luft lag die Schwüle
Des warmen Regens
Der oft herniederfiel.

In dieser Hitze
Stumpfte ich ab.
Nur ein Glas Whisky
Gab mir neue Kraft.
Nachmittags arbeitete ich
Von fünf bis sieben.
Dann ging ich in den Club
Um dort Klavier zu spielen.
Es machte allen Freude
Die gleich mir
In der Fremde waren.
Wenn sie beim kühlen Bier
Von der Heimat sprachen
dann sangen sie immer wieder
Ihre geliebten Lieder
Und die Träume gingen weit
Zurück bis in die Jugendzeit.
Doch das war Vergangenheit
Und die Heimat war weit.
Ich wollte in die Zukunft schauen
und wollte arbeiten
Um dieses Werk zu bauen.

Doch in diesem Land
Waren die Menschen anders.
Alles ging langsam voran.
Für das wenige Geld
Das die Arbeiter verdienten
Dauerte es lange
Wenn sie Rohre transportierten
Oder Eisenträger montierten.

Ich konnte gut leben
und hatte genug Geld.
Doch ich fühlte mich allein
In dieser fremden Welt.
Da sehe ich Margarida.
Lächelnd steht sie da.
Am Straßenrand
Verkauft sie Blumen.
Braun ist ihre Hand
Und ihr Gesicht lacht mich an.
A/s ich ihre Augen seh
Ist es wie die Verlockung
Einer blühenden Orchidee.

Bald wohnen wir zusammen
In einem Haus in der Stadt.
Margarida
Ist wild und schön
Ein Kind des Urwaldes
Geboren am großen Strom.
Ich genieße das Glück
Und fühle mich frei.
Gar schnell
Gehn nun die Tage vorbei.
In der Schwüle des Mittags
Getränkt von den Wassern
Des tropischen Regens
Wird die Erde fruchtbar.
So ist es geschehen
Daß nach einem Jahr
Margarida einen Sohn gebar.
Nun verwandte sie viel Zeit



Auf die Pflege des Kindes.

ich geriet
In meinem jugendlichen Feuer
Bald in ein neues Abenteuer.
Als ich bei einer Familie eingeladen
und am Kaffeetisch saß
Bewunderte ich die schöne Tochter.
Ich war voller Spaß
Setzte mich ans Klavier
Und machte Musik
Zu ihrer Bewunderung.
Ich spürte den Blick
Ihrer schwarzen Augen.
In mir erwachte die Lust
Nach ihrem Stolz
Und ihrer Schönheit.
Verlockend hob sich ihre Brust.
Da war es soweit.
Die Eltern waren nach draußen gegangen.
Da näherte ich mich der Schönen
Voller Verlangen
Erst vorsichtig
Dann stürmisch.
Sie schien verwirrt
und ließ es sich gefallen.
Da ging die Tür auf
Die Mutter war entsetzt
Denn ich verstieß gegen das Gesetz.
Sie schrie
Und holte die Polizei

Da war das Glück vorbei.
Ich lief zum Fenster
Sprang hinaus
und verließ ganz schnell das Haus.
Mit viel Glück
Kam ich aus der Affäre heraus.

Margarida bekam Kunde
Von diesem Ereignis.
Am nächsten Tag
War sie verschwunden.
Sie war wieder
Zum großen Fluß gegangen
Um mit ihren Leuten zusammen
Dort zu leben.

Noch manch neues Ereignis
Hat sich für mich ergeben.
Einmal fahre ich mit Freunden
Ins Landesinnere
Zu einem Jagdausflug.
Wir kommen zu einer Plantage
Mit großen Zuckerrohrfeldern.
Unten am Fluß
In den Wäldern
Dort wollen wir jagen.
Doch wir haben wenig Glück
Und kehren ohne Beute zurück.
Am Abend sitzen wir
Auf der breiten Veranda
Und trinken Zuckerrohrschnaps.

Da ist es mir
Als höre ich eine bekannte Stimme.
Ein Mann mit schwarzem Bart
Klopft mir auf die Schulter.
Das ist fast wie ein Wunder
Denn es ist ein Klassenkamerad
Aus meiner Heimatstadt
Den ich hier treffe.
Beim Klang des Klaviers
Kommen uns Erinnerungen.
Wir schwammen zusammen
Beim Alstersportfest
Wo wir manchen Sieg errangen.

Ich war schon immer
Ein guter Schwimmer.
Doch einige Tage später
In Recife am Strand
Da habe ich dann
Um mein Leben gebangt.
Ich schwamm im Meer.
Bald war ich weit draußen.
Meine Freunde wollten nicht mehr
und kehrten zurück zum Strand.
Ich war bei den Riffen angelangt.
Hier war das Meer tückisch
Und bewegte sich hin und her.
Ich wurde von Leidenschaft gepackt
Und fühlte mich voller Kraft
Als ich durch das Wasser schwamm.

Doch schwierig wurde es dann
Als ich umkehren wollte.
Ich schwamm ein Stück
Dann schob mich das Wasser
Auf die gleiche Stelle zurück
Denn die Riffe
Wiesen die Wellen ab
Die landeinwärts wollten.
Ich schwamm und schwamm
Und mühte mich ab.
Doch ich kam kein Stück
Zum Ufer zurück.
Bald war ich am Ende
Meiner Kraft
Und wären nicht meine Freunde
Mit dem Boot gekommen
Ich hätte es nicht mehr geschafft
Und wäre im Meer verschollen.

Bald darauf wurde ich krank.
So lag ich darnieder
Vom Fieber geschüttelt
Und sehnte mich wieder
Nach Ruhe und Glück.
Schließlich kehrte ich
Nach überstandener Krankheit
In meine Heimat zurück.

GLÜCK und ABENTEUER

Wenn ich ziellos bin
Und nicht weiß, was ich machen soll
Wenn ich ziellos bin
Den Kopf voll wirrer Gedanken
Wenn ich ziellos bin
Und die Zeit nutzlos verbringe
Wenn ich ziellos bin
Dann irre ich umher
Und suche Abwechslung.
Ich bin unzufrieden
Mit meinem Leben
Und all dem
Was es mir bisher gegeben.
Unruhe hat mich erfaßt
Weil ich kein Ziel sehe
Und das Glück mich verlassen hat.
Ich möchte entfliehen
Und durch die Lande ziehen
Frei von allen Sorgen.
Doch auch dann
Fehlt mir ein Ziel.
Arbeit brauche ich
Und ein neues Projekt
Dann fühle ich mich
Zu neuem Leben erweckt.
Denn beim Schaffen und Bauen
Empfinde ich Glück.

So erging es mir
Als ich zurück kam.

Meine Eltern sahen mich an
Und wußten gleich
Daß vom Fieber
Mein Gesicht war so bleich.
Ich fühlte mich
In Hamburg nicht wohl.
Wenn man nicht weiß
Was man machen soll
Dann kommt die Unruhe
Und man möchte weg.
Erna war inzwischen
Die Frau eines reichen Kaufmanns.
So mußte ich
Die Erinnerungen an Sie verwischen.
Ich beschloß auf Reisen zu gehen
Und mir Europa anzusehen.

Zuerst fuhr ich
Mit dem Zug nach Paris.
Hier beeindruckten mich
Die vielen Zeugen
Vergangener Geschichte.
Ich kannte die Berichte
Von Revolution und Veränderung.
Und von der dauernden Bewegung
In der sich die Gesellschaft befand.
Die Unruhe griff später über
Auf manch anderes Land
Wo die Menschen
In Bewegung gerieten



Um auf allen Gebieten
Neues zu schaffen.
Auch ich bringe
Dem Leben Veränderung
Wenn ich Kraftwerke baue.
Doch was wird aus mir? Nun
stehe ich hier
In der großen Stadt Paris.
Um mich her
Laufen Menschen,
rollt der Verkehr.
Ich schaue auf die Triumphe
Vergangener Zeiten
In Museen und Monumenten.

Doch was soll ich
In die Vergangenheit schauen.
Es ist besser für mich
Der Zukunft zu trauen.
Es fällt mir schwer
Denn man zählt das Jahr 1930.
In Europa sind große Krisen
In Politik und Wirtschaft.
In Deutschland
Strebt Hitler zur Macht.
Doch mir gefällt Paris.
Ich genieße das Leben
Am Abend und in der Nacht
Wo ich so manche Feier mitgemacht.
Aber bald ergreift mich die Unruhe.
Ich möchte nach Süden
Zur Sonne und zum Meer.
Monte Carlo
War schon immer mein Traum
Die Stadt am Mittelmeer.

Ich fahre dorthin.
Kaum bin ich angekommen
Ergreift mich die Leidenschaft.
Noch hat mir im Leben
Das Glück kaum gelacht.
Bei all meinem Streben
Habe ich nur durch Arbeit
Es zu Geld gebracht.

Nun will ich spielen
Und ich beginne zu fühlen
Daß ich Glück haben werde.
So zieht mich
Die Spielbank in ihren Bann
Und ich fange
Mit dem Spielen an.
Am Anfang geht es ganz gut.
Doch nach drei Tagen
Packt mich die Wut.
Ich habe mein ganzes Geld verloren.
Zehntausend Mark
Sind für immer verschwunden.
Ich habe mein Glück nicht gefunden.
Nun bin ich in arger Not.
Ich schicke ein Telegramm
An meine Mutter
Und bitte um Hilfe.
Was fange ich an
Ich habe kein Geld.
Meine Reise ist zu Ende.
Ich fahre zurück
Nachdem mir meine Eltern
Das Geld für die Fahrt geschickt.

Doch in Zürich
Im Hotel Savoy
Wendete sich mein Geschick.
Ich hatte auf einmal Glück
Und lernte
Einen Geschäftsmann kennen.

Er suchte einen Ingenieur.
Das war nun nicht schwer
Denn ich war schnell bereit
Erneut auf Reisen zu gehen
Und zwar nach Südamerika
Wo in Chile
In der Wüste Atacama
Ein Salpeterwerk gebaut wurde.

Dort begann
Wieder ein anderes Leben.
Ich mußte in einer Bauhütte wohnen.
Die Arbeit war hart
Und niemand konnte sich schonen .
Es galt
Tausende von Rohren zu verlegen.
Durch sie
Sollte sich der Salpeter bewegen.
Er würde den Boden düngen
Und in vielen Ländern
Bessere Ernten bringen.
Doch wie bekannt
Wird der Salpeter
Auch zum Schießen verwandt.
Er ist für beides gut
Wachstum und Zerstörung.
Solange er in der Wüste ruht
War er ohne Wirkung.

Drei Jahre
Verbrachte ich auf der Hochebene

Und atmete den Staub der Wüste.
Doch auch hier
Gab es ein Klavier.
Wenn wir zusammensaßen
beim kühlen Bier
Dann begann ich zu spielen
Die Lieder
Die allen gefielen
In verschiedenen Sprachen
Deutsch, Englisch und Spanisch.

Als das Werk beendet war
Erfasste mich wieder die Unruhe.
Noch war nicht klar
Was ich machen würde.
So ging ich wieder auf Reisen
Und kam nach Bolivien.
In dem kleinen Ort Achacachi
Am Titicacasee
Kam mir eine neue Idee.
Ich hörte von der Not
Der bolivianischen Armee.
Sie führte Krieg im Chaco
Und hatte nicht genug Brot
Um die Soldaten zu ernähren.
Man suchte einen Mann
Der Brot backen kann.
Das war eine Gelegenheit für mich.
In La Paz hatte ich
Einen Bäcker getroffen.
Ihn engagierte ich.



Nun konnte ich wieder hoffen.
Wir bauten einen großen Backofen
Aus Lehmsteinen.
Mehl und Hefe lieferte die Armee.
Dann rauchte Tag und Nacht
Der große Ofen.

Nun war mein Glück gemacht.
Das Brot
Schmeckte allen gut.
Jeder aß es gern.
Das machte mir Mut
Denn der General der Armee
Wollte noch mehr

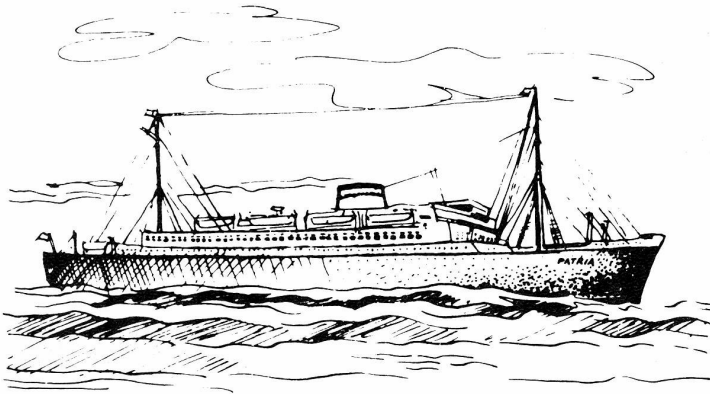
Backöfen bauen.
Da reiste ich nach Buenos Aires
Um nach Maschinen zum Kneten
Rühren und Formen zu schauen.
Die Reise war lang.
Doch ich fand
Was ich suchte.
Bald war ich bekannt
Im ganzen Land
Für mein Brot und den Kuchen.

Aber der Krieg rückte näher.
Schon erschienen am Himmel
Feindliche Flugzeuge als Späher.
Trotz des guten Brotes
Wurden Boliviens Soldaten geschlagen.
Auch ich begann zu klagen
Denn bei einem Luftangriff
Wurde meine Bäckerei zerstört.
Mit ihrem hohen Kamin
War sie ein gutes Ziel.
Ich fuhr zum Präsidenten
Und forderte Entschädigung.
Doch der Präsident war abgesetzt.
So bekam ich zu guter Letzt
Noch zweitausend Dollar ausgezahlt.

Die Unruhe trieb mich wieder fort.
Ich bereiste noch manch anderen Ort.
Schließlich kehrte ich wieder
Nach Hamburg zurück
Denn in der Ferne
Fand ich kein Glück.
Dann kam das Jahr 1936.
Ich fuhr zur Olympiade nach Berlin
Und wollte die großen Sportler sehn.

ES GEHT AUFWÄRTS

Als ich die Augen sah
Die voll Lachen waren
Als ich die Augen sah
Wie sie entflammten
Als ich die Augen sah
In ihrem feuchten Glanz
Als ich die Augen sah
Mit ihrer festen Entschlossenheit
Da spürte ich Zuneigung.
Ich erzählte ihr
Mein ganzes Leben.
Was kann es Schöneres geben
Als einen Menschen
Dem man alles anvertraut.
So wuchs
In unserem Herzen die Liebe
Und wir begannen
Unser Leben neu anzufangen.
Was ich vorher gemacht
War nicht von Dauer gewesen
Denn zu wechselhaft
War mein Leben.
Immer kam die Unruhe
Und riß mich fort.
So begann ich von Neuem
An einem anderen Ort.
Doch nun schaue ich
Voll Hoffnung in die Zukunft
Denn es geht aufwärts
Mit meinem Leben
Und all dem
Was ich mir vornehme.



Es ist das Jahr 1938.
Ich stehe an Deck
Des Passagierdampfers Patria.
Im Arm halte ich
Meine Frau Herta.
Ich war in Berlin gewesen
Wo ich die Olympiade sah.
Ich liebte den Sport
Und empfand Bewunderung
Für die Kraft der Muskeln
Beim Lauf und Sprung.
Ich staunte über die Leistung
Die Menschen zustande brachten.

Im großen Stadion
Im Rausch der Wettkämpfe
Saß neben mir eine Frau
Mit braunen Lockenhaaren
Deren Augen
Voll Lachen waren.
Sie hieß Herta
Und kam aus Hamburg.
Bald saßen wir da
Und erzählten uns.
Sie wollte vieles erfahren
Von Ländern und Menschen
Die ich gesehen hatte
Und den Gefahren
Die ich erlebt.
Bald wurde ich
Von Gefühlen bewegt
Und fühlte mich hingezogen
Zu dieser Frau.
Auch Herta war mir gewogen.
Abends im Hotel
Da fand ich ein Klavier.
Beim Klang der Musik
Begann unser Glück.
Ich spielte und spielte
Manch schöne Melodie.
Herta war ganz entzückt
Und ich spielte und spielte
Nur noch für sie.

Erfüllt von der Liebe Glück
Kehrten wir nach Hamburg zurück.
Ich beschloß
Noch einige Zeit in Hamburg zu bleiben.

Im Betrieb meines Vaters
Konnte ich arbeiten.
Ich baute auf den Schiffen
Die Heizanlagen.
Abends nach der Arbeit
Traf ich Herta
Und spazierte mit ihr
Am Hafen entlang.
Beim Anblick der Schiffe
Die hier vor Anker lagen
Erwachte in meinem Herzen
Wieder die Sehnsucht.

Die Zeit war nicht gut.
Mein Vater bekam wenig Aufträge
Denn er hatte den Mut
Die Politik im Lande zu negieren.
Das bekam er zu spüren.
Andere Firmen wurden vorgezogen
Denn sie waren Hitler gewogen.
Ich spürte
Wie im Lande Gewalt regierte
Und ich ahnte
Daß sich ein Krieg anbahnte.
Ich sagte Herta
Wie ich die Zukunft sah
Und trug ihr an
Mit mir nach Chile zu gehen.
Dort wollte ich arbeiten
Und ein Geschäft beginnen.
Herta wollte sich noch besinnen.
Sie dachte an ihre Eltern
Die sie verlassen würde.
Doch schließlich war sie bereit
Mit mir zu gehen.

Wir feierten heimlich Hochzeit
Denn ihre Eltern waren dagegen.
Sie wollten Herta Nicht fahren lassen
Und sperrten ihr das Geld.
Doch sie fuhr trotzdem
Hinaus in die Welt

Nun stehe ich mit Herta
An Deck des Dampfers Patria.
Während der Fahrt über den Ozean
Erleben wir eine schöne Zeit.
Wir schauen uns
Das Schiff und die Menschen an
Und genießen das Glück zu zweit.

Abends im Salon
Schweben beim Tanzen
Unsere Herzen davon.
Dann schau ich ihr in die Augen
Und beginne
An mein Glück zu glauben.
Das Schiff fährt
Durch die Nordsee und den Ärmelkanal
Über den Atlantik
Und durch den Panamakanal.
An der Westküste Südamerikas entlang
Kommen wir nach dreißig Tagen
In Valperaiso an.
Es ist November
Und gerade Frühling im Lande.
Wir verlassen das Schiff.
Unten am Geländer
Erwartet uns ein Mann



Der nur mein Freund
Enrique Schulze sein kann.
Er begrüßt uns erfreut.

Enrique ist ein wohlhabender Mann
Der einmal genau wie wir
Mit wenig Geld hier ankam.
Er zeigt uns die Hauptstadt Santiago
Und die Höhen der Kordillere.
Herta ist sehr gespannt
Wie es ihr in diesem Land
Ergehen wird.
Später in Valdivia
geht Enrique mit mir zur Bank.
Als er eine Bürgschaft übernimmt
Für dreißigtausend Pesos
Über die ich verfügen kann
Empfinde ich großen Dank.
Denn wenn man ein Geschäft beginnt
Braucht man Geld.

Ich war nun 36 Jahre alt
Und ein reifer Mann
Der sich im Leben behaupten kann.
So fing ich an
Baute Heizungen und Klimaanlage
In die Häuser ein.
Bald war ich
In der Stadt bekannt
Und mein Name wurde genannt
Wenn es darum ging
Gute Arbeit zu leisten.
Ich mietete nun in Valdivia
Am Plaza de Republica

Einen Laden mit Büroräumen.
Draußen am Rande der Stadt
Mietete ich ein Haus mit großen Räumen
Wo ich mit Herta wohnte.
Bald kaufte ich ein Klavier
Auf dem ich abends
Oft die Heimatlieder spielte
Damit Herta sich
In der Fremde besser fühlte.

Wie ich im Radio gehört
Gab es in Europa Krieg
Und Städte wurden zerstört.
Ich dachte an meine Eltern
Und an meine Heimatstadt.
Ich konnte hier in Frieden
Mein Geschäft aufbauen
Und durch meiner Hände Arbeit
Auf den Erfolg vertrauen.
Mein Geschäft wuchs und wuchs.
Ich hatte bald fünfzig Arbeiter
Und zehn Angestellte
Die Aufträge stiegen weiter.
Mit einem Teil des Geldes
Baute ich Häuser in der Stadt
Denn wenn man verdient
Muß man auch sorgen
Damit man später noch etwas hat.
Da ich noch mehr Geld gewollt
Schürfte ich mit Enrique Schulze
In den Bergen nach Gold.
Anfangs mußte ich viel investieren

Doch es begann sich zu rentieren
Als wir Gold dann fanden.
So stieg ich empor
Und wurde ein reicher Mann.
Ich sah
Was man mit Können und Erfahrung
Erreichen kann.



Mein Herz voll Freude war
Als Herta mir ein Kind gebar.
Es war ein Mädchen
Und sollte Ute heißen.
Ute wuchs schnell heran
Und war ein lustiges Kind.

Sie lief mir immer entgegen
Wenn ich nach Hause kam.
Und wollte, daß ich sie
Auf die Arme nahm.
Als Herta mir später
Noch einen Sohn gebar
Konnte ich sagen
Daß mein Glück vollkommen war.

Aus Hamburg hörte ich
Von Zerstörung und Leid.
Als 1945 der Krieg zu Ende war
War ich gleich bereit
Allen Verwandten zu helfen.
Hunderte von Paketen
Habe ich abgeschickt.
Ich hatte genug
Und konnte viel geben
So half ich ihnen
In Hamburg zu überleben.
Besser ging es
Meinen Verwandten dann
Als auch dort
Der Neuaufbau begann.

DAS ERDBEBEN

Wenn die Nacht kommt
Die Zerstörung bringt
Wenn die Nacht kommt
Die mir alles nimmt,
was ich geschaffen
Wenn die Nacht kommt
Die ein Ende setzt
Wenn die Nacht kommt
Und mein Leben zerreißt
Dann bin ich verzweifelt.
Was meine Hände geschaffen
Ist nun dahin
Und ich frage
Nach meines Lebens Sinn.
Schwere Gedanken
Durchziehen mein Gehirn.
Mein Glaube
Gerät ins Wanken.
Tag für Tag
Hatte ich versucht
Mein Bestes zu geben.
Der Erfolg ist gekommen
Doch in dieser Nacht
Wird der Lohn
Mir wieder genommen.

Es war ein Montag
Ein Tag wie jeder andere
Im Februar 1960.

Es war sieben Uhr
Als ich aufstand.
Ich hielt die Hand



An meinen brummenden Konf.
Das war wieder eine Nacht
Die ich gestern mit Freunden verbracht.
Das kalte Wasser
Machte mich wieder frisch Dann setzte ich mich
An den Frühstückstisch.
Ja, wir hatten gestern gefeiert
Erst am Nachmittag draußen auf dem Lande
Dann wurde es ein langer Tag

Da wir bei uns
Im Hause weitermachten
Und sangen, tanzten und lachten.
Über das Klavier
Flog meine Hand
Die in den Tasten
Immer neue Melodien fand.

Doch an diesem Morgen
Begannen wieder die Sorgen
Der täglichen Arbeit.
Ich ging schnell nach draußen
In die Werkstatt
Dort warteten die Leute schon.
Ich teilte die Arbeit ein
Dann gingen sie davon.
Ich legte mich noch hin
Um mich auszuruhen
Denn ich war zu müde
Um etwas zu tun.
Um neun Uhr
Klopfte es an der Tür.
Mein Buchhalter war gekommen
Und erzählte mir
Daß er mich brauche
Da ein Prüfer
Ach wie unangenehm
Bereits begonnen habe
In die Bücher zu sehn.
So ging ich ins Büro dann
Und sah mir den Prüfer an.
Es war Senor Escobar

Der sehr freundlich war.
Ich zeigte ihm das große Buch
In dem alle Geschäfte
Verzeichnet waren.
Er kratzte sich öfters in den Haaren.
Schließlich freute er sich
Als er den Geldschein entdeckte
Der unter dem Deckel steckte.
Dann prüfte er weiter
Und schien recht zufrieden.

Um elf Uhr lud ich ihn ein
Heute im Club beim Essen
Mein Gast zu sein.
Dort waren viele Leute
Aus der Umgebung
Die zum Einkaufen heute In
die Stadt gekommen.
Einige benötigten auch eine Heizung
In ihrem Haus.
So entstanden neue Aufträge
Für mich daraus.
Das Essen zog sich lange hin
Ich erzählte Señor Escobar
Von dem mageren Gewinn
Den das Geschäft gebracht.
Es versteht sich
Daß ich an die Steuern gedacht
Die er noch festsetzen würde
Denn dies war die letzte Hürde.
Es galt, ihn zu bewegen

Möglichst wenig Steuern zu erheben.
Endlich um zwei
Waren wir fertig.
Wir hatten allerdings
Schon genug getrunken
So daß bei Senor Escobar
Keine große Arbeitslust
Mehr vorhanden war.
Er ging noch einmal
Kurz ins Kontor
Holte sich das Buch hervor
Und setzte die Steuern fest.
Es war ein kleiner Betrag
Den ich verkraften konnte.
Damit war ich zufrieden
Denn ich hatte erreicht
Was ich wollte.

Abends um sieben
Ging ich wieder in den Club.
Dort bin ich
Den ganzen Abend geblieben.
Zuerst gab es ein großes Essen
Dann wollten wir beim Skat
Unsere Kräfte messen.
Bei Whisky, Bier und Wein
Kann ein Spiel nicht schöner sein.
Wir saßen draußen im Garten
Und droschen die Karten.
Endlich um elf
Hatten alle genug.
Wir waren schon benommen

Da uns zu viel Alkohol
In den Kopf gekommen.
Doch ich setzte mich wieder
An das Klavier
Und spielte mit leichter Hand
Gefühlvolle Lieder.
Aus rauhen Männerkehlen erklang
Zu den Melodien
Lauter Gesang.
Endlich um eins in der Nacht
Wurde Schluß gemacht.

Gerade will ich mich
Zu Bette legen
Da beginnt der Boden
Gewaltig zu beben.
Ich werde hin und her geschüttelt
Und kann mich kaum
Auf den Beinen halten.
Ich stütze mich an der Tür
Und bin vor Schreck gebannt
Da kommt Herta
Mit den Kindern angerannt.
Die Erde zittert
Und schiebt mit Gewalt
An der Türe finden wir
Kaum noch Halt.
Das Haus knackt und kracht
Die Decke im Zimmer stürzt herab.
Wir haben noch nie erlebt
Wie es ist
Wenn die Erde bebt.

Herta ist ganz bleich
Und mir sind die Knie weich.
Für eine Weile
Ist die Erde still.
Wir laufen schnell
In den Garten hinaus.
Es ist ein seltsames Gefühl
Wenn man nicht weiß wohin.

Draußen ist es unangenehm
Denn im Boden
Kann man Risse sehn.
Es gibt keinen Platz
Auf dem man ruhig steht
Und wir wissen nicht
Wie es weitergeht.
Ab und zu macht das Beben
Kurze Pausen.
Wir sitzen voll Angst
Im Garten draußen
Und warten, was kommt.

Dann wird es hell.
Wir sehen die Leute
Der Nachbarschaft
Denen das Beben
Genauso Zerstörung gebracht.
Der Fluß hinter dem Haus
Ist nun viele Meter gestiegen
Denn draußen das Meer
Hat beim Beben
Die Fluten ins Land getrieben.
So vergehen drei Tage
Wir sind noch am Leben

Endlich hat die Erde
Es aufgegeben
Und ist stille geworden.
Viele Häuser sind zerstört
Manche Bewohner sind tot.
Die Überlebenden
Befinden sich in großer Not.
Auch unsere Wohnung
Und alle die Möbel
Die uns gehört
Hat das Erdbeben zerstört.
Wir finden das Klavier
In den Trümmern
Mit gerissenen Saiten.
Über Nacht war mein Erfolg zu Ende

Das Werk meiner Hände
War umsonst gewesen.
Meine Häuser in der Stadt
Standen nicht mehr.
Ich fühlte mich tief getroffen
Mein Werk war zerstört
Auf was sollte ich nun hoffen
Nachdem nicht mehr war
Was mir einst gehört.

Ich verspürte eine große Müdigkeit.
In der Vergangenheit
Hatte ich getrotzt
Des Schicksals Gewalt.
Doch nun verließ mich die Kraft.
In meinem Herzen
Erwachte das Heimweh

Nach Hamburg
Der Stadt meiner Jugend.
Dorthin würde ich nun gehn
Die Straßen und Plätze
Wollte ich wiedersehn
Und die Menschen
Die ich gekannt.
So verließ ich das Land
In dem ich solange gelebt
Und nach Glück und Reichtum gestrebt.
Ich reiste allein
Und flog mit dem Flugzeug.
Meine Familie würde später folgen.
So kehrte ich heim
Nach einem Flug
Hoch über den Wolken.

HEIMKEHR NACH HAMBURG

Ich bin heimgekehrt
Nach langen Jahren in der Fremde
Ich bin heimgekehrt
Nach all dem, was geschehen ist
Ich bin heimgekehrt
Mit den Bildern aus meiner Jugendzeit
Ich bin heimgekehrt
Um wiederzufinden, was mir war vertraut
Denn mein Herz
Ist voller Sehnsucht.
Ich sehe wieder die Schiffe
Die im Hafen liegen.
Sie haben mir vor langer Zeit
Die Botschaft von fernen Ländern
über die Meere getragen.
Ihnen bin ich gefolgt
Als ich hinausgegangen
Über die weite Pampa
über die Höhe der Anden
Schweifte mein Blick.
Mit kräftiger Hand
Wollt ich ergreifen
Meines Lebens Glück.
Doch mein Herz
Blieb voller Sehnsucht.
Nun suche ich
Nach der Vergangenheit.
Ich frage nach Freunden
Aus meiner Jugendzeit.

Am Platze, wo ich geboren
Ist verschwunden das Haus
Und tot sind die Lieben.
Von der großen Familie
Bin ich als letzter geblieben
Und mit mir
Im Herzen die Sehnsucht.

Das Flugzeug schwebte
Über Hamburgs Vororte.
Ich war still
Denn mich bewegte
Die Erwartung der Ankunft.
Über zwanzig Jahre waren vergangen
Als ich auf dem Dampfer Patria
Mit meiner jungen Frau Herta
An Bord gegangen.
Wir hatten Glück und Unglück gesehen.
Auch in Hamburg
War vieles geschehen.
Der Bombenkrieg
War über die Stadt gegangen
Und die Menschen
Mußten wieder neu anfangen.
Doch wie war es mir ergangen?
Ein Erdbeben
Hatte meinen Wohlstand zerstört.
Nun war ich heimgekehrt
Um neu anzufangen.
Doch wie würde mich nun
Die Heimat empfangen?

Das Flugzeug war gelandet
Und rollte aus.
Ich ging hinaus
Hinüber zum Empfangsgebäude.
Sonne empfing mich
Es war schönes Wetter heute.
Doch wo waren
Meine Verwandten geblieben
Die hier noch lebten
Ich hatte ihnen geschrieben.
Aber zum Empfang
War niemand erschienen.
Vielleicht waren sie
Mir nicht wohlgesonnen.
Wenn meine Eltern noch lebten
Sie wären bestimmt gekommen.
Mit dem Taxi
Fuhr ich in die Stadt
Und mietete mir ein Zimmer
In einem Hotel am Hafen.
Ich war müde von der Reise
Und legte mich schlafen.

Gegen Abend
Machte ich einen langen Spaziergang
Unten am Hafen entlang.
Ich sah die vielen Lichter
Der Schiffe, die im Hafen lagen.
Hier hatte ich als Junge gestanden
Und meine Gedanken
Waren mit den Schiffen
Auf große Fahrt gegangen.

Doch dieser Traum war nun vorbei.
Ich hatte in der Ferne
Die Wirklichkeit gesehen
Und nun war ich gerne
Wieder daheim.
Der Schaarmarkt
Lag im Licht der Laterne.
In der Ferne
Hatte ich oft
Das Haus meiner Kindheit
Im Geiste gesehen.
Nun war ich enttäuscht
Denn das Haus stand nicht mehr.
An seiner Stelle
War nun ein leerer Platz.

Ich hatte als Kind
Gern auf der Straße gespielt.
Mit einer Ziege
die ich vor einen Karren gespannt
War ich davon gerannt.
Ich dachte an meinen Bruder Ernst.
Er wurde im Alter von 9 Jahren
Beim Rollschuhlaufen
Von einem Fuhrwerk überfahren.
Ich hatte ihm
Meine Rollschuhe geliehen.
Meine Schwester
Starb im Alter von 4 Jahren
An Keuchhusten.



mein Bruder Gustav
Ist im ersten Weltkrieg
Im Glauben an den Sieg
In Flandern gefallen.
Mein Vater
War als Offizier in diesem Krieg.
Verwundet kehrte er heim
Mit einem künstlichen Schienbein.
Ich dachte an diese Zeit.

Das Essen war damals knapp
Und am Ende gab es nur Rüben
Die als Nahrung geblieben.
Im zweiten Weltkrieg
Ist mein Bruder Walter
Als Soldat gefallen.
Mein Bruder Erwin
War ein kranker Mann
Als er aus der Gefangenschaft kam.
Er ist später gestorben.
Nachdem auch
Meine Eltern verschieden
Bin ich als letzter geblieben.
Jetzt denke ich
An die Kindheit zurück
Und empfinde das Glück
Als wir lebten
Noch alle zusammen.

Am nächsten Morgen
Fuhr ich nach Blankenese hinaus.
Dort wohnte mein Onkel Walter
In einem schönen Haus.
Gar viele Pakete
Hatte ich ihm geschickt
Als die Not des Krieges
Ihn und seine Familie bedrückt.
Doch nun ging es ihm gut.
Er war im Vorstand
Einer großen Bank
Und viel Geld
Ging durch seine Hand.
Er war sehr aufgeregt
Und schien sehr bewegt
Weil ich wieder in Hamburg war

Er gab ein großes Essen
Zu meiner Wiederkehr
Manch gute Flasche holte er her.
So aßen und tranken wir
Bis in die späte Nacht.
Als ich ihn jedoch bat
Mir zwanzigtausend Mark zu leihen
Da wiegte er voller Bedacht
Sein weises Haupt.
Ich hatte nicht geglaubt
Daß eine solche Summe
Für ihn so bedeutend war.

Doch nun
Hatte er viele Bedenken .
Er konnte ja nichts verschenken
Und ich sei schon zu alt
Um ein Geschäft anzufangen.
Er schilderte mir die Gefahren
Die in einer solchen Absicht waren.
Schließlich beschloß ich zu gehn.
Ich hatte kein Bedürfnis
Ihn jemals wieder zu sehn.

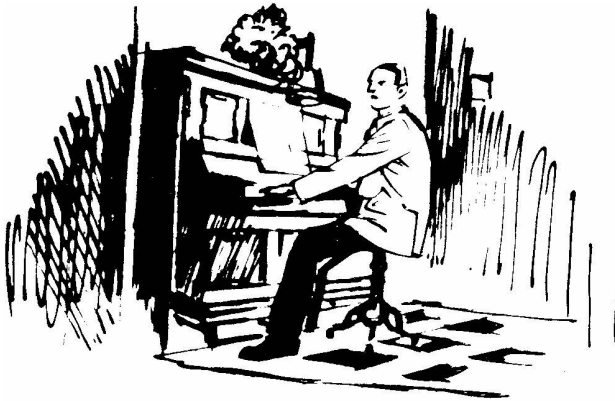
In den nächsten Tagen
Stellte ich ähnliche Fragen
Bei anderen Verwandten.
Doch alle
die mich einmal gut kannten
Hatten große Bedenken
Und wollten ja nichts verschenken.
Nur mein Onkel August
War mir noch wohl gesonnen.
Er war Rentner
Und lebte in einem Gartenhaus
Im Vorort Stelling.
Als er von meiner Not vernommen

Lud er mich ein
In seinem Haus zu wohnen
Und sein Gast zu sein.
Er hätte mir gern die Freude gemacht
Und mir das Geld gegeben
Doch er hatte es in seinem Leben
Zu keinem Reichtum gebracht.

Ich fand Arbeit
Als Ingenieur bei einer Firma
Die Heizungsbau betrieb.
Das war alles
Was mir noch blieb.
In einer Wohnung
Sollte ich eine Heizung einbauen.
Ich ging hin
und trat durch die Tür.

Was sah ich vor mir?
Auf dem Gang
Stand ein altes Klavier.
Ich empfand Freude
Denn mein Leben lang
Hatte mich die Musik begleitet.
Für wenig Geld
Kaufte ich das Klavier
Und es wurde aufgestellt
In meines Onkels Gartenhaus.

Was sah ich vor mir?
Auf dem Gang
Stand ein altes Klavier.
Ich empfand Freude
Denn mein Leben lang
Hatte mich die Musik begleitet.
Für wenig Geld
Kaufte ich das Klavier
Und es wurde aufgestellt
In meines Onkels Gartenhaus.

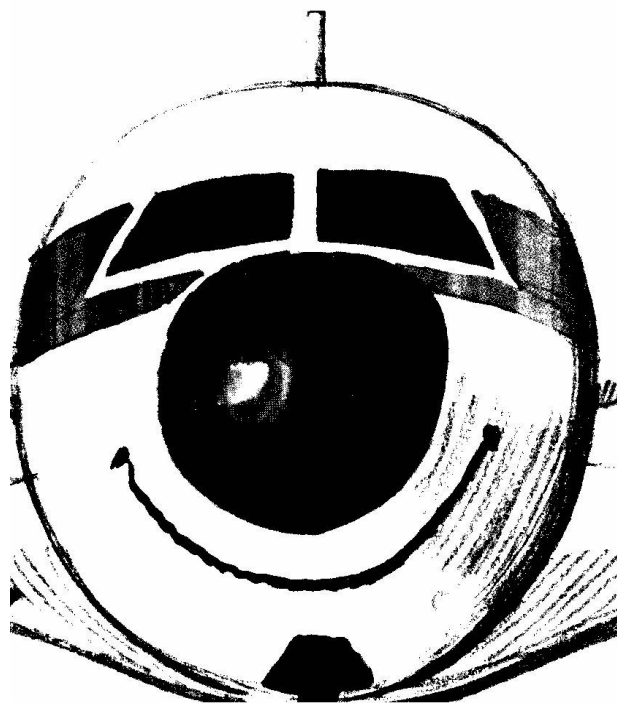


Abends sitze ich immer davor
Und meine Finger.
Gleiten über die Tasten.
Die schönsten Töne
Steigen empor

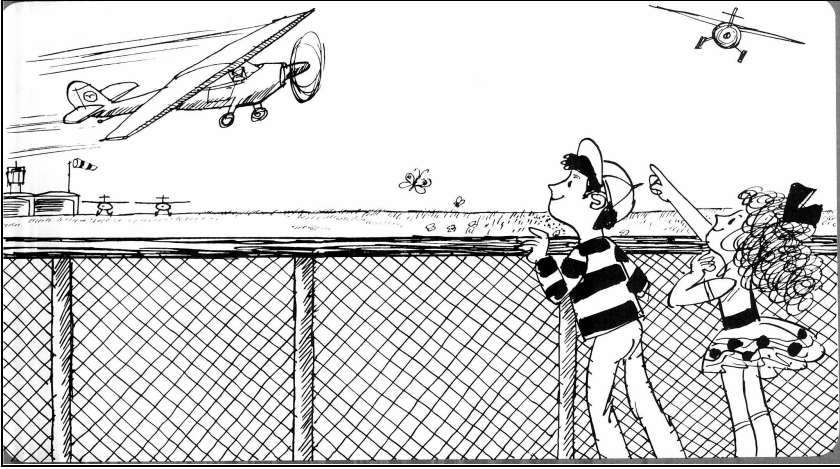
lassen die Melodie
Meines Lebens erklingen.
Aus der Ferne höre ich Stimmen.
Es sind meine Freunde
Die mit mir singen.
So wird mein Leben Musik
Und die Melodie
Ist voll Sehnsucht.

ENDE

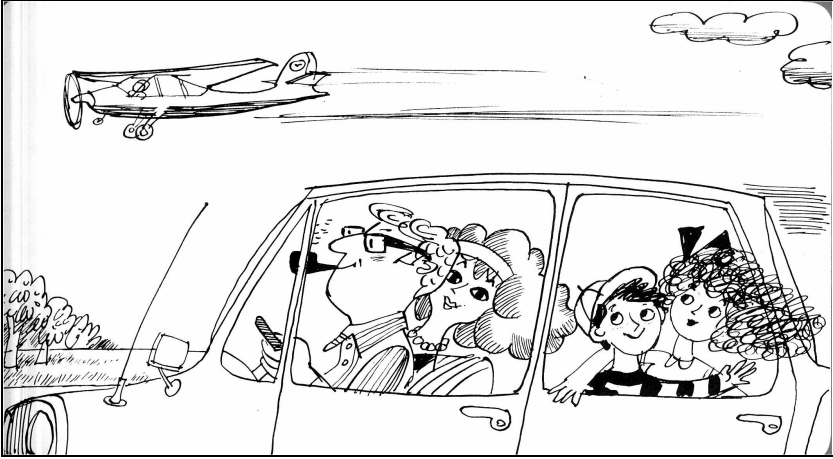
Helen und Robert dürfen fliegen



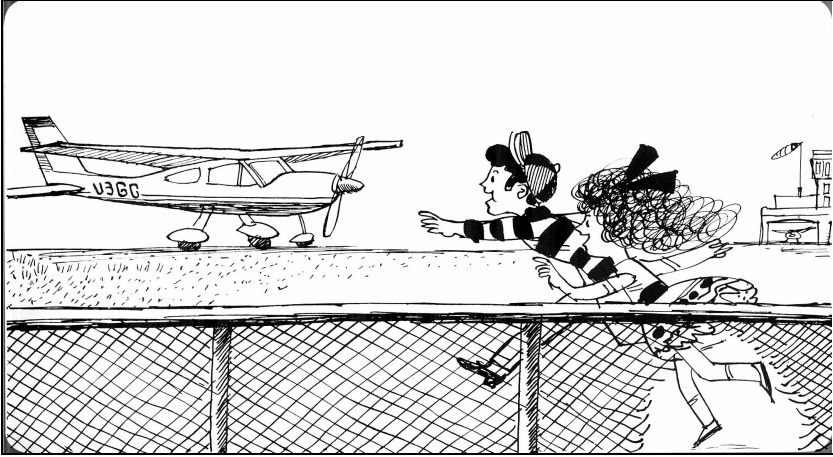
Kindergeschichte übers Fliegen



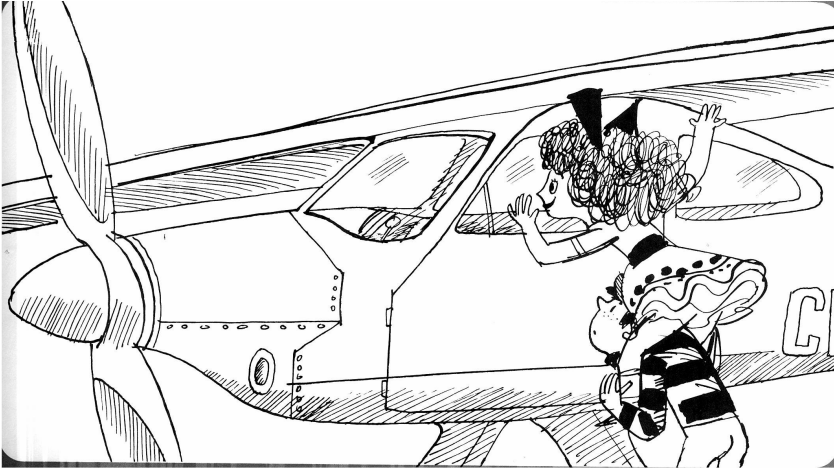
Helen und Robert, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge, sind Geschwister und wohnen in der Nähe eines kleinen Flugplatzes. Oft stehen sie zusammen am Zaun und betrachten von weitem die vielen kleinen Flugzeuge, die dort im Gras stehen. Ab und zu fährt ein solches Flugzeug auf die Landebahn. Es beginnt immer schneller zu rollen, bis es sich langsam vom Boden abhebt und emporsteigt.



Die beiden Kinder staunen immer wieder, wenn sich ein kleines Flugzeug in die Luft erhebt. »Robert, kannst du mir sagen, wieso ein Flugzeug fliegen kann«, fragt Helen. Robert meint, daß wohl die große Geschwindigkeit der Grund dafür sei. Aber Helen glaubt das nicht. »Wenn wir mit den Eltern im Auto sitzen, dann fahren wir manchmal auch ganz schnell und doch bleiben wir auf dem Boden«, entgegnet sie auf Roberts Erklärung.



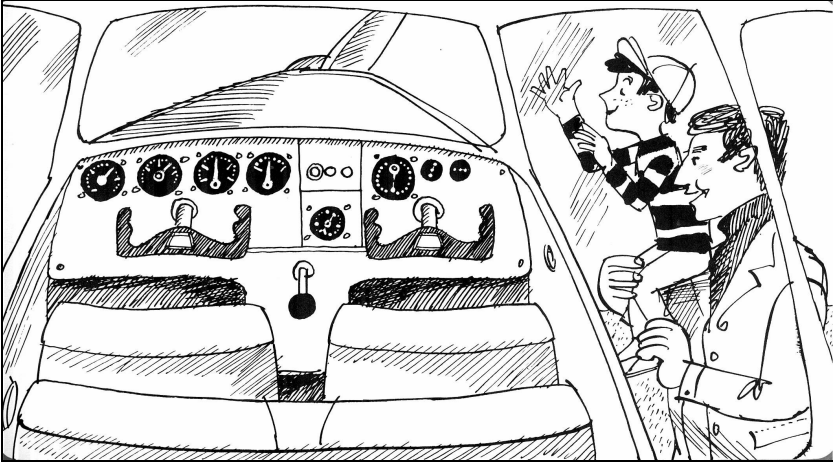
Helen und Robert möchten zu gern ein Flugzeug aus der Nähe sehen. Sie laufen am Zaun entlang und entdecken plötzlich ein Loch. Beide schauen sich fragend an. Schließlich kriechen sie mutig durch das Loch und laufen zu einem Flugzeug, das in der Nähe abgestellt ist. Sie achten gar nicht darauf, daß das Kontrollgebäude des Flugplatzes ganz in der Nähe ist. Von dort kann man den ganzen Platz beobachten.



Sie betrachten voller Interesse die verschiedenen Teile des Flugzeuges: den Propeller, die Flügel, den Rumpf, den Schwanz, die drei kleinen Räder. Gern möchten sie auch durch das Fenster in das Innere des Flugzeuges schauen. Aber sie sind beide zu klein. Schließlich klettert Helen auf Roberts Schultern und kann nun alles sehen.



Da ertönt eine strenge Stimme: »Was macht ihr da, geht bloß von den Flugzeugen weg.« Die beiden Kinder sind erschrocken. Schnell springt Helen von Roberts Schultern herunter. Dann wollen beide weglaufen. Doch der Mann ist schon bei ihnen und fragt, wie sie hierher gekommen seien. »Durch ein Loch im Zaun«, sagt Robert mutig, »aber wir wollten doch nur einmal ein Flugzeug betrachten.«



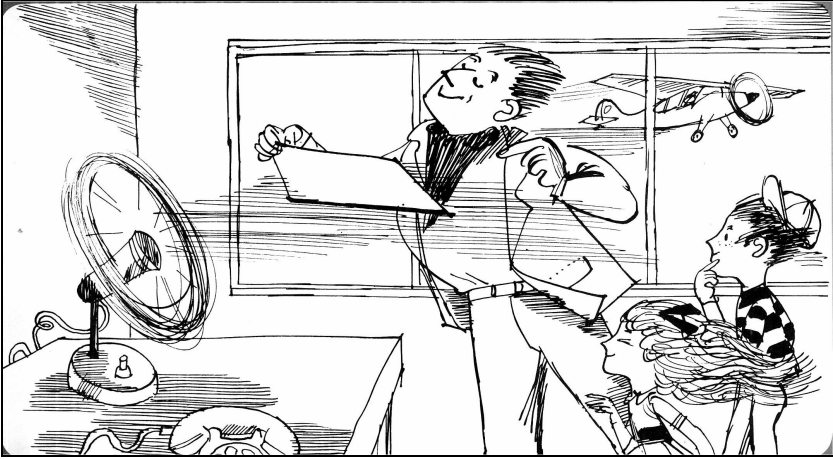
Jetzt beginnt der Mann zu lächeln. Er nimmt Robert auf den Arm und hebt ihn hoch, damit er auch durch das Fenster in das Innere des Flugzeuges schauen kann. Robert sieht die Sitze, die beiden Steuerknüppel und ganz vorn lauter Instrumente mit vielen weißen Zeigern. »Da staunst du, was«, sagt der Mann zu Robert. Dann stellt er ihn wieder auf den Boden und hebt Helen hoch, damit sie auch richtig hineinschauen kann.



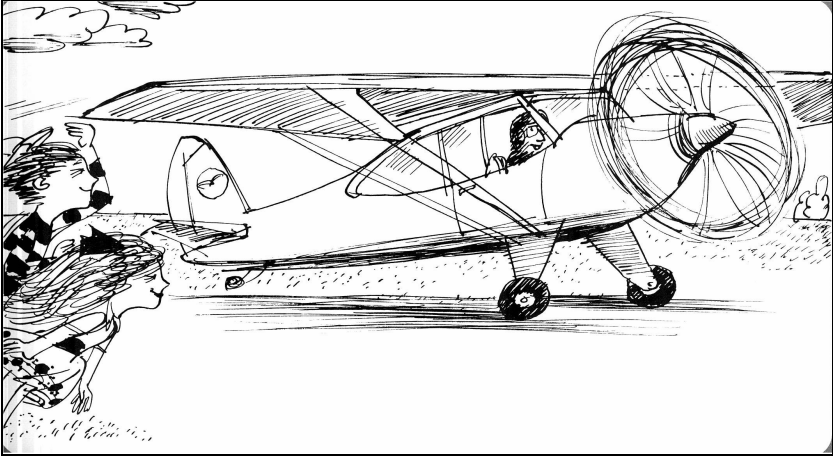
»Kommt, Kinder, geht mal mit mir nach vorn zu unserem kleinen Flugplatzgebäude«, sagt der Mann. »Wer sind Sie eigentlich«, fragt jedoch Robert erst vorsichtig. Der Mann lacht: »Ich bin hier Fluglehrer!« »Ein richtiger Fluglehrer?« fragt Helen noch einmal staunend. »Natürlich, mein Kind, aber kommt ruhig einmal mit mir«, erwidert der Fluglehrer.



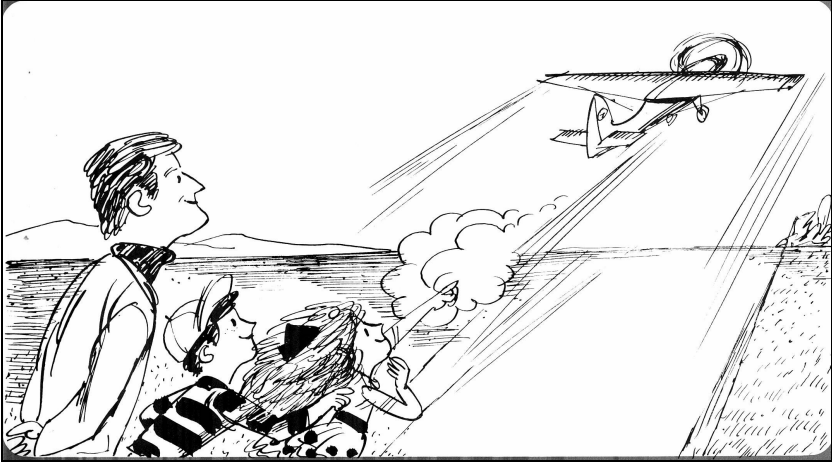
Er zeigt den beiden den Kontrollraum. Von dort bekommen die Flugzeuge beim Starten und Landen ihre Anweisungen. Herr Steiner, so heißt der Fluglehrer, hat schnell das Vertrauen der Kinder gewonnen. So stellen Helen und Robert bald die Frage, auf die sie bisher noch keine Antwort gefunden haben: »Können Sie uns sagen, wieso ein Flugzeug sich in die Luft erheben kann und ein Auto nicht?«



Da lacht Herr Steiner: »Kinder, das Auto ist viel zu plump und hat auch keine Flügel. Das Flugzeug sieht aus wie ein Vogel und kann von der Luft getragen werden. Dazu will ich euch etwas zeigen!« Herr Steiner hält ein großes Blatt Papier in den Luftstrom des Ventilators. Das Blatt, das erst herunterhängt, wird durch den starken Luftstrom hochgehoben. »Seht ihr, Kinder, welche Kraft die Luft hat, wenn sie bewegt wird. Je schneller der Luftstrom ist, desto stärker wird auch seine Kraft«, erklärt Herr Steiner.



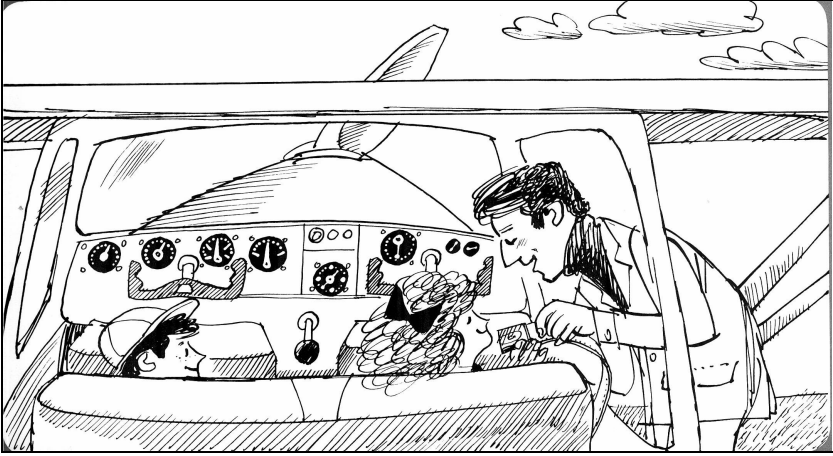
Er geht mit Helen und Robert nach draußen. Dort rollt gerade ein kleiner Flugzeug zur Startbahn. Der Propeller bewegt sich noch nicht so schnell. Doch schon weht ihnen ein starker Luftstrom entgegen, als das Flugzeug ihnen die Rückseite zukehrt. »Seht ihr, wie der Propeller die Luft in Bewegung bringt. Er bläst sie unter die Flügel des Flugzeuges, damit es hochgehoben wird. Doch nun seht, wie schnell sich der Propeller dreht, wenn das Flugzeug startet«, sagt Herr Steiner.



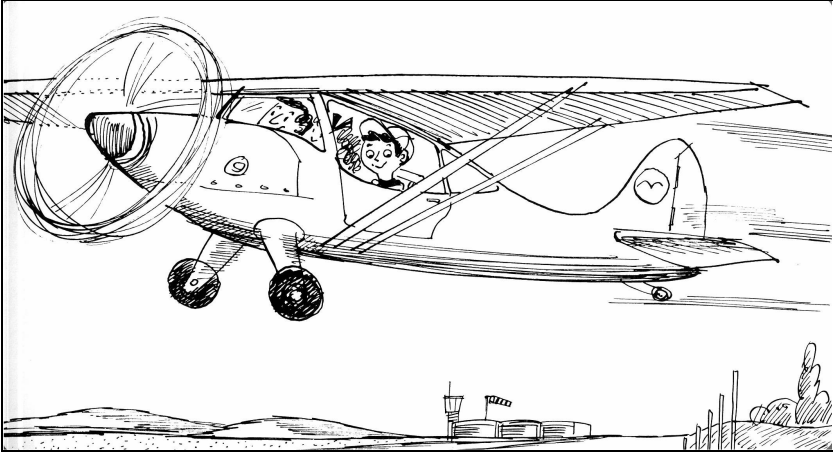
Die Kinder beobachten, wie das Flugzeug über die Startbahn rast, wie sich der Propeller immer schneller dreht und wie der Luftstrom eine Staubwolke hinter dem Flugzeug aufwirbelt. »Seht, jetzt trägt die Luft«, ruft Herr Steiner. Helen und Robert können erkennen, wie sich das Flugzeug langsam vom Boden abhebt und immer höher steigt. Voller Sehnsucht blicken sie ihm nach.



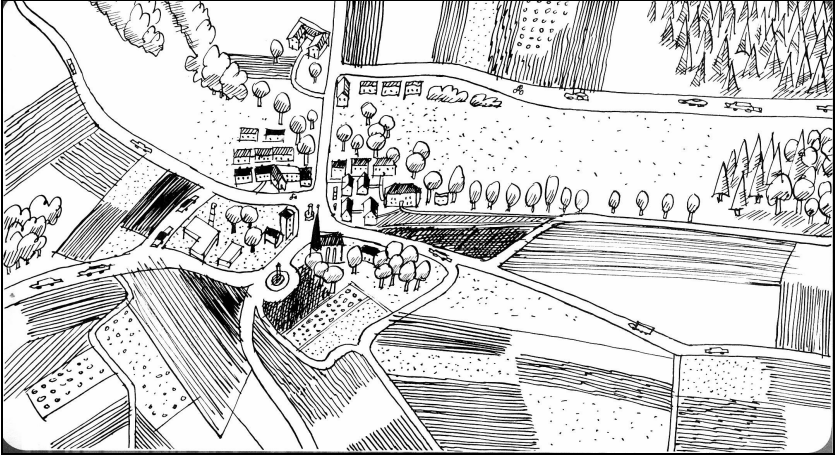
Herr Steiner fragt die beiden, was sie nun noch für Wünsche hätten. Nach kurzem Überlegen antworten Helen und Robert wie aus einem Mund: »Wir haben noch einen großen Wunsch: Wir möchten gern auch einmal in so einem kleinen Flugzeug fliegen!« Herr Steiner lacht. Er hat geahnt, daß so etwas kommen würde. Er holt einen Schlüssel und geht mit den beiden zu einem kleinen Flugzeug in der Nähe. »Los, einsteigen!« fordert er sie auf.



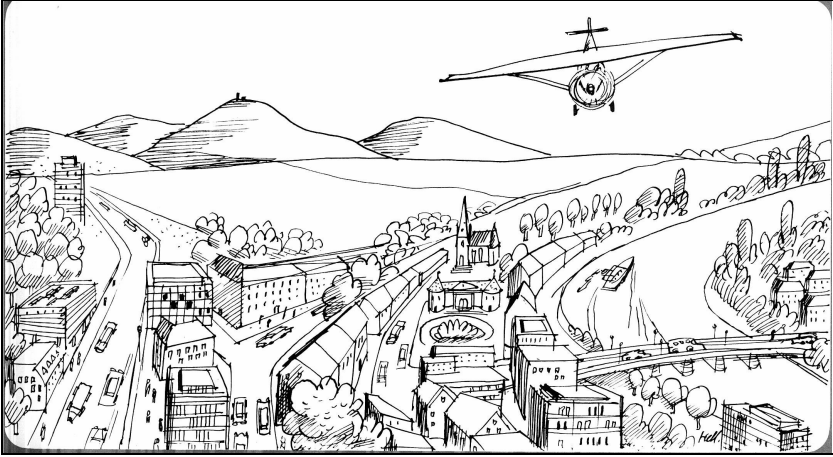
Er setzt Helen und Robert auf die beiden hinteren Sitze, an denen er sie noch mit den Sitzgurten festschnallt. Dann steigt er vorn ein und verschließt die Tür. »So, Kinder, nun wollen wir mal sehen, wie die Erde von oben aussieht«, sagt er. Dann setzt Herr Steiner den Motor des Flugzeugs in Gang, und schon rollen sie zur Startbahn. Helen und Robert sind voller Spannung, wie es nun weitergehen wird.



Herr Steiner drückt auf den Gashebel und mit Vollgas rast das kleine Flugzeug über die Startbahn, immer schneller und schneller. Helen und Robert schauen durch das kleine Fenster und merken plötzlich, wie sich der Boden entfernt. Das Flugzeug steigt in die Höhe. Sie fliegen.



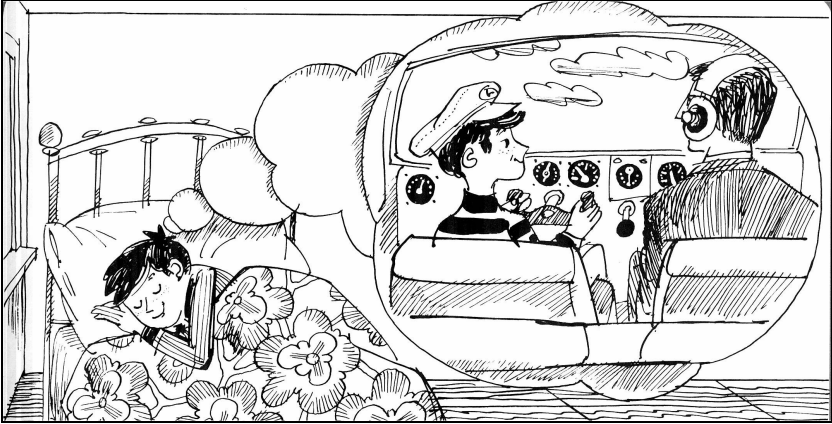
»Nun schaut mal, wie klein alles auf der Erde ist«, ruft Herr Steiner den Kindern zu. Robert und Helen sehen unten die kleinen Häuser, die kleinen Straßen, die kleinen Autos und die kleinen Bäume. »Dort ist unser Haus, dort wohnen wir, wie klein alles ist«, ruft Helen und zeigt nach unten. Sie können weit über das Land blicken. In der Ferne sehen sie die Berge, die ihnen nun auch klein erscheinen.



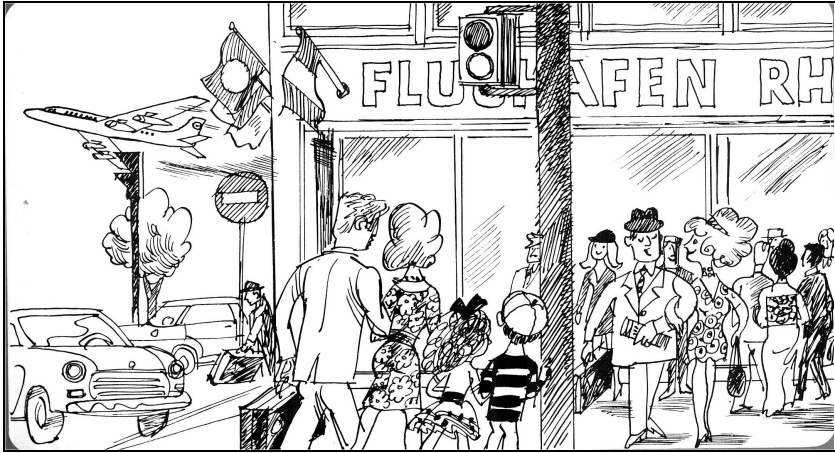
Bald lenkt Herr Steiner das Flugzeug wieder nach unten. Die Kinder sehen, wie die Erde näher und näher rückt. Alles wird wieder größer, die Häuser, die Straßen, die Autos, die Bäume. Dann haben sie die Landebahn erreicht, und langsam setzt das Flugzeug auf dem Boden auf und rollt aus. Die Kinder sind begeistert. Das war ein schönes Erlebnis.



Nun führt Herr Steiner die beiden Kinder zum Ausgang des Flugplatzes und verabschiedet sich von ihnen. »Besucht mich ab und zu wieder. Hier, auf dem Flugplatz, gibt es immer etwas zu sehen und zu erleben«, sagt er ihnen noch zum Abschied. Helen und Robert versprechen, ihn noch öfters zu besuchen. Dann gehen sie nach Hause.



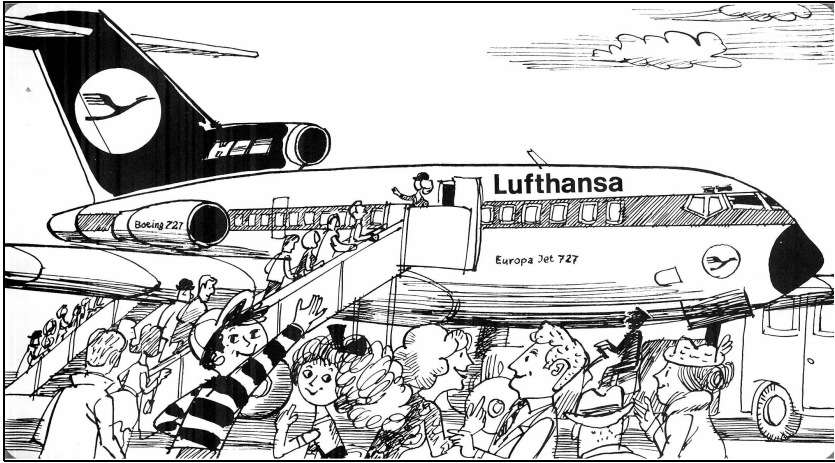
In der folgenden Nacht träumt Robert davon, wie er selbst in einem Flugzeug sitzt und fliegen will. Neben ihm sitzt Herr Steiner und erklärt ihm, wie er die Hebel und Knöpfe bedienen soll. Sie rollen mit dem Flugzeug zur Startbahn und fliegen davon, immer höher. Schließlich kann Robert unter sich nur noch die Wolken und über sich den blauen Himmel sehen. Er schaut gebannt in den glitzernden Himmel, der in den Strahlen der Sonne glänzt. Doch der Morgen kommt und verjagt die Träume. Robert wacht auf.



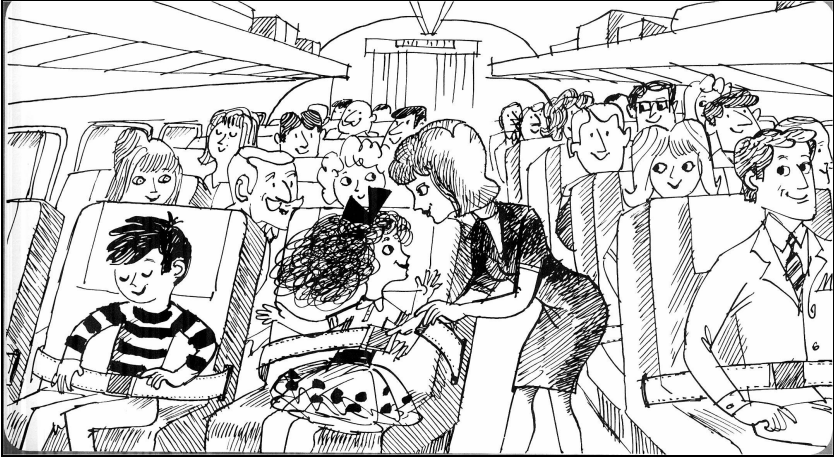
Einige Zeit ist inzwischen vergangen. Helen und Robert haben noch öfters vom Fliegen geträumt. Heute ist nun der Tag gekommen, da sie mit ihren Eltern in den Urlaub fliegen dürfen, und zwar in einem ganz großen Flugzeug. Es fliegt so schnell, daß sie nur zwei Stunden brauchen werden. Mit dem Auto würde man einen ganzen Tag bis zum Urlaubsort benötigen. Sie fahren mit den Eltern zu dem großen Flugplatz. Als sie in die Eingangshalle kommen, herrscht überall lebhaftes Treiben. Dort gibt es viele Schalter, an denen die Fluggäste abgefertigt werden.



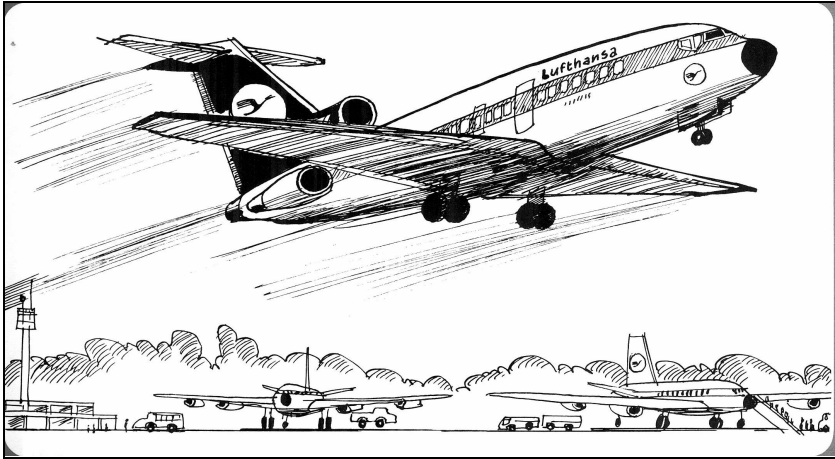
Zuerst gehen sie zum Lufthansa-Schalter. Dort zeigen ihre Eltern die Flugscheine vor und bekommen die Bordkarten. Ihr Gepäck können sie hier abgeben. Dann gehen Robert und Helen mit den Eltern in den Warteraum. Die beiden Kinder betrachten die vielen Menschen, die hier auf den Abflug warten. Sie können sich gar nicht vorstellen, daß in den großen Flugzeugen so viele Leute Platz haben. Endlich ist es soweit. Sie gehen mit den Eltern durch den Ausgang und werden im Bus zum Flugzeug gebracht.



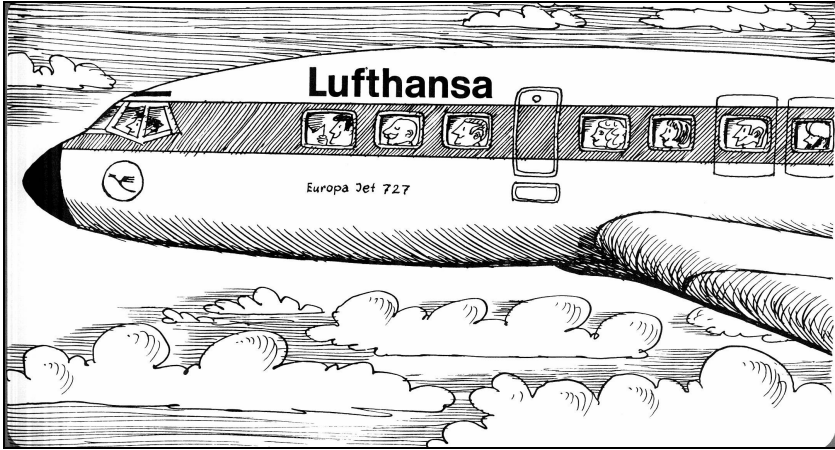
Als sie beim Flugzeug angekommen sind, stehen Robert und Helen erst staunend davor. Alles ist so groß, die Flügel, die Räder, der ganze Körper des Flugzeuges. Sie betrachten die vielen Fenster, hinter denen überall Leute sitzen werden. Ober eine hohe Treppe müssen sie in das Innere steigen. Dort gibt es so viele Sitze, viel mehr als in einem Autobus.



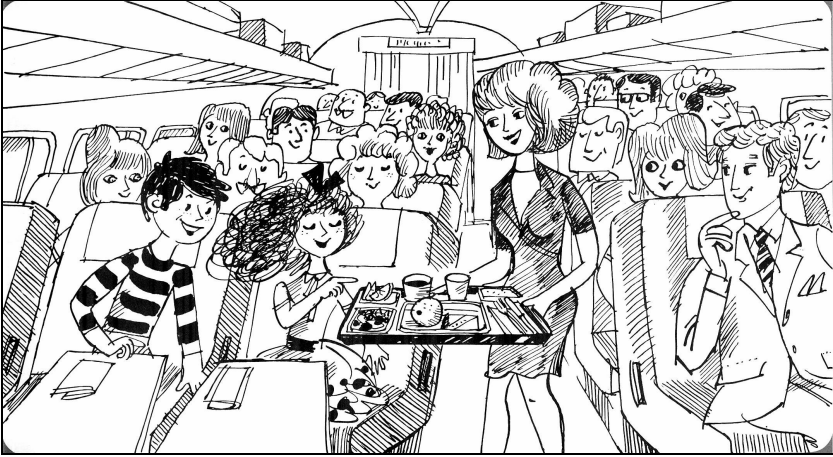
Die beiden Kinder sitzen nun erwartungsvoll in ihren bequemen Sitzen. Eine freundliche Stewardess hilft ihnen, die Sitzgurte zu verschließen. Sie hören den Kapitän, als er über den Lautsprecher die Fluggäste begrüßt. »Der Kapitän kann bestimmt viel besser fliegen als Herr Steiner, wenn er ein so großes Flugzeug fliegen darf«, meint Helen. »Ganz bestimmt«, erwidert Robert, »er hat auch bestimmt einen noch viel besseren Fluglehrer gehabt!«



Dann setzt sich das Flugzeug in Bewegung und rollt langsam auf die Startbahn. Es hält kurz an. Die Motoren dröhnen. Plötzlich rast es los, immer schneller. Helen und Robert schauen gespannt durch das Fenster und merken, wie sich das große Flugzeug vom Boden abhebt.



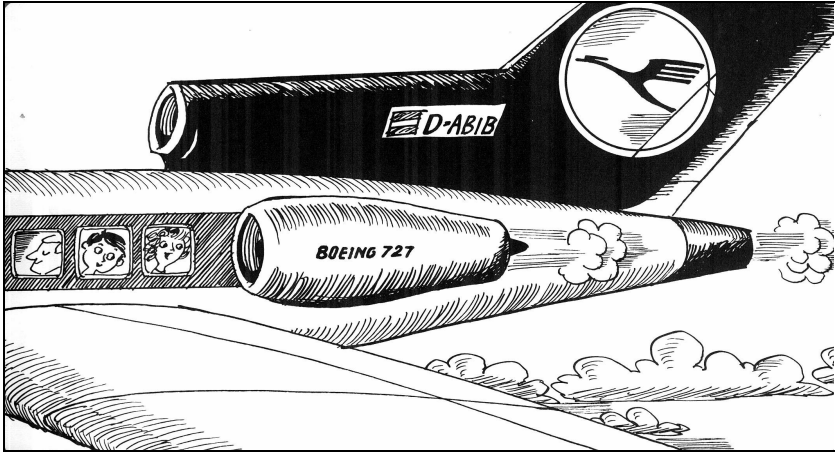
Immer höher steigen sie. Die Stadt, die Straßen und Autos verschwinden unter ihnen. Schließlich sehen sie unter sich nur noch die Wolken. Die Erde ist verschwunden. Der blaue Himmel glänzt ihnen entgegen. Ruhig liegt das Flugzeug in der Luft. Sie hören das sanfte Rauschen der Motoren, das beruhigend wirkt. Helen und Robert schließen die Augen und versinken in einen leichten Schlaf.



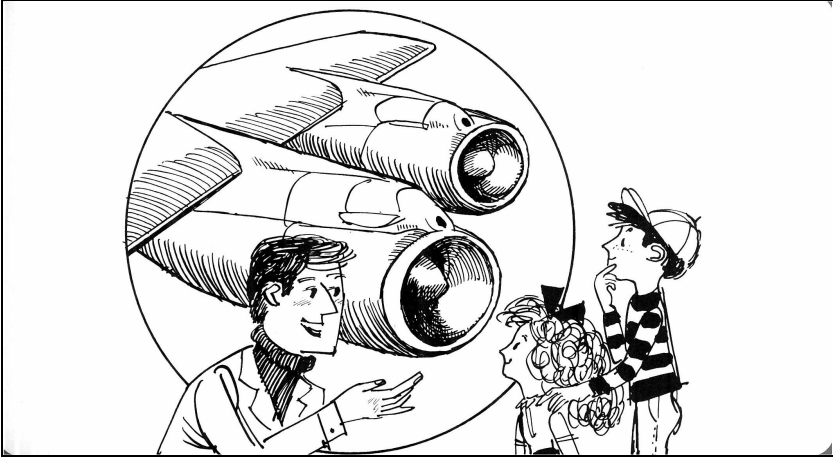
Schließlich werden sie durch eine freundliche Stimme geweckt. Die Stewardess in ihrer schönen Uniform steht vor ihnen und möchte ihnen etwas zu essen geben. Sie klappt den Kindern die kleinen Tische herunter. Darauf stellt sie jeweils ein Tablett, auf dem sich in Schalen und Tellern die Speisen befinden. Das würden sie später dem Herrn Steiner erzählen, daß man auf einem großen Flugzeug sogar zu essen und zu trinken bekommt wie in einem Restaurant.



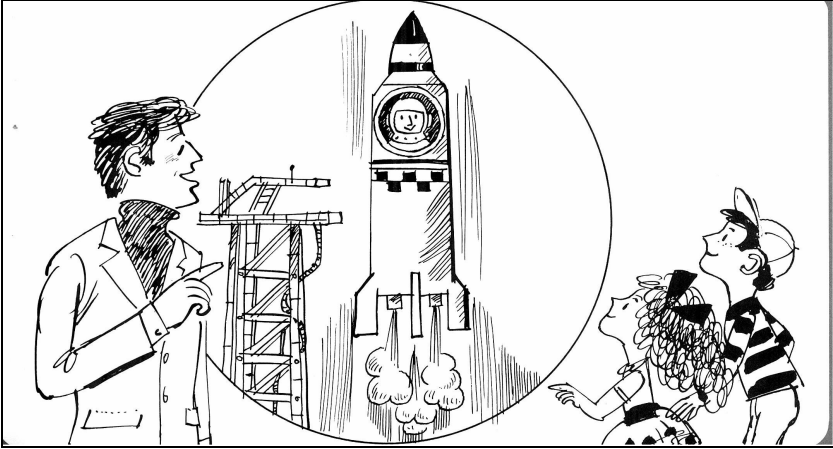
Als das Essen vorbei ist, kommt die Stewardess wieder zu ihnen, um sich mit den Kindern zu unterhalten. Sie fragt, wohin sie reisen und ob es ihnen im Flugzeug gefällt. »Uns gefällt es hier prima«, erwidert Robert, »wir werden bestimmt noch mehr mit diesem großen Flugzeug fliegen.« Schließlich bringt die freundliche Stewardess den Kindern sogar noch einige Spielzeuge. Was es doch alles für Dinge in diesem großen Flugzeug gibt!



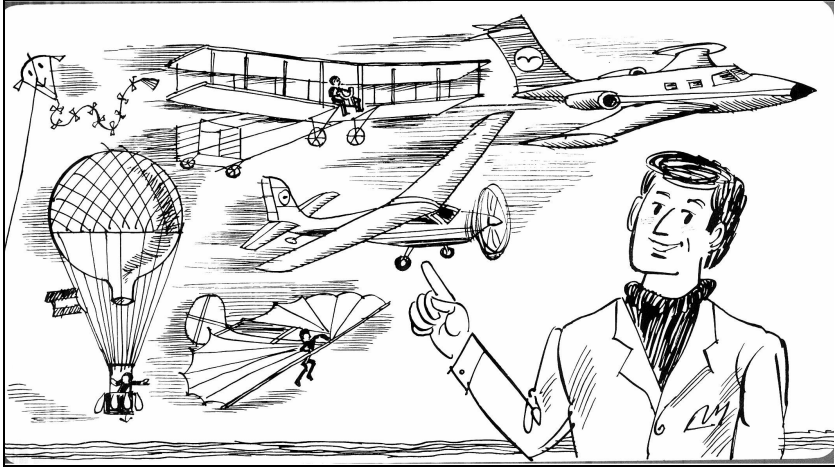
Nach einiger Zeit schauen die beiden wieder durch das Fenster. Helen sieht den Motor, der sich am Schwanz des Flugzeugs befindet. Da ruft sie auf einmal ganz erstaunt aus: »Robert, schau, unser Flugzeug hat gar keine Propeller!« Robert kann gleichfalls den Motor sehen, der vorn eine große Öffnung hat, aber keinen Propeller. »Das ist eben bei den großen Flugzeugen anders«, meint er.



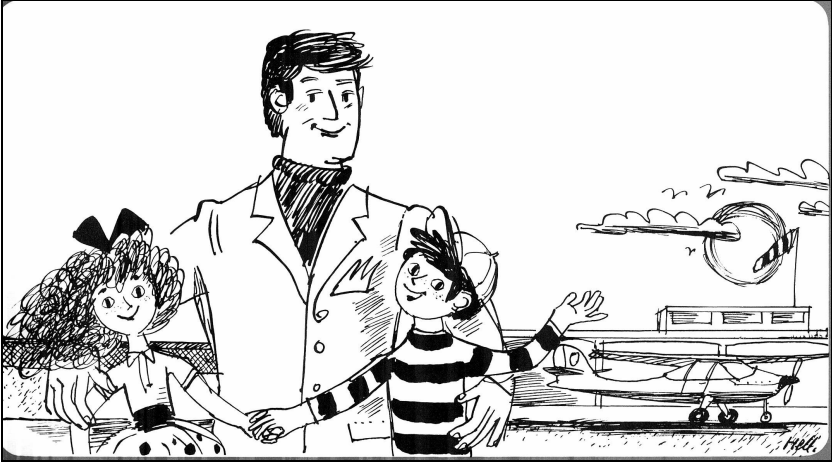
Als die beiden Kinder nach einigen Wochen wieder zu Hause sind, besuchen sie gleich Herrn Steiner, um ihm von ihrer Reise zu erzählen. Sie berichten von dem großen Flugzeug und von ihren Erlebnissen während des Fluges. Sogleich teilt ihm Robert auch mit, daß das große Flugzeug keine Propeller mehr habe. Herr Steiner lacht: »Ja, Kinder, am Anfang hatten alle Flugzeuge Propeller, aber mittlerweile haben viele schon den Strahlantrieb, mit dem sie viel schneller fliegen können.«



»Ich will versuchen, euch zu erklären, wie das funktioniert«, fährt Herr Steiner fort. »Vom Triebwerk - so nennt man den Motor bei dem großen Flugzeug - wird ein starker Feuerstrahl erzeugt, der eine solche Kraft hat, daß er dieses schwere Flugzeug in die Luft heben kann. Ihr habt diesen Strahl bestimmt schon im Fernsehen gesehen, wenn eine Rakete mit den Astronauten in die Luft gestiegen ist.« Helen und Robert behaupten, das Rauschen dieses Strahles sogar im Flugzeug gehört zu haben, beim Start ganz stark und in der Luft dann schwächer.

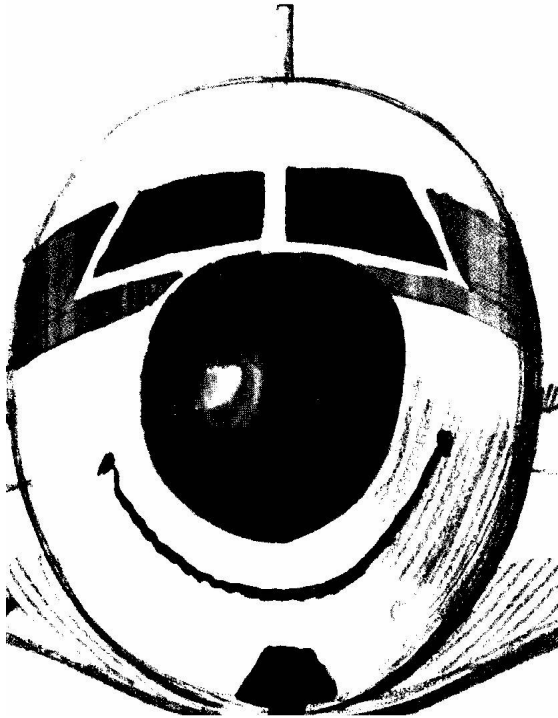


Aber ganz haben die beiden Kinder noch nicht verstanden, wieso der starke Luftstrom eines Propellers oder der brennende Strahl eines Düsentriebwerkes ein Flugzeug antreiben und in die Luft heben können. »Diese Vorgänge«, erklärt Herr Steiner, »beruhen auf Gesetzen der Natur, die von den Menschen erforscht wurden. Dadurch konnten sie Flugzeuge bauen und damit fliegen.«

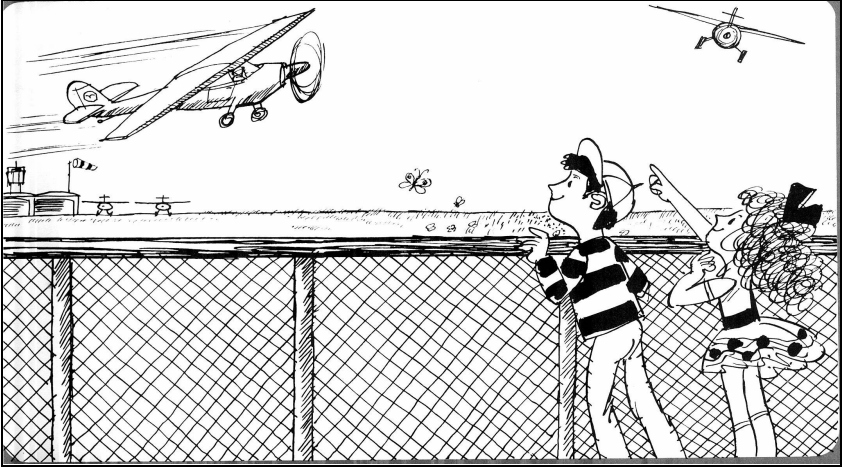


»Werden Sie uns auch fliegen lehren, wenn wir größer sind?« fragt Robert noch. »Natürlich, kommt nur zu mir. Ihr habt jetzt schon so viel über das Fliegen gehört, daß ihr es bestimmt schnell lernen werdet«, antwortet ihm Herr Steiner. Nun verabschieden sich die Kinder von ihrem Freund und versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

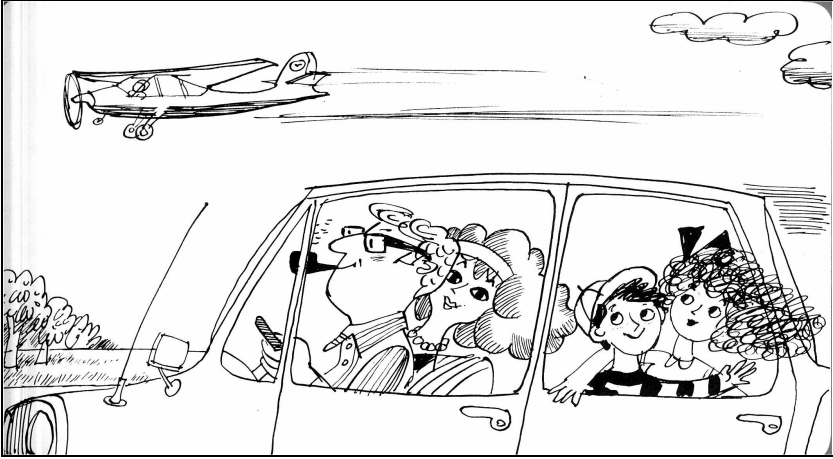
Helen and Robert go flying



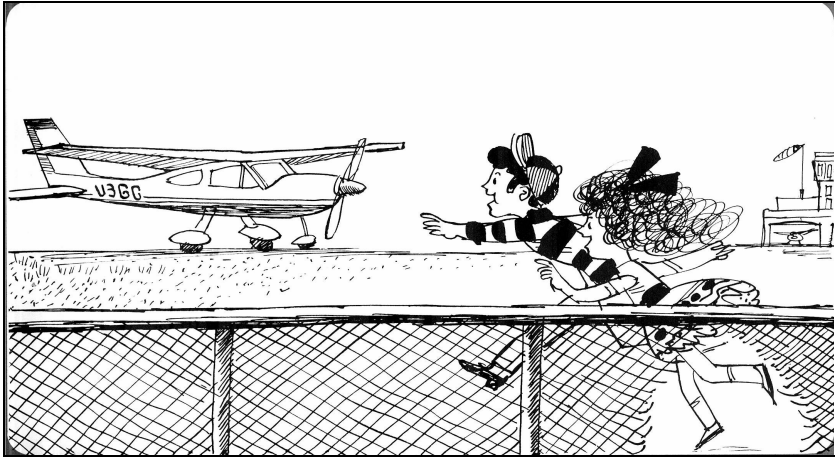
A story for children about flying



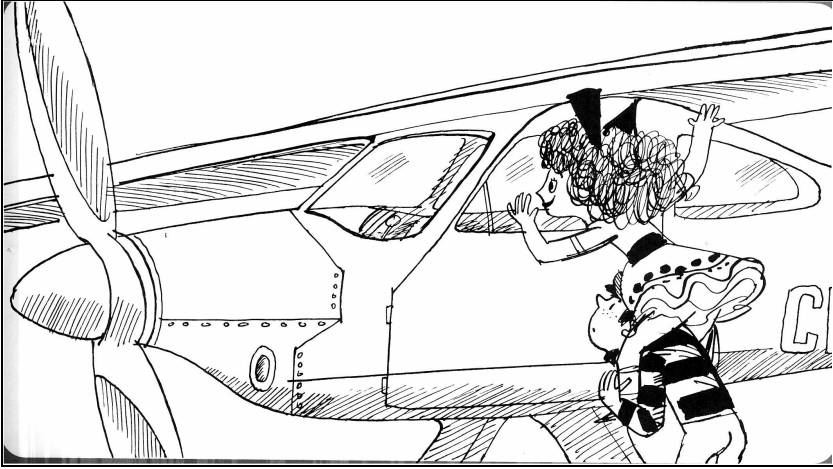
Helen, a little girl, and Robert, a little boy, are sister and brother. They live near a small airport. They often stand at the fence and observe the many little airplanes parked on the grass in the distance. Once in a while one of the airplanes starts down the runway. It picks up speed until finally it slowly lifts off the ground and takes off into the sky.



The two children are always amazed at the sight of the little airplanes taking off. "Robert," asks Helen, "do you know how airplanes fly?" Robert believes it is because of the great speed that airplanes can move. But Helen does not believe that. "Sometimes when we go driving in the car with our parents we go very fast but we stay on the ground," she replies to Robert's explanation.



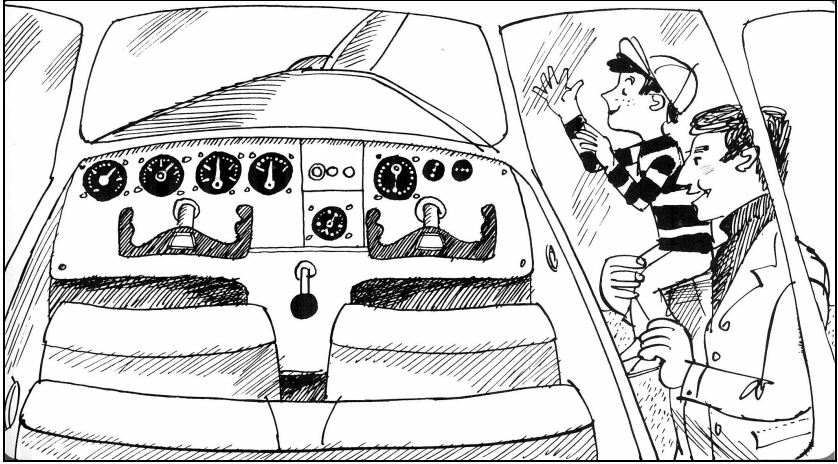
Helen and Robert would like to get a close look at an airplane. They run alongside the fence until they suddenly discover a hole. They look at each other questioningly. Finally they slip courageously through the hole in the fence and run towards an airplane that is parked near them. They take no notice that the control building of the airport is not far away. From the control tower one can overlook the entire airport.



They examine the different parts of the plane with great interest: the propeller, the wings, the body, the tail and the three little wheels. They would love to look through the window at the inside of the airplane but they are both too small. Then Helen climbs on Robert's shoulders and can see everything.



Suddenly they hear a strict voice: "What are you two up to? Get away from that plane!" The children are frightened. Helen quickly jumps from Robert's shoulders. They start to run away. But the man has already caught up with them and wants to know how they got onto the airport grounds. "Through a hole in the fence," answers Robert bravely, "but we just wanted to get a close look at an airplane."



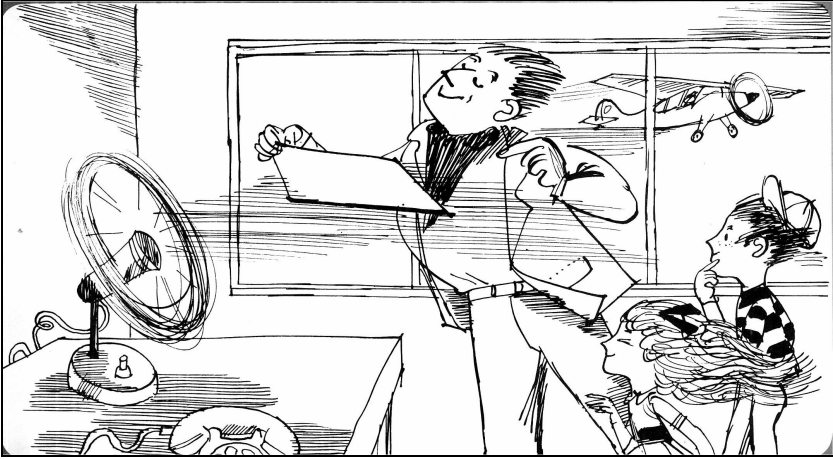
The man smiles at this. He picks up Robert on his arm so he can look through the window and see the inside of the airplane. Robert sees the seats, the two control sticks and up front the instrument panel full of gauges with their many needles. "What do you think of that!" the man says to Robert. He then puts Robert down and picks up Helen that she may get a good look.



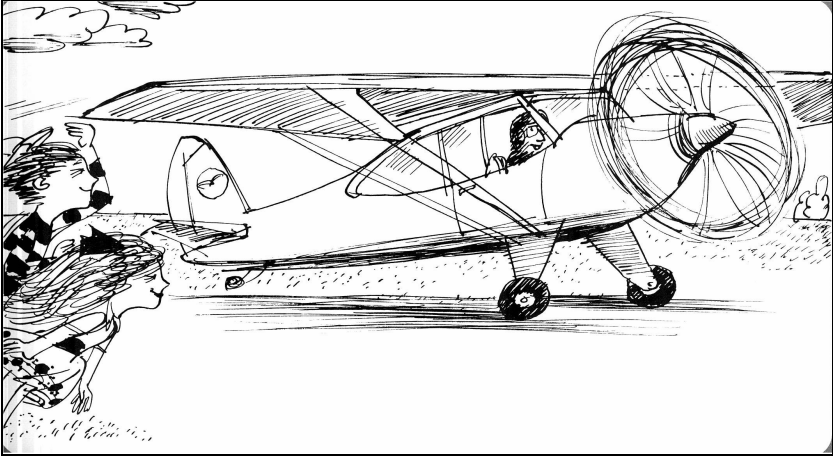
"Let's go over to our little airport building," says the man. "Who are you, sir?" Robert asks carefully. The man laughs, "I am a flying-instructor here". "A real flying-teacher?" asks Helen again, astonished. "Of course, child. So don't worry. It's all right to come along with me," answers the flying-instructor.



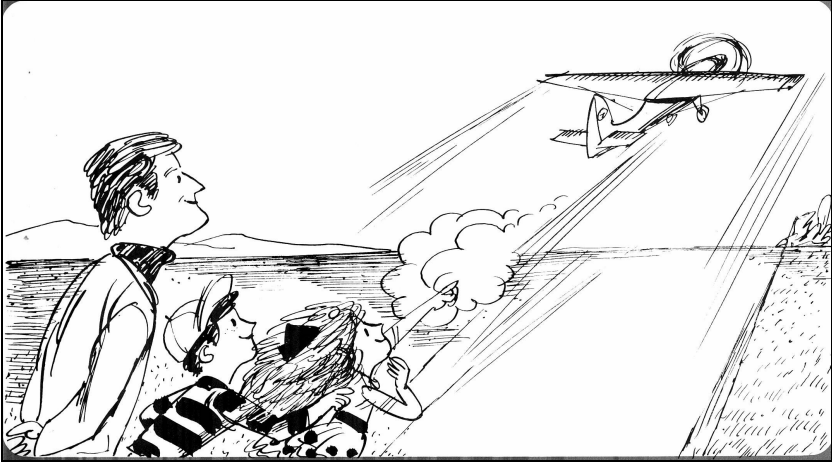
He shows them the control tower. All airplanes receive their take off and landing instructions from here. Mr. Steiner, that's the flying-instructor's name, has soon won the confidence of the children. Helen and Robert then feel they can ask the question which has been bothering them both for so long. "Could you please tell us why an airplane can fly and an automobile cannot?"



Mr. Steiner begins to laugh: "Children, an automobile is much too bulky and doesn't have any wings. An airplane is made like a bird and can be carried by the air. Now let me show you something!" Mr. Steiner holds a sheet of paper in the current of air made by an electric fan. The piece of paper which hangs down at first, is picked up by the strong current of air. "You see, children, how strong air can be when it's stirred. The stronger the air is stirred, the stronger its power," he explains.



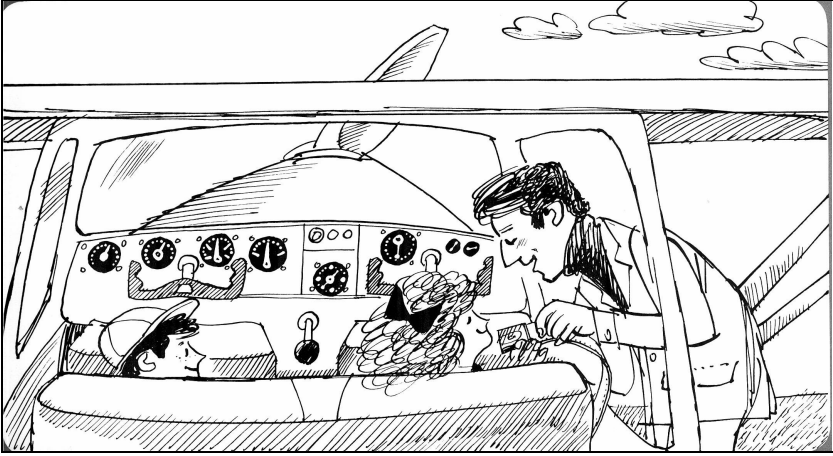
He goes outside with Helen and Robert. A little plane is just moving out to the runway. The propeller is not rotating very fast but as the airplane turns away from them they can already feel the strong current of air blowing their direction. Do you see how the propeller stirs up the air? It blows the air underneath the wings of the plane to lift it. Now see how quickly the propeller rotates as he roars down the runway," Mr. Steiner says.



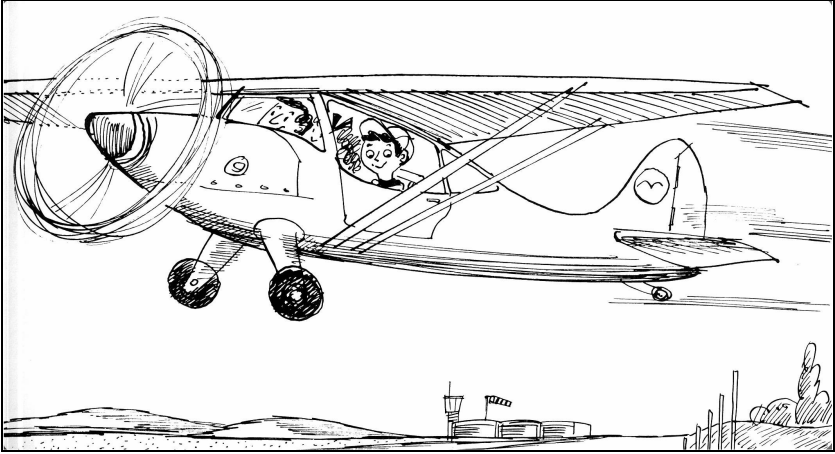
The children watch as the plane speeds down the runway. The propeller rotates faster and faster churning up the air and a cloud of dust behind it. "You see, now its being carried by the air," Mr. Steiner shouts above the noise. Helen and Robert watch how the plane slowly lifts from the ground and climbs higher and higher. Their eyes, full of desire, follow its flight.



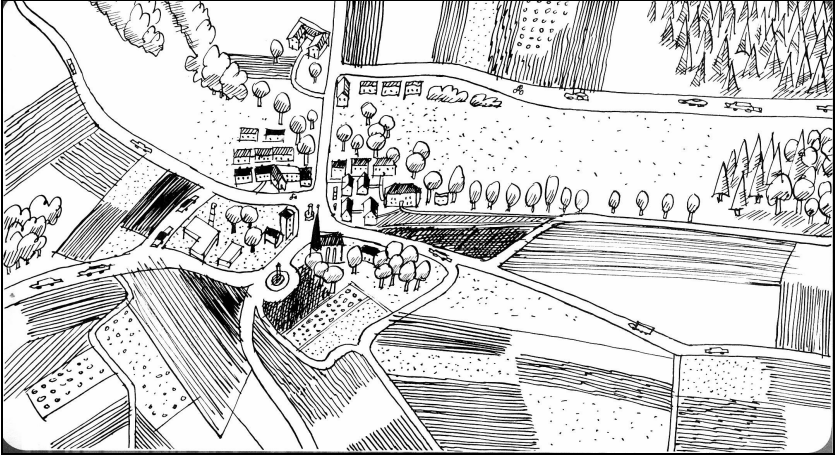
Mr. Steiner now asks the children if they have any wish. After thinking it over for a short time they answer in unison: "We have one big wish: we would like to fly in one of the little airplanes!" Mr. Steiner laughs. He has expected such a request. He fetches a key and walks with the two children to a little airplane standing nearby. "All right, jump in!" he calls.



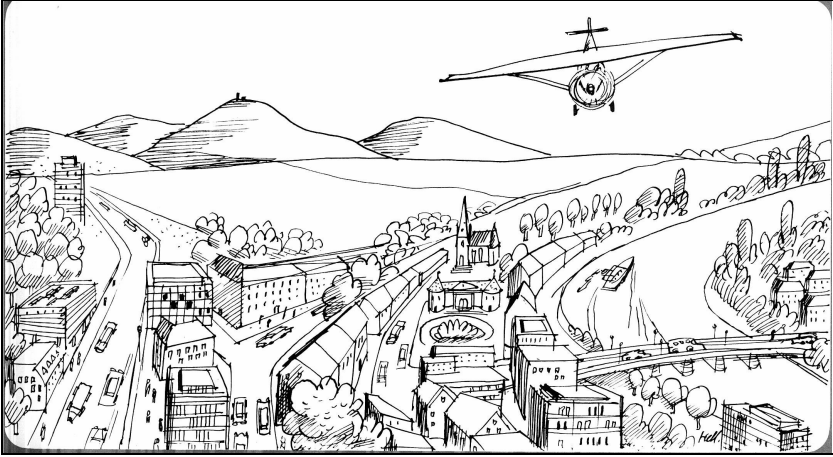
He puts Helen and Robert on the two back seats and fastens their seat-belts. He then gets in front and locks the door. "All right, children, let's take a look at the world from upstairs," he says. Mr. Steiner starts the motor, puts it into gear and they roll in the direction of the runway. Helen and Robert are excited and wonder what will happen next.



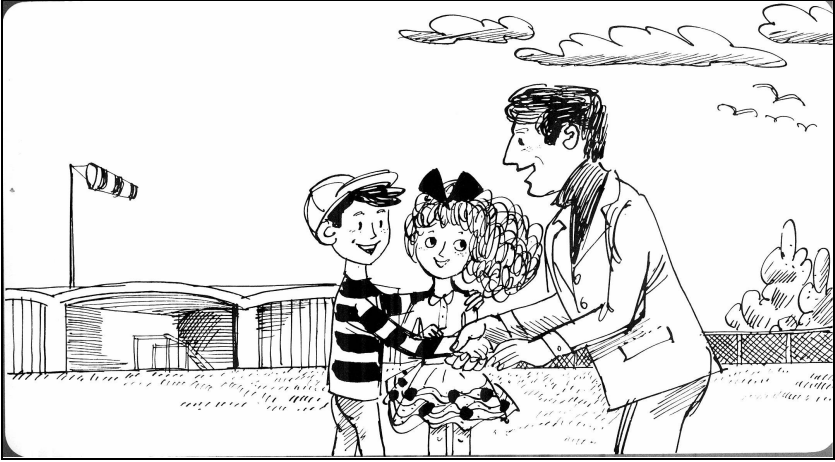
Mr. Steiner pushes on the gas lever and the little airplane races down the runway picking up speed all the way. Helen and Robert see the ground suddenly disappear from under the airplane. They climb higher and higher. They are flying!



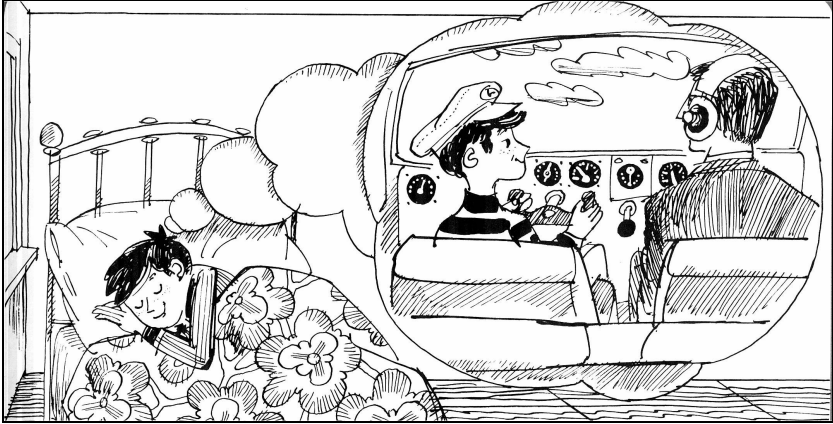
"Look how tiny everything down there is," Mr. Steiner shouts to the children. Robert and Helen look at the tiny houses, the tiny streets, the tiny automobiles and the tiny trees below. "Over there is our house. That's where we live!! How tiny everything is!" shouts Helen pointing downwards. They are able to look far across the country and in the distance they can see the mountains which also appear tiny to them.



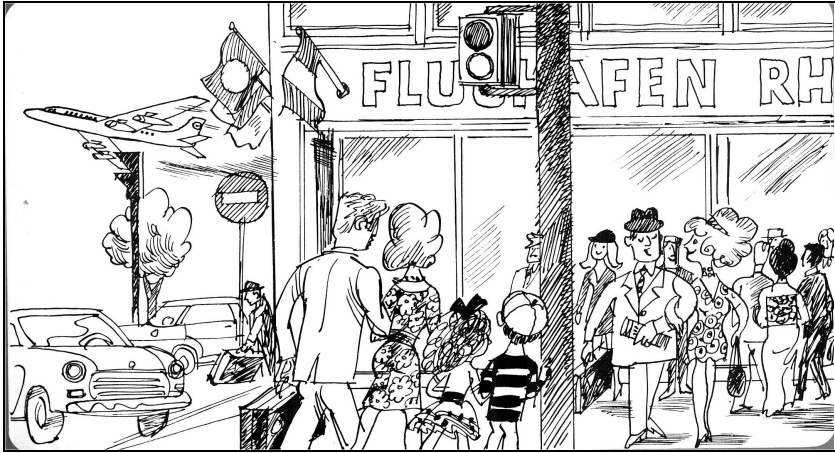
Mr. Steiner steers the airplane downwards. The children watch the earth coming closer and closer. Everything becomes larger, the houses, the streets, the automobiles, the trees. They finally reach the runway and the airplane touches the ground softly and rolls to a stop. The children are happy and excited. It was a wonderful experience.



Mr. Steiner then takes the children to the exit gate of the airport and says goodbye. "Visit me once in a while. There is always something worth seeing and doing here at the airport," he adds as they leave. Helen and Robert promise to visit him often. They then go home.



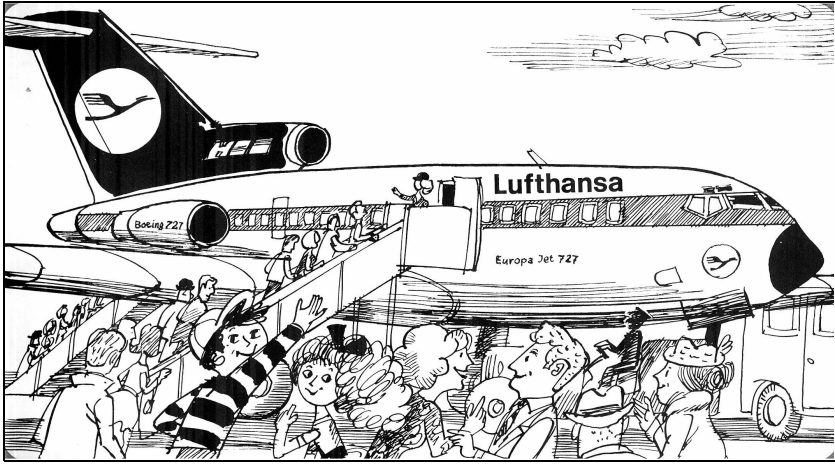
The following night Robert dreams that he is sitting in an airplane and preparing to pilot it himself. Mr. Steiner is sitting beside him and explaining how to use the sticks and buttons. They roll out to the runway and take off high into the sky. Now Robert has only the clouds below and the blue sky above him. His eyes are fixed on the brilliant sky which sparkles in the light of the sun. But morning comes and ends his dream. Robert is awake.



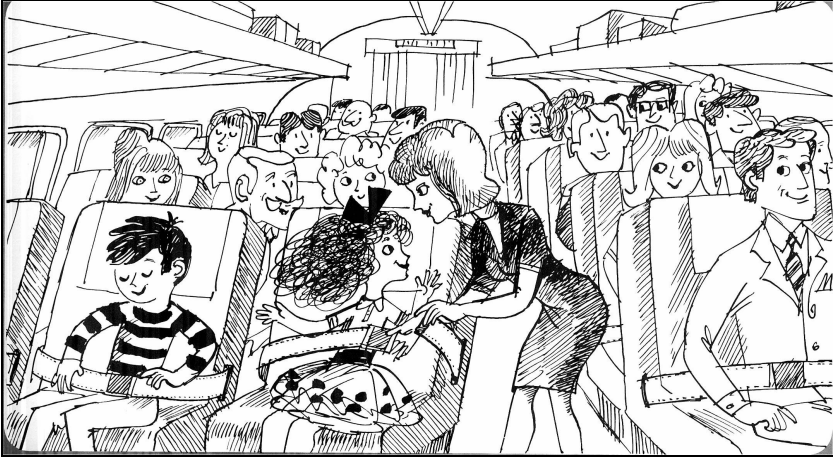
Some time has passed. Helen and Robert have often dreamt of flying. Today is the day when they will fly with their parents to vacation. They will fly in a great, big airplane. It is so fast that they will only need two hours of flying. In an automobile they would need a whole day to reach the place where they will spend their vacation. They drive to the airport with their parents. As they enter the main reception hall they see many people coming and going. There are rows of ticket offices and counters where people are being checked in.



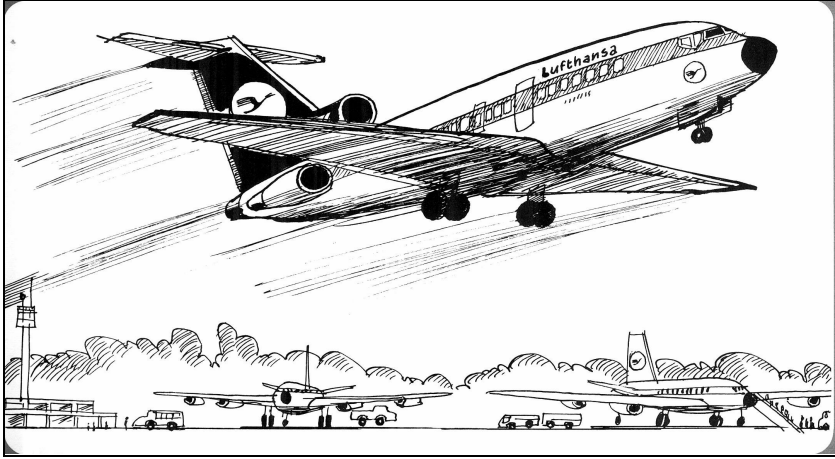
First they go to the Lufthansa desk. Their parents show their tickets there and receive their boarding cards. They leave their luggage there. Helen and Robert go into the waiting room with their parents. The children look at the many people who are waiting for their flight. They can't imagine that there is enough room for all these people in the big airplanes. Finally the time arrives. They pass through the exit with their parents and are taken by bus to the airplane.



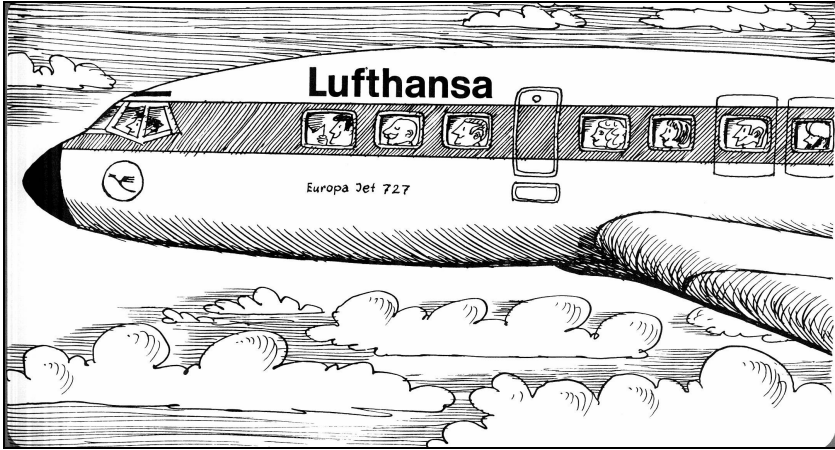
When they reach the airplane, Helen and Robert are shocked. Everything is so huge, the wings, the wheels, the whole body of the airplane. They look at the many windows behind which the many people will soon be sitting. They enter the airplane by climbing a high stairway. There are so many seats inside, many more than in a bus.



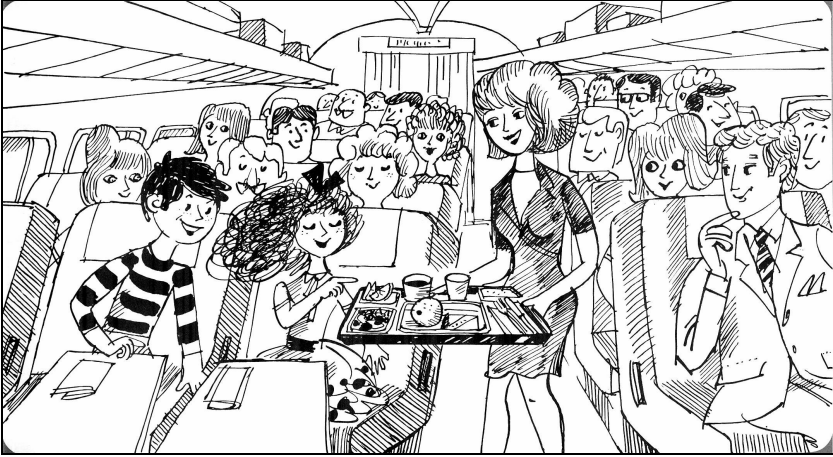
The two children are now sitting expectantly in their comfortable seats. A friendly stewardess helps them fasten their seat belts. They then hear the flight captain greet the passengers over the loudspeaker. "The captain can surely fly much better than Mr. Steiner, if they let him fly such a huge airplane," says Helen. "Yes," answers Robert, "and he must have had a much better flying-instructor too!"



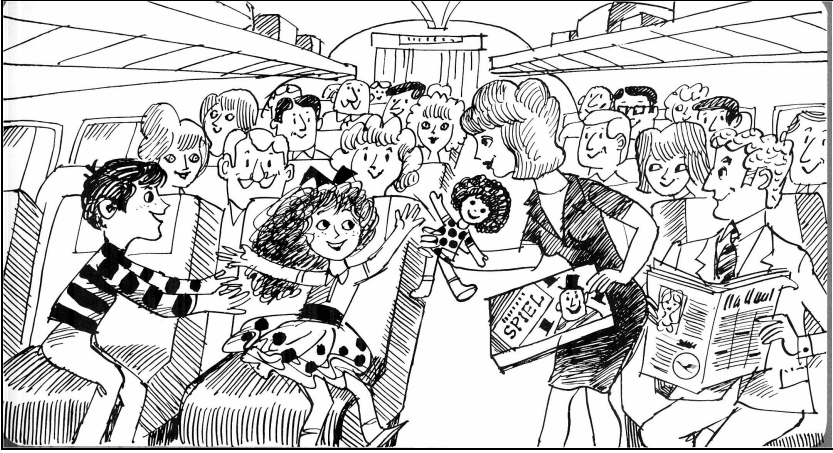
Then the airplane moves slowly towards the runway. It stops for a moment. The motors roar. Suddenly it races off, faster and faster. Helen and Robert look excitedly out of the window and watch the great airplane take off from the ground.



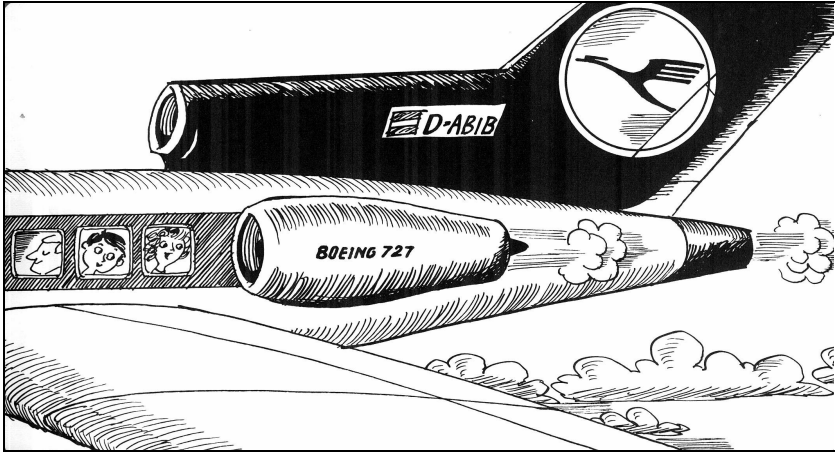
They climb higher and higher. The city, the streets and automobiles disappear beneath them. Finally there is nothing to see below but clouds. The earth has disappeared. The blue sky shines before them. The airplane floats quietly through the air. They hear the soft humming of the motors which has a quieting effect. Helen and Robert close their eyes and fall into a light sleep.



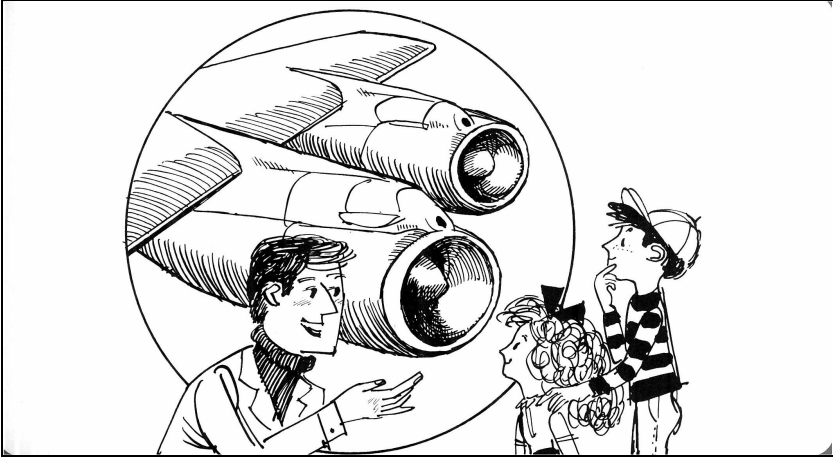
They are then awakened by a friendly sounding voice. The stewardess in her pretty uniform is standing by them and wants to give them something to eat. She folds down the little table for the children. She places a tray upon each table which is filled with dishes and plates of food. They cannot wait to tell Mr. Steiner about this: one gets food and drinks just like in a restaurant in this big airplane.



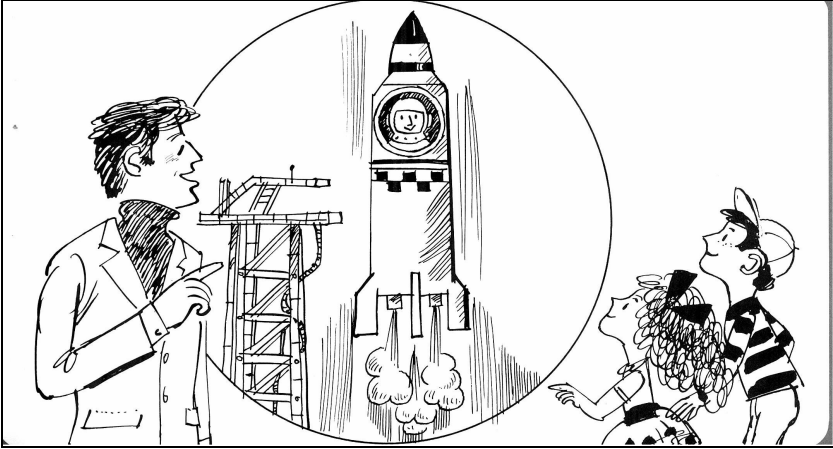
When they finish eating the stewardess returns to talk to them. She asks them where they are going and if they like being in the airplane. "We like it very much," answers Robert, "we are going to fly with this big airplane many more times". The friendly stewardess then brings the children some toys. This great, big airplane is full of surprises!



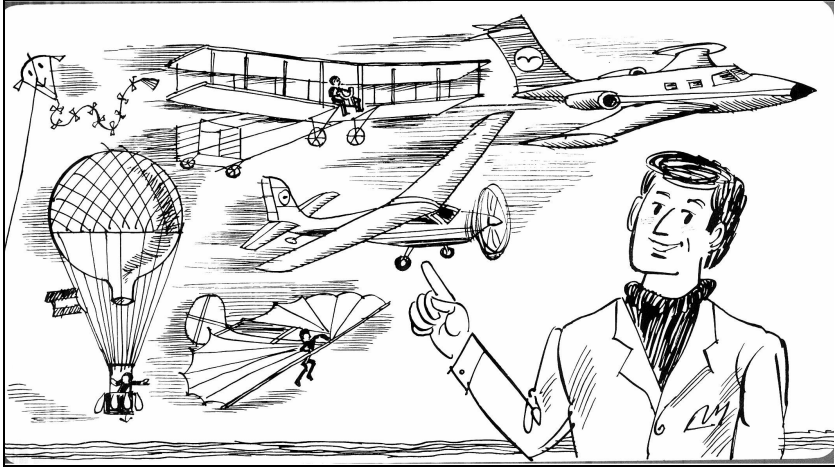
After a while, the children look out the window again. Helen sees the motor attached to the tail of the airplane. Suddenly she calls out in astonishment: "Robert, look, our airplane doesn't have a propeller!" Robert can also see the motor which has a great opening in the front but no propeller. "Big airplanes are just different," he comments.



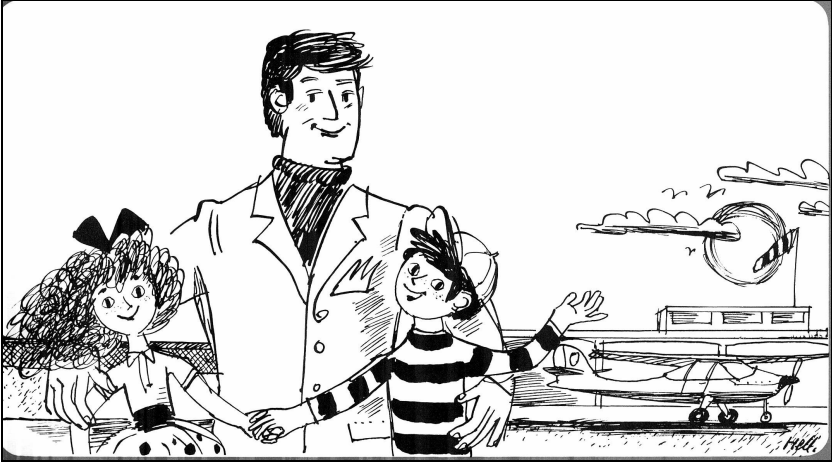
Several weeks later the children are back home again. First of all they pay a visit to Mr. Steiner to tell him about their trip. They tell him about the big airplane and what they did during the flight. Robert immediately reports to Mr. Steiner that the big airplanes do not have propellers any more. Mr. Steiner laughs: "Yes, children, in the beginning all airplanes had propellers but now many have jet motors which are much faster."



"I shall try to explain how it works," continues Mr. Steiner. "The jets - as the motors of the big airplanes are called - create a strong blast of fire which is so strong that it can lift this heavy airplane into the air. I'm sure you've seen this blast on television already when the astronauts are launched in the air in a spacecraft." Helen and Robert say that they also heard the blast of the jetstream inside the airplane, at first very loud and later, in flight, weaker.



But the children cannot completely understand how the force of an air current from a propeller or the blast from a jet motor could move an airplane or pick it up into the air. "This process," explains Mr. Steiner, "is based on rules of nature which man has discovered. This has made it possible for man to build airplanes, and to fly."



"Will you teach us to fly when we grow up?" asks Robert. "Of course, just come to me. You have already heard so much about flying that you will surely learn very quickly," answers Mr. Steiner. Now the children say goodbye to Mr. Steiner and promise to visit him again soon.

Helen und Robert fliegen nach New York



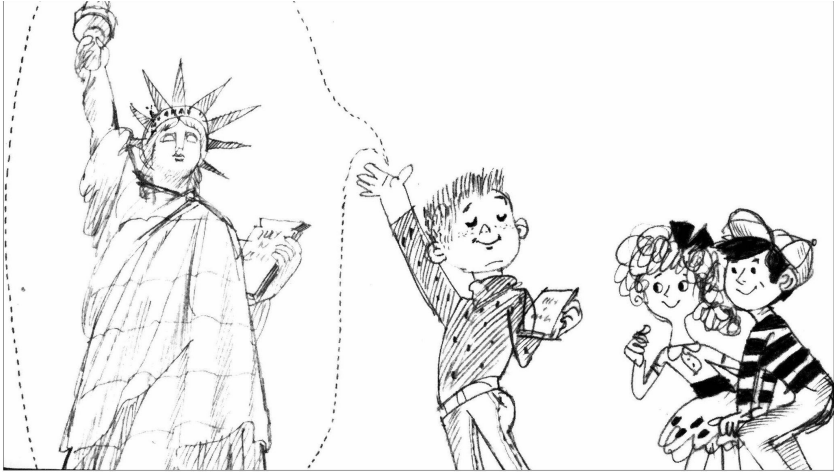
Eine Flugreise für Kinder nach New York



Helen und Robert verbringen ihre Zeit oft auf einem Spielplatz in der Nähe ihres Hauses. Eines Tages lernen sie hier einen Jungen kennen. Er sieht etwas anders aus als Robert, denn er hat einen kurzen Haarschnitt wie eine Bürste und Sommersprossen im Gesicht. Er heißt Tom und stammt aus New York. Tom ist ein aufgeweckter Junge, und die beiden Kinder haben sich schnell mit ihm angefreundet. Natürlich sind Helen und Robert neugierig und wollen mehr über ihren neuen Freund wissen.



Tom spricht gut deutsch. Das hat er von seiner Mutter gelernt, die aus Deutschland stammt. Er erzählt nun, daß er erst vor einer Woche mit seinen Eltern nach Deutschland gekommen sei. Sein Vater müsse einige Monate bleiben und für seine New Yorker Firma hier arbeiten. Helen und Robert stellen bald viele Fragen über New York. Sie haben schon öfters Filme im Fernsehen über diese große Stadt gesehen. Deswegen freuen sie sich, daß sie von Tom nun noch mehr erfahren können.



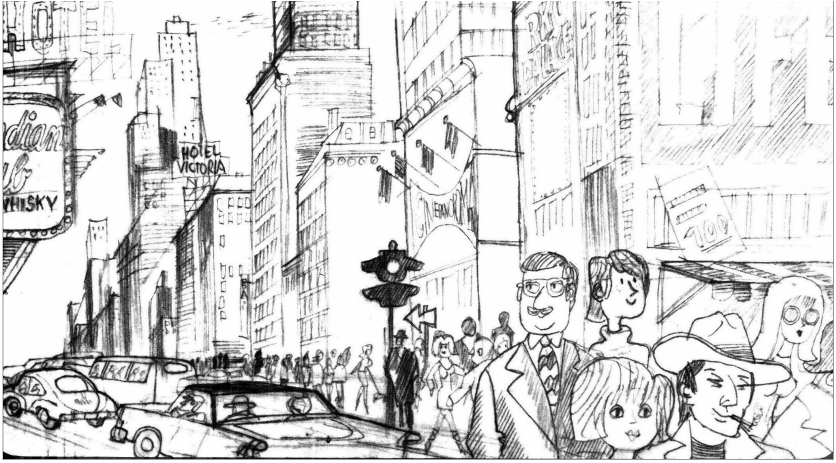
Helen will wissen, ob Tom die Freiheitsstatue gesehen habe und das Empire State Building, das höchste Gebäude der Welt. „Sind in New York die Häuser wirklich so hoch, daß man ihre Spitze nicht mehr sehen kann?“ fragt nun Robert. „Natürlich“, erwidert Tom, „das sind die Wolkenkratzer. Die gibt es hauptsächlich im Zentrum, in Manhattan. Wir wohnen außerhalb, im Stadtteil Brooklyn, da sind die Häuser meistens kleiner.“ -„Aber warum gibt es denn dort diese hohen Häuser, die Wolkenkratzer?“ will Helen wissen.



Jetzt muß Tom überlegen, denn er weiß eigentlich selbst nicht warum. Aber er ist stolz auf seine Heimatstadt und möchte Helen unbedingt eine Erklärung geben. „Weißt du“, fährt er schließlich fort, „Manhattan ist eine Insel. Als die vielen Einwanderer dorthin kamen, reichte bald der Platz nicht mehr aus für die vielen Menschen. Da hat man die Häuser eben immer höher gebaut.“ Als er merkt, daß Helen nicht ganz überzeugt von seiner Erklärung ist, fügt er noch hinzu: „In New York ist ja sowieso alles größer als anderswo.“



Robert findet, daß Tom nun doch etwas übertreibt. Er hat zwar auch gehört, daß es in New York sehr große Autos gibt oder die langen Tunnels der Untergrund-Bahn und den riesigen John F. Kennedy-Flughafen. „Gut“, entgegnet er, „in New York ist alles größer. Aber bei uns in der Stadt gibt es nicht so viele Menschen, da brauchen die Häuser nicht so hoch zu sein. Dann wird in unserer Stadt jetzt auch eine Untergrund-Bahn gebaut.“



Als Helen nun sagt, daß sie kleinere Dinge schöner finde, schaut Tom seine beiden Freunde erst verwundert an. Dann hat er verstanden. Er sagt ihnen, daß es ihm in ihrer Stadt auch gut gefalle. „Es gibt in New York viele kleine Autos aus Deutschland, und die Leute finden sie sehr gut“, versichert er. Tom erzählt nun weiter von New York, den schönen Parks, dem großen Hafen und den vielen verschiedenen Menschen, die in dieser Stadt wohnen. Helens und Roberts Interesse wächst immer mehr.



In der Folgezeit spielen Helen und Robert noch oft mit ihrem Freund Tom. Dessen Vater hat inzwischen seine Arbeit in Deutschland beendet, und so muß Tom nun mit seinen Eltern nach New York zurückkehren. Helen und Robert begleiten ihren Freund zum Flugplatz. Beim Abschied sagt Tom, daß sie ihn unbedingt in seiner Heimatstadt besuchen müssen. Dann wolle er ihnen alles zeigen, von dem er ihnen erzählt habe. Toms Eltern laden Helen und Robert gleichfalls nach New York ein.



Mittlerweile ist ein Jahr vergangen. Helen und Robert haben oft an ihren Freund Tom gedacht und an die Stadt New York. Er hat ihnen mehrere Briefe geschrieben, und sie haben auch darauf geantwortet. Da die beiden Kinder nicht wagen, allein eine so weite Reise zu unternehmen, haben sie immer wieder ihre Eltern gefragt, wann sie mit ihnen nach New York fliegen würden. Endlich haben sie ihr Ziel erreicht. Die Eltern sind damit einverstanden und wollen in diesem Jahr ihren Urlaub in New York verbringen.



So fahren Helen und Robert mit ihren Eltern wieder zu dem großen Flughafen, den sie schon kennen. Diesmal werden sie in dem neuen Flughafengebäude abgefertigt. Sie setzen sich in den schön eingerichteten Warteraum, da noch Zeit bis zum Abflug ist. Durch die breiten Fenster können sie draußen ihr Flugzeug beobachten. Es ist ein so großes Flugzeug, wie sie es noch nicht gesehen haben. Der Vater erklärt ihnen, daß sie mit dem größten Passagierflugzeug der Welt, dem Jumbo Jet, fliegen werden.



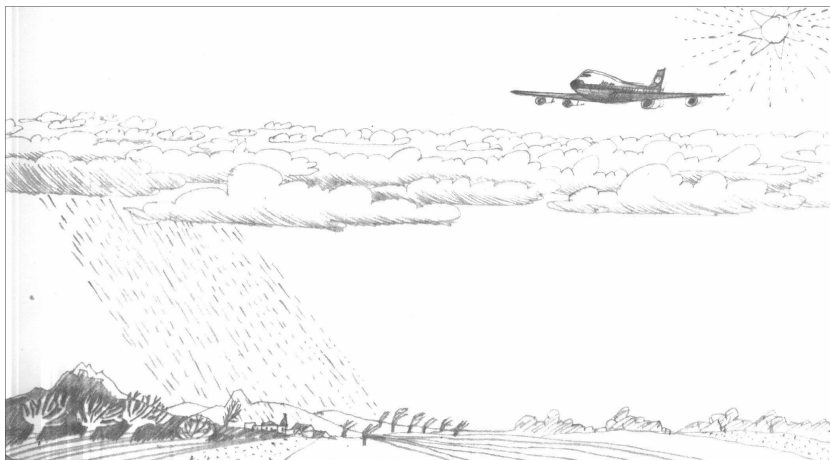
„In diesem Flugzeug haben fast 400 Fluggäste Platz“, sagt ihr Vater weiter. Helen und Robert betrachten voller Staunen den Jumbo Jet, der dort draußen auf die vielen Menschen wartet, die in seinen Bauch steigen werden. „Kann sich denn dieses große Flugzeug überhaupt in die Luft erheben, wenn so viele Leute drinsitzen?“ fragt Helen zweifelnd. „Warte nur ab, du wirst es schon sehen, wenn wir starten“, entgegnet der Vater. Endlich ist es soweit. Durch einen langen Gang können Helen und Robert mit ihren Eltern direkt in das Flugzeug gehen.



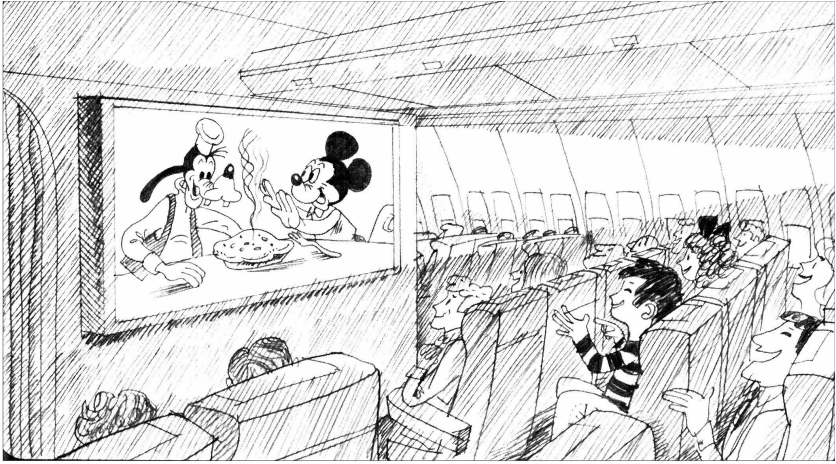
Als die beiden Kinder Platz genommen haben, schauen sie sich erst einmal genau um. „Seht ihr da vorn die weiße Leinwand, dort wird während des Fluges ein Film gezeigt“, erklärt ihnen nun die Mutter. Dann bekommen Helen und Robert von der Stewardess je einen Kopfhörer. Die Mutter zeigt ihnen, wie sie ihn an den Sitzen anschließen können. Nun sitzen die beiden still auf ihren Plätzen, den Kopfhörer auf dem Ohr und lauschen den Musikprogrammen. Sogar ein Märchenprogramm für Kinder können sie sich auswählen.



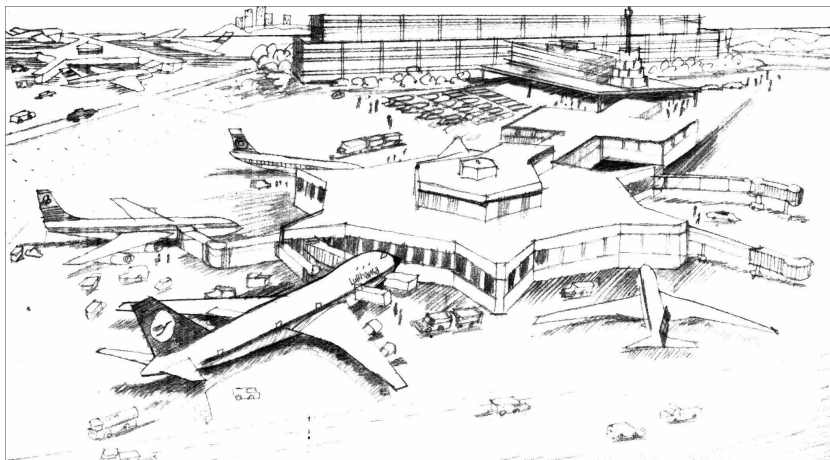
Der Jumbo Jet hat sich mittlerweile in Bewegung gesetzt und rollt zur Startbahn. Gespannt schauen Helen und Robert durch das Fenster und beobachten, wie das große Flugzeug über die Bahn rast. Hoffentlich kann es sich in die Luft erheben, fürchtet Robert im stillen. Da hebt der Jumbo Jet vom Boden ab und steigt empor. „Seht ihr, wie dieses große Flugzeug hochgekommen ist! Es hat nämlich vier ganz starke Triebwerke“, sagt der Vater zu den Kindern.



Bald hat das Flugzeug die Wolkendecke durchstoßen. Helen blickt durch das Fenster. „Schau, Robert, wir fliegen über eine Schneelandschaft, alles ist weiß und glitzert. Dort in der Ferne sind hohe Schneeberge!“ ruft sie ihrem Bruder zu. „Die Wolken sehen von hier oben sehr schön aus“, bemerkt nun die Mutter, die gleichfalls durchs Fenster sieht, „aber für die Menschen auf der Erde bringen die Wolken oft Regen, Sturm oder Gewitter und im Winter natürlich Schnee und eisige Kälte.“



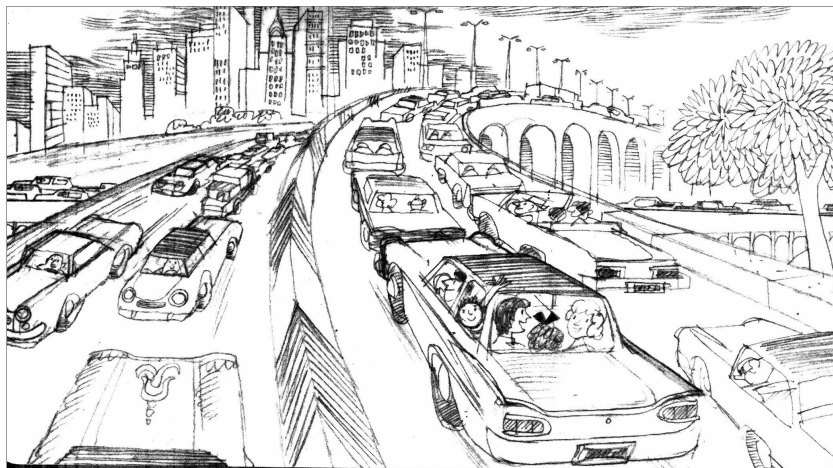
Nach einiger Zeit gehen die Lichter im Flugzeug aus, und der Film beginnt. Nun können sich Helen und Robert wie im Kino fühlen. Nur das leichte Rauschen der Triebwerke erinnert sie daran, daß sie sich 10 000 Meter hoch über dem Atlantischen Ozean befinden. Die beiden Kinder fühlen sich wohl in diesem großen Flugzeug. Als der Film vorbei ist, müssen sie noch einige Stunden fliegen. Die Zeit vergeht nun sehr langsam, vor allem da es Helen und Robert kaum noch erwarten können, bis sie am Ziel ihrer Reise sind.



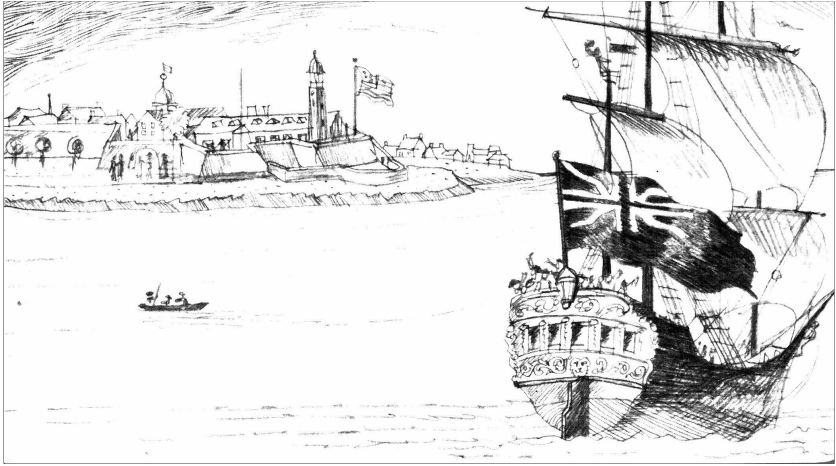
Nun befindet sich der Jumbo Jet im Anflug auf New York. Bald haben sie die Landebahn erreicht, und das Flugzeug setzt auf dem Boden auf. Helen und Robert sind am Ziel ihrer Wünsche, in New York. „Der John F. Kennedy-Flughafen ist aber riesig groß“, bemerkt Helen, als sie draußen überall Flugzeuge und die vielen Flugplatzgebäude sieht. Nun müssen sie aussteigen. Die beiden Kinder gehen mit ihren Eltern wieder durch einen Gang direkt in eines der Flugplatzgebäude.



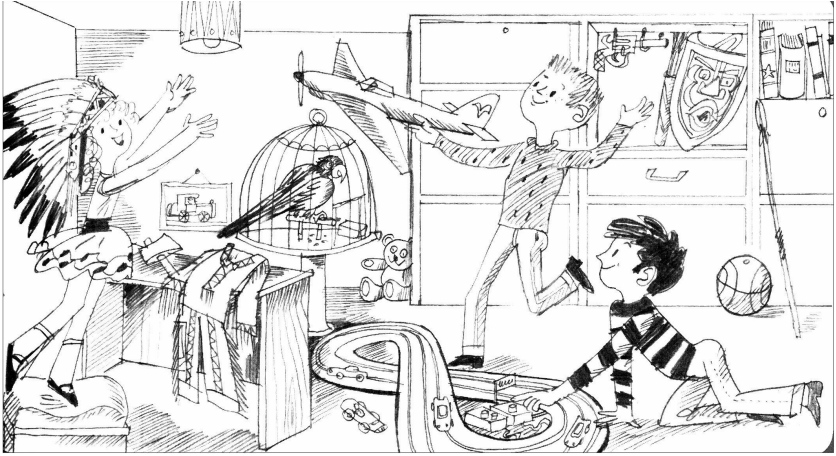
Zuerst müssen die Eltern an der Paßkontrolle ihre Pässe vorzeigen. Dann holen sie ihr Gepäck, das gleichfalls kontrolliert wird. Endlich sind die Formalitäten erledigt, und sie gehen durch die Absperrung in die Halle des Flughafengebäudes. Da kommt schon Tom angelaufen. Er begrüßt Helen und Robert und hüpfert vor Aufregung von einem Bein auf das andere. Inzwischen sind auch Toms Eltern herbeigekommen und begrüßen die Gäste aus Deutschland. Dann gehen alle nach draußen zu einem großen Parkplatz.



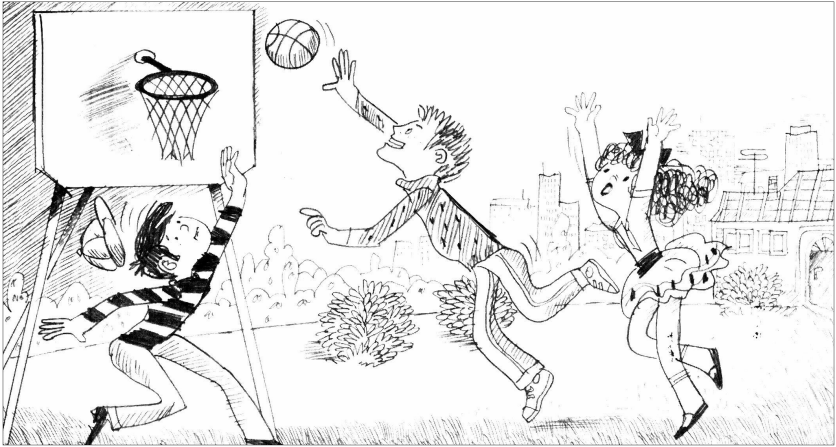
Toms Vater geht zu seinem Wagen. Er öffnet die Tür und bittet alle einzusteigen. Er sagt es auf englisch. Aber Helen und Robert wissen, was er meint, auch wenn sie diese Sprache nicht verstehen. Sie betrachten das Auto. Es ist sehr groß im Vergleich zu dem Auto, das ihre Eltern zu Hause haben. Aber Tom hat ihnen in Deutschland schon erzählt, daß hier alles größer ist. Nun fahren sie los über die breite Autostraße in Richtung zum Stadtzentrum.



Helen und Robert sehen in der Ferne die Wolkenkratzer von Manhattan, dem Stadtkern von New York. Tom fühlt sich schon in der Rolle des Reiseführers. „Die ersten Siedlungen in New York wurden um 1600 gegründet“, erklärt er. „Viele Menschen aus allen Kontinenten kamen später hierher: Europäer, Asiaten, Afrikaner. „Warum kamen sie hierher?“ fragt Helen. Als Tom nicht gleich eine Antwort weiß, erklärt seine Mutter: „Sie suchten eine neue Welt, die Freiheit und den Fortschritt, und ihr seht, wie groß diese Stadt geworden ist!“



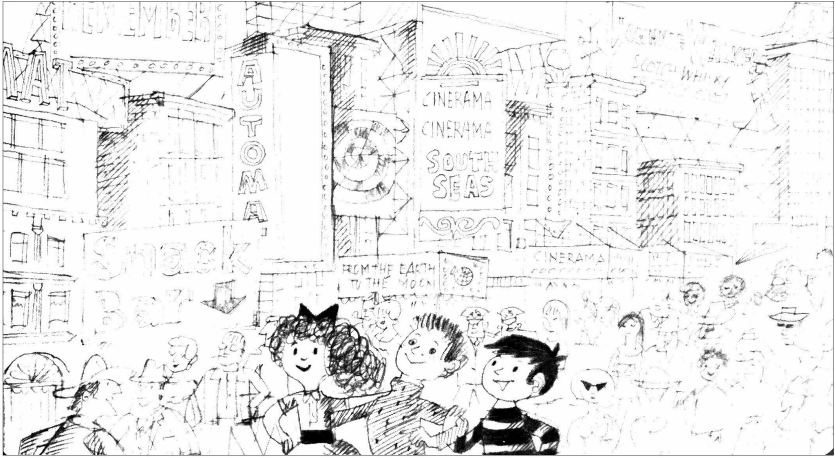
Toms Vater biegt nun von der Hauptstraße ab und fährt zum Stadtteil Brooklyn, wo ihr Haus liegt. Als sie zu Hause angekommen sind, springt Tom als erster aus dem Wagen und öffnet die Tür, damit Helen und Robert aussteigen können. Tom führt die beiden gleich in sein Zimmer, um ihnen seine Spielsachen zu zeigen: die Autorennbahn, die vielen Flugzeugmodelle, die Cowboyausrüstung mit den beiden Revolvern und seinen Papagei, der im Käfig krächzend hin und her hüpf.



Tom geht mit Helen und Robert nach unten in den Garten, wo sich auf einem kleinen Platz eine Stange mit einem Korb befindet. „Hier spiele ich mit meinem Daddy - so nennt Tom seinen Vater - immer Basketball“, erzählt Tom. Helen und Robert kennen das Korbballspiel. Ihr Freund holt einen Ball, und gleich geht es los. Jeder versucht, den Ball in den Korb zu bekommen. Tom kann es am besten. Er hat es auch schon oft genug geübt. Dann ruft Toms Mutter die Kinder zum Essen.



Am nächsten Tag will Tom seinen Freunden gleich Manhattan zeigen, und zwar möchte er es selber tun. Er fragt Helen und Robert, ob sie mitgehen wollen. Natürlich sind beide bereit, vor allem da Tom dabei ist. Die drei Kinder schleichen sich heimlich aus dem Haus. Tom möchte nicht, daß seine Eltern es merken, da sie es bestimmt nicht erlauben würden. Sein Vater sagt immer, New York sei zu groß für einen kleinen Jungen. Aber jetzt fühlt sich Tom groß genug, um seine beiden Gäste durch die Stadt führen zu können.



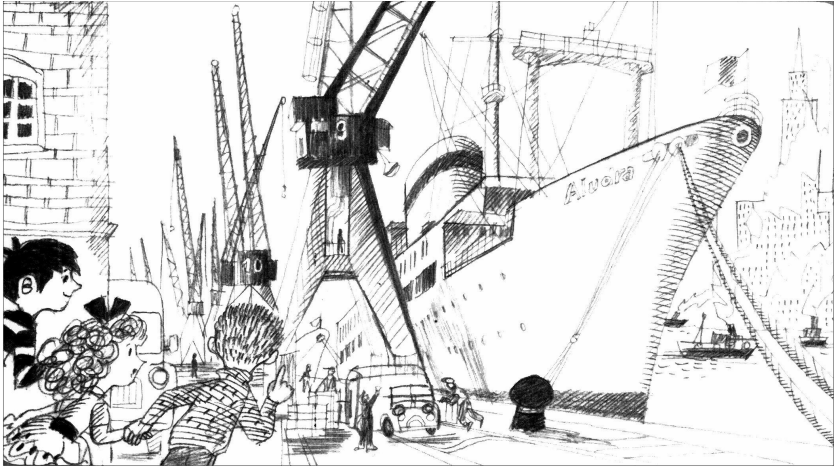
Sie gehen zur nächsten Station der Untergrund-Bahn, die hier „Subway“ genannt wird. Bald sitzen sie in der Bahn und fahren in Richtung Manhattan. Nach längerer Fahrt deutet Tom an, daß sie nun aussteigen müssen. Als sie oben auf der Straße angekommen sind, befinden sich Helen und Robert zwischen den Wolkenkratzern. Tom erklärt, daß der Platz hier „Times Square“ heiße. Überall sehen sie Leuchtreklamen an den Gebäuden. Helen und Robert bekommen doch etwas Angst, so allein in dieser fremden Stadt. Aber Tom ist ja dabei.



Die drei Kinder spazieren durch die Straßen, mitten unter den vielen Menschen. Tom erklärt, daß die meisten Straßen Nummern haben. „Das ist praktischer, da es sowieso nicht genug Namen für die vielen Straßen geben würde“, fügt er hinzu. Sie kommen an den Wolkenkratzern des Rockefeller Center und an dem großen Waldorf Astoria Hotel vorbei. Nach einiger Zeit gehen die drei Kinder in eine Snack Bar, wo sie eine Tasse heiße Schokolade trinken wollen.



Helen und Robert setzen sich, so wie es eben Tom gemacht hat, auf die Hocker direkt an der Theke und schaukeln mit den Beinen. Eine Negerin bringt ihnen die Schokolade. Helen und Robert wurden noch nie in einem Restaurant von einer Negerin bedient und wissen im ersten Augenblick nicht, wie sie sich verhalten sollen. Sie betrachten ihr lockiges schwarzes Haar, ihr dunkles Gesicht, die weiße Schürze und die braunen Hände. Jetzt hat die Negerin bemerkt, daß sie von den beiden Kindern ununterbrochen beobachtet wird. Sie beginnt zu lächeln. Die beiden Kinder lächeln nun auch.



Nun fahren die drei Freunde mit der Untergrund-Bahn zum südlichen Teil von Manhattan, da Tom seinen Gästen noch den Hafen zeigen möchte. So laufen sie an den großen Hafenanlagen vorbei und betrachten die riesigen Überseeschiffe, die dort entladen werden. Als sie an dem Tor eines Lagerhauses vorbeigehen, werden sie plötzlich von einer Gruppe Jungen und Mädchen umringt. Es sind Neger, Weiße und Asiaten, ein buntes Gemisch. Robert muß nun daran denken, was ihnen Tom über die vielen Einwanderer erzählt hat.



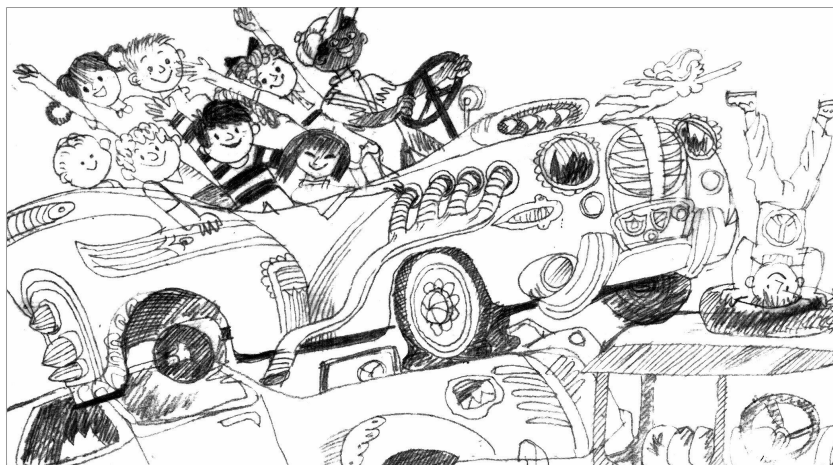
Der Anführer der Gruppe, ein Negerjunge namens Mark, fragt die drei, was sie hier suchen. Tom erklärt, daß er seinen Gästen, Helen und Robert, nur die Stadt zeigen wolle. Nun lächelt Mark freundlich und erklärt, daß sie sich „Moles“ nennen. Als Tom übersetzt und sagt, daß es „Maulwürfe“ bedeutet, müssen Helen und Robert lachen. Sie finden den Namen lustig. Nun sagt Mark, daß er ihnen gerne zeigen möchte, wo sie überall spielen. Als es ihnen Tom erklärt, wollen Helen und Robert mitgehen.



Sie gehen alle durch den Eingang des Lagerhauses in einen Hinterhof. Dort befindet sich ein altes Gebäude. Die Fenster haben kaum noch Scheiben und sind mit Brettern zugenagelt. Auf einer Eisentreppe, die sich außen am Gebäude befindet, gelangen sie in den ersten Stock. Dort öffnet Mark eine Tür, und sie befinden sich in einem großen Raum. „Hier ist unser Treffpunkt“, erklärt er. An den Wänden hängen Plakate, die die „Maulwürfe“ irgendwo gefunden haben. Tom übersetzt einige Aufschriften: „Haltet New Yorks Straßen sauber!“ oder „Wählt Rockefeller!“



Nun sind die „Maulwürfe“ neugierig geworden und stellen viele Fragen an Helen und Robert, woher sie kommen, wie es in ihrem Lande aussieht, was die Kinder dort spielen. Tom übersetzt bereitwillig, damit sich Helen und Robert mit all diesen schwarzen, weißen und gelben Jungen und Mädchen unterhalten können. Diese Kinder von Manhattan, sie sehen so verschieden aus und scheinen sich doch gut zu verstehen. Sie sprechen alle eine gemeinsame Sprache, nämlich englisch und kauen Kaugummi, der hier „chewing-gum“ genannt wird.



Die „Maulwürfe“ beschließen nun, ihren Gästen noch einige ihrer Spielplätze zu zeigen. Sie klettern die Eisentreppe hinunter. Dann laufen sie durch einige Gassen, bis sie zu einem eingezäunten Gelände kommen, auf dem lauter alte Autos stehen. „Ein Autofriedhof!“ ruft Helen aus, „das ist ein schöner Spielplatz!“ Sie kriechen alle unter dem Zaun hindurch. Dann zeigen die „Maulwürfe“ ihren Gästen ein großes Auto, in dem sie immer sitzen und davon träumen, daß sie durch die Straßen von Manhattan fahren.



Danach führen die „Maulwürfe“ ihre Freunde zu einem Platz. „Hier spielen wir oft Basketball“, erklärt Mark. Plötzlich ist ein Ball da, und alle versuchen nun, den Ball in den Korb zu werfen. Helen und Robert spielen eifrig mit. Schließlich sagt Tom, daß sie nach Hause müssen. Die „Maulwürfe“ sind traurig, daß ihre neuen Freunde schon weggehen. „Kommt nur wieder zu uns, ihr wißt ja jetzt, wo sich unser Treffpunkt befindet“, sagt Mark noch zum Abschied.



Nach einer langen Fahrt mit der Untergrund-Bahn sind die drei Kinder endlich wieder zu Hause. Tom hat nun doch ein schlechtes Gewissen, als er die besorgten Gesichter seiner Eltern sieht. Sie freuen sich, daß die Kinder wohlbehalten zurückgekommen sind und haben deswegen ihre Sorge bald wieder vergessen. Helen und Robert erzählen von ihren Erlebnissen in Manhattan, von den „Maulwürfen“, ihren neuen Freunden, und natürlich von deren Treffpunkt in dem alten Lagerhaus.

Helen and Robert fly to New York



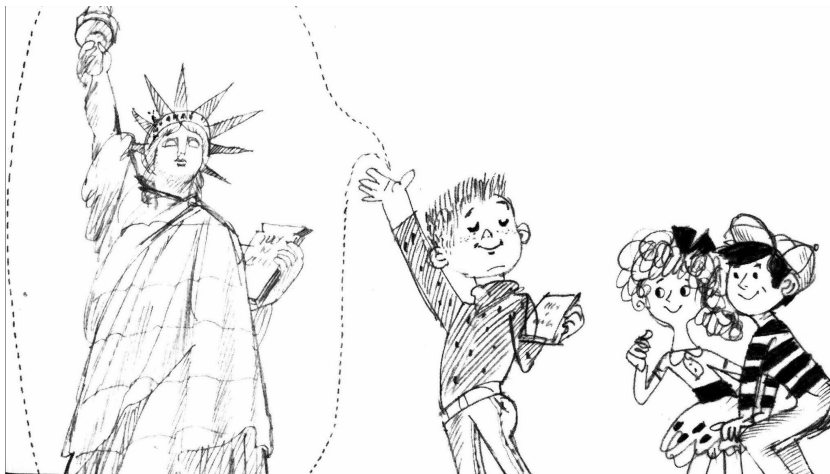
A children's flight to New York



Helen and Robert often spend their time at a playground near their house. One day they meet a boy there. He looks somewhat different from Robert because he has a short haircut, like a brush, and freckles in his face. His name is Tom, and he comes from New York. Tom is a bright boy and the two children quickly make friends with him. Of course, Helen and Robert are curious and want to know more about their new friend.



Tom speaks German well. He learned it from his mother who comes from Germany. He tells them that he arrived in Germany, with his parents, just a week ago. His father must stay here for several months and work for his New York company. Helen and Robert soon ask him many questions about New York. They have often seen television-films about that huge city. That is why they are so happy that they can now learn even more from Tom.



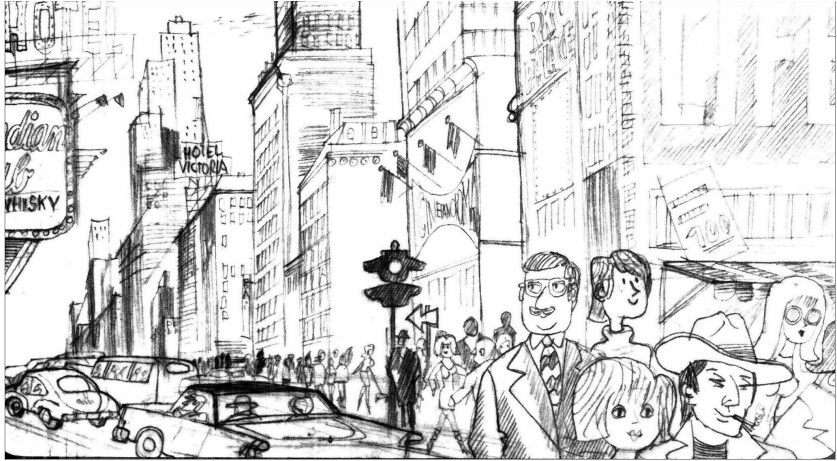
Helen wants to know if Tom has seen the Statue of Liberty and the Empire State Building, the highest building in the world. "Are the houses in New York really so high that you cannot see the tops of them?" asks Robert. "Yes," answers Tom, "those are the skyscrapers. They are mainly downtown, in Manhattan. We live on the outskirts, in Brooklyn. The houses there are mostly smaller." -"But why do they build such high houses there, these skyscrapers?" Helen wants to know.



Now Tom has to think, for he really doesn't know the reason himself. But he is proud of his hometown and wants to give Helen an explanation at all costs. "You know," he finally continues, "Manhattan is an island. As so many immigrants arrived, there was soon not enough room for the many people. So they just kept building the houses higher and higher." When he notices that Helen is not quite convinced by his explanation, he adds: "Anyway, everything in New York is bigger than anywhere else."



Robert finds that Tom is exaggerating here a bit. He has also heard about New York's big cars, the long subway tunnels and the gigantic John F. Kennedy Airport. "Fine," he replies, "everything in New York is bigger. But we do not have so many people in our city so we do not need such high houses. And a subway is being built in our city right now."



Then, when Helen says that she likes smaller things better, Tom looks at his two friends with astonishment. Then he understands them. He tells them that he likes their city very much, too. "In New York there are many small cars from Germany and the people say they are very good," he insures them. Tom now tells them more about New York, the beautiful parks, the large port and the many different kinds of people that live in the city. Helen and Robert become more and more interested with each detail.



Thereafter, Helen and Robert often play with their friend Tom. His father has, in the meantime, finished his work in Germany and Tom must now return with his parents to New York. Helen and Robert accompany their friend to the airport. Upon leaving, Tom says that they definitely must visit him in his hometown. Then he will show them everything he told them about. Tom's parents also invite Helen and Robert to New York.



In the meantime, a year has passed. Helen and Robert have often thought of their friend Tom and of the city, New York. He has written them several letters and they have answered them. As the children do not dare to undertake such a long journey alone, they constantly ask their parents when they will fly with them to New York. Finally they reach their goal. Their parents agree and plan to spend their vacation in New York this year.



Helen and Robert ride with their parents to the big airport that they already know so well. This time they are checked in in the new airport building. They sit down in the beautifully furnished waiting room as they still have some time before their flight is called out. They can see their airplane outside through the wide windows. They have never seen such a huge airplane. Father explains to them that they will fly with the largest passengerplane in the world, the Jumbo Jet.



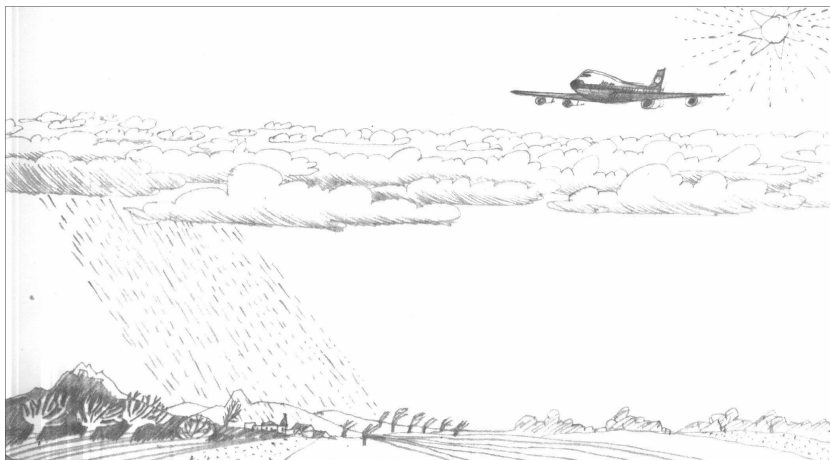
"There is room for almost 400 passengers in that aircraft," their father continues. Helen and Robert observe with astonishment the Jumbo Jet standing out there waiting for the many people that will get into its belly. "Can that huge airplane leave the ground when so many people are sitting in it?" asks Helen doubtfully. "Just wait and see when we take off," replies her father. Finally it is time to go. Robert and Helen together with their parents, go directly into the airplane through a long corridor.



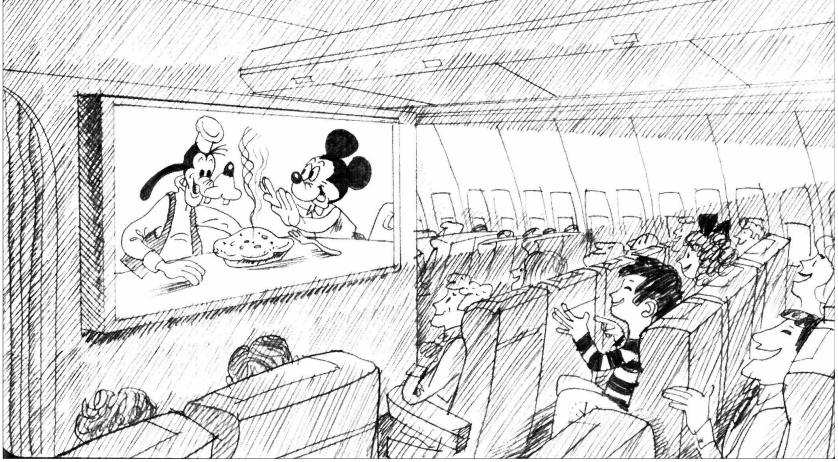
When the children are seated, they take a good look at everything around them. "Do you see that white screen up front? That's where a film will be shown during the flight," their mother explains. Helen and Robert then receive earphones from the Stewardess. Their mother shows them how to connect them to their seats. Both of them sit still in their seats listening to the music programme. For children, there is even a fairy tale programme which they may choose.



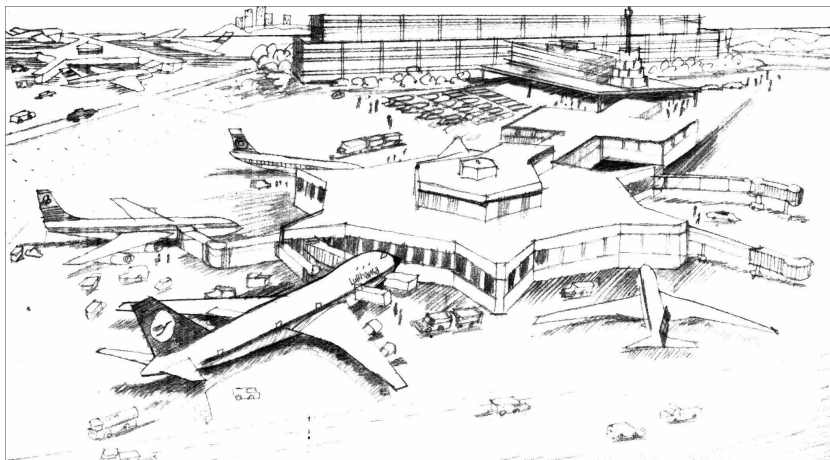
In the meantime, the Jumbo Jet has started and is rolling towards the runway. The children look eagerly out the window and watch how the big airplane rushes down the runway. "I hope it will be able to take off!" Robert thinks apprehensively. Just then the Jumbo Jet lifts off from the ground and rises into the sky. "Do you see how this big airplane can take off! It has four very powerful jet motors," says father to the children.



The airplane soon passes through the clouds. Helen looks out the window. "Look, Robert, we are flying over a snow landscape. It is all white and glittering out there. Over there, in the distance, are high, snow-covered mountains!" she shouts to her brother. "The clouds look beautiful from up here," remarks mother, who is also looking out the window, "but for the people on the ground, clouds often mean rain, storm or gales and snow and freezing temperatures in winter, of course."



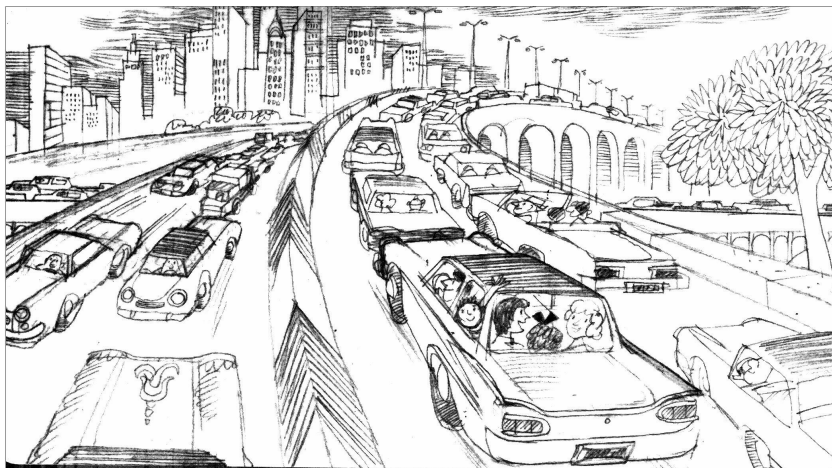
After a while, the lights in the airplane are turned out and the film begins. Helen and Robert feel like they are in the theatre. Only the light humming of the motors reminds them that they are 30,000 feet high over the Atlantic Ocean. The children feel at home in this huge airplane. They still have several hours to fly after the film is finished. Time passes slowly, especially because Helen and Robert can hardly wait until they reach the destination of their flight.



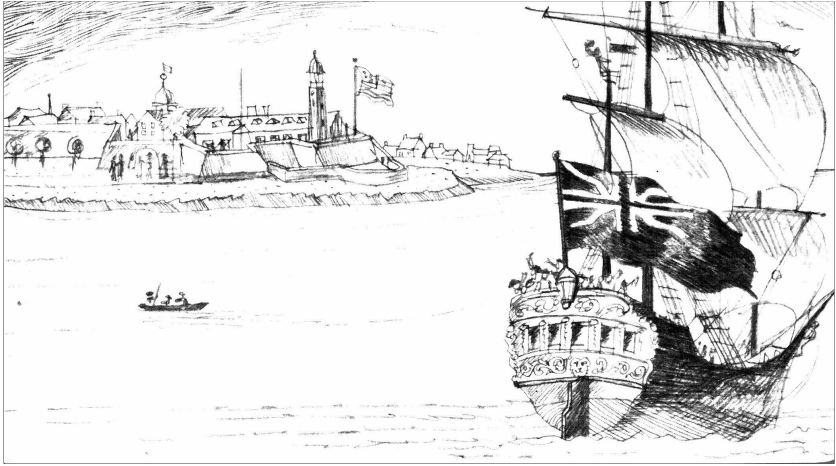
The Jumbo Jet now approaches New York. Soon thereafter they reach the runway and the aircraft touches the ground. Helen and Robert have arrived at the goal of their desires - New York. "John F. Kennedy Airport is fantastically big," remarks Helen as she notices the many airport buildings and airplanes standing around. Now they must disembark. The two children leave the airplane with their parents, once again, directly through a corridor into one of the airport buildings.



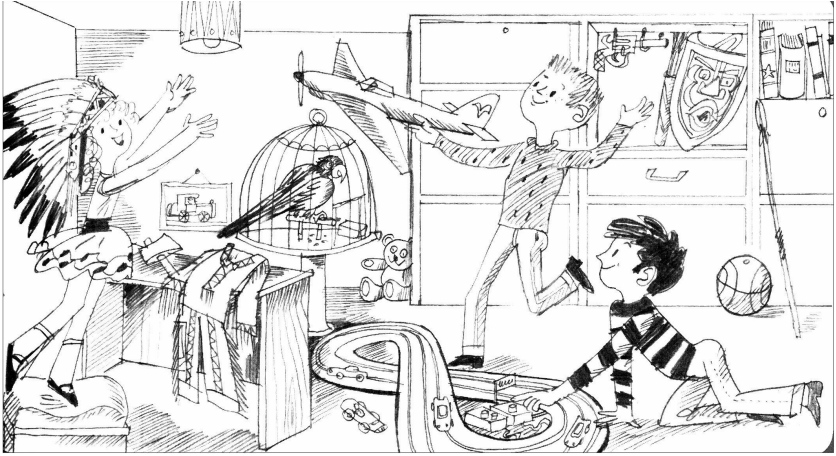
First the parents must show their passports at the control booth. Then they collect their luggage which is checked by customs at the same time. Finally they are finished with the formalities and they pass through the gate into the reception hall of the airport building. Here comes Tom on the run. He greets Helen and Robert and is hopping from one foot to the other for joy and excitement. In the meantime, Tom's parents arrive and greet the guests from Germany. Then they all go outside to a large parking lot.



Tom's father goes to his automobile. He opens the door for all of them to get in. He says it in English but Helen and Robert know what he means even though they do not understand the language. They take a good look at the automobile. It is very large compared to the one their parents have at home. But Tom had already told them in Germany that everything here was bigger. Now they drive down the wide highway towards the center of the city.



In the distance Helen and Robert can see the skyscrapers of Manhattan, the center of New York. Tom assumes the role of tourist-guide. "The first settlement in New York was founded in 1600," he explains, "later people from all the continents came here: Europeans, Asians, Africans." "Why did they come here?" Helen asks. Because Tom does not have the answer handy, his mother explains: "They were searching for a new world, liberty and progress and you see how big this city has become!"



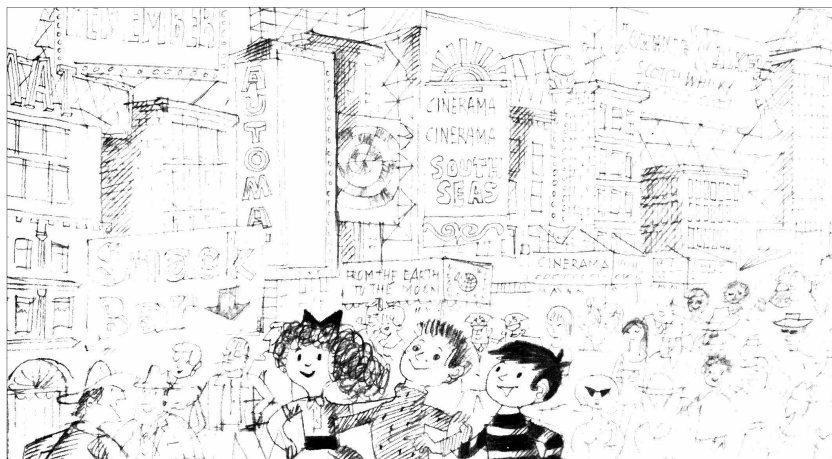
Tom's father turns off the main street and drives towards Brooklyn where their house is. When they arrive at the house, Tom jumps out of the car first and opens the door for Helen and Robert to get out. Tom leads them directly to his room to show them his toys: the racing-car track, many model airplanes, the cowboy suit with two revolvers and his parrot who jumps back and forth in his cage, croacking.



Tom takes Helen and Robert downstairs into the yard. There is a small area with a pole with a hoop and net attached. "I play basketball here with my Daddy" - as Tom calls his father. Helen and Robert also know how to play basketball. Their friend fetches a ball and they begin to play. Each tries to throw the ball into the basket. Tom can do it best. He has had more practice. Then Tom's mother calls the children in to eat.



The next day, the first thing Tom wants to do is to show Manhattan to his friends and he wants to do it by himself. He asks Helen and Robert if they want to go along. Naturally they do, especially if Tom is going with them. The three children sneak out of the house. Tom does not want his parents to know because they would certainly not allow it. His father has often said that New York is too big for a little boy. But Tom now feels adult enough to guide his two friends around the city.



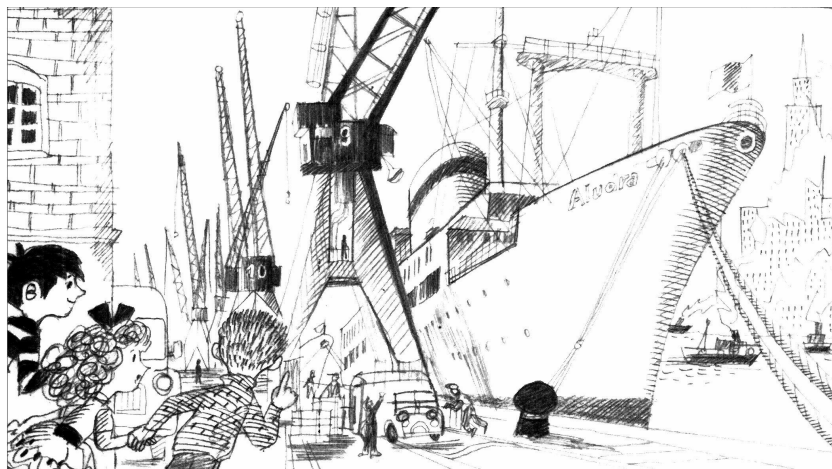
They go to the next "Underground" station, which is called "subway" here. Soon thereafter they are sitting in the train heading for Manhattan. After a long ride, Tom indicates that they now must get of the train. When they arrive on the street, Helen and Robert find themselves in the middle of the skyscrapers. Tom tells them that this place is called, "Times Square". They see neon advertisements on all the buildings. Helen and Robert are a little bit frightened to be alone in this foreign city - but Tom is with them.



The three children walk down the streets between the crowds of people. Tom explains that most of the streets have numbers. "It is more convenient that way as there would not be enough names for all the streets anyway," he adds. They pass the skyscraper buildings of the Rockefeller Center and the huge Waldorf Astoria Hotel. After some time, the children enter a snack bar where they intend to have a cup of hot chocolate.



Helen and Robert seat themselves on stools directly at the counter, swinging their legs to and fro just as Tom does. A black woman brings them the hot chocolate. Helen and Robert have never been served in a restaurant by a Black and do not quite know how to behave. They look at her black curly hair, her dark face, the white apron and her brown hands. The black woman notices that she is constantly being watched by the two children. She smiles and the two children return her smile.



The three friends now take the subway to the southern part of Manhattan because Tom wants to show them the harbour. They walk pass the great landing docks and look at the huge international freighters that unload there. As they pass a warehouse door they are suddenly surrounded by a group of boys and girls. They are black, white and asiatic, a colourful mixture. Robert remembers what Tom told them about the many immigrants.



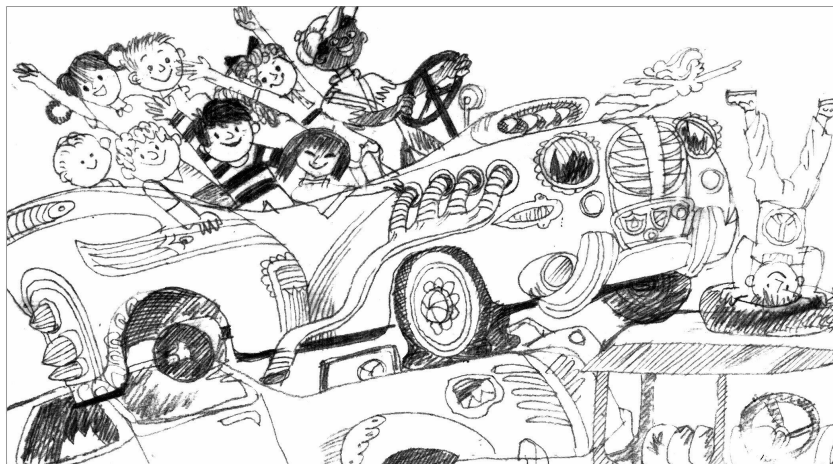
The leader of the group, a Black by the name of Mark, asks them what they are up to. Tom explains that he is showing the city to his guests, Helen and Robert. Mark gives them a friendly smile and explains that they call themselves the "Moles". When Tom translates and says that it means "Maulwürfe", Helen and Robert have to laugh. They find the name funny. Now Mark says that he would like to show them where they play. Tom translates Mark's wish and Helen and Robert want to go along.



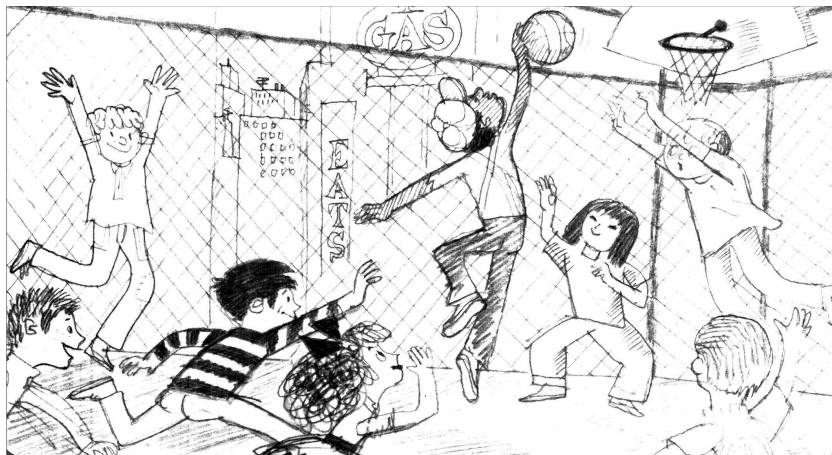
They all go through the entrance of the warehouse into a backyard. There is an old building. There are hardly any panes in the windows and they are all boarded up. They reach the second floor by way of an iron staircase attached to the outside of the building. Mark opens a door and they find themselves in a big room. "This is our meeting place," he explains. The walls are covered with posters that the "Moles" had found here and there. Tom translates some of the texts: "Keep New York's Streets Clean!" or "Vote for Rockefeller!"



The "Moles" have now become curious and ask Helen and Robert many questions about where they come from, what their country looks like, what games the children play there. Tom gladly translates so that Helen and Robert have the opportunity to talk to all these black, white and yellow children; these children of Manhattan that look so different from each other and yet appear to live together harmoniously. They all speak a common language, English, and chew "chewing-gum".



The "Moles" decide to show their guests some of their other favourite playing places. They descend the iron staircase, run down several side streets until they reach an enclosed lot filled with old automobiles. "A car dump," shouts Helen, "what a wonderful playground!" They crawl under the fence. Then the "Moles" show their visitors a big automobile in which they like to sit and daydream that they are driving through the streets of Manhattan.



After that, the "Moles" lead their friends to a playground. "We often play basketball here," explains Mark. Suddenly a ball is there and they all try anxiously to throw the ball into the basket. Helen and Robert take active part in the play. Finally Tom says that they must return home. The "Moles" are sad that their new friends have to leave so soon. "Come see us again. You know where our meeting place is now," says Mark as they leave.



After a long ride on the subway, the three children are finally home again. Tom does feel a bit guilty when he sees the worried faces of his parents. They are happy and relieved that the children have returned without accident and soon forget their anxiety. Helen and Robert tell of their adventures in Manhattan, of the "Moles" - their new friends, and, of course, of their meeting place in the old warehouse.

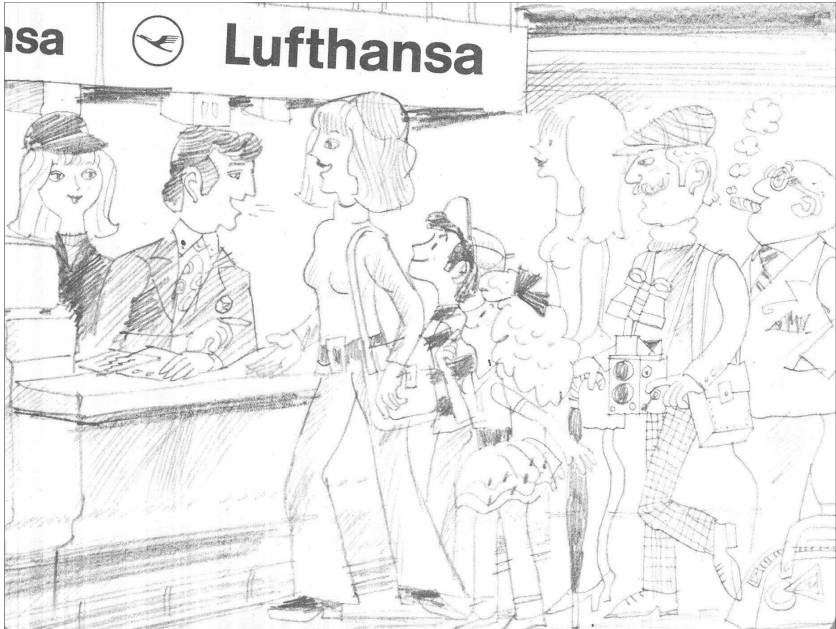
Helen und Robert fliegen nach Hongkong



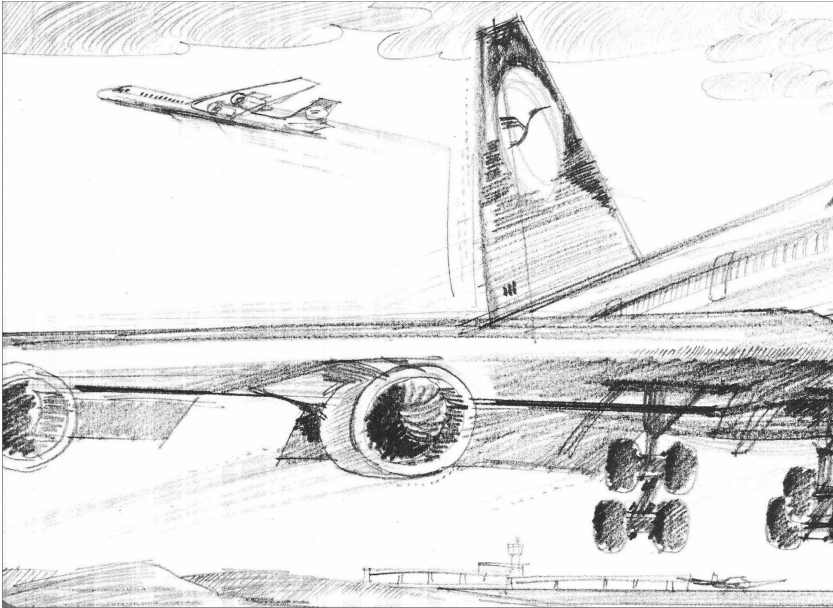
Eine Flugreise für Kinder nach Hongkong



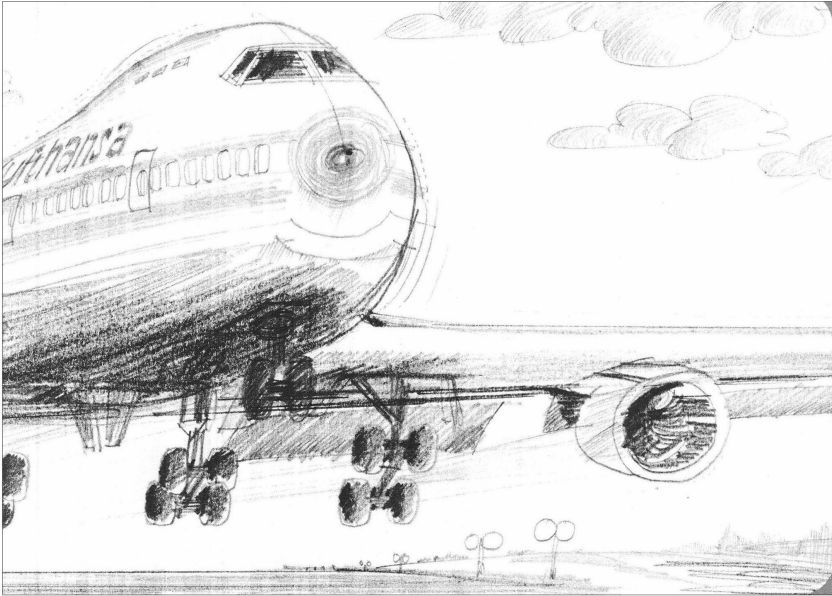
Helen und Robert lesen gerade einen langen Brief, den sie von ihrem Vater erhalten haben. Der Brief kommt aus Hongkong, wo der Vater schon seit mehreren Monaten arbeitet. Seine Firma, bei der er angestellt ist, hat einige Maschinen an eine chinesische Firma verkauft. Der Vater muß nun diese Maschinen installieren. Voller Neugier lesen Helen und Robert, was er über Hongkong schreibt. In ihrer Vorstellung sehen sie die Stadt, die vielen Inseln, die Berge, die Schiffe im Hafen und die vielen Menschen, die dort wohnen und auch anders aussehen.



Als sie fast am Ende des Briefes angelangt sind, stoßen beide plötzlich Freudenschreie aus und hüpfen im Zimmer herum. Der Vater lädt nämlich die Kinder ein, zusammen mit der Mutter ihn in Hongkong zu besuchen. Er hat seine Arbeit bald beendet und möchte mit ihnen dann zurückreisen. Gleich am nächsten Tag geht die Mutter mit den Kindern zum Lufthansa-Flugbüro, um die Tickets zu kaufen. Die Mutter stellt eine Menge Fragen an den Lufthansa-Angestellten, der ihr freundlich über alles Auskunft gibt, über die Formalitäten bei der Einreise, über die Flugroute und die Flugdauer.



Während der folgenden Tage sind noch eine Menge Vorbereitungen zu treffen. Aber endlich ist der Tag der Abreise gekommen. Helen und Robert steigen wieder mit der Mutter in das große Flugzeug, den Jumbo Jet, den sie schon von einer früheren Reise kennen. Bald befinden sie sich in 10.000 m Höhe und fliegen ihrem Ziel entgegen. Die erste Zwischenlandung erfolgt in Athen. Einige Passagiere steigen hier aus, neue steigen zu.. Nach weiteren Zwischenlandungen in Neu-Delhi und Bangkok sehen sie endlich, nach etwa 20 Stunden Reisezeit, die Stadt Hongkong unter sich liegen.



Das große Flugzeug sinkt langsam tiefer und nähert sich der Landebahn des Flughafens Hongkong, der Kai-Tak-Airport heißt. Helen und Robert sehen die vielen Inseln, die kahlen Berge auf dem Festland und die Stadt. Auf dem Festland liegt der Stadtteil Kowloon und gegenüber, auf einer größeren Insel, der Stadtteil Hongkong, nach dem das ganze Gebiet benannt wurde. Nun setzt das Flugzeug auf dem Boden auf. Die Landebahn ist auf drei Seiten von Wasser umgeben, da der Flughafen direkt an der Küste liegt.



In der Ankunftshalle des Flughafens werden sie schon vom Vater erwartet. Er freut sich sehr, als er seine beiden Kinder und seine Frau wiedersieht. Mit einem Taxi fahren sie dann alle zusammen zur Wohnung des Vaters, die ihm die chinesische Firma für die Dauer seines Aufenthaltes zur Verfügung gestellt hat. Unterwegs fragt Robert, warum hier die Autos auf der linken Straßenseite fahren. Die Mutter erklärt, daß Hongkong von England regiert wird. Da in England Linksverkehr herrscht, ist es deswegen hier genauso.



In der Wohnung des Vaters fallen Helen und Robert bald die Augen zu, und sie legen sich schlafen. Die lange Reise war schließlich sehr anstrengend. Am nächsten Morgen machen die Kinder mit den Eltern einen Bummel durch Kowloon. Über den Geschäften sehen Helen und Robert überall große Schriftzeichen, die sie nicht lesen können. Die vielen Menschen in den Straßen sehen auch ganz anders aus als die Menschen in ihrer Heimat. Sie sind kleiner, haben dunkle Haare und schmale Augen. Sie reden eine ganz fremde Sprache, die sich für die beiden Kinder sehr seltsam anhört.



Anschließend gehen Helen und Robert mit den Eltern in ein Restaurant. Der Vater bestellt ein chinesisches Essen. Zuerst gibt es eine Suppe, die aus kleinen Schalen gegessen wird. Dann wird Fleisch serviert, das in kleine Stücke geschnitten ist, verschiedene Gemüse, Bambusspitzen und Reis. Der Vater zeigt den Kindern, wie man mit Stäbchen isst, denn alle Chinesen benutzen zwei Holzstäbchen anstelle einer Gabel. Helen und Robert versuchen es. Aber sie sind nicht geschickt genug. Schließlich benutzen sie doch lieber eine Gabel.



Als sie wieder zu Hause sind, möchten die Kinder, daß der Vater etwas über die Chinesen erzählt. „Ich glaube, daß euch vieles hier sehr fremd vorkommt, wie es mir auch am Anfang gegangen ist“, beginnt der Vater, „aber wenn man sich bemüht, die Menschen und ihre Lebensweise zu verstehen, dann kann man sehr viel Neues erfahren. Die Chinesen sind auf jeden Fall höfliche und freundliche Menschen. Auch ihre Sprache ist nicht mehr so seltsam, wenn man sich etwas damit beschäftigt. Ich habe, seit ich in Hongkong bin, schon viele Wörter und Sätze gelernt.“



Robert möchte nun wissen, warum man die Schrift nicht lesen kann. Der Vater lacht. „Die chinesische Schrift ist ganz anders als unsere Schrift“, erklärt er. „Wir haben 26 Buchstaben, mit denen wir alle Wörter schreiben können. Diese Buchstaben drücken die Laute unserer Sprache aus. Im Chinesischen dagegen hat jedes Wort ein bestimmtes Zeichen. Als diese Schriftzeichen vor über 2.000 Jahren entstanden sind, hat man einfach die Gegenstände nachgemalt. Dadurch wußte man sofort, was gemeint war. Später wurden diese Bilder vereinfacht, damit man sie schneller schreiben konnte.“

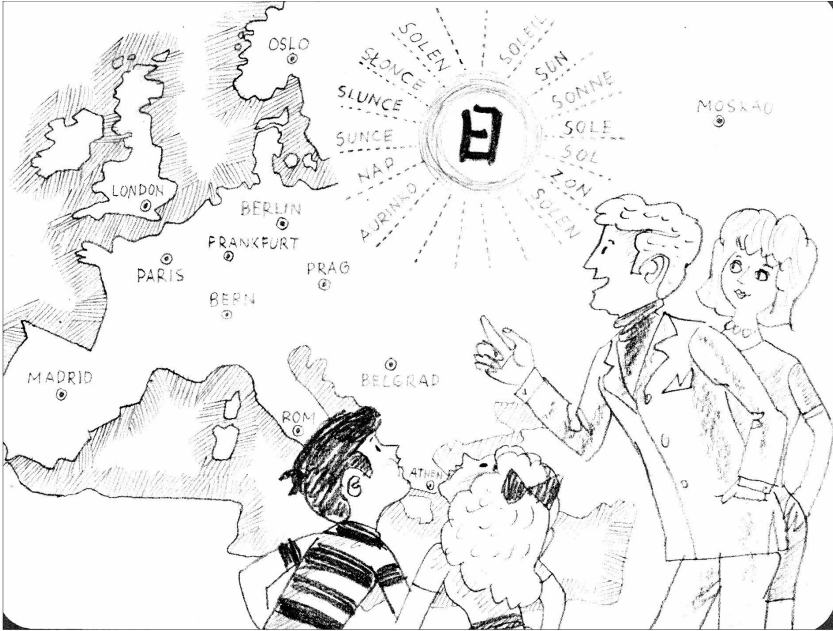


Der Vater nimmt nun ein Blatt Papier und schreibt einige chinesische Zeichen darauf. Helen und Robert schauen gespannt zu. „Na, was bedeuten diese Zeichen“, fragt der Vater. Die Kinder wissen es noch nicht. „Paßt auf“, sagt er nun, „ich schreibe die gleichen Zeichen nun so, wie sie früher geschrieben wurden.“ Jetzt rufen die beiden Kinder voller Freude aus: „Das ist die Sonne, das ist ein Baum und das ein Mensch!“ Helen und Robert finden Gefallen an der chinesischen Schrift, und sie versuchen, die Zeichen zu schreiben. Sie sind stolz darauf, daß es ihnen gelingt.



GELEHRTENSTUBE AUS FRÜHERER ZEIT

„Könnt ihr euch vorstellen, wie sich die chinesischen Kinder anstrengen müssen, bis sie alle Zeichen gelernt haben“, wendet sich nun die Mutter an die beiden Kinder. „Ihr habt es viel besser, da ihr nur 26 Buchstaben zu lernen braucht.“ „Aber warum dürfen die chinesischen Kinder nicht mit diesen Buchstaben schreiben?“ fragt Helen. „Stellt euch vor“, erklärt nun der Vater, „alle Bücher, die es in China gibt, alte und neue, sind mit Schriftzeichen geschrieben. Wenn die Kinder in der Schule keine Schriftzeichen mehr lernen würden, dann könnten sie alle diese Bücher nicht mehr lesen.“



„Stellt euch vor“, erzählt der Vater, „wenn ein Chinese aus Nordchina nach dem Süden des Landes kommt, dann kann er die Leute kaum verstehen, weil sie eine andere chinesische Mundart sprechen. Mit den Schriftzeichen kann er sich jedoch auf jeden Fall verständigen, da sie überall in China gleich sind.“ Helen und Robert finden das gut. „Wenn es in Europa ähnliche Schriftzeichen geben würde“, meint nun die Mutter, „dann könnten sich die Leute aus verschiedenen Ländern auch leichter verständigen. Wenn jemand die Zeichen für Sonne, Baum oder Mensch aufschreiben würde, dann könnte es jeder verstehen.“



In der Nacht träumen Helen und Robert davon, daß sie sich in einer chinesischen Schule befinden und mit den anderen Kindern zusammen Schriftzeichen lernen müssen. Am Anfang sind es nur einige, die sie leicht behalten können, aber es werden immer mehr und mehr. Schließlich sind es so viele, daß sich ihr Kopf dreht. Dann haben sie alle Zeichen wieder vergessen, und sie sind unglücklich. Schließlich kommt der Vater und zeigt ihnen, wie man Buchstaben schreibt. Das haben sie schnell gelernt, und sie können nun alle Wörter schreiben.



Am nächsten Tag besuchen die beiden Kinder mit den Eltern eine chinesische Familie, die der Vater während seines Aufenthaltes in Hongkong kennengelernt hat. Herr Wang, der Hausherr, öffnet ihnen die Tür und bittet sie einzutreten. Anschließend werden sie von Frau Wang und ihrer kleinen Tochter A-Ying begrüßt. Helen und Robert haben sich bald mit A-Ying angefreundet. Sie macht gerade ihre Rechenaufgaben für die Schule. Dabei benutzt sie ein kleines Rechenbrett. Sie schiebt nur einige Kugeln hin und her, und schon hat sie das Ergebnis der Aufgabe.



Heben und Robert betrachten erstaunt das Rechenbrett. A-Ying nennt es Suan-Pan. Robert möchte nun sehen, wie A-Ying damit rechnet. Er schreibt ihr einige Zahlen auf, die sie zusammenzählen soll. A-Ying schiebt sehr schnell mit ihren geschickten Fingern einige Kugeln hin und her, und schon hat sie das Ergebnis. Robert findet es großartig. Der Vater kommt nun hinzu und erklärt Helen und Robert, wie man auf dem Rechenbrett rechnen muß. Helen versucht es. Aber es dauert bei ihr noch ziemlich lange, bis sie das Ergebnis hat, da ihr die Übung fehlt.



KARAWANE AUF DER SEIDENSTRASSE

Als der Vater erzählt, daß dieses Rechenbrett schon seit einigen Jahrtausenden in China benutzt wird, meint Robert, daß die Chinesen wohl sehr geschickt und erfinderisch sind. „Das stimmt“, sagt der Vater, „die Chinesen haben eine sehr alte Kultur, die schon vor fast 5.000 Jahren begonnen hat. Viele Dinge, wie etwa der Kompaß oder das Papier, wurden in China schon hergestellt und benutzt, bevor sie in Europa eingeführt wurden. Die chinesische Seide war so begehrt, daß bereits vor über 1.000 Jahren Händlerkarawanen diese kostbare Ware auf dem weiten Weg von China nach Europa brachten, damit sich dort die Frauen schöne Kleider machen konnten.“



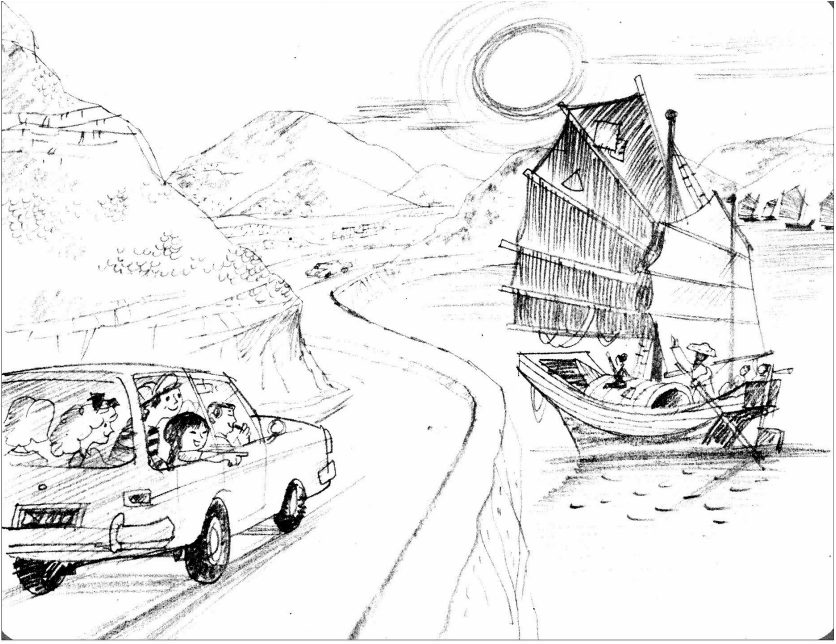
Nach einiger Zeit verabschieden sich Helen und Robert wieder von A-Ying, um mit den Eltern noch in das Geschäftsviertel von Kowloon zu gehen. Der Vater möchte der Mutter eine hübsche Uhr kaufen. So gehen sie in ein chinesisches Uhrengeschäft. Ein höflicher Chinese eilt sofort zur Bedienung herbei. Er zeigt der Mutter eine Menge Uhren. Schließlich sucht sie eine aus, die ihr sehr gut gefällt. Der Chinese ist erfreut, daß die Mutter die Uhr kaufen möchte. Er möchte 200 Hongkong Dollar - so heißt hier das Geld - dafür haben.



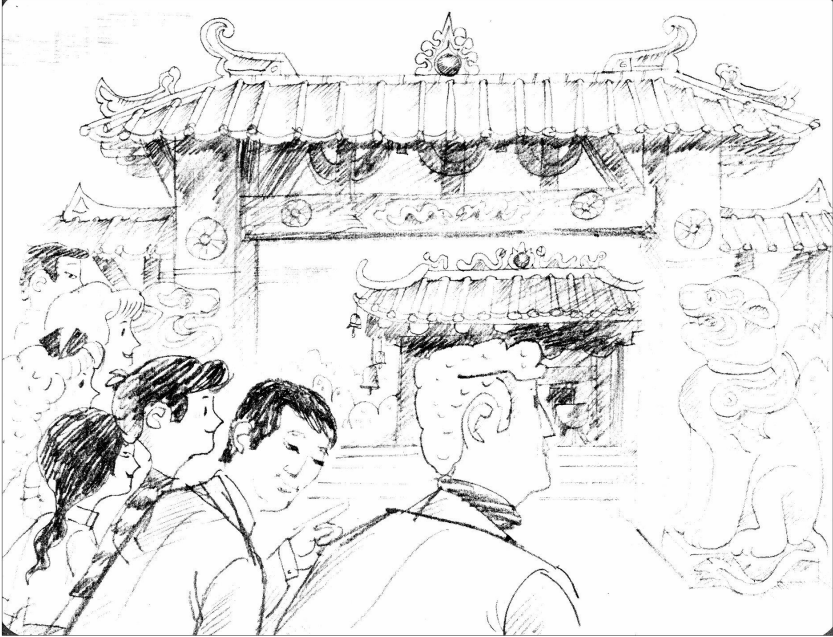
Helen und Robert beobachteten, wie der Vater noch mit dem Chinesen wegen des Preises verhandelt. Er spricht englisch mit ihm, doch die Kinder merken, daß der Vater den Preis zu hoch findet. Der Chinese hebt die Hände und scheint unglücklich darüber zu sein, daß man den Preis für diese schöne Uhr zu teuer findet. Der Handel dauert noch eine Weile. Schließlich ist er bereit, die Uhr für 150 Hongkong Dollar zu verkaufen. Der Vater bezahlt die Uhr, und sie gehen weiter. Helen und Robert finden es lustig, daß man hier über den Preis noch handeln kann.



Am Abend dürfen Helen und Robert mit den Eltern in eine chinesische Oper gehen. Die Schauspieler zeigen ein Stück aus der chinesischen Geschichte. In ihren prunkvollen Gewändern sehen sie unnahbar und geheimnisvoll aus. Die Musik klingt den Kindern fremdartig, vor allem, wenn zwischendurch immer wieder die Gongs und Trommeln ertönen. Robert muß an A-Ying denken. Sie kommt ihm nicht fremd vor, sondern er findet sie sehr nett und natürlich; vor allem wenn sie lächelt, und das tut sie oft. Er wünscht sich im stillen, daß er sie bald wiedersieht.



Am folgenden Wochenende werden die beiden Kinder und ihre Eltern von der Familie Wang abgeholt. Herr Wang hat de alle zu einer Fahrt mit dem Auto aufs Land eingeladen. Sie fahren gleich los. Robert freut oich, daß er neben A-Ying sitzen darf. Es tut ihm leid, daß er sich mit ihr gar nicht unterhalten kann, da sie beide ganz verschiedene Sprachen sprechen. Mittlerweile liegt die Stadt hinter ihnen und sie fahren auf einer engen Uferstraße. Draußen auf dem Wasser können sie ein Segelschiff beobachten. Es ist eine alte chinesische Dschunke.



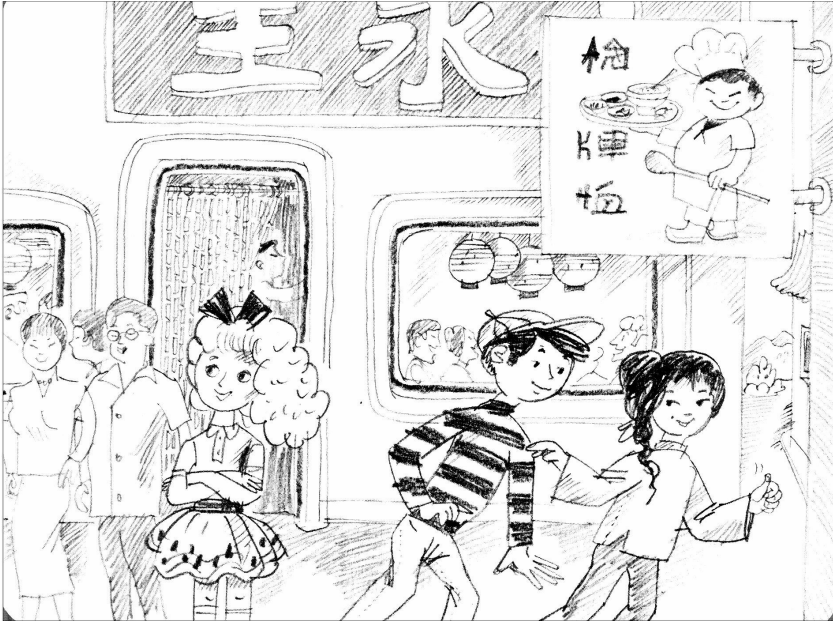
Bald biegt Herr Wang von der Straße ab, und sie kommen zu einem kleinen buddhistischen Tempel. Sie steigen aus dem Auto und gehen durch den Eingang. Zuerst kommen sie in einen schönen Garten. Dann betreten sie das Tempelgebäude. Im Innern ist alles sehr prunkvoll ausgestattet. Es ist hier ganz still und eine sitzende Figur blickt weise auf die Kinder herab. Helen will wissen, wer das ist. „Diese Statue stellt den Buddha dar. Er lebte vor etwa 2.000 Jahren in Indien und gründete dort eine Religion, den Buddhismus“, erzählt die Mutter.



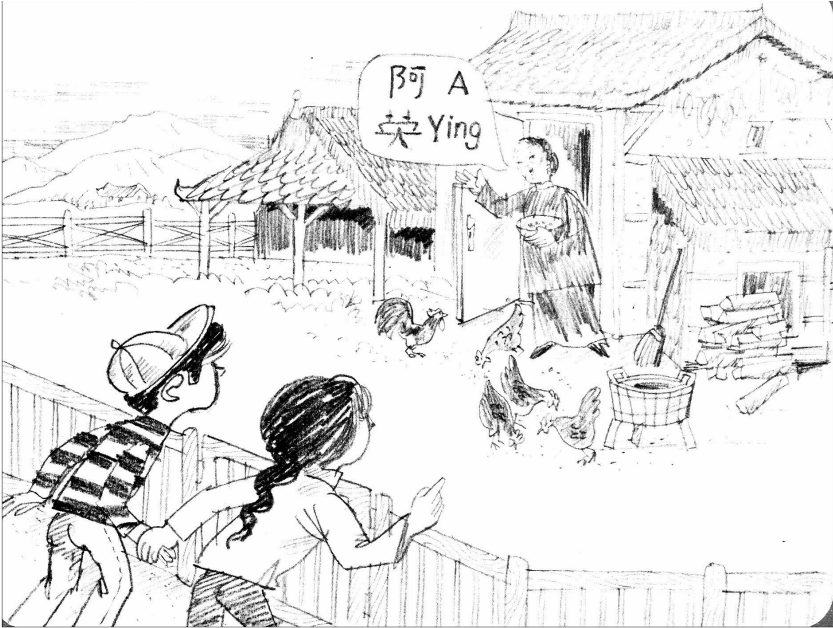
„Was. ist Buddhismus?“ will nun Robert wissen. „Der Buddha“, erklärt die Mutter weiter, „lehrte die Menschen, zueinander freundlich und hilfsbereit zu sein und nicht böse oder zornig. Er hat ihnen gezeigt, wie man das Böse in sich überwindet und zur Weisheit gelangen kann.“ „Wenn du wieder einmal Streit mit deiner Schwester hast und böse auf sie bist, Robert, dann mußt du dich trotzdem bemühen, deinen Zorn zu überwinden und freundlich zu ihr zu sein. So folgst du der Lehre Buddhas“, fügt der Vater lächelnd hinzu.



Nun fahren sie alle wieder weiter und kommen bald zu einem Dorf. An der Hauptstraße gibt es viele kleine Geschäfte, die Herr Wang seinen Gästen zeigen möchte. Auf beiden Seiten der engen Straße haben die Händler sogar noch im Freien ihre Waren ausgebreitet, damit die Leute zum Kaufen angeregt werden. A-Ying kauft für Robert ein besonderes Gebäck und gibt es ihm zum Kosten. Es schmeckt ihm sehr gut, auch wenn er nicht weiß, was es ist. Aber Robert weiß mittlerweile, daß es bei den Chinesen sehr gute Sachen zum Essen gibt.



Herr Wang lädt nun seine Gäste in ein kleines Restaurant ein. Hier trinken sie alle zusammen chinesischen Tee. Die Kinder halten es nicht lange auf ihren Stühlen aus und gehen wieder nach draußen, um das Leben auf der Straße zu beobachten. Vor der Tür fühlt Robert, daß A-Ying ihn am Ärmel zupft. Sie gibt ihm zu verstehen, daß er mitkommen soll. Helen schaut gerade in eine andere Richtung und merkt nicht, wie die beiden verschwinden. A-Ying führt Robert durch eine Seitenstraße, die aus dem Dorf herausführt.



Sie kennt sich hier anscheinend gut aus. Bald haben sie die Felder erreicht. A-Ying biegt auf einen Weg ein, und bald stehen sie vor einem chinesischen Bauernhaus. Robert ist überrascht. Doch A-Ying lächelt ihm freundlich zu. Sie öffnet das kleine Holztor im Zaun und führt ihn nach innen. Aus dem Haus ertönt eine Stimme. A-Ying ruft zurück. Da öffnet sich die Tür und eine ältere chinesische Frau erscheint. „A-Ying, A-Ying“, ruft sie erfreut und schließt das Mädchen in die Arme. Sie lädt die Kinder ein, ins Haus zu kommen.



A-Ying sagt einige Worte zu der Frau und deutet dabei auf Robert. Nun lächelt die Frau Robert zu und streicht ihm über die Haare. Sie redet freundlich mit Robert und nickt ihm zu. Doch er versteht ihre Worte nicht. Nun treten die beiden Kinder ins Haus ein. Einige Mädchen und Jungen kommen ihnen entgegengelaufen und umringen sogleich voller Freude A-Ying. Nun erscheint auch der Hausherr und begrüßt die beiden Gäste. Er hat einen großen Strohhut auf dem Kopf, da er draußen auf dem Feld gearbeitet hat. Robert versteht nun, daß sie wohl bei Verwandten der Familie Wang sind.



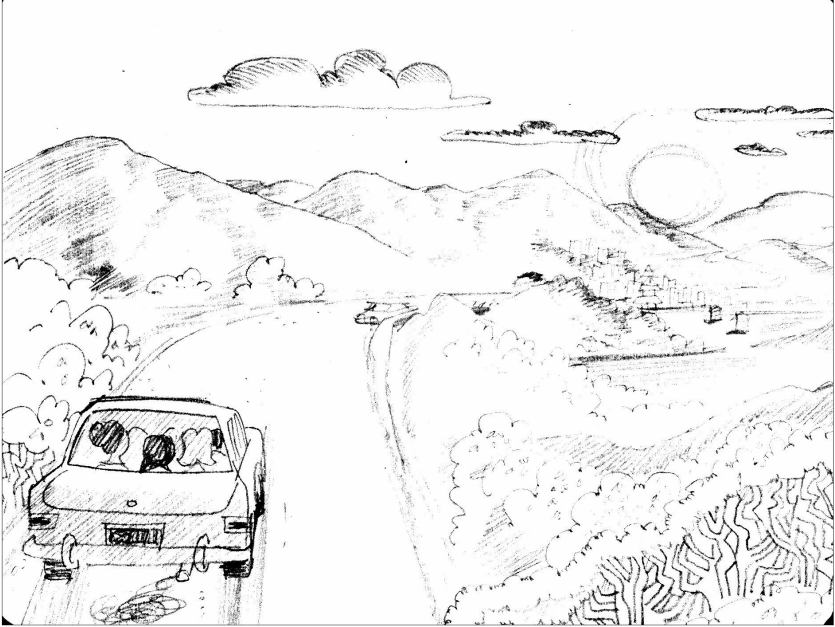
Der Mann geht nun mit den beiden Gästen nach draußen, um ihnen den Bauernhof zu zeigen. Er spricht dauernd zu Robert und lächelt ihm zu. Robert macht auch ein freundliches Gesicht, aber er kann leider nicht verstehen, was der Mann sagt. Doch Robert spürt, daß es bestimmt sehr nette Worte sind. Sie gehen durch den Hof, der hinter dem Haus liegt. Hier laufen viele Hühner und Schweine herum. In der Nähe ist auch ein kleiner Teich, in dem sich die Enten tummeln. Robert lächelt A-Ying zu. Er freut sich, daß sie ihn hierher gebracht hat.



Robert betrachtet die Felder in der Umgebung. Auf den meisten Feldern stehen die Pflanzen mitten im Wasser. Sie sind von einem kleinen Damm umgeben, damit das Wasser nicht wegfließen kann. A-Ying zeigt Robert einige Körner, die sie in der Hand hat und deutet auf die Pflanzen. Jetzt versteht Robert. Es ist Reis. Robert sieht, wie der Mann ein Bündel Pflanzen nimmt und zu einem Reisfeld geht. Während er im Wasser wadet, setzt er die Reispflanzen. Robert schaut lange dem chinesischen Bauern zu. Er hat bisher schon viel Reis gegessen, aber er hat nicht gewußt, daß dieser im Wasser wächst.



Inzwischen hat Helen gemerkt, daß die beiden anderen Kinder verschwunden sind. Sie läuft ins Restaurant und teilt es aufgeregt den Eltern mit. Als Herr Wang es hört, denkt er erst kurz nach, doch dann lächelt er. Seine Tochter ist doch bestimmt mit Robert zu seinen Verwandten, der Familie Chow, gelaufen. Er teilt diese Vermutung den andern mit. Sie gehen nun zu dem kleinen Bauernhaus, wo sie auch tatsächlich A-Ying und Robert finden. Herr und Frau Chow freuen sich sehr über den Besuch und laden die Gäste ein, noch einige Zeit bei ihnen zu bleiben.



Sie bleiben noch eine Weile bei der Familie Chow. Dann verabschieden sie sich und gehen zum Auto zurück. Sie fahren weiter, zwischen kahlen Bergen hindurch, an Reisfeldern vorbei und durch kleine Dörfer. Ab und zu können sie auch das Meer sehen, wenn sie nahe an der Küste sind. Schließlich taucht das Stadtgebiet von Kowloon vor ihnen auf. Als sie zu Hause sind, müssen Helen und Robert an all das denken, was sie heute gesehen haben. Robert denkt jedoch vor allem an A-Ying, die er gerne mag.



Bald darauf ist für Helen und Robert die Zeit gekommen, daß sie Hongkong wieder verlassen müssen. Sie fahren mit den Eltern zum Flughafen. Die Familie Wang begleitet sie. Beim Abschied faßt die kleine A-Ying ihren Freund Robert an der Hand und schaut ihm einen Augenblick traurig in die Augen. Dann gibt sie ihm einen Kuß und sagt „Zai-dchiän“. Robert hat verstanden, daß es „Auf Wiedersehen“ bedeutet. Bald sitzen Helen und Robert mit ihren Eltern im Flugzeug. Als sie abfliegen, schaut Robert traurig auf die Stadt zurück und denkt an A-Ying.

Chuti, das Indianermädchen

Kinderserie (5-7 Jahre)



1. Serie: CHUTI trifft Alex

Es ist Faschingszeit, die Zeit, wo sich vor allem die Kinder gern verkleiden, um einmal das zu sein, was sie sonst nie sein dürfen. Auf der Zeil, der großen Geschäftsstraße Frankfurts, wo sich Kaufhaus an Kaufhaus reiht, herrscht Hochbetrieb. Ein Menschenstrom ergießt sich in die Kaufhäuser und wieder heraus. Inmitten der vielen Menschen wimmelt es von kleinen Indianern, weil den Kindern diese Verkleidung am besten gefällt.

Unter den vielen Indianern ist ein Mädchen, das besonders auffällt. Wirklich erstaunlich! Diese Indianerin sieht so aus, wie jeder sich die Indianer vorstellt, tiefbraune Haut, schmale Augen, lange schwarze Haare, in denen drei bunte Papageienfedern stecken. Um Bauch und Oberkörper hat sie ein braungeschecktes Leopardenfell gewickelt. Es ist ihre Winterkleidung, schließlich ist es zu dieser Zeit in der fremden Stadt Frankfurt noch recht kühl.

Chuti, so heißt die kleine Indianerin, kommt von weit her und zwar vom großen Amazonasstrom, wo es viel wärmer ist als hier in Frankfurt und wo man das ganze Jahr mit einer Schürze aus Blättern um den Bauch herumläuft, während der übrige Körper nackt ist.

Chuti befindet sich, und das weiß bis jetzt niemand von all den andern Kindern, die als Indianer verkleidet herumlaufen, auf einer Reise.

Sie hat nämlich im Indianerpreisausschreiben den 1. Preis gewonnen: eine Reise nach Frankfurt. Und was hat sich Chuti schon gewundert in den paar Stunden, seit sie mit dem Flugzeug gelandet ist, der große Flughafen, die vielen Gänge, die Autos, die Eisenbahn, und jetzt bestaunt sie die großen Warenhäuser. Sie wundert sich, wozu die vielen Sachen gebraucht werden.

Gerade steht Chuti in einem Schuhgeschäft und bestaunt die vielen Schuhe. Sie hat sich nur ein Stück Fell um die Füße gewickelt. Zu Hause kann Chuti ja immer barfuß laufen, nur hier in Frankfurt ist es, wie gesagt, ziemlich kalt. Im Kleidergeschäft bestaunt sie die vielen Kleider, Mäntel, Röcke, Blusen. Da hat sie es aber einfacher. Sie wickelt sich ihr warmes Leopardenfell um den Körper, das sieht auch hübsch aus und hält warm. Chuti läuft kreuz und quer durch die Stadt. Gerade geht sie über eine Straße. Da quietscht es furchtbar. Ein Auto hält kurz vor ihr an. Der Fahrer schreit und schimpft mächtig. Vor Schreck rennt Chuti schnell weg. Ist das schlimm! Zu Hause kann sie überall hinlaufen, da braucht sie nicht zu schauen. Im Indianerdorf fahren keine Autos. Chuti muß sich erst an die Ampeln gewöhnen. Zuerst ging sie immer bei rot über die Straße, weil sie rot schöner fand, bis sie merkte, daß bei rot die Autos wie wild losrasen. Wie schwer haben es die Kinder in Frankfurt, denkt Chuti. Sie möchte

sich ein wenig ausruhen und geht einfach durch eine Tür in ein Gebäude. Drinnen stehen viele Schreibtische, an denen Leute sitzen und etwas schreiben. Niemand beachtet Chuti. Sie kommt an einem Glaskasten vorbei, in dem ein Mann sitzt und Geld zählt. Ständig kommen Leute zum Glaskasten und schieben einen Zettel durch ein Fenster und der Mann gibt ihnen Geld. Chuti findet das gut. Sie geht auch zu dem Fenster, nimmt einen Zettel, den sie auf einem Schreibtisch findet und schiebt ihn hinein. Der Geldmann betrachtet den Zettel, schaut ihn vorn und hinten genau an, schüttelt den Kopf, betrachtet Chuti, schüttelt wieder den Kopf, geht durch eine Tür aus dem Glaskasten heraus, spricht mit einer Frau, die ganz aufgeregt wird, weil der Zettel von ihrem Schreibtisch stammt. Jetzt schimpft der Geldmann und die Zettel-frau rennt auf Chuti zu, schimpft gleichfalls, packt sie am Arm und schon steht Chuti draußen vor der Tür. Na so was! Nur wegen eines Zettels, mit dem sie auch Geld holen wollte wie alle anderen Leute.

Chuti wandert weiter. Sie ist müde und möchte sich irgendwo ausruhen. Aber leicht gesagt. Hier wo die vielen Leute herumlaufen und die vielen Autos hin und herrasen gibt es kein ruhiges Plätzchen, wo man sich hinlegen kann.

Zu Haus im Indianerdorf kann man sich hinter jede Hütte legen oder auch ein Stück weiter, wo

der Wald anfängt. Chuti sieht ein Gebäude mit einem großen Schild „Hotel“. Aha, davon hat sie schon gehört. Hotels sind Häuser, in denen man schlafen kann. Sie zwängt sich durch eine Drehtür, die sich immer dreht, so daß Chuti erst gar nicht weiß, wo sie heraus soll. Und natürlich landet sie das erste Mal wieder draußen, wo sie gar nicht hin wollte. Sie versucht es nochmals mit der Drehtür und landet endlich drinnen in der Hotelhalle. Chuti läuft einfach weiter, kommt an einem großen Brett mit vielen Schlüsseln vorbei, nimmt kurzentschlossen einen Schlüssel und geht weiter. Plötzlich öffnet sich vor Chuti eine Tür, und sie geht hindurch. Doch es geht nicht weiter, vor ihr ist eine Wand. Ssst, schon ist die Tür hinter ihr zugefahren und sie fährt nach oben. Chuti ist in einen Aufzug geraten.

So was gibt es natürlich im Indianerdorf überhaupt nicht. Doch Chuti macht es Spaß, im Aufzug nach oben zu sausen. Jetzt geht die Tür wieder auf und schnell springt Chuti nach draußen. Auf beiden Seiten des Ganges sieht sie viele Türen. Sie betrachtet den Schlüssel, den sie unten mitgenommen hatte. Aha, jetzt erinnert sie sich, in der Indianerschule hat sie gelernt, daß man in anderen Ländern Schlüssel braucht, um die Türen zu öffnen. Im Indianerdorf gibt es nämlich keine Schlüssel, weil alle Türen offen sind.

Chuti probiert nun an jeder Tür und hat schließlich Glück. Eine Tür springt auf. Voller Neugierde betrachtet Chuti den Raum. Ein großes Bett, mit

weißen Kissen und Deckbett steht an der Wand, ein Schrank daneben, in der Mitte ein kleiner Tisch mit zwei Sesseln.

Chuti muß gähnen. Sie ist wirklich müde von der langen Reise. Sie macht die Tür hinter sich zu und beschließt zu schlafen. Zuerst legt sie sich aufs Bett, aber das ist viel zu weich. Zu Hause im Indianerdorf schläft sie immer auf dem harten Lehm Boden, da schläft man viel besser. Chuti legt sich auf dem Boden, aber der ist von einem Teppich bedeckt. Das ist auch noch zu weich, darauf kann Chuti nicht schlafen. Sie öffnet eine Tür zu einem kleinen Raum. Hier ist etwas, die Badewanne, Chuti legt sich hinein und schläft gleich ein. Hier liegt sie richtig.

Doch kaum hat sie die Augen zugemacht, als die Tür aufgeht, eine ältere Dame mit Lockenkopf das Bad betritt und vor Schreck aufschreit, als sie das Indianermädchen in der Badewanne sieht. Die Lockenfrau verschwindet, kommt jedoch gleich wieder in Begleitung eines Mützenmannes zurück. Der Mützenmann packt Chuti am Arm, zieht sie aus der Badewanne heraus und schleppt sie nach unten. Als Chuti endlich wach ist, merkt sie noch, wie sie in die Drehtür geschubst wird und schon ist sie wieder draußen auf der Straße. Na sowas, jetzt wollte sie schlafen und man läßt sie nicht, das würde im Indianerdorf keiner tun.

Chuti wandert weiter, um sich einen besseren Platz zu suchen. Wo sie nur hinschaut, überall gibt es große Häuser, da wird es doch noch einen

Platz zum Schlafen geben. Dort ist bestimmt etwas. Chuti hat eine offene Tür gesehen und marschiert vorwärts, wo ist sie denn jetzt hingekommen, überall stehen Tiere, einige kennt sie, einen Tiger, einen Pelikan, einen Strauß. Aber es ist seltsam, die Tiere bewegen sich gar nicht, sie stehen auf einer Stelle, ganz steif und tot. Chuti schubst den Tiger an, doch der rührt sich überhaupt nicht. Kein Wunder, er ist ausgestopft. Chuti ist in ein Tiermuseum geraten, wo viele ausgestopfte Tiere ausgestellt sind.

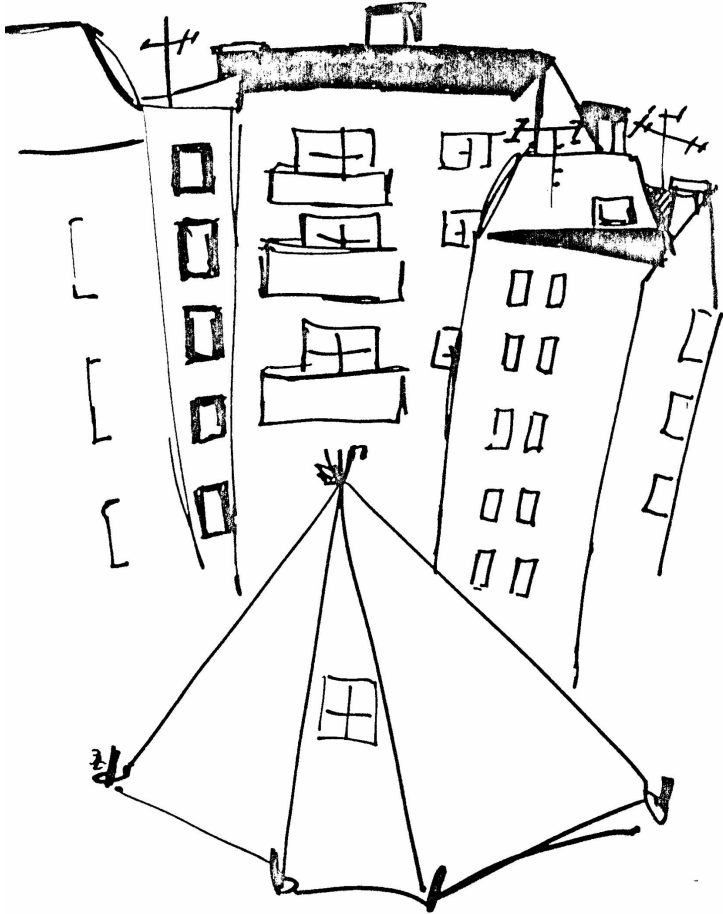
Zu Hause im Indianerdorf gibt es so etwas nicht, dort sieht man nur lebendige Tiere. Chuti merkt, wie müde sie ist, klettert auf den ausgestopften Tiger und streckt sich auf seinem Rücken aus. Es ist zwar nicht allzu hart, aber Chuti hat keine Lust, ständig neue Plätze zu suchen. Einen Tiger kennt sie, da weiß sie worauf sie liegt und braucht keine Angst zu haben, daß sie wieder weggeschleppt wird.

Aber so einfach ist das nicht. Kaum hat sie die Augen zugemacht, da stolziert der Museumswächter vorbei und schon hat er das Indianermädchen erspäht. Na sowas, denkt er, nun gibt es schon ausgestopfte Indianer! Aber nein, das kann nicht sein. Er schubst Chuti an, und schon fällt sie vom Rücken des Tigers herunter. Der Museumsmann schimpft laut, und Chuti macht ganz schnell, daß sie wegkommt. Draußen bleibt Chuti vor einem Fenster stehen. Hm, ein guter Geruch, wie wenn es etwas zu Essen gibt. Chuti überlegt nicht lange und klettert

zum Fenster hinein. Zu Hause im Indianerdorf sagt niemand etwas; wenn man in die Fenster hineinklettert, deswegen hat Chuti keine Angst. Sie ist in der Küche einer Gaststätte. Chuti kostet überall, Brot, Apfel, Fleisch, Soße, Suppe, Tomaten, gute Sachen gibt es hier, sogar Ananas und da, Bananen, die hat sie im Indianerdorf so gerne gegessen. Als Chuti gerade die fünfte Banane verspeist hat, geht die Tür auf und eine Frau mit weißer Schürze schiebt sich herein, auf dem Arm ein Tablett mit vielen Tellern. Die Schürzenfrau bleibt stehen als sie Chuti sieht, verzieht das Gesicht, so daß sie ganz böse aussieht, stellt das Tablett ab und will Chuti schnappen. Doch das Indianermädchen hat verstanden, daß es die Schürzenfrau böse meint und klettert schnell wieder durch das Fenster hinaus, durch das sie hereingekommen ist. Dann läuft Chuti ganz schnell weg.

Als sie gerade an einem Haus um die Ecke biegt, steht vor ihr, Chuti reibt sich die Augen, sie kann es nicht glauben, wer steht denn da, ein Indianerjunge, ein richtiger Indianerjunge. Der Junge starrt Chuti überrascht an. Das hat er nicht erwartet, daß er gerade hier auf ein Indianermädchen trifft. Doch er ist kein echter Indianer, er wohnt in Frankfurt und hat sich nur verkleidet, weil es, wie gesagt, Fasching ist. Er heißt Alexander oder kurz Alex und fühlt sich wie ein richtiger Indianer. Deswegen kann er auch die Indianersprache sprechen. Gleich fragt er Chuti, wo sie hinwolle. „Ich suche einen Platz zum

Schlafen", erklärt Chuti traurig, „ich komme von weit her, vom Amazonas und finde keinen Platz zum Schlafen. Überall werde ich weggejagt“.



„Du bist ein richtiges Indianermädchen“, staunt Alex. „Ja, ich bin Chuti und komme aus einem Indianerdorf!“ „Komm mit, Chuti, ich habe einen Platz für dich.“ Alex führt das Indianermädchen in

einen Hof hinter dem Haus. Der Hof ist mit Steinplatten ausgelegt, rundherum sind Hauswände, nur oben sieht man die Wolken. In einer Ecke des Hofes steht ein Indianerzelt. Alex hat es hier hingestellt, damit er einmal wie ein richtiger Indianer in einem Zelt wohnen kann. Er führt Chuti in das Zelt, zeigt ihr die Kissen und Decken, die er dort liegen hat, eine alte Trompete, auf der er ihr laut vorbläst und einen Autoreifen, den er als Tisch benutzt. Chuti findet das alles lustig, doch sie möchte schlafen. Sie schiebt die Decke und das Kissen beiseite und legt sich auf den harten Steinboden. Das ist ein richtiges Bett, auf dem sie schlafen kann. Sie krümmt sich zusammen, so daß sie wie ein Wagenrad aussieht, legt den Kopf an die Beine, schaut noch einmal mit ihren schmalen Augen zu Alex hin, der sich eine Pfeife aus Gras gestopft hat und macht die Augen zu. Gleich ist sie fest eingeschlafen und träumt vom Indianerdorf, vom Indianervater und der Indianermutter, vom Indianergroßvater und der Indianergroßmutter und von ihren Freunden, den Indianerkindern. Alex sitzt unbeweglich, wie es sich für einen richtigen Indianer gehört, zieht an seiner Friedenspfeife und betrachtet das schlafende Indianermädchen Chuti.

2. Serie: Eine schwierige Lage

Chuti erwachte früh am Morgen. Über sich hörte sie ein lautes Dröhnen, das jedoch bald wieder leiser wurde. Als sie die Augen zumachte, um

weiter zu schlafen, näherte sich erneut ein starkes Dröhnen. Chuti kletterte schnell aus dem Indianerzelt und schaute nach oben. Dort über den Häusern zog ein Flugzeug seine Bahn. Es war gerade vom Flughafen in die weite Welt gestartet. Alex war nicht da. Er durfte natürlich in der Nacht nicht im Zelt schlafen, auch wenn er es gerne getan hätte. Seine Mutter hatte Angst, er würde sich erkälten. Nein, Alex mußte im warmen weichen Bett schlafen, er war eben kein richtiger Indianer. Chuti wollte nicht auf Alex warten. Wer weiß, wie lange er noch schlafen würde. Sie wollte weggehen. Doch wohin, wie kam sie hier wieder heraus. Sie schaute sich nach allen Seiten um. Dort war eine Tür. Chuti drückte den Türgriff herunter, zog sie leise auf und schlüpfte hinein. Gleich stolperte sie über einige Kästen. Hier standen überall Maschinen, schwarz, voller Staub. Sie tastete einige Hebel ab und hatte gleich schwarze Finger. Aus Versehen drückte sie auf einen Knopf und schon ratterte die Maschine los. Tsch, tsch machte es und ein großer Bogen Papier nach dem andern kam heraus. Es war eine Druckmaschine und Chuti war in eine Druckerei geraten. Zum Glück war heute Sonntag und niemand war da, der mit Chuti schimpfen konnte. Sie ließ einfach die Maschine weiter laufen und kümmerte sich nicht mehr darum. Wenn das Papier zu Ende sein würde oder wenn die Maschine müde sein würde, dann würde sie wieder stehenbleiben.

Bald wurde es Chuti unheimlich, weil überhaupt niemand da war. Kurzenschlossen öffnete sie ein Fenster und kletterte nach draußen. Auf der Straße war es still, kein Auto, keine Leute. Kein Wunder, so früh am Morgen und dann noch Sonntag. Aber so verlassen war die Stadt auch nicht, bereits früh am Morgen waren Leute

mit ihren Hunden unterwegs. Dackel, Boxerhunde, sogar ein großer Windhund schnüffelten an Chuti vorbei.

Im Indianerdorf gab es auch Hunde, aber sie wurden nicht an der Leine früh am Morgen herumgeführt, sondern liefen den ganzen Tag frei herum und spielten mit den Kindern. Hier in der Stadt, das stellte Chuti fest, konnten die Hunde nicht einfach herumrennen. Wie schnell würden sie auf die Straße laufen und nicht aufpassen, ob ein Auto kommt. Doch gerade jetzt rannte ein Spitz an ihr vorbei. Er war nicht angebunden, denn er war klug und konnte aufpassen. Er wartete bis die alte Frau, die ihn spazieren führte, herangekommen war, und dann gingen sie gemeinsam über die Straße.

Jetzt kam Chuti an einem großen Gebäude vorbei. Von oben ertönte ein gewaltiges Dröhnen. Das Gebäude war eine Kirche, und das Dröhnen kam von den Glocken, die oben im Turm läuteten. Die Eingangstür war offen und Chuti schlich sich vorsichtig hinein. Sie wollte sehen, was drinnen los war. Rechts und links standen viele Bänke, auf denen Leute saßen, fein gekleidet, in Anzügen oder Mänteln. Chuti merkte, wie sich die Leute nach ihr umdrehten. Sie war das einzige Indianermädchen unter all den Leuten. Als sie nach vorne schaute, bemerkte sie mehrere Männer in bunten Gewändern, die im Kerzenlicht glitzerten. Die waren bestimmt auch verkleidet, da konnte Chuti hingehen, sie würden wohl nichts sagen.

Chuti fing an zu rennen und stellte sich zu den Männern in den bunten Gewändern. Einer, der gerade aus einem dicken Buch vorgelesen hatte, hielt an und drehte sich zu Chuti um. Sie merkte, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Vielleicht war es doch eine ganz andere

Sache, daß hier plötzlich ein Indianermädchen auftauchte. Chuti fragte den Mann mit dem dicken Buch in der Indianersprache: Wa ke kita na? ... Das heißt: Was steht in dem Buch? Plötzlich wurde Chuti von einem Mann im schwarzen Anzug an der Hand genommen. Ohne etwas zu sagen, führte er sie seitlich durch einen Gang, öffnete eine schmale Tür und schon stand sie draußen. Der schwarze Mann sagte nur: „Das ist eine Kirche. Wir spielen hier keinen Fasching, wo die Kinder als Indianer verkleidet herumlaufen können!“ Dann machte er die Tür zu. Chuti verstand ihn nicht, schließlich war sie ein richtiges Indianermädchen.

Chuti spazierte weiter. Sie spürte schon etwas Heimweh nach dem Indianerdorf. Hier in der großen Stadt fühlte sie sich einsam, alles war ganz anders und sie durfte nicht einfach irgendwo reingehen, gleich waren die Leute böse. Jetzt kam Chuti an einem hohen Gebäude vorbei mit viel Glas an den Außenwänden. Sie schaute in die Höhe. Überall blinkten und glitzerten die Fenster in der Morgensonne. Plötzlich hörte sie Stimmen. Es kam von diesem Gebäude. Chuti schaute genauer hin. Da unten, kurz über dem Boden, fehlte eine Scheibe. Sie ging näher heran und hörte jemand sagen: „Bald ist es soweit, gleich haben wir das Geld!“

Chuti beugte sich vor, schaute durch das schmale Fenster, konnte nichts Richtiges sehen, da die dicke Mauer die Sicht nach unten verhinderte. Sie beugte sich weiter vor, noch ein Stück, immer noch ein bißchen, jetzt hatte sie sich zu weit vorgebeugt und stürzte nach unten. Plumps machte es, und sie landete auf einer großen Tasche voller Geld. Vor ihr standen ein Mann und eine Frau. Sie waren Bankräuber, die versuchten, eine schwere Eisentür zu öffnen. Entsetzt schauten sie erst auf Chuti, dann nach oben. Als sie merkten, daß Chuti allein war,

packte die Frau sie am Arm und schüttelte sie. „Was tust du hier!“ schrie sie. Doch Chuti schaute nur verständnislos. „Wo ma no“, antwortete sie in der Indianersprache. Das bedeutet: „Ich verstehe nichts!“ Doch Chuti begriff, was los war. Die beiden Räuber holten hier Geld. Sie hatten große Angst, weil sie stehlen wollten, denn das große Gebäude war eine Bank, in deren Keller viel Geld eingeschlossen war. Gerade am Sonntag, wenn niemand arbeitete, war es eine gute Gelegenheit zu versuchen, in der Bank einzubrechen und Geld zu stehlen. Doch Chuti verstand das nicht. Was wollten die beiden mit dem vielen Geld machen. Im Indianerdorf brauchte niemand so viel Geld. Jetzt sah Chuti wie der Mann endlich die Eisentür aufbekam. Schnell stürzte er hinein und kam in wenigen Minuten wieder mit einer Tasche voll Geld zurück. Die Frau packte Chuti fest am Arm und zerterte sie in den Raum hinter der Eisentür. Chuti hörte, wie die schwere Tür zufiel, dann war es dunkel. Sie war eingeschlossen. Das fing ja gut an in dieser fremden Stadt. Gleich am zweiten Tag lernte sie Bankräuber kennen und jetzt war sie auch noch im Keller einer Bank eingeschlossen. Doch Chuti hatte viel von ihrem Großvater, einem alten Indianer, gelernt, vor allem wie man sich verhält, wenn man in einer schwierigen Lage ist. Zuerst verhält man sich ruhig und überlegt, was geschehen ist. Also: Die beiden Bankräuber hatten Angst, daß sie Chuti verraten könnte. Da sie es eilig hatten und Chuti nicht mitnehmen konnten, sperrten sie Chuti einfach in diesen Raum ein und schlossen die schwere Eisentür zu. Heute, am Sonntag, würde wohl niemand in den Keller kommen, erst am Montag wieder, wenn die Arbeit anfangen würde. Es sah also schlecht aus für Chuti.

Wie sagte der Indianergroßvater weiter, was man tun soll, wenn man in einer schwierigen Lage

ist: Man muß die Ohren spitzen, ob man etwas hören kann, was einem hilft. Chuti hörte angestrengt überallhin. Doch es war ganz still. Man muß sich genau umschaun, ob man etwas Wichtiges sieht, was der nächste Ratschlag. Chuti tat es, konnte jedoch gar nichts sehen, da es vollkommen dunkel war.

Man muß mit den Händen alles abtasten, ob man etwas fühlt, das einem weiterhilft. Das war eine gute Idee. Chuti tat es und fühlte erst den Boden ab. Aber sie spürte nur die kalten Steinplatten. Dann betastete sie die Wände. Sie fühlten sich wie Holz an. Da spürte sie an ihren Fingern einen Luftzug. Ein Stück der Wand hatte kleine Löcher. Von da kam der Luftzug.

Chuti dachte wieder an den Großvater: Wenn du etwas entdeckt hast, versuche, ob es sich bewegt oder ob man es wegschieben kann. Chuti steckte ihre kleinen Finger in die Löcher und zog, erst nach rechts, nichts bewegte sich, dann nach links, wieder nichts, dann nach unten, auch nichts und zuletzt nach oben. Da bewegten sich die Löcher. Es war ein kleines Gitter, das vor die Öffnung in der Wand geschoben' war und das man nach oben aufschieben konnte. Chuti ließ das Gitter auf den Boden fallen, wo es klirrend aufschlug. Sie steckte ihre Hand in das Loch in der Wand. Es schien sehr tief zu sein, denn sie spürte kein Ende.

Wie sagte der Indianergroßvater: Wenn du endlich einen Weg gefunden hast, der dich aus der schwierigen Lage herausbringen kann, so versuche ihn zu gehen. Aber sei vorsichtig, denn du weißt nicht, wo er hinführt. Chuti konnte klettern, alle Indianerkinder können klettern. Sie zog sich mit einem Ruck an der Wand hoch und kletterte in das Loch. Jetzt blies ihr aber ein starker Wind entgegen. Sie merkte, daß sie sich in einem dicken Rohr befand, das schräg nach oben führte. Sie kletterte immer weiter. Jetzt mußte

sie nach rechts abbiegen. Der Wind wurde immer stärker. Sie mußte ihre Papageienfedern festhalten, damit sie nicht weggeblasen wurden. Vor sich hörte sie ein leises Rauschen, das stärker und stärker wurde, je näher sie kam. Endlich stand sie am Ende des Rohres. Ein Schaufelrad versperrte den Weg. Es drehte sich ganz schnell und blies Luft in das Rohr, um auch den Keller mit frischer Luft zu versorgen.

Chuti wußte jetzt nicht, was sie machen sollte. Sie dachte wieder an den Indianergroßvater, der gesagt hatte: Wenn der Weg zu Ende ist, dann darfst du nicht aufgeben, sondern du mußt erneut überlegen, was du tun kannst. Versuche, ob du jemand findest, der dir hilft. Chuti hatte in ihrer Tasche eine Pfeife aus Schilfrohr. Die holte sie hervor und blies hinein. Ein schriller Pfiff ertönte, der so laut war, daß man ihn bestimmt hundert Meter weit hören konnte. Und wirklich, jemand hörte Chutis Pfiff. In der Bank wohnte ja ein Hausmeister, der auch am Wochenende da ist, weil er, wie gesagt, in der Bank wohnt. Der horchte auf, da war was, jetzt kam es wieder, das mußte im Keller sein, etwas war geschehen, vielleicht waren Räuber da. Er drückte auf einen Knopf und schon war im ganzen Keller der Strom abgestellt. Das Schaufelrad blieb plötzlich stehen und Chuti konnte hindurch schlüpfen. Endlich war sie wieder an der frischen Luft. Sie durchquerte einen Hof, kletterte über eine Mauer und war auf der Straße. Inzwischen hatte der Hausmeister festgestellt, daß Räuber aus dem Keller der Bank Geld gestohlen hatten. Sofort rief er die Polizei an, die in wenigen Minuten mit Sirenengeheul herangerast kam. Aber die Räuber waren natürlich längst weg. Der Hausmeister konnte nur berichten, daß er von unten ein schrilles Pfeifen gehört habe. Doch niemand wußte, daß es Chuti war, die in ihre Pfeife aus Schilfrohr geblasen hatte.

CHUTI - Lied

1. Sie kommt aus einem fernen Land
Und trägt drei Federn in dem Haar;
CHUTI !
2. Sie sieht nicht wie die andern aus
Mit dunklem Haar und brauner Haut:
CHUTI !
3. So streift sie durch die große Stadt,
wo sie nur fremde Menschen sieht:
CHUTI !
4. Sie will viel sehen und auch hörn,
damit sie was erzählen kann:
CHUTI !

Refrain:

Sie ist so keck,
sie ist so aufgeweckt
Und so geschickt
Und fragt nicht lang,
ob man das darf,
denn im Indianerdorf,
das ist klar,
ist alles nur
Für Kinder da!

3. Serie: Kaiser Rotbart

Chuti verspürte noch den Schreck von den Erlebnissen im Keller der Bank. So was konnte im Indianerdorf nicht vorkommen, da gab es keine Bank und deswegen auch keine Bankräuber. Plötzlich sah Chuti eine Treppe vor sich, die sich bewegte und in die Erde führte. Es war natürlich eine Rolltreppe. Chuti hat so was bereits am Flughafen gesehen, doch sie mußte jedesmal staunen, wenn sie eine solche rollende Treppe entdeckte. Im Indianerdorf gab es keine Rolltreppen, sondern höchstens Stufen aus Steinen oder Leitern aus Holzstäben.

Chuti überlegte nicht lange und schon stand sie auf der Treppe und fuhr langsam nach unten. Ein schönes Gefühl, einfach nach unten gefahren zu werden. Immer tiefer wurde es, Chuti konnte bald nichts mehr erkennen, weil es dunkel wurde. Chuti wurde unsicher. Wo führte die Treppe nur hin. Sie hatte oben nicht nachgeschaut, sondern war einfach auf die Treppe gestiegen. Nun ging es immer weiter abwärts, so daß Chuti Angst bekam. Sie drehte sich um und versuchte hoch zu laufen. Aber bald taten ihr die Beine weh, weil sie ganz schnell rennen mußte, um überhaupt einige Stufen hochzukommen. So fuhr Chuti weiter nach unten, immer weiter.

Plötzlich hält die Treppe an. Chuti ist am Ziel. Jemand hebt eine Kerze hoch und leuchtet ihr ins Gesicht: „Oh, ein seltener Gast, ein Indianermädchen!“ Erst bekommt Chuti einen gewaltigen Schreck. Wo ist sie nur hier gelandet. Jetzt kann sie genauer erkennen, wer da mit einer Kerze vor ihr steht. Ein Mensch mit einem langen weißen Bart und einer Glatze auf dem Kopf. Seine Nase und seine Backen sind ganz rot und die langen Ohren stehen weit zur Seite ab.

Sein ganzer Körper ist mit Eisen vollgehängt und in der rechten Hand hält er einen langen Stab aus Eisen. „Komm mit, ich werde dich zu unserem Kaiser bringen, kleines Indianermädchen“, sagt der eiserne Mensch und geht mit seiner Kerze voran. Zuerst geht es durch einen schmalen Gang, dessen Boden feucht ist, weil von der Decke Wasser herabtröpft. Chuti hat bald nasse Füße. Doch einem Indianermädchen machen nasse Füße nichts aus. Endlich sind sie in einer weiten Halle. Oben flitzen dunkle Fledermäuse hin und her und an den Seiten hängen dichte Spinnennetze. Am anderen Ende der Halle liegt ein riesiger Felsbrocken. Als Chuti näher kommt, sieht sie, daß ein mächtiger Sessel aus Stein in den Felsen gehauen ist. Und in diesem Sessel sitzt jemand, der so klein aussieht, wie ein Zwerg. Als Chuti nahe genug heran ist, sieht sie, daß dieser jemand kein Zwerg ist, sondern nur so klein aussieht, weil der Felsensessel so riesig ist. „Antonius, welchen Gast bringst du heute mit“, ertönt eine tiefe Stimme. „Ein Indianermädchen, mein Kaiser!“, antwortet der Eisenmensch, der Chuti mit der Kerze bis hierher begleitet hat. Chuti versteht gar nichts mehr. Ein Kaiser soll dieses Wesen mit dem langen weißen Bart sein?

Der Kaiser hat sich aus seinem Sessel erhoben und geht auf Chuti zu, langsam und vorsichtig bewegt er sich vorwärts. Sein langer roter Mantel schleift auf dem Boden. Auf den Kopf hat er eine goldene Krone gesetzt. Sein Bart leuchtet rot, als er vor Chuti steht und mit tiefer Stimme sagt: „Ich bin Kaiser Rotbart und war lange Zeit ein willkommener Gast in allen Städten des Landes über dir. Doch später wollten die Leute keinen Kaiser mehr haben. Sie machten Krieg und kämpften gegeneinander. Niemand wollte mehr auf mich hören. Da wurde ich traurig, packte meine Krone und meinen Kaisermantel in eine Kiste aus

Eichenholz, nahm meinen treuen Leibwächter und Diener Antonius mit und versteckte mich in diese unterirdische Burg tief unter der Stadt Frankfurt, wo ich früher so oft zu Gast war. Einmal alle 10 Jahre öffnet Antonius die schwere Holztür, die nach oben führt und wartet, ob uns ein Gast besuchen möchte."

„Diesmal hat es sehr lange gedauert, mein Kaiser!", bemerkt Antonius. „Ich dachte schon, es kommt niemand mehr, da stand plötzlich dieses Indianermädchen vor mir." „Aber sag mir, du Mädchen von oben, wohnen jetzt die Indianer in Frankfurt?", fragte der Kaiser. Chuti wollte gerade erklären, woher sie kam, als Antonius ihr ins Wort fiel: „Nein, nein, mein Kaiser, oben ist Fasching, da laufen die Kinder als Indianer verkleidet herum!" Kaiser Rotbart staunte, als er hörte, was sein Diener Antonius über Fasching und Indianer erklärte. Zu seiner Zeit, als er Kaiser war, da haben sich die Kinder als Clown, Zauberer, Bauer, Prinzessin oder als Tiere verkleidet. Aber an Indianer hat niemand gedacht! Chuti wollte dem Kaiser Rotbart gerade erklären, daß sie nicht verkleidet, sondern ein echtes Indianermädchen sei, da sagte er kurzentschlossen: „Komm, ich gehe mit nach oben, wenigstens für eine kurze Zeit. Ich muß wieder einmal sehen, wie es in der Stadt aussieht und was die Menschen machen."

Wortlos ging Antonius mit seiner Kerze voran. Er hielt gar nichts davon, daß sein Kaiser einen Ausflug nach oben machen wollte. Aber er wußte, daß es keinen Sinn hatte, ihm zu widersprechen. Wenn Kaiser Rotbart sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann machte er es auch.

Chuti merkte, daß sie einen anderen Weg gingen, denn sie mußten ganz schön bergauf steigen. Kaiser Rotbart schnaufte fürchterlich, denn er war solche Anstrengungen nicht mehr gewohnt, da er seine Zeit normalerweise in seinem steinernen Sessel verbrachte. Sogar nachts schlief er manchmal in diesem Steinsessel, wenn er zu faul war, sich in sein Bett aus Eisen zu legen. - „So, jetzt sind wir da!“, brummte Antonius. Chuti spürte einen Luftzug, dann wurde es hell.

„Leb wohl, mein lieber Antonius“, sagte Kaiser Rotbart, „heute Abend, wenn die Sonne untergeht, sollst du mich wieder hier erwarten.“ Antonius machte die schwere Tür zu. Kaiser Rotbart sagte: „Auf, vorwärts!“ und wollte losgehen. Aber Chuti merkte, daß sie in einem kleinen Haus gelandet waren. Kaiser Rotbart staunte: „Als ich das letzte Mal hier oben einen Besuch machte, war noch rundum alles Wald und Feld und jetzt hat jemand gerade auf meinen Ausgang ein kleines Haus gebaut. Na, sowas!“ Er war verärgert. Doch Chuti lachte nur. Sie mußte an ihre Indianergroßmutter denken, die immer sagte: „Die Zeit vergeht, die Indianer suchen einen neuen Platz für ihre Zelte. Dort, wo sie bisher waren, wächst wieder der Wald und da wo sie hingehen, werden sie die Bäume umschlagen, damit sie Platz für ihre Hütten haben!“

Chuti öffnete eine Tür und ging nach draußen. Kaiser Rotbart folgte ihr. Lautes Gegacker schlug ihnen entgegen. Sie waren mitten in einem Hühnerstall gelandet. Jetzt waren sie draußen im Gehege, wo die Hühner herumliefen. Zum Glück fanden sie schnell den Ausgang aus dem Hühnerhof. Chuti atmete auf. Schließlich wußte sie nicht, warum die Hühner hier eingesperrt wurden. Im Indianerdorf liefen nämlich die Hühner frei herum. Ein Indianernachbar hatte auch einmal einen Stall

gebaut, weil er es satt hatte, dauernd seine Hühner zu suchen. Als er fertig war und seine Hühner darin einsperrte, veranstalteten sie ein solches Geschrei, daß das ganze Dorf zusammenlief. Die Hühner schrien Tag und Nacht und noch drei Tage, bis sie endlich wieder herausgelassen wurden, weil niemand im Dorf das Geschrei länger ertragen konnte und alle furchtbar böse auf den Nachbarn waren, der seine Hühner eingesperrt hatte. Doch Chuti wurde wieder aus ihren Gedanken gerissen, weil sich jetzt etwas Neues ereignete. Kaiser Rotbart war nämlich plötzlich von einer Schar Kinder umgeben, die im Garten herumgetollt waren. Da es Fasching war, waren alle als Indianerjungen und Indianermädchen verkleidet. Sie tanzten um Kaiser Rotbart herum und schrien:

Der Kaiser kommt
Der Kaiser kommt
Er war so lange fort
Sein Bart ist rot
Sein Fuß ist schwarz
Und er wohnt im Hühnerstall

„Ich bin ein richtiger Kaiser“, brummte Rotbart. Doch die Kinder glaubten es ihm nicht, schließlich war Fasching und jeder konnte sich verkleiden, wie er wollte. Rotbart und Chuti gingen durch die Straßen der Stadt. Rotbart erregte wirklich Aufsehen. Die Leute blieben stehen und riefen lachend: „Seht, da kommt der Kaiser Rotbart!“ Rotbart erwiderte ihnen: „Ich bin der echte Kaiser Rotbart und wohne tief unter der Stadt in meiner Felsenburg, solange bis mich die Bürger dieser Stadt wieder zum Kaiser haben wollen!“

Doch die Leute nahmen ihn nicht ernst, schließlich war Fasching, zumal auch jeder wußte, daß der richtige Rotbart schon lange tot war. Und dann, tief unter der Stadt, da gab es nur die Tunnels für die U-Bahn, aber keine Felsenburg. Plötzlich standen sie

vor dem Rathaus der Stadt, in dem sich auch ein Saal mit Kaiserbildern befindet. Rotbart führte Chuti hinein, damit sie sein Bild sehen konnte. Und wirklich, da hing es an der Wand und viele Leute standen davor und bewunderten das Bild. Niemand merkte, daß der richtige Rotbart mit seiner Krone und seinem roten Kaisermantel hinter ihnen vorbeiging. Als sie wieder draußen waren, meinte Rotbart, daß er in dieser Stadt nicht bleiben möchte, da die Leute keine Achtung vor ihm hätten.



Rotbart hat große Schwierigkeiten, wenn er über die Strassen ging. Schließlich gab es zu der Zeit, als er Kaiser war, überhaupt keine Autos. Er rannte einfach hinüber und erwartete, daß die Autos anhielten. Schließlich war er ein Kaiser. Bisher hatte es immer geklappt, aber diesmal kam ein Auto daher, dessen Fahrer keine Kaiser leiden konnte. Er hupte ganz laut und als Rotbart nicht von der Straße ging, trat er im letzten Augenblick auf die Bremse. Chuti schrie schon auf vor Schreck, weil sie glaubte, Rotbart werde überfahren. Doch das Auto hielt quietschend an. Mit

der Stoßstange berührte es Rotbarts Mantel, auf dem ein langer schwarzer Fleck entstand.

Kaiser Rotbart war böse auf den Fahrer des Autos. Er schimpfte gewaltig. Doch der Autofahrer schimpfte zurück. Er konnte, wie schon gesagt, sowieso keine Kaiser leiden. Er ging nahe an Rotbart heran und brüllte: „Kannst du nicht aufpassen, du Idiot!“ Dann zeigte er mit seinem Finger an den Kopf, um klarzumachen, daß er Rotbart für verrückt im Kopf halte. Der Kaiser ärgerte sich gewaltig. Schließlich war es während seiner Regierungszeit bereits die größte Beleidigung, wenn jemand sich an den Kopf griff und den andern für verrückt erklärte. König Rotbart hob seinen Königsstab hoch und schlug dem Autofahrer damit voller Wut auf den Kopf. Nun war aber was los. Die Polizei kam angerast. Der Autofahrer rappelte sich vom Boden auf und wollte sich auf Rotbart stürzen. Doch ein Polizist hielt ihn zurück. Rotbart wurde nach seinem Ausweis gefragt. Jetzt wurde es ihm aber zu viel. Wo sollte er einen Ausweis hernehmen. Zu seiner Zeit gab es sowas nicht. Er schimpfte gewaltig auf die Polizei, weil sie es wagte, einen Kaiser nach seinem Ausweis zu fragen. Schließlich war Kaiser Rotbart in der ganzen Welt bekannt. Doch die Polizisten hatten keine Achtung vor einem Kaiser.

Zum Glück stand die Abendsonne am Horizont und begann, nach unten zu kippen, um sich für die Nacht zu verbergen. Es war Zeit für Rotbart zurückzukehren. Er hatte genug. Nach alledem, was er erlebt hatte, wollte er schnellstens wieder in seine Felsenburg zurück, wo Antonius auf ihn wartete. Er hatte es so eilig, daß er sogar vergaß, sich von Chuti zu verabschieden. Plötzlich war er verschwunden, und alle blickten dumm drein.

4. Serie: Im Krankenhaus

Nachdem Kaiser Rotbart so plötzlich verschwunden war, beeilte sich Chuti, schnell wegzukommen, da sie nichts mit der Polizei zu tun haben wollte. Sie hatte zwar einen Indianerpaß, aber trotzdem, vielleicht würden die Polizisten einen solchen Paß nicht anerkennen.

Als Chuti so dahinging, erschrak sie mächtig. Ein rotes Auto raste mit lautem Sirenengeheul an ihr vorbei und hielt kurz vor ihr an einem Gebäude mit vielen Fenstern. Das rote Auto wurde hinten geöffnet und ein Bett herausgezogen, auf dem eine Frau lag. Zwei Männer in weißen Anzügen trugen das Bett 'in das Gebäude. Natürlich hätte jedes Kind in Frankfurt sofort gewußt, daß das rote Auto ein Krankenauto war, das eine kranke Frau, die dringend Hilfe brauchte, ins Krankenhaus brachte. Aber Chuti kannte das alles nicht. Im Indianerdorf gab es kein Krankenauto und auch kein Krankenhaus. Wenn jemand krank wurde, blieb er zu Hause im Indianerzelt und wurde in Tierfelle eingewickelt. Dann kam der Indianerdoktor und brachte heilsame Kräuter und Pflanzen, aus denen er einen starken Tee kochte. Manchmal half es dem Kranken, manchmal auch nicht, und er mußte eben abwarten, bis er von selbst wieder gesund wurde. Natürlich war Chuti neugierig, wohin dieses Bett mit der Frau gebracht werden sollte. Sie überlegte nicht lange und lief einfach hinterher.

Zuerst kamen sie durch einen langen Gang, auf dem sich rechts und links viele Türen befanden, die in die Krankenzimmer führten. Jetzt wurde eine Tür aufgerissen, eine Schwester mit einer blauen Schürze rief: "Hier herein, wir bereiten alles für die Operation vor!" Chuti wußte nicht, was eine Operation ist, aber es mußte bestimmt etwas schlimmes sein, denn die Frau zuckte zusammen und stöhnte, als sie das Wort Operation hörte.

Die zwei weißen Männer stellten das Bett ab und waren im Nu verschwunden. Chuti stand allein im Gang und wußte nicht, wohin sie gehen sollte. Eine Schwester, die gerade

vorbeikam und sah, daß dieses Indianermädchen sich anscheinend nicht auskannte, rief: "Immer gerade aus, dort ist die Ambulanz!" Chuti wußte nicht, was eine Ambulanz ist, doch sie ging weiter, wohin die Schwester mit ihrem Finger gezeigt hatte. Am Ende des Ganges befand sich ein Schild "Ambulanz". Chuti wurde gleich von einer Schwester in Empfang genommen.

"Ah, da bist du ja", sagte die Krankenschwester, "wir haben schon auf dich gewartet. Aber deine Verkleidung mußt du ablegen, hier im Krankenhaus gibt es keinen Fasching. Hier müssen alle Kranken ein weißes Nachthemd anziehen!" Chuti wollte erklären, daß sie ein richtiges Indianermädchen sei und nur einmal nachschauen wollte, wohin die Frau mit dem Bett gebracht wurde, die in dem roten Auto hierher gefahren worden war.

Aber Chuti kam gar nicht dazu, etwas zu sagen. Im Nu hatte ihr die Schwester das Leopardenfell vom Körper gezogen, die Papageienfedern aus den Haaren genommen und die Indianerschuhe ausgezogen. "Du bist ja vor Schmutz ganz dunkelbraun", rief die Schwester entsetzt, "sofort in die Badewanne mit dir!" Und gleich darauf saß Chuti im warmen Wasser, wurde am ganzen Körper eingeseift, die schwarzen Haare wurden gewaschen, doch es war umsonst. Als die ganze Arbeit fertig war, stellte die Schwester fest, daß Chutis Körper noch genauso braun und ihre Haare noch genauso schwarz waren wie vorher. Wütend begann die Krankenschwester von neuem mit dem Waschen, diesmal nahm sie sogar eine Bürste und schrubhte damit über Chutis Haut. Langsam wurde es zu viel. Mehrmals schrie Chuti laut: „Autsch, Aua!" Sie verstand überhaupt nicht, was diese Frau wollte. Schließlich war Chuti ein Indianermädchen und da mußte sie dunkelbraune Haut und schwarze Haare haben.

Die Krankenschwester hatte sich beim Schrubben so angestrengt, daß sie jetzt laut schnaufen mußte. Sie setzte sich einen Augenblick auf einen Stuhl und hielt sich die Hand

vor die Augen, weil es ihr schwindelig geworden war. Chuti hatte große Angst, daß das Schrubben gleich weitergehen würde. Es tat ihr schon am ganzen Körper weh; Kurzenschlossen kletterte sie aus der Badewanne und rannte weg.

Da war aber was los. Als ob sie einen Stromstoß in ihr Hinterteil bekommen hätte, sprang die Schwester hoch und rannte Chuti nach. Das Indianermädchen war schon draußen auf dem Gang und suchte verzweifelt nach dem Raum, in dem sich ihre Sachen befinden mußten, denn ohne ihr Leopardenfell und ohne die drei Papageienfedern durfte sie nicht in das Indianerdorf zurückkehren. Ihr Indianervater würde schimpfen, der extra für Chuti tagelang einen Leopard verfolgt hatte; durch den weiten Urwald war er ihm gefolgt, über umgestürzte Bäume war er geklettert, über hohe Wurzeln, durch Sümpfe war er geschwommen, wo ihn blutgierige Raubfische verfolgten. Endlich war der Leopard müde geworden. Er kletterte an einem Baumstamm hoch und versuchte, sich in den Ästen und Blättern zu verstecken.

Doch der Indianervater hatte gute Augen. Er sah genau, wo sich der Leopard hingelegt hatte und kletterte auf den gegenüberliegenden Baum. Dort suchte er sich einen Ast, auf dem er bequem sitzen konnte, steckte einen vergifteten Pfeil vorne in das Blasrohr, nahm das andere Ende des Rohres in den Mund, holte tief Luft, zielte genau und blieb so fest in das Rohr, daß ihm die Lunge weh tat. Der Leopard spürte, daß etwas Gefährliches auf ihn zuflog, doch bevor er sich bewegen konnte, hatte ihn der Pfeil schon getroffen. Er sprang auf, kletterte nach unten und versuchte zu fliehen. Doch das Gift wirkte schnell, der Leopard kam nicht weit, einige Bäume weiter blieb er liegen und war tot. Der Indianervater holte das Fell des toten Leoparden und schenkte es später seiner Tochter Chuti.

Chuti mußte jetzt an diese Geschichte denken, als sie im

Krankenhaus durch den Gang rannte und nach dem Leopardenfell suchte. Doch das Suchen dauerte zu lange, sie kannte sich hier nicht aus. Schnell war die Schwester wieder bei ihr, packte sie an den Armen, streifte Chuti ein weißes Nachthemd über und steckte sie ins Krankenbett.

Bald darauf kam ein Mann im weißen Kittel *an* Chutis Bett. Es war der Arzt. Er hatte von der Krankenschwester gehört, daß dort im Krankenbett ein Mädchen lag, dessen Haut so schmutzig war, daß sie trotz Schrubben und Bürsten überhaupt nicht mehr hell wurde. Der Arzt fühlte Chutis Puls, schaute auf die Uhr und zählte die Pulsschläge. Dann tastete er Chutis Körper ab und drückte ihr mit den Fingern in den Bauch, daß es Chuti weh tat. *Dann* sagte er zur Schwester: "Morgen früh wird der Blinddarm operiert. Bereiten sie alles vor, Schwester Anna!"

Chuti verstand zwar nicht genau, was der Arzt sagte, aber ihr war klar, daß man etwas mit ihr vorhatte, das schlimmer war, als das Schrubben in der Badewanne. Nachdem der weiße Kittelmann und die weiße Schürzenfrau weg waren, überlegte Chuti krampfhaft, wie sie wieder aus diesem seltsamen Haus herauskäme, wo man einfach ausgezogen wird, in der Badewanne geschrubbt wird, ein weißes Hemd angezogen bekommt und im Bett liegen muß. Chuti wartete ab, bis überall im Haus die Lichter ausgegangen waren, dann kletterte sie aus dem Bett, schlich leise zum Schrank, so leise, wie nur Indianer schleichen können, öffnete vorsichtig die Tür und tastete im Dunkeln nach ihren Sachen. Und tatsächlich, plötzlich spürte sie das Leopardenfell, dann die Indianerschuhe und endlich die Papageienfedern. Sie zog das Nachthemd aus und zog schnell ihre eigenen Sachen wieder an.

Leise schlich sie zur Tür und wollte nach draußen schlüpfen. Aber die Tür war verschlossen. Was tun? Keine Angst, ein Indianermädchen findet immer noch einen Ausweg! Chuti schlich vorsichtig zum Fenster. Dann beugte sie sich vor und schaute nach unten. Sie hatte erst vor, einfach nach unten zu springen, Indianer können gut springen. Aber es war doch

sehr tief und Chuti wußte, daß man sich die Beine brechen konnte, wenn man aus zu großer Höhe sprang, vor allem, wenn man nicht sehen konnte, wie der Boden unten war.

Vielleicht lagen dort spitze Steine oder Glasscherben. Also Springen war zu gefährlich. Sollte Chuti eventuell um Hilfe rufen. Vielleicht ging unten jemand vorbei und würde ihr helfen. Aber sie gab diesen Gedanken bald wieder auf. Wer würde ihr schon helfen, wo sie niemanden in dieser Stadt kannte. Wenn sie rufen würde, so würde bestimmt diese weiße Schürzenfrau gleich angerannt kommen und würde sie wieder ins Bett stecken.

Chuti mußte an ihren Indianerbruder denken. Er hatte ihr eines Tages die Papageienfedern mitgebracht, die sie jetzt immer an ihre schwarzen Haare steckte. Er war wie so oft durch den Urwald gestreift, und überlegte, was er seiner Schwester Chuti schenken könnte. Schließlich hatte sie in diesem Monat Geburtstag. Bei den Indianern wird der Geburtstag einen ganzen Monat lang gefeiert. Sie rechnen ihn nicht genau auf den Tag aus. Also der Indianerbruder spähte umher, durch das Dickicht, auf die Bäume. Plötzlich sah er im dichten Blätterwerk eines Urwaldbaumes einige bunte Farbtupfer. Er schlich sich näher und konnte bald sehen, daß es ein wunderschöner Papagei war. Solch bunte Federn hatte der Indianerbruder noch nie gesehen. Gleich dachte er daran, wie sehr sich Chuti freuen würde, wenn er ihr drei solche Federn mitbringen würde. Aber das war leicht gesagt. Wie sollte er an den Papagei herankommen. Der würde gleich wegfliegen. Er mußte sich so leise heranschleichen, daß der Papagei gar nichts merkte. Er konnte nicht einfach auf den Baum klettern, das würde der Papagei merken, nein, er mußte ganz vorsichtig von hinten an ihn herankommen. Und der Indianerbruder hatte eine Idee. Er schnitt mit seinem Messer Schlingpflanzen ab, die überall im Urwald wachsen und flocht ein Seil daraus. Das ist zwar nicht einfach, aber die Indianerkinder lernen in der Indianerschule, wie man aus weichen Schlingpflanzen ein festes Seil herstellen kann. Nun, mit dem Seil kletterte der

Indianerbruder vorsichtig auf einen anderen Baum, der hinter dem stand, auf dem der Papagei saß. Er mußte sich ganz schön anstrengen, um am Stamm hochzukommen. Aber zum Glück wuchsen um den Stamm auch Schlingpflanzen, an denen man sich festhalten konnte. So kam der Indianerbruder langsam höher, erreichte endlich die Zweige, kletterte noch höher, bis er auf einem Ast über der Stelle saß, auf der der Papagei immer noch ruhig saß und nichts merkte. So, jetzt war er genau hinter ihm. Er band sein Seil aus Schlingpflanzen an den Ast und schon schwang sich der Indianerbruder lautlos am Seil hinab. Noch ein Stück, jetzt war er schon ganz nah an dem Papagei, noch ein Stück, mit einer Hand hielt er sich am Seil fest, mit der andern griff er nach dem Papagei und hielt die Federn fest. Mit bösem Gekrächze flatterte der aufgeschreckte Papagei davon. Drei Federn mußte er zurücklassen. Jeder wird sich vorstellen können, wie sehr sich Chuti später über die schönen Papageienfedern freute.

Das war die Geschichte, an die Chuti denken mußte, als sie ratlos aus dem Fenster schaute. Halt, da war doch das Seil, sie hatte zwar keine Schlingpflanzen, aber sie konnte etwas anderes verwenden. Schnell schlich sie zum Bett, zog das Bettuch heraus, rollte es zusammen, band ein Ende an die Heizung unter dem Fenster und ließ das andere Ende aus dem Fenster baumeln. Schnell wie der Wind kletterte nun Chuti nach unten, und als das Tuch zu Ende war, sprang sie einfach ab und rannte davon.

5. Serie: Neue Abenteuer

Chuti war froh endlich aus diesem schlimmen Haus weg zu sein, wo man in einem weißen Nachthemd im Bett liegen mußte. Doch es war Nacht und Chuti merkte, daß sie sehr müde war. Wo sollte sie schlafen. Zu Hause im Indianerdorf gab es extra ein Zelt für Gäste, wo jeder schlafen konnte, der auf Besuch war. Aber hier in dieser Stadt gab es nur große Häuser für die Leute, die hier wohnten. Chuti dachte an Alex

und sein Zelt, in dem sie die erste Nacht geschlafen hatte. Leider wußte sie nicht mehr in welcher Straße das war, sonst wäre Chuti geradewegs hingegangen.

Man merkte, daß es Fasching war. Immer wieder gingen Leute an Chuti vorbei, die maskiert waren. Chuti schaute gerade einem Mädchen nach, das als Engel verkleidet war, als sie plötzlich gegen ein weißes Tuch rannte. Natürlich war es kein Tuch, sondern ein Mann, der als Araber verkleidet war, mit einem Turban auf dem Kopf und mit einem weißen Bettuch um den Körper. Der Mann entschuldigte sich. Chuti bemühte sich, in der Frankfurter Sprache etwas zu sagen, es fiel ihr zwar schwer, denn die Indianersprache ist ganz anders, aber schließlich sagte sie: "Es ist nicht schlimm, Herr Araber!" Der Mann im Bettuch sah sie an und lachte: "Ich bin kein echter Araber, nur so verkleidet, weil heute Fasching ist." Chuti antwortete: "Ich bin aber ein echtes Indianermädchen und nicht verkleidet!" "Wirklich!" staunte der Mann, "das ist ja kaum zu glauben!" "Doch, wirklich", nickte Chuti, "aber leider weiß ich nicht, wo ich schlafen soll. Ich habe eine weite Reise mit dem Flugzeug vom Amazonas Fluß in Südamerika nach Frankfurt gemacht. Wissen Sie, ich habe nämlich den ersten Preis im Indianerpreisausschreiben gewonnen, deswegen durfte ich eine so weite Reise machen!"

Der Mann staunte. Eine so weite Reise hatte das Indianermädchen gemacht und nun wußte es nicht, wo es schlafen sollte. "Komm mit", sagte er, "du kannst in meinem Büro schlafen!" Chuti wußte zwar nicht genau, was ein Büro ist, aber sie ging mit, denn sie war so müde, daß sie fast schon im Stehen einschlief. Der Mann im Bettuch ging voran und Chuti folgte ihm; zuerst bog er rechts in eine Seitenstraße, dann ging es links und am Ende wieder rechts. Endlich waren sie da. Chuti sah ein Schild: "Tankstelle". Ob der Mann wohl so hieß. Alle die wissen, was eine Tankstelle ist, sollten bedenken, daß es im Indianerdorf keine Tankstellen gibt. Natürlich hat Chuti in der Indianerschule gehört, daß es anderswo Tankstellen gibt, damit die Autos Benzin bekommen, genau wie die Pferde, die Wasser brauchen, wenn sie lange durch

die Steppe gerannt sind. Aber in diesem Augenblick hatte Chuti vollkommen vergessen, was eine Tankstelle ist. Sie kamen in einen Hinterhof, wo Chuti ein Schild sah mit der Aufschrift: "Autoreparatur". Aha, jetzt wußte sie schon besser Bescheid. Hier wurden Autos wieder in Ordnung gebracht, genau wie die Pferde, wenn sie neue Hufeisen brauchten, weil die alten vollkommen abgelaufen waren. Sie stiegen eine Eisentreppe hoch; der Mann öffnete die Tür und sagte: "Dies ist mein Büro, du kannst dir einige Kissen auf den Boden legen und hier schlafen. Morgen brauchst du nicht so früh aufzustehen, ich komme später ins Büro, weil ich heute abend noch Fasching feiern will und da komme ich bestimmt sehr spät ins Bett!" Damit verabschiedete er sich und war gleich darauf verschwunden.

Chuti hatte einen Platz zum Schlafen gefunden, in einem Büro. Sie schaute sich um, weil sie wissen wollte, was ein Büro ist. Eigentlich gar nichts besonderes. Da standen drei Tische mit viel Papier drauf, einige Stühle und ein Regal mit vielen Büchern drin. Natürlich waren das alles dicke Aktenordner mit Briefen und Rechnungen. Aber so etwas kannte Chuti ja nicht. Bei ihr zu Hause wurde nichts auf Papier geschrieben, da wurden auch keine Rechnungen verschickt. Wenn ein Indianer einem andern ein Fell verkaufte, dann setzte man sich zusammen, sprach erst über das Wetter und die schlechte Ernte in diesem Jahr, erkundigte sich nach den Frauen und Kindern und sprach nebenbei über den Preis für das Fell. Dann unterhielt man sich über die Jagd und die Tiere im Urwald, bis man schließlich wieder nebenbei über den Preis für das Fell sprach und so ging es weiter, bis man sich einig war. Beide Indianer gaben sich die Hand, damit war der Verkauf abgeschlossen. Kein Brief mußte geschrieben, keine Rechnung mußte ausgestellt werden. Aber hier in diesem Büro, das konnte Chuti richtig sehen, wurde unheimlich viel Papier vollgeschrieben.

Jetzt überkam Chuti endgültig die Müdigkeit. Sie ließ sich

einfach auf den Boden fallen, Kissen braucht ein Indianermädchen nicht, und wollte schlafen. Aber etwas störte sie, im Büro brannte Licht. Der Mann im Bettuch hatte das Licht angeknipst, als sie in das Büro kamen. Nun war er weg und Chuti wußte nicht, wie sie das Licht ausmachen sollte. Sie wartete einen Augenblick. Vielleicht ging es von selbst aus. Aber nein, nichts geschah. Was sollte Chuti machen. Auch Indianermädchen und Indianerbuben können nur schlafen, wenn es ganz dunkel ist.

Chuti erinnerte sich, daß der Mann im Bettuch mit seinen Fingern über die Wand gefahren war und irgendwo draufdrückte. Sie fuhr auch mit den Fingern über die Wand aber nichts geschah. Chuti überlegte. Das mußte eine ganz bestimmte Stelle in der Wand sein, wo man draufdrücken mußte. Sie spähte mit ihren scharfen Indianeraugen über die Wand und jetzt sah sie den Knopf, dort an der Tür. Chuti drückte drauf und das Licht ging aus. Sie legte sich auf den Boden und war sofort eingeschlafen. Trotzdem träumte sie noch von ihrem Indianerdorf, vom Urwald und den vielen Tieren, die es dort gab.

So verging die Nacht. Doch wie es so geht, wenn man in einer fremden Umgebung schläft, man wird früh wach, auch wenn man in Wirklichkeit länger schlafen möchte. Chuti wachte sehr früh auf. Sie rieb sich die Augen und schaute verwundert um sich. Dann begriff sie. Sie hatte ja in einem Büro geschlafen. Schnell stand sie auf, fuhr mit den Händen über ihre Haare, damit sie wieder glatt wurden und wischte sich das Gesicht an ihrem Leopardenfell ab. Das war schön weich und kitzelte, so daß man bald ganz munter war.

Chuti wollte weg. Sie beschloß, nach Alex zu suchen. Irgendwo würde sie ihn schon finden. Sie versuchte, die Tür zu öffnen, aber der Mann im Bettuch hatte sie verschlossen, damit niemand herein konnte, wenn Chuti schlief. Sie versuchte es an der gegenüberliegenden Tür, an der ein Schild mit der Aufschrift "Werkstatt" hing. Und die

ging auf. Chuti staunte, als sie sich umblickte. Überall standen Autos, allerdings fehlte bei einigen etwas, ein Rad, das Dach, eine Tür oder sogar der Motor. Chuti hatte ja in der Indianerschule viel über das Auto gehört, aber noch nie konnte sie ein Auto so genau betrachten. Voller Neugierde näherte sie sich einem Auto, bei dem vorne das Rad fehlte, das jedoch an der Seite an einem Pfosten angelehnt war. Vielleicht war es am Abend vergessen worden oder die Leute hatten keine Zeit mehr. Chuti bekam plötzlich große Lust, auch einmal an einem Auto zu reparieren. Sie packte das Rad, rollte es zu dem Auto, überlegte einen Augenblick, aha, die Sache war klar, da war eine Scheibe auf der fünf Eisenstifte mit Gewinde hervorragten. Da mußte man das Rad bestimmt draufstecken. Chuti entdeckte tatsächlich in der Mitte des Rades fünf Löcher. So, jetzt die Löcher auf die Stifte, dann saß das Rad.

Aber so einfach war das nicht. Das Auto war nämlich auf einem kleinen Bock aus Eisenrohr hochgestützt, so daß man das Rad etwas hochheben mußte, damit die Löcher auf die Stifte passen würden. Chuti kapierte schnell, und versuchte das Rad hochzuheben. Hopp, ah, das war schwer. Indianermädchen haben zwar viel Kraft, aber ein Autorad wiegt sehr viel. Chuti überlegte, wie sie das Rad hochheben konnte, nicht viel, gerade so viel, daß es auf die Stifte paßte. Da, jetzt wußte sie wie, auf dem Boden lag ein dünnes Rohrstück. Das steckte sie unter den Autoreifen, drückte am anderen Ende das Rohr nach unten, das war nicht so schwer, so viel Kraft hatte sie und wupp, saß der Reifen fest. So fertig, aber nein, da fehlte noch etwas, so war das Rad gar nicht fest, es konnte beim Fahren abgehen. Die Stifte hatten ein Gewinde, da mußte man bestimmt etwas draufschrauben. Natürlich, auf dem Boden lagen fünf Muttern, die gehörten oben drauf. Schnell schraubte Chuti alles fest und war gleich fertig. Sie war richtig stolz, daß sie das Auto repariert hatte, wo sie doch ein Indianermädchen war, das bisher nie etwas an einem Auto gemacht hatte. Aber Chuti war geschickt und überlegte erst genau, bevor sie etwas machte.

Was war denn mit dem anderen Auto nebenan los? Die Haube war vorne aufgeklappt und anscheinend war einiges vom Motor herausgenommen. Chuti ging näher und schaute hinein. Aha, da war der Motor, daneben kleine Rohre und Kabel. Dort war auch die Batterie, das wußte sie schon. Tja, sie konnte nicht feststellen, daß etwas fehlte. Da hatte wohl am Abend jemand vergessen, den Deckel zu schließen. Chuti streckte den Arm hoch und zog den Deckel herunter. Ach, das ging ja ganz leicht, ein kurzer Druck und der Deckel schnappte ein. So, damit war auch dieses Auto fertig. Chuti überlegte, ob es wohl wirklich fertig war, vielleicht mußte der Motor doch noch repariert werden. Sie wollte es ausprobieren, öffnete die Tür und stieg in das Auto ein. Sie hatte zwar keinen Führerschein, im Indianerdorf gibt es sowas nicht, aber es konnte nicht schlimm sein, wenn man sich einmal in ein Auto setzte und einfach versuchte zu fahren.

Zuerst drehte sie das Lenkrad hin und her. Das ging, aber damit wußte man nicht, ob der Motor auch ging. Da steckte ein Schlüssel. Chuti drehte den Schlüssel hin und her, nichts geschah. Sie drückte verschiedene Knöpfe, ah, plötzlich wurde es vorne hell, das Licht war angegangen. Jetzt hatte Chuti einen anderen Knopf gedrückt, da drehten sich die Scheibenwischer und hier, da spritzte sogar Wasser auf die Scheibe. Aber der Motor rührte sich nicht. Vielleicht mußte man doch etwas mit dem Schlüssel machen. Chuti drehte ihn weiter herum, da, jetzt geschah etwas, ein jaulendes Geräusch, ein Knall, der Motor sprang an und das Auto fuhr langsam vorwärts, weil der Gang eingeschaltet war. Chuti hielt den Lenker fest, sonst wußte sie auch nicht, was sie machen sollte. Genau wie beim Pferd, wenn es losrannte, dann hielt man die Zügel fest und ließ es rennen. Vielleicht konnte man es anschließend vorsichtig in die richtige Richtung lenken, damit es nicht einfach blindlings in der Gegend umherirrte.

Also, das Auto fuhr vorwärts, gegen das hölzerne Tor, das schnell aufging, weil es nicht zugeschlossen war und schon

war das Auto im Freien. Chuti drehte den Lenker schnell nach rechts und das Auto fuhr nach rechts und weiter gings und wieder nach rechts, dann machte es puff, Qualm kam vorne aus dem Auto und es blieb einfach stehen, direkt vor der Tankstelle, als ob es erst Benzin haben wollte, bevor es weiterfuhr. Was Chuti nicht wußte, der Motor war nämlich nicht in Ordnung. Die Kolben mußten repariert werden und der Vergaser war verstopft.

Doch Chuti war froh, daß das Auto von selber stehengeblieben war. Sie stieg aus, klappte die Autotüre leise wieder zu, schaute sich um, ob niemand nach ihr schaute und verschwand schnell in einer Seitenstraße. Sie wollte versuchen, Alex zu finden, denn bei ihm hatte es ihr am besten gefallen.

Als später die Mechaniker kamen, wunderten sie sich, wie das Auto an die Tankstelle gekommen war. Nur der Mann mit dem Bettuch, der wieder ganz normal aussah, hatte eine Ahnung, wer das Auto gefahren haben könnte, als er nämlich ins Büro kam und sah, daß Chuti weg war. Aber er sagte nichts.

6. Serie: In der Schule

Chuti ging also weiter auf Entdeckung in dieser großen Stadt. Allerhand hatte sie in der kurzen Zeit bereits erlebt! Aber sie war eben ein junger Mensch, voller Neugierde auf die Welt, in der sie lebte und voller Unbekümmertheit bei allem, was sie tat. Dazu hatte Chuti die Veranlagung immer wieder Abenteuer zu erleben, die andere nicht erleben konnten, weil sie zu ängstlich waren und sich vor den Erwachsenen fürchteten, was vollkommen falsch ist. Die Erwachsenen sind zwar größer und stärker, aber sie können nicht so schnell nachdenken und neue Ideen haben wie Kinder und junge Leute. Chuti konnte sehr schnell überlegen und sie kam auch sehr schnell zu einem Entschluß. Doch bei allem, was

sie tat, war sie sehr vorsichtig, damit ihr nichts zustieß. Schließlich wollte sie wieder in das Indianerdorf zurückkehren, wo alle ihre Bekannten auf sie warteten.

Doch jetzt war Chuti auf der Suche nach Alex. Sie ärgerte sich. Hätte sie sich nur die Straße gemerkt, wo er wohnte und die Hausnummer. Aber daran hatte sie nicht gedacht. Sie war einfach am Morgen weggegangen, weil sie nicht daran dachte, wieder zurückzukommen. Als Chuti an einem Gebäude mit einem großen umzäunten Hof vorbeikam, hörte sie lautes Geschrei. Sie stellte sich auf die Fußspitzen, um über die Mauer zu schauen und sah, daß der Hof voller Kinder war. Sie rannten herum, unterhielten sich, lachten, aßen Brot oder leckten Eis. Da konnte Chuti nicht vorbeigehen. Bei so vielen Kindern mußte sie auch dabei sein. Sie entdeckte eine Tür aus Gitterstäben, durch die sie in den Hof gelangte. Viele Kinder waren als Indianer oder Cowboys verkleidet, so daß Chuti gar nicht auffiel.

Plötzlich klingelte es ganz laut und die Kinder wurden leise, drehten sich nach dem großen Gebäude um und gingen langsam zurück, durch den Eingang in das Gebäude, die Treppe hoch und in die verschiedenen Räume, wo Tische und Stühle für die Kinder standen. Jeder wird wissen, daß es sich um eine Schule handelte und daß die Pause zu Ende ging. Nur Chuti kannte eine solche Schule nicht. Sie war zwar auch in die Indianerschule gegangen, doch die war ganz anders, viel kleiner, ohne einen solchen eingezäunten Hof. In den Pausen konnten die Indianerkinder hingehen, wo sie wollten, sie mußten nur zur richtigen Zeit wieder zurück sein.

Chuti war neugierig und wollte sehen, was in diesem Gebäude mit den vielen Kindern geschah. Sie mischte sich unter eine Gruppe Kinder und befand sich bald darauf in einem Klassenraum, setzte sich einfach auf einen Stuhl und lächelte die anderen Kinder an. Niemand sagte etwas, da es öfters vorkam, daß ein neues Kind in die Klasse kam, wenn die Eltern umgezogen waren oder wenn ein Kind die Klasse

wechselte.

Nun kam der Lehrer, um Unterricht in Geographie zu erteilen. In diesem Fach lernt man die fremden Länder kennen sowie die Bewohner und ihre Lebensweise. Man behandelte gerade Südamerika und die Indianer. Der Lehrer erzählte vom Indianerdorf, wie die Indianer ihre Zelte und Hütten bauen, wie sie Essen kochen, wie sie auf Jagd gehen und wie sie ihre Felder bestellen. Die Kinder hörten sehr aufmerksam zu und staunten über das, was sie hörten. Nur Chuti kannte das alles. Sie war ja ein richtiges Indianermädchen.

Als der Lehrer erzählte, daß viele Indianer anfangen, sich zu betrinken, wenn sie aus dem Indianerdorf weggehen in die großen Städte, da wurde Chuti traurig. Einer ihrer Indianerbrüder war auch in die Stadt gegangen, weil es ihm im Indianerdorf nicht mehr gefiel. Er hatte schon viel von der großen Stadt gehört, wo die Leute in schönen Häusern wohnen und nicht in einfachen Zelten, wo die Leute nur zu drehen brauchen und schon kommt das Wasser aus dem Wasserhahn geflossen, während man im Indianerdorf mit einem Eimer zum Fluß laufen muß, um Wasser zu holen. Und so gab es noch vieles andere, was in der Stadt besser war als im Indianerdorf.

Doch der Indianerbruder bekam bald Heimweh nach dem Indianerdorf, als er so allein in der großen Stadt leben mußte. Die Leute waren hier anders, sie mochten keine Indianer, sie schauten auf ihn herab, weil sie ihn für dumm hielten. Deswegen fand der Indianerbruder auch keine richtige Arbeit. Er durfte schließlich am großen Bahnhof jeden Tag den Boden kehren. Und die Leute sorgten dafür, daß er Arbeit hatte, sie warfen alles auf den Boden, Papier, Zeitungen, Trinkbecher, Zigarettenskippen, alte Fahrscheine und leere Kekspackungen. Der Indianerbruder mochte all diese Leute nicht, manchmal dachte er daran, wieder in das Indianerdorf zurückzukehren. Aber er schämte sich. Die anderen Indianer würden lachen und sagen: "Siehst du,

in der Stadt ist es doch nicht so gut, wie du dir es vorgestellt hast. Nun hast du endlich eingesehen, daß es im Indianerdorf immer noch besser ist. Hättest du wenigstens in der Indianerschule mehr gelernt. Aber da hattest du keine Lust. Ja, siehst du, was es für ein Blödsinn war, als du einfach in die Stadt gegangen bist, weil du dir eingebildet hast, dort würde es dir viel besser gehen!"

Nein, der Indianerbruder ging nicht zurück. Er lernte einige andere Indianer kennen, die schon länger in der Stadt waren. Die luden ihn ein zum Trinken. Und da der Indianerbruder so traurig war, trank er Bier, Wein und Schnaps, er trank und trank, immer mehr, bis er vollkommen betrunken war. Als er am nächsten Morgen aufwachte, lag er am Rande der schmutzigen Straße. Die Leute gingen an ihm vorbei, warfen einen abschätzigen Blick auf ihn, manche spuckten sogar nach ihm und riefen: "Pfui, da liegt wieder ein schmutziger und besoffener Indianer!" Der Indianerbruder trank nun jeden Abend und bald hörte man im Indianerdorf, daß er betrunken in den Straßen der großen Stadt herumliege. Später hörte man gar nichts mehr von ihm und man nahm an, daß er gestorben sei.

Chuti hatte sich auf jeden Fall vorgenommen, sich nie so zu betrinken, wie es ihr Indianerbruder getan hatte. Sie wollte klüger werden, sich umschauen und viel lernen, damit sie keine Angst vor den Leuten in der Stadt haben mußte, weil die meinten, daß die Indianer dumm seien, und daß man mit ihnen alles machen könne. Als es später in der Schule klingelte und die nächste Pause anfang, ging Chuti mit den anderen Kindern auf den Schulhof. Doch dann verschwand sie heimlich wieder und niemand hatte erfahren, daß sie nicht verkleidet, sondern ein echtes Indianermädchen war.

Chuti überlegte, wie sie wohl Alex wiederfinden konnte. Eines wußte sie noch. In der Straße, wo Alex wohnte, gab es Straßenbahnschienen. Aber das half auch nicht weiter. Es gab

viele Straßen mit Straßenbahnschienen. Chuti dachte nach, ob ihr noch etwas anderes einfallen würde. Aber es fiel ihr einfach schwer, sich zu erinnern. Plötzlich hielt vor ihr quietschend ein grünes Auto. Zwei Männer in Uniformen stiegen aus und holten einen anderen aus dem Auto, der sich heftig wehrte, aber die beiden grünen Männer hielten ihn fest. Für diejenigen, die es nicht wissen sollten, sei gesagt, daß die beiden grünen Männer natürlich Polizisten waren, die einen jungen Mann abführten, der beim Fasching feiern zu viel getrunken hatte und dann auf der Straße die Leute angerempelt hatte und später, als die Leute über ihn schimpften, war er so wütend geworden, daß er sogar eine Fensterscheibe eingeworfen hatte. Daraufhin kam das Polizeiauto angerast, und er wurde festgenommen. Aber Chuti wußte das natürlich nicht. Ihr tat nur der junge Mann leid, der genau so lange Haare wie Chuti hatte, nur waren sie nicht schwarz sondern braun. Chuti folgte also diesem jungen Mann ins Polizeigebäude. Sie kamen in einen großen Raum, wo mehrere Schreibtische standen, hinter denen Polizisten saßen. Der Langhaarige wurde vor einem der Schreibtische auf einen Stuhl gesetzt. Der Polizist, der nun vor ihm saß, holte ein Formular, das er in eine Schreibmaschine spannte, um die persönlichen Angaben des Langhaarigen reinzuschreiben. Chuti hatte sich an die Seite auf eine Bank gesetzt und schaute zu. Plötzlich zog der Langhaarige eine Pistole aus einer Tasche in seiner Jacke, sprang auf und schrie den Polizisten zu: "Halt, keine Bewegung!" Jetzt herrschte Totenstille im Raum. Der Langhaarige ging rückwärts zu einem Fenster, vor sich hielt er die Pistole, öffnete das Fenster und sprang plötzlich hinaus. Jetzt war aber was los. Die Polizisten waren alle hinausgestürmt, um den Langhaarigen zu verfolgen.

Ohne daß sie jemand beobachtete, ging Chuti wieder nach draußen auf die Straße. Sie sah gerade noch, wie zwei Polizisten den Langhaarigen wieder herbeischleppten. Sie hatten ihn eingefangen und ihm die Pistole abgenommen, es war ja nur eine einfache Wasserpistole, mit der man nur Wasser verspritzen konnte.

Chuti beeilte sich, daß sie weiterkam. Sie dachte daran, daß sie bald etwas essen mußte. Indianerkinder können es zwar lange ohne Essen und Trinken aushalten, wenn es sein muß sogar drei Tage lang, aber Chuti wollte doch bald etwas essen. Gerade sah sie vor sich ein Schild: Restaurant. Aha, da konnte man etwas essen, so hatte sie es jedenfalls in der Indianerschule gehört. Chuti trat ein. Es waren nur wenige Gäste da. Sie suchte sich Platz an einem Tisch, von wo sie auf die Straße schauen konnte. Eine Frau im schwarzen Kleid und weißer Schürze kam zu ihr und legte ihr eine Karte hin. Es war die Kellnerin.

Chuti schaute sich die Karte an. Was es da alles gab: Hähnchen, Kartoffel, Schnitzel, Salat, Suppe, Eis. Das war aber viel zu viel, das konnte sie doch nicht alles alleine essen. Wenn ihre ganze Indianerfamilie dabei gewesen wäre, dann hätten sie das alles gegessen. Zu Hause im Indianerdorf wurde alles in einen großen Topf getan, über dem Feuer gekocht und wenn es fertig war, dann wurde der Topf in die Mitte gestellt und alle setzten sich drumherum, griffen mit ihren Fingern in den Topf und holten sich das Fleisch oder die Kartoffeln heraus, um sie in den Mund zu stecken. Nur die Suppe konnte man nicht mit den Händen essen, dazu gab es einen Löffel aus Holz.

Die Kellnerin kam wieder zu Chuti und fragte, was sie essen wolle. Chuti sagte: Bananengulasch. Die Kellnerin schüttelte verwundert den Kopf: "Wir haben leider keinen Bananengulasch!" "Ach, wie schade!" erwiderte Chuti. Was sollte sie sonst essen? "Dann nehme ich Ananas auf Maiskolben", sagte Chuti. Die Kellnerin schaute böse drein: "So was haben wir nicht!" Sie fand es ein starkes Stück, daß dieses Indianermädchen sie auf den Arm nehmen wollte. Aber das war gar nicht der Fall. Chuti bestellte einfach Speisen, die es zu Hause im Indianerdorf gab. Nur hier waren sie leider unbekannt. Ach, was soll's, dachte Chuti, sie war hungrig und wollte was essen. "Dann bringen Sie alles, was hier steht", meinte sie und deutete auf die Karte. Die Kellnerin sperrte den Mund vor Überraschung auf. So etwas

war ihr noch nie vorgekommen, daß jemand alles bestellte, was auf der Karte stand. Gut, ihr sollte es recht sein. Sie drehte sich um und marschierte in die Küche.

Bald war der Tisch voll mit Speisen, und Chuti wußte gar nicht, was sie essen sollte: Rindfleischsuppe, gebackener Fisch, Reis und Nudeln, Gulasch, Rippchen mit Sauerkraut, Handkäse mit Musik, Kartoffelsalat, Apfelmus, Erdbeeren, Vanilleeis und Schokoladenkuchen. Chuti aß und aß, doch sie schaffte es einfach nicht. Jetzt verstand sie auch, warum sie auf den Straßen so viele dicke Leute gesehen hatte. Wenn alle so viel essen mußten, dann war es klar, daß sie einen dicken Bauch bekamen. Chuti hatte genug, bezahlte 180 Mark, das war sehr viel Geld, aber jetzt war Chuti für zwei Tage satt, und verließ die Gaststätte.

7. Serie: Fasching!

So wanderte Chuti weiter durch die Stadt. Gerade kam sie an einer Straßenbahnhaltestelle vorbei. Einige Leute standen davor und warteten. Schon wollte sie weitergehen, da blieb sie wie angewurzelt stehen, ja, das war doch ..., ja, natürlich, das war doch Alex. "Alex, Alex", rief Chuti. Da stand er, es war wirklich Alex. "Chuti, Chuti!" freute er sich, "wo warst du denn die ganze Zeit? Ich habe mich so geeilt und bin früh aufgestanden, aber du warst nicht mehr in meinem Indianerzelt."

Chuti entschuldigte sich, weil sie einfach weggelaufen war. Aber nun war ja wieder alles gut. Alex fuhr auf einen Kinderfasching und lud Chuti ein mitzufahren. Natürlich war Chuti gleich bereit mitzufahren. Eben kam die Straßenbahn, Alex und Chuti stiegen ein, und es dauerte nicht lange, etwa 15 Minuten, und sie waren da. Das Fest war in einem großen Saal, der festlich geschmückt war mit bunten Papierschlagen, mit Lampions und Luftballons. Die meisten Kinder waren auf der Tanzfläche und drehten sich

im Kreise nach der Musik, die aus dem Lautsprecher kam. Chuti und Alex tanzten auch mit. Alex war stolz, weil er mit einem richtigen Indianermädchen tanzen konnte, und Chuti freute sich, daß sie Alex wiedergefunden hatte. Jetzt machte die Musik eine Pause. Chuti und Alex gingen zu dem großen Verkaufstisch, wo sie Kräppel aßen und Apfelsaft tranken. Chuti schmeckten die Kräppel so gut, daß sie gleich noch zwei aß.

Jetzt wurden die Kinder zum großen Wettbewerb gerufen. Einige Flaschen wurden aufgestellt und man mußte aus einer bestimmten Entfernung Ringe um den Flaschenhals werfen. Das war gar nicht so einfach, auch wenn manche Kinder meinten, daß sie es mit Leichtigkeit schaffen würden. Alex und Chuti machten auch mit. Jeder Teilnehmer bekam fünf Ringe; wer die meisten auf den Flaschenhals werfen konnte, der hatte gewonnen. Alle strengten sich an, doch die meisten warfen ihre fünf Ringe daneben, einige schafften gerade einen Ring; Alex hatte Glück, er schaffte zwei und Chuti, da staunten alle, warf alle fünf Ringe über die Flaschen. Sie war geschickt, denn Indianerkinder üben schon von klein auf, wie man mit Ringen und mit Seilen werfen kann. Also, Chuti bekam den ersten Preis, einen Ball. Da freute sie sich riesig und alle Kinder klatschten und freuten sich mit.

Nach dem Faschingsball spazierten Alex und Chuti noch ein bißchen in der Stadt herum. Zuerst kamen sie durch einen Park, wo sie Verstecken spielten. Chuti drehte sich um und hielt die Augen zu und Alex rannte weg, um sich hinter einem Busch oder einem Baumstamm zu verstecken. Natürlich war es für Chuti nicht schwer, ihn zu finden, denn Indianermädchen haben gute Augen, und dann konnte es Alex vor Spannung nicht aushalten und steckte seinen Kopf hervor, um nach Chuti Ausschau zu halten, wupp, da hatte sie ihn entdeckt. Wenn Chuti an der Reihe war, war es für Alex schwerer, sie zu finden, denn sie verhielt sich ganz ruhig, so daß Alex herumlief und hinter der ersten Hecke und der nächsten und wieder der nächsten schaute, bis er Chuti

endlich fand.

Bald waren die beiden Kinder wieder in der Stadt und Alex faßte Chuti an der Hand. Als sie an einer langen Mauer entlanggingen, sagte Alex: "Komm Chuti, wir spielen mit deinem neuen Ball!" Natürlich war Chuti bereit, warum auch nicht; sie warfen sich den Ball zu, fingen ihn auf, schlugen ihn mit der Faust oder köpften und was man sonst noch alles mit einem Ball machen kann. Plötzlich trat Alex ganz fest mit dem rechten Fuß gegen den Ball und zack, sprang er hoch, über die Mauer und war verschwunden. Alex blickte mit offenem Mund nach der Stelle, wo der Ball verschwunden war. Chuti machte ein trauriges Gesicht, ihr neuer Ball war weg, den sie auf dem Faschingsfest gewonnen hatte.

"Wir holen den Ball wieder!" rief jetzt Alex mutig und rannte die Mauer entlang, um einen Eingang zu suchen. Chuti folgte ihm. Alex kam zu dem großen Tor, das zwar offenstand, aber an der Seite saß ein Pförtner in einem Häuschen, der den Eingang bewachte, damit nicht einfach jeder hereinspazierte. Hinter der Mauer war nämlich eine Fabrik. Alex hielt an und überlegte, wie sie hineinkommen könnten. Der Pförtner würde sie nicht hineinlassen, denn Kinder durften nicht in die Fabrik. Über die Mauer klettern, ja, das war schwer, die war bestimmt zwei Meter hoch, da brauchte man eine Leiter. Doch für Chuti gab es diese Schwierigkeiten nicht. "Komm Alex", sagte sie, "wir schleichen uns an dem Pförtner vorbei." Indianermädchen können nämlich gut schleichen. Chuti bückte sich und bewegte sich leise auf Händen und Fußspitzen vorwärts, gefolgt von Alex, der versuchte, genau so leise zu sein. Jetzt waren sie an dem Häuschen angelangt. Zum Glück konnte der Pförtner von drinnen nicht auf den Boden sehen, weil die Fenster etwa einen Meter hoch waren und darunter war die Wand. An dieser Wand schlichen Chuti und Alex vorbei, dann um das Häuschen herum, damit sie wieder zur Außenmauer kamen, hinter der irgendwo der Ball liegen mußte. Aber der Weg war ihnen versperrt durch eine riesige Fabrikhalle, deren Eingangstor offen stand. Niemand war hier zu sehen.

Alex wunderte sich, daß keine Arbeiter oder Arbeiterinnen herumliefen, wie es in jeder Fabrik der Fall war. Aber niemand kam. "An der Seite ist eine Tür, da können wir durch die Halle", flüsterte Alex. Geduckt sprangen die beiden Kinder hinüber, die Tür war zum Glück nicht verschlossen und schon waren sie drinnen.

War das eine riesige Halle. Das Dach bestand in der Mitte aus vielen Glasfenstern, so daß es sehr hell im Innern war. Überall zischte, puffte, knirschte und schlug es. In langen Reihen standen Maschinen, die über Laufbänder miteinander verbunden waren. An verschiedenen Stellen kamen die fertigen Produkte aus den Maschinen. Es waren Gläser und Becher aus Kunststoff, in verschiedenen Größen und Formen. Gerade kamen Chuti und Alex an einem Behälter vorbei, in den die fertigen Becher hineinfielen. Chuti staunte. Das waren ja richtige Trinkgläser wie man sie in der Gaststätte bekommt. "Aber die sind aus Kunststoff", erklärte Alex. Natürlich wußte Chuti nicht, was Kunststoff ist, bei den Indianern gibt es nur Stoffe, die überall vorhanden sind wie Holz, Steine, Wasser, Erde, Gold, Edelsteine. Alex wußte natürlich über Kunststoffe besser Bescheid, schließlich hatte er schon so viele Sachen aus Kunststoff gesehen, wie Spielzeugautos, Schüsseln, Teller und Flaschen.

"Kunststoffe gibt es in der Natur nicht", erklärte Alex. "Sie werden in chemischen Fabriken gemacht und zwar aus Kohlenstoff und Wasserstoff. Kohlenstoff gibt es in der Kohle und im Erdöl und Wasserstoff gibt es im Wasser und in der Luft. Die Atome des Kohlenstoffs und des Wasserstoffs verbinden sich in langen Ketten und bilden so neue Stoffe, die Kunststoffe." Natürlich war das für Chuti ziemlich schwer zu verstehen. Aber sie glaubte Alex, was er sagte, denn Alex hatte das in der Schule im Chemieunterricht gehört.

"Alex, schau, was sind das für Wesen!" rief Chuti ängstlich. Jetzt konnte es auch Alex sehen. Da bewegte sich jemand, der am ganzen Körper glitzerte und glänzte, als ob er aus

Metall wäre. Alex schaute genauer hin: Da, die Arme, sie waren voller Drähte und die Finger, sie bewegten sich ganz langsam. Das waren, ja das waren Roboter. "Roboter, Chuti, Roboter arbeiten hier!" rief Alex vor Überraschung und jetzt konnten sie einen Roboter beobachten. Er hob mit seinen steifen Drahtfingern einen Sack hoch, ganz langsam, man bekam Angst, daß er ihn wieder fallen lassen würde, aber er hielt ihn fest, hob ihn hoch und schüttete ihn in einen großen Behälter. Lauter weiße Kunststoffkugeln kamen heraus, die in den Behälter fielen, wo sie in einer dunklen Flüssigkeit aufgelöst, von einem Rührwerk tüchtig durchgerührt werden, so daß ein richtiger Brei entsteht. Dieser Brei wird erhitzt, läuft über lange Rohre in die Maschinen, wo immer eine kleine Menge in eine Form gepreßt wird. Es dauert einige Sekunden, dann öffnet sich die Form und heraus fällt ein fertiges Glas aus Kunststoff.

Chuti fand das wirklich erstaunlich, was hier geschah. Wenn sie das den Indianern im Dorf erzählte, die würden staunen, ja die würden es vielleicht gar nicht glauben, die Sache mit den Kunststoffkugeln, den Maschinen und den fertigen Gläsern, die am Ende herauskamen. Dazu die Roboter, das würde schon gar niemand glauben, Roboter, künstliche Menschen, die arbeiteten, kein Indianer würde sich so etwas vorstellen können und Chuti sah es mit ihren eigenen Augen. Jetzt staunte auch Alex. Überall in der großen Halle konnte er sie beobachten, die Roboter, sie bewegten sich ruckweise vorwärts, drehten manchmal ihren eckigen Blechkopf herum, hoben ihre Stangenarme und drehten ihre Drahhände, drückten auf Knöpfe, zogen an Hebeln, schütteten Säcke aus, fuhren Behälter weg oder standen ruhig da mit ihren eisernen Kastenkörpern und taten gar nichts.

Chuti und Alex hatten genug gesehen. Sie wollten ja den Ball suchen, da mußten sie sich eilen. Sie rannten also weiter durch die Halle, achteten darauf, daß sie den Robotern nicht

zu nahme kamen, vielleicht mochten sie Kinder oder überhaupt Menschen nicht. Gerade rannte Chuti an einer Maschine vorbei, wumm, da war es passiert, sie war voll gegen die eiserne Brust eines Roboters gerannt. Es klirrte und schepperte im Bauch und der Roboter blieb stehen, er drehte seine roten Kugelaugen aufgeregt hin und her, seine Arme bewegten sich auf und ab, anscheinend war er ganz verwirrt. Doch jetzt stieß er einen dumpfen Brumnton aus seinem Mundrohr aus, seine Arme bewegten sich erstaunlich schnell nach unten, sein Kastenkörper beugte sich vor und seine Drahhände packten zu. "Hilfe, Hilfe!" schrie Chuti. Der Roboter hielt sie fest und hob sie hoch. Alex sprang herbei, um Chuti zu helfen. Doch er wußte nicht wie. "Hör auf!" schrie er dem Roboter zu, doch der verstand das nicht. Alex klopfte mit der Faust gegen den eisernen Rücken, so daß es schepperte, aber das rührte den Roboter nicht. In seiner Wut holte Alex mit seinem rechten Fuß aus und trat dem Roboter mit voller Kraft gegen das Stahlbein. Aber Roboter empfinden keine Schmerzen wie die Menschen.

Chuti schrie um Hilfe und Alex war verzweifelt, weil er nicht wußte, wie er Chuti helfen sollte. Als letztes Mittel probierte er etwas aus, auch wenn er wenig Hoffnung hatte, daß es helfen würde. Er stellte sich auf die Fußspitzen und - ihr werdet es nicht glauben - kitzelte den Roboter unter seinen Armen. Es machte ganz laut "Hi, Hi", dann rasselte und schepperte es und der Roboter ließ Chuti los, während er noch eine Weile hin und her schaukelte.

Chuti war frei. Schnell rannte sie mit Alex weiter, sie wollte nicht noch ein zweites Mal von einem Roboter festgehalten werden. Und wieder passierte etwas. Alex stolperte über einen Roboter, der am Boden lag. "Verdammt noch mal, wer stört mich hier bei meiner Ruhe!" brummte eine Stimme. Das war ja kein Roboter, es war ein Mensch, ein Arbeiter. Er staunte, als er die Kinder sah. "Was macht ihr denn in der Fabrik?" fragte er. Alex erklärte ihm, daß sie nur Chutis Ball wiederhaben wollten, der über die Mauer gefallen

war.

"Kein Problem", sagte der Arbeiter. "Ich gehe mit euch, den finden wir schon." Er führte die Kinder aus der Halle; bald waren sie an der Mauer und brauchten nicht lange zu suchen. Dort lag der Ball, neben einem Haufen alter Blechdosen. Schnell nahm Chuti den Ball. Der Arbeiter zeigte den beiden Kindern den Weg zum Ausgang und in kurzer Zeit waren sie draußen, genauso unbemerkt wie sie hereingekommen waren.

8. Serie: Die Verfolgungsjagd

Chuti hielt den Ball fest unter dem Arm, als sie mit Alex durch die Straßen ging. Sie beeilten sich beide, möglichst weit weg von dieser Fabrik mit den Robotern zu kommen, die schließlich den Kindern große Angst eingejagt hatten. Bald war Alex zu Hause und er nahm Chuti mit in sein Zelt, das noch immer an der gleichen Stelle im Hinterhof zwischen den hohen Häuserwänden stand. Alex hatte inzwischen sein Zelt noch besser eingerichtet. In der Mitte war eine Feuerstelle, wo man kochen konnte und oben im Zelt war eine Öffnung, damit der Rauch abziehen konnte.

Während Chuti das Feuer anmachte, holte Alex heimlich aus der Küche allerhand Sachen: Kartoffel, Karotten, Reis, Bouillon, Salz, Tomaten und Brot. Er schnitt alles in kleine Stücke, schüttete es in den Topf, gab noch etwas Wasser dazu und ließ es kochen. Wer etwas vom Kochen versteht, wird wissen, daß am Ende ein herrlicher Eintopf herauskam, der Alex und Chuti vorzüglich schmeckte.

In dieser Nacht war Chuti glücklich, daß sie wieder in einem Zelt schlafen konnte. Und sogar Alex schlief im Zelt. Seine Mutter hatte ihn zwar wie jeden Abend ins Bett gebracht, aber als er merkte, daß auch seine Eltern zu Bett gegangen waren, schlich er sich leise aus der Wohnung, und kam

heimlich zu Chuti in das Indianerzelt. Jetzt fühlte sich Alex wie ein richtiger Indianer, weil er bei Chuti im Zelt schlafen konnte. Am nächsten Morgen stand Alex früh auf, er hatte sich nämlich einen Wecker mitgebracht, schlich leise zurück in sein Bett und als seine Mutter kurz danach kam, um ihn zu wecken, tat er so, als habe er die ganze Nacht in seinem Bett geschlafen. Später ging er wieder hinunter zu Chuti ins Zelt.

Chuti hatte einen Wunsch. Sie wollte einmal eine richtige Bibliothek sehen, mit tausenden von Büchern. Im Indianerdorf gab es keine Bibliothek, da wurde alles Wissen weitererzählt, der Indianergroßvater oder die Indianergroßmutter erzählten den Kinder die Geschichten von den Vorfahren, von den Menschen, die früher gelebt haben, von der Entstehung der Erde und des Weltalls sowie der Menschen. Alex erzählte, daß es dicke Bücher gebe, wo das alles drinstehe, und diese Bücher könne jeder lesen.

"Natürlich gibt es noch andere Bücher", erklärte Alex, als sie in der Bibliothek waren, "hier, das sind Romane!" "Das sind aber dicke Bücher", wunderte sich Chuti. "Das sind alles Bücher aus der Naturwissenschaft", zeigte Alex auf ein „großes Regal. "Und dies sind Reisebeschreibungen und Bücher über fremde Länder", zeigte er auf ein anderes Regal.

Chuti wurde nachdenklich, als sie die vielen Bücher sah: "Da müssen die Leute aber den ganzen Tag lesen, wenn sie alle diese Bücher durch kriegten wollen, damit sie wissen, was drinsteht." Alex lachte: "Die meisten Leute haben gar keine Zeit zum Lesen, sie arbeiten tagsüber in der Fabrik, im Büro, im Geschäft und sonstwo und abends sind sie müde. Da gucken sie lieber Fernsehen, weil man sich dabei nicht anzustrengen braucht und notfalls auch dabei einschlafen kann. Chuti wunderte sich, daß die Leute so gern Fernsehen schauten, denn im Indianerdorf gab es überhaupt kein Fernsehen. Alex konnte sich das nicht vorstellen, wenn es kein Fernsehen gab, denn er saß auch oft davor und hatte

sein Vergnügen dabei. Aber Chuti meinte, daß sie es doch besser finde, wenn die Kinder von den Eltern oder Großeltern möglichst viele Geschichten erzählt bekommen, auch wenn alles in Büchern steht, weil man dann sofort fragen kann, wenn man etwas nicht verstanden hat.

Später zeigte Alex seiner Freundin Chuti das große Einkaufszentrum. So was gab es im Indianerdorf auch nicht, deswegen staunte Chuti wieder sehr, als sie sah, was es da alles gab: Töpfe, Teller, Gläser, Kleider, Handtücher, Möbel, Schuhe, Kühlschränke, ja sogar ganze Autos gab es hier. Gerade gingen Chuti und Alex durch ein großes Geschäft, als Chuti plötzlich vor einem Regal stehen blieb. "Was ist denn das?" fragte sie. "Na, Handschuhe!" erklärte Alex verwundert, weil Chuti nicht wußte, was das war. Aber kein Wunder, im Indianerdorf war es so warm, daß man nie Handschuhe brauchte, deswegen kannte Chuti so etwas nicht. Sie streifte sich ein Paar wollene Handschuhe über, die ganz weich auf den Händen lagen.

Alex war schon weitergegangen. Chuti schaute sich um und suchte ihn, wo war er denn, ach, da hinten. Sie mußte sich eilen, in diesem Menschengewimmel konnte man leicht jemanden verlieren. So rannte Chuti hinterher, zwängte sich zwischen den Leuten durch und holte endlich Alex ein. Der hatte gar nicht gemerkt, daß Chuti noch zurückgeblieben war. Und Chuti hatte etwas anderes nicht gemerkt: Sie hatte immer noch die wollenen Handschuhe an. So zwängten sich die beiden weiter an den Verkaufstischen vorbei. Als sie gerade aus dem Geschäft gehen wollten, stand plötzlich eine Frau vor ihnen. Sie zeigte einen Ausweis: Kaufhausdetektivin. Chuti wußte nicht, was das war. Alex erklärte ihr, das seien Leute, die heimlich im Kaufhaus herumschlichen und die Leute beobachteten, ob jemand etwas klaubte. Alex tat ganz verwundert: "Was wollen sie von uns? Wir stehlen nichts. Von all dem Kram, den sie hier haben, brauchen wir sowieso nichts!"

Da wurde die Detektivin aber streng: "Was lügst du da! Deine Freundin hat doch die Handschuhe mitgenommen, ohne zu bezahlen, ich habe sie beobachtet, und jetzt wolltet ihr einfach verschwinden, das könnte euch so passen, von wegen, ihr braucht nichts!" Chuti schaute überrascht auf Alex, dann auf ihre Hände, da saßen tatsächlich noch die Handschuhe, sie hatte einfach vergessen, sie auszuziehen. Alex war genauso überrascht: "Warum hast du die Handschuhe an, Chuti?" "Ich habe sie anprobiert und vergessen, sie auszuziehen, weil ich nach dir gesucht habe, Alex!" versuchte Chuti zu erklären. Doch die Detektivin ließ sich nichts vormachen. Für sie war klar, daß Chuti die Handschuhe gestohlen hatte. "Du gehst jetzt mit mir zum Geschäftsführer", sagte sie zu Chuti, "der wird deine Eltern benachrichtigen, damit sie eine Strafe bezahlen!"

Also das wollte nun Chuti auch nicht. Da würden am Ende ihre Eltern im Indianerdorf einen Brief bekommen, daß sie eine Strafe bezahlen müßten. Das ging schon zu weit. Gerade als die Detektivin sie schnappen wollte, sprang Chuti zur Seite, rempelte einen Mann an, der furchtbar böse war und mit der Hand ausholte, um ihr eine runter zu hauen. Als er zuschlug, war Chuti schon weg, schließlich sind Indianermädchen flink, und traf, au weia, die Detektivin am Bauch. Die holte tief Luft und schlug zurück und boxte dem Mann gegen die Brust. Doch dann rannte sie los, um Chuti zu verfolgen, die sich zwischen den Leuten hindurchschlängelte. Die Detektivin kannte sich gut aus, deswegen holte sie Chuti bald ein. Chuti merkte, daß die Detektivin immer näher kam, doch ein Glück, da waren lange Ständer mit Kleidern, dort sprang Chuti hinein, jetzt konnte die Detektivin lange suchen. Aber die bekam Hilfe, alle Verkäufer die rundherum arbeiteten, waren herbeigeeilt, um Chuti zu fangen. Sie schoben einfach die Ständer mit den Kleidern zur Seite, und da tauchte Chuti wieder auf. Jetzt wurde ihre Lage aussichtslos, alle stürzten auf sie zu und fast sah es so aus, als würde jetzt Chuti endgültig gefangen.

Doch da geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte, plötzlich schrillte eine Glocke durch das ganze Gebäude: Feueralarm! Sofort drehten sich die Verkäufer um, die Detektivin drehte sich um, die Leute drehten sich um und alle rannten zu den Ausgängen. Nur Chuti blieb allein zurück. Sie verstand ja nicht, was dieser ganze Alarm zu bedeuten hatte. Und noch jemand war da und kümmerte sich um Chuti. Ihn hatte niemand beachtet, und er hatte die ganze Zeit beobachtet, wie alle der armen Chuti hinterhergerannt waren.

Als er sah, daß Chuti beinahe gefangen worden wäre, hatte er plötzlich die rettende Idee. Vor sich an der Wand sah er den roten Alarmknopf, den man normalerweise nur drücken durfte, wenn es im Kaufhaus brannte. Nun, Alex überlegte nicht lange, es gab zwar kein Feuer, aber es ging um Chuti, sie war von weither gekommen und sollte nun als Dieb behandelt werden, nein, das durfte er nicht zulassen. Alex sprang hoch und drückte auf den roten Knopf und schon heulten die Sirenen im ganzen Kaufhaus. Das war gerade der Augenblick, als sich alle auf Chuti stürzen wollten. Doch das war nun vorbei.

"Komm, Chuti, schnell!" rief Alex und faßte sie an der Hand. Im Menschengewühl gelangten sie zum Ausgang und waren bald draußen, wo sie noch beobachten konnten, wie die Feuerwehr angerast kam, aber kein Feuer finden konnte. Später, als sie wieder durch die Straßen spazierten, fragte Chuti, warum man in dem Kaufhaus wegen eines Paares Handschuhe einen solchen Zirkus gemacht habe. "Dort gibt es doch so viele Handschuhe," meinte Chuti, "warum wird man gleich so böse, wenn jemand ein Paar mitnimmt! Im Indianerdorf würde jemand, der viele Handschuhe hat, bestimmt denen auch welche geben, die keine haben. Wahrscheinlich sind die Indianer viel großzügiger!"

"Hier muß alles bezahlt werden", erklärte Alex, "nichts gibt es umsonst. Alle Leute rennen nach dem Geld. Und wer etwas

hat, gibt nur davon her, wenn er Geld dafür bekommt!" Chuti fand das unverständlich. Hier gab es soviel und niemand schenkte etwas her. Im Indianerdorf hatten die Leute gar nicht so viele Sachen, aber sie wollten nicht gleich Geld haben, wenn sie jemand etwas ausliehen oder gar verschenkten.

Ja, vieles war in dieser Stadt anders, ganz anders, als im Indianerdorf. Aber dafür war es eben eine Stadt, wo tausende, zehntausende, hunderttausende von Menschen zusammenlebten. Menschen, die sich nicht kannten, die sich nicht untereinander verstanden, von denen viele Gegner oder Feinde waren. Chuti hatte bereits so viel in dieser Stadt erlebt und trotzdem war das noch lange nicht alles, was es zu erleben gibt.

Wer meint, eine Stadt sei langweilig, der irrt sich gewaltig. Man muß die Augen aufmachen, man muß einfach reingehen, wenn die Tür offen ist, man darf nicht gleich Angst haben vor fremden Menschen, denn in der Stadt sind sich alle fremd, man muß einfach etwas unternehmen, man muß Ideen haben, dann kann man bestimmt ganz besondere Dinge erleben. So wie Chuti, die sogar den Kaiser Rotbart kennengelernt hat. Und es ist sicher, daß niemand sonst, der in dieser Stadt lebt, den Kaiser Rotbart kennt oder in jemals gesehen hat. Aber Chuti hat eben sehr viel Fantasie, und wer Fantasie hat, der erlebt natürlich sehr viel mehr.

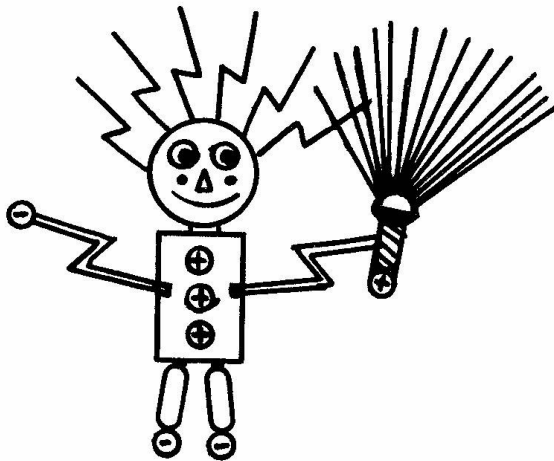
Der Fasching ging zu Ende. Alle Indianerjungen und Indianermädchen legten ihren Federschmuck und ihre Indianerkleidung beiseite und sahen nun alle wieder normal aus. Auch Alex sah jetzt wieder wie jeder andere Junge aus. Die Faschingsfeste waren vorbei, die Luftschlangen wurden zusammengekehrt, die Luftballons wurden zerknallt und der bunte Schmuck wurde abgehängt.

Auch Chuti war wieder abgereist. Genau wie sie gekommen war, mit dem Flugzeug, war sie wieder mit dem

Flugzeug heimgekehrt. Im Indianerdorf herrschte große Aufregung, als Chuti endlich wieder da war. Ihre Indianereltern hatten schon große Angst ausgestanden, weil sie nicht wußten, was Chuti in der Stadt machen würde. Sie hatten dauernd Angst, daß Chuti etwas zustoßen würde. Aber nun war sie wieder da und die Freude war groß. Das ganze Dorf feierte Chutis Rückkehr, drei Tage lang, einige feierten sogar noch länger. Chuti bekam von ihren Eltern ein schönes Geschenk: ein Kinderfahrrad. Chuti freute sich sehr und war stolz auf das Fahrrad, denn kein anderes Kind im Dorf hatte so etwas.

Ohm und seine Taschenlampe

Ein Kinderbuch 3-8 Jahre



Ohm und seine Taschenlampe

Überall auf der Welt gibt es Elektronen: in der Luft, im Wind, im Wasser, in den Steinen, sogar in Bäumen und Tieren und auch in den Menschen.

Die Elektronen sind voller Unruhe. Sie können nicht an einer Stelle bleiben. Immer wollen sie, wie der Wind, gleich wieder woanders hin.

Elektronen bringen uns auch den elektrischen Strom, der unsere Zimmer beleuchtet. Wenn ein Gewitter ist, dann sammeln sich bei Blitz und Donner unzählige Elektronen und kommen mit dem Regen zur Erde herab.

Nur schade, daß die Elektronen so klein sind, daß man sie nicht sehen kann. Es gibt jedoch jemanden, der ihnen sehr ähnlich ist. Er ist voller Unruhe und möchte, schnell wie der Wind, überall hinfahren. Nein, noch schneller möchte er reisen. So schnell wie das Licht möchte er dahinsausen.

Dieser Jemand heißt Ohm. Er sieht aus wie ein Mensch. Trotzdem ist er anders. Ohm ist ein Kind der Elektronen. Alle seine Vorfahren waren Elektronen. Ohm ist fast so groß wie ein Mensch. Auf jeden Fall ist er viel größer als die Elektronen, die man ja nicht sehen kann.

Noch etwas gibt es von ihm zu berichten. Er hat eine Taschenlampe. Sie sieht ganz normal aus. So wie eine Taschenlampe eben aussieht. Trotzdem ist sie eine ganz besondere Taschenlampe. Ohm hat sie von seinen Eltern geerbt, die auch Elektronen waren. Diese Taschenlampe kann so hell leuchten, daß Ohm über weite Entfernungen beobachten kann.

An besonderen Tagen, wenn auf der Sonne gewaltige

Feuerstürme getobt haben, kommen aus der Taschenlampe grelle Strahlen heraus. Es kommt vor, daß Ohm jetzt mit ihrem Licht weit in die Ferne leuchten kann, wo es noch Länder gibt, die kein Mensch bisher gesehen hat.

Ohm wohnt in einem Hochhaus in der großen Stadt. Ganz oben im 10. Stock. Manchmal fühlt er sich dort sehr einsam. Aber Ohm hat ja seine Taschenlampe. Sie leuchtet den ganzen Tag für ihn.



In der Nacht, wenn alle Menschen tief schlafen, steht Ohm im 10. Stock auf dem Balkon und läßt seine Taschenlampe aufblitzen. Er dreht sie einmal hierhin und einmal dorthin. Da hinten sieht Ohm die große Brücke über den Fluß, die Autobahn, die jetzt ganz verlassen ist, den großen Wald, in dem eine schwarze Eule lautlos ihre Runde fliegt, Immer weiter leuchtet die Lampe. Über Felder, Städte, Berge und Wälder. Weiter über das Meer zu fernen Ländern.

Plötzlich sieht Ohm im hellen Licht der Taschenlampe ein Schild aus Holz. Er kann sogar lesen, was darauf steht: Nach Rökukäland 3 Lichtminuten. Ohm überlegt. Wie weit sind denn 3 Lichtminuten? Sonst sagt man doch immer: 10 Kilometer oder 3 Kilometer. Aber 3 Lichtminuten, das ist wirklich seltsam.

Als Ohm auf das Licht seiner Taschenlampe schaut, wird ihm klar, was damit gemeint ist. In 3 Minuten legt das Licht, das sehr schnell ist, einen weiten Weg zurück. Mit 3 Lichtminuten ist also der Weg gemeint, den das Licht in dieser Zeit zurücklegt. Und das ist eine sehr weite Strecke.

Doch das hält Ohm nicht ab. Er möchte Rökukäland kennenlernen. Er versucht, mit seiner Taschenlampe dorthin zu leuchten. Das ist nun nicht schwer. Ohm hält seine Taschenlampe ganz ruhig. 3 Minuten lang. Endlich ist das Licht in Rökukäland. Ohm macht die Augen weit auf und schaut genau hin.

Ohms Abenteuer beginnt

Ohm beugt sich weit vor. Da ist es passiert. Mit einem Ruck zieht ihn die Lampe mit und Ohm gleitet mit ihr auf dem Lichtstrahl direkt nach Rökukäland. Ssst, der Wind braust ihm um die Ohren. Die Fahrt dauert ziemlich lange. Endlich sind sie da.

Ohm hält seine Taschenlampe fest in der Hand und schaut sich um. Dort ist ein Schild: Grenze. Hoffentlich darf er hier durch. Aber er hat ja seine

Taschenlampe. Sie wird ihm bestimmt helfen. So geht Ohm tapfer weiter.

"Hallo, wohin?" ruft eine Stimme, Ohm schaut sich um. Er sieht ein Haus, das wie ein Kasten aussieht mit einer Röhre als Schornstein. Was ist das? Vor dem Kastenhaus steht ein seltsames Wesen. Es hat einen Bauch wie ein Kasten, einen Hals wie eine kurze Röhre und einen Kopf wie eine Kugel.

„Bin ich hier richtig in Rökukäland?“ fragt Ohm höflich.

"Willkommen in Rökukäland!" ruft das seltsame Wesen. "Ich heiße Schluck und bewache die Grenze. Und wie heißt du?" Ohm richtet seine Taschenlampe auf das fremde Wesen: "Ich bin Ohm und mache eine Reise." „Komm herein, Ohm, damit wir uns unterhalten können.“ Schluck führt den Besucher in das Kastenhaus. "Nimm Platz, Ohm", sagt er freundlich. Ohm setzt sich auf einen kleinen Kasten. Er blickt herum. Überall sieht er nur Röhren, Kugeln und Kästen. Die Lampe ist eine Kugel, der Schrank ist ein Kasten und der Schreibtisch ist eine Röhre.

"Was habe ich einen Durst!" sagt Schluck.

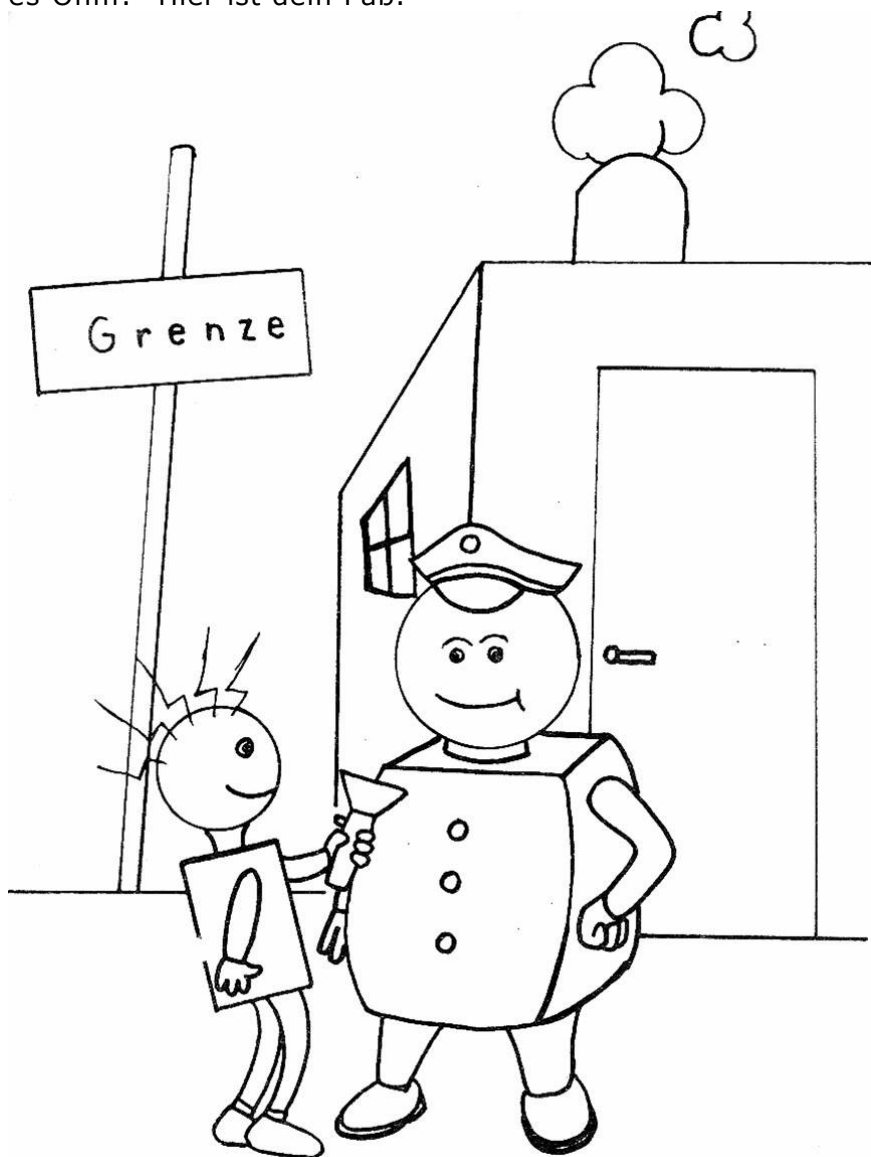
Er holt eine Röhrenflasche. Als er trinkt, bilden sich in seinem Röhrenhals kleine Kugeln, die langsam in seinen Kastenbauch hinabrutschen. Schluck , macht es jedes mal, wenn die Kugeln in seinen Kastenbauch fallen. Schluck hat sich an den Röhrenschreibtisch gesetzt. Ohm betrachtet die Röhrenflasche. Er verspürt nun auch einen großen Durst. Doch er sagt nichts. Vielleicht macht es bei ihm auch: schluck, schluck, und er bekommt Bauchschmerzen.

Zum Glück ist Ohms Durst doch nicht so schlimm.

Schluck hat seinen Schreibtisch aufgeräumt und wendet sich wieder an Ohm: "Hast du einen Paß?"

Ohm sucht in seinen Taschen, doch er findet keinen Paß. Hoffentlich kann er trotzdem nach Rökukäland einreisen."Ich habe meinen Paß vergessen", sagt Ohm. Schluck lacht nur: "Des macht nichts. Du bekommst einen neuen. Einen Paß aus Rökukäland." Schluck holt

ein kleines Röhrchen, füllt einige Kugeln hinein und gibt es Ohm: "Hier ist dein Paß."



"Das ist ein Paß?" staunt Ohm. "Ein Röhrchen mit Kugeln? Ein richtiger Paß sieht aber anders aus." "Du bist in Rökukäland", erklärt Schluck. "Hier gibt es nur Röhren, Kugeln und Kästen. Damit kann man alles machen, auch einen Paß. "

Ohm wundert sich. Ein Land aus Röhren, Kugeln und Kästen! "Aus welchem Land kommst du eigentlich?" will Schluck wissen. "Ich komme aus Deutschland", antwortet Ohm. "Ha, ha, Deutschland! Das ist aber weit weg. Ich glaube, dieses Land liegt auf der Erde. Ich habe in der Rökukäschule davon gehört."

"Bin ich hier nicht mehr auf der Erde?" fragt Ohm. "Oh, du bist weit weg von der Erde. Sehr weit weg sogar", erklärt Schluck. "Doch in Rökukäland wird es dir bestimmt besser gefallen als auf der Erde."

Schluck hält nun einen langen Röhrenbleistift in seiner Hand. Vor ihm steht ein kleiner Kasten. Nun wendet er sich an Ohm: "So, jetzt muß ich mir einige Notizen machen, damit ich weiß, wer nach Rökukäland eingereist ist." Schluck schreibt etwas auf den kleinen Kasten. "Du heißt also Ohm. Und wie ist dein Vorname?"

"Auch Ohm", antwortet Ohm. "Ha, ha", lacht Schluck, "Ohm Ohm, welch lustiger Name!"

"Meine Eltern waren Elektronen", erklärt Ohm, "des sind die kleinen Kugeln, die immer unruhig sind." "Ach so", nickt Schluck, "die unruhigen Kugeln. Davon gibt es in Rökukäland auch genug."

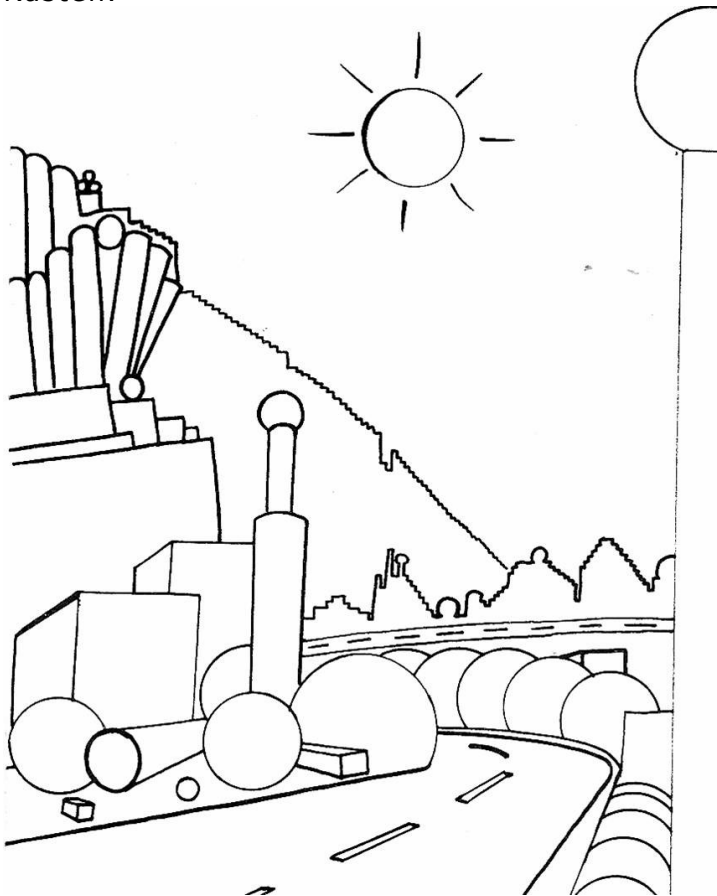
Ohm beobachtet, wie Schluck seltsame Zeichen auf den kleinen Kasten malt. Als er näher hinschaut, sieht er, daß sie wie Röhren, Kugeln und Kästen aussehen. "Fertig. Nun weiß ich alles." Schluck erhebt sich und geht mit Ohm nach draußen.

"Du kannst jetzt nach Rökukäland einreisen, Ohm."

Wenn du immer auf dieser Röhrenstraße entlang gehst, kommst du irgendwann in unsere Hauptstadt Kukuri." Ohm verabschiedet sich von Schluck und macht sich auf den Weg. Nun wird er Rökukäland kennenlernen.

Ein Land aus Röhren, Kugeln und Kästen

Zuerst sieht Ohm zu beiden Seiten der Röhrenstraße viele Kugeln, Kästen und Röhren herumliegen. Weiter hinten gibt es sogar Berge aus Röhren, Kugeln und Kästen.



Nachdem Ohm ein Stück gegangen ist, macht er eine neue Beobachtung. überall stehen jetzt viele Röhrenbäume. An diesen Bäumen hängen sogar kleine Kugeln. Das sind ja Kugeläpfel, denkt Ohm.

Plötzlich spürt Ohm einen starken Wind. Beinahe wäre ihm sogar seine Taschenlampe aus der Hand gerissen worden. Ohm hört ein Poltern und Rollen um sich herum. Da, die Kugeläpfel werden von den Bäumen gerissen und fliegen alle in die gleiche Richtung. Ohm überlegt gerade, was wohl mit diesen Kugeläpfeln geschieht, als ihn der Wind auch hochreißt.

Die Taschenlampe fest in der Hand fliegt Ohm inmitten der vielen Kugeläpfel. Jetzt nähern sie sich einer weiten Röhre. Dort kommt der Wind her. Die Röhre zieht wie ein Magnet alle Kugeläpfel an. Ssst! Schon saust Ohm mit seiner Taschenlampe in die Röhre. Es wird dunkel. Er hört nur das Poltern der Kugeläpfel. Wupp, landet Ohm in einem Kasten. Bäng, der Kasten ist zu. Ohm bekommt Angst. Er ist eingesperrt. "Ich habe einen Paß für Rökukäland", schreit er, "laßt mich raus! Ich will in die Hauptstadt Kukuri." Doch niemand hört ihn. Ohm läßt seine Taschenlampe ganz hell aufblitzen. Überall sieht er nur die Kugeläpfel und die Wände des Kastens.

Auf einmal bewegt sich etwas. Aus einem Kugelapfel kriecht plötzlich ein kurzes Röhrchen mit einem kleinen Kugelkopf Heraus. Es kommt auf ihm zu und flüstert mit heller Stimme: "Sieh da, ein fremder Gast! Wer bist du? Ich habe dich nach nie im Rökukäland gesehen."

Ohm ist vor Schreck ganz still. "Du antwortest mir gar nicht", flüstert das Röhrchen wieder, "du brauchst keine Angst vor mir zu haben. ich bin Regla, der Röhrenwurm und wohne in einem Kugelapfel." Jetzt hat Ohm keine Angst mehr. "Ich heiße Ohm", stellt er sich vor, "und das ist meine Taschenlampe." "Sehr erfreut!" wispert Rögla. „Was machst du denn hier?" "Oh, ich bin auf einer Reise durch

Rökukäland", erklärt Ohm, "da wurde ich von dem Magnetwind in diesen Kasten befördert."

Röglä stößt einen hellen Pfiff aus und schon kommen aus anderen Kugeläpfeln noch mehr Röhrenwürmer herausgekrochen. Nachdem ihnen Röglä den Gast vorgestellt hat, hüpfen alle aufgeregt um Ohm herum. "Hilf uns heraus aus diesem dunklen Kasten", bitten sie.

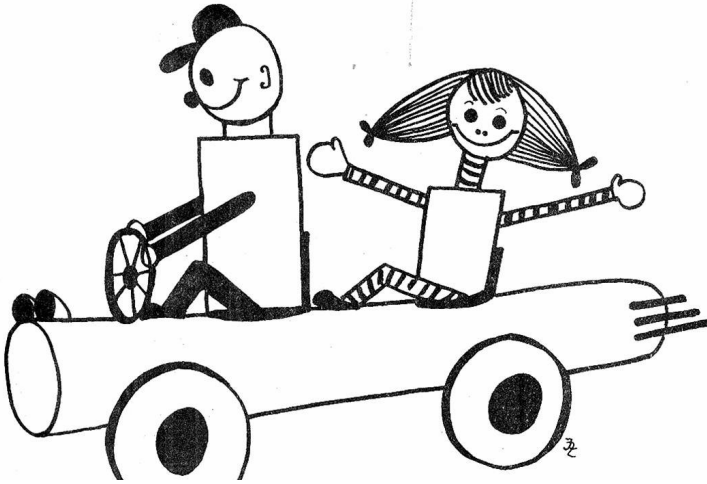
Ohm wird traurig. Er möchte ihnen helfen, doch er weiß nicht wie. "Kann uns vielleicht deine Taschenlampe helfen?" fragt Röglä. Vielleicht, denkt Ohm. Er läßt seine Taschenlampe ganz hell strahlen und richtet sie auf eine Stelle des Kastens. Brrr, Krrr! Tatsächlich gibt es ein Loch in der Kastenwand. Ohm springt mit seiner Taschenlampe nach draußen und mit ihm Röglä und die andern Röhrenwürmer. Alle jubeln. "Endlich sind wir frei!" ruft Röglä.

"Wir werden dir auch helfen, Ohm!" schreien die Röhrenwürmer durcheinander. Ach, das ist gut, denkt Ohm, Wenn man in einem fremden Land Freunde hat, dann findet man sich bestimmt besser zurecht. "Könnt ihr mich in die Hauptstadt Kukuri bringen?" fragt er die Röhrenwürmer. "Natürlich", rufen alle, "wir begleiten dich."

Ohm schaut sich um. Sie sitzen auf einem riesengroßen Kasten. "Wie kommen wir denn hier wieder herunter?" fragt Ohm. "Keine Angst! Das machen wir schon!" ruft Röglä.

Die Röhrenwürmer klettern vorsichtig am Rand des Kastens herunter. Sie halten sich aneinander fest und bilden ein langes Röhrenseil bis hinab zum Boden.

"Komm, Ohm, jetzt kannst du hinunterrutschen", ruft Röglä. Ohm mit seiner Taschenlampe fest in der Hand läßt sich an dem Röhrenseil hinabgleiten. Ssst, schon ist er unten. Bald sind auch die Röhrenwürmer unten. Auf der Röhrenstraße marschieren sie nun alle weiter.



Ohm schließt Freundschaft

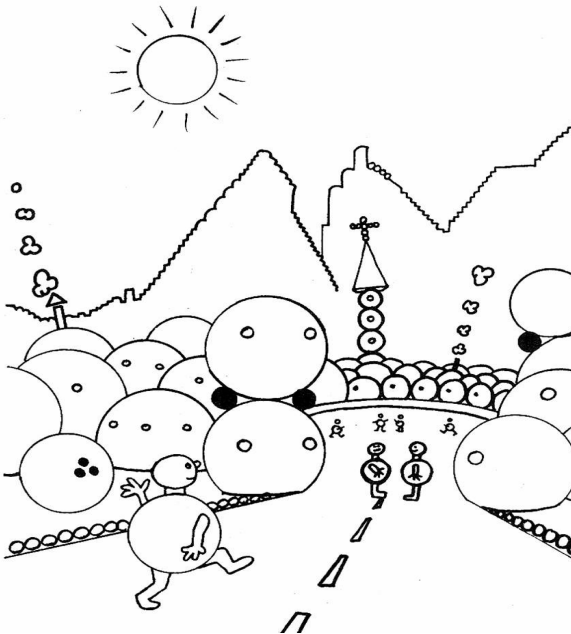
"Hallo, könnt ihr uns helfen, unser Röku Auto fährt nicht weiter!" rufen zwei seltsame Wesen. Das eine hat einen großen Kastenbauch und einen Kugelkopf und das andere hat einen kleinen Kastenbauch und auch einen Kugelkopf. "Wer seid ihr?" fragt Rögla. "Ich heiße Roller und das ist die kleine Rösi", antwortet der große Kastenbauch. "Ich heiße Ohm und das ist meine Taschenlampe", stellt sich Ohm vor. "Und wir sind die Röhrenwürmer", sagt Rögla. Ohm bestaunt das Röku-Auto. Es besteht aus einer langen Röhre und darunter sind zwei große Kugeln. "Kommt, wir schieben", ruft Rögla den Röhrenwürmern zu. Roller und die kleine Rösi setzen sich auf die Röhre. Die Röhrenwürmer schieben kräftig. Doch das Röku-Auto bewegt sich nicht. "Vielleicht hilft uns meine Taschenlampe", sagt Ohm. Er richtet das Licht der Lampe auf die beiden Kugeln.

Hops! Jetzt macht das Röku-Auto einen Sprung und schon rollt es weiter. "Kommt alle mit uns!" ruft

Roller. Ohm mit seiner Taschenlampe und die Röhrenwürmer steigen auf das Röku-Auto. Und auf geht es.

Die Kugeln unter der Röhre rollen manchmal so schnell, daß die Röhre kaum noch mitkommt. Sie fahren jetzt auf beiden Seiten an Röhren, Kugeln und Kästen vorbei, aus denen Leute herauschauen und ihnen zuwinken.

"Ist das schon die Hauptstadt?" fragt Ohm. "Nein, nein, das ist Kugeldorf. Hier sehen alle Leute wie Kugeln aus", erklärt Roller. Jetzt hat es Ohm auch bemerkt. Alle Leute haben einen Kugelkörper und einen Kugelkopf. Wie lustig! Ohm lacht und seine Taschenlampe leuchtet vor Freude in alle Richtungen.



Plötzlich werden sie angehalten. Vor ihnen steht

eine dicke Kugel mit einem runden Kugelkopf. "Ich bin Fang, der Kugelmann!" stellt sich die dicke Kugel vor. "Wer seid ihr? Darf ich einmal eure Ausweise sehen?" Ohm holt sein Paß-Röhrchen hervor und gibt es Fang: "Hier ist mein Paß, ich komme aus Deutschland und mache eine Reise durch Rökukäland."

Der Kugelmann schaut sich das Röhrchen an und staunt: "Aus Deutschland kommst du und hast einen Paß wie in Rökukäland! In Deutschland gibt es bestimmt auch nur Röhren, Kugeln und Kästen," "Dort ist es anders", erklärt Ohm, "Ich hatte meinen Paß vergessen. Da hat mir Schluck an der Grenze einen Rökukäland-Paß gegeben."

Inzwischen haben sich Rögla und die Röhrenwürmer heimlich vom Röku-Auto weggeschlichen und wollen davonlaufen. Jetzt hat Fang die Röhrenwürmer gesehen. "Halt! Wer seid ihr?" "Das sind meine Freunde, die Röhrenwürmer", antwortet Ohm. "Oh, die suche ich gerade", ruft Fang erfreut aus, "die Kugeläpfel sind ganz unglücklich, weil die Röhrenwürmer weggelaufen sind. Ihr geht sofort mit mir!" befiehlt Fang den Röhrenwürmern.

Ohm möchte seinen Freunden helfen. Doch er weiß nicht wie. "Wir wollen aber bei unserem Freund Ohm bleiben", jammert Rögla. "Ruhe", ruft Fang, "ihr bleibt bei euren Kugeläpfeln!" Er geht voraus und die Röhrenwürmer folgen langsam. Ohm leuchtet jetzt mit seiner Taschenlampe ganz stark auf die Röhrenwürmer. Auf einmal fangen sie an zu rennen, ganz schnell und immer schneller. Fang, der Kugelmann, wird einfach umgerannt. Plumps, liegt er auf seinem dicken Kugelbauch .

Die Röhrenwürmer rennen weg und sind bald zwischen den Röhren, Kugeln und Kästen der Häuser verschwunden. Wütend erhebt sich Fang: "Wartet

nur ab, ich fange euch alle wieder ein!"

Roller und die kleine Rösi haben ganz laut gelacht, als Fang auf den Boden gekullert ist. Ohm freut sich, daß seine Freunde weglaufen konnten. Wer weiß, ob er sie wiedersehen wird.

Doch weiter geht die Fahrt mit dem Röku-Auto. Ohm hält seine Taschenlampe fest in der Hand und ist gespannt, was er noch erleben wird._

Erlebnisse im Röhrenhotel

Ohm, Roller und Rösi sitzen auf dem Röku-Auto und fahren weiter durch Kugeldorf. "Ich glaube, es ist besser, wenn wir hier übernachten", meint Roller. Ohm ist einverstanden. Schließlich hat er schon eine lange Reise hinter sich. Die kleine Rösi Ist müde und gähnt dauernd.

Quietsch! Das Röku-Auto hält an. "Hier ist das Röhrenhotel", ruft Roller. Ohm betrachtet es. Das Röhrenhotel besteht aus vielen großen und kleinen Röhren mit Kugelfenstern überall. Ohm, Roller und Rösi klettern vom Röku-Ruto und gehen zum Hoteleingang. Dort steht schon ein Kugelkellner. Er verbeugt sich tief vor den Gästen, so daß sein Kugelbauch den Boden berührt. "Treten Sie ein in das schöne Röhrenhotel", ruft er.

Als Ohm in die Hotelhalle eintritt, sieht er überall an den Wänden Röhrenblumen mit Kugelblüten. Weiter hinten ist ein Röhrenrestaurant mit Kastentischen und Röhrensesseln.

Im Hotel sind viele Gäste. Hier gibt es nicht nur Kugelleute mit Kugelköpfen, sondern auch viele Kastenleute und Röhrenleute. Manche haben es so eilig, daß sie mit anderen zusammenstoßen. Gerade ist eine Röhrenfrau hingefallen und rollt eine Weile mit ihrem Röhrenbauch hin und her, bis sie endlich wieder aufstehen kann.

Roller und Rösi haben inzwischen am Eingang die Schlüssel für die Röhrenzimmer bekommen. Ein Kugelkellner geht voraus und führt die Gäste zum Kugelaufzug. Ohm, Roller und Rösi steigen ein. Ssst, gleich sind sie oben.

Sie gehen noch durch einen Röhrengang, dann sagt der Kugelkellner: "Hier sind die Zimmer. Treten Sie bitte ein!" Ohm läßt sich auf das Röhrenbett fallen. So müde ist er. Er macht die Augen zu und schläft bald ein. Neben ihm liegt seine Taschenlampe, die jetzt gar nicht leuchtet. Sie ist auch müde.

Ohm träumt von Röhren, Kugeln und Kästen. Die Kugeln rollen in die Röhren und die Röhren kullern in die Kästen. Bum, bum! macht es. Ohm schreckt hoch. Was war denn das? Seine Taschenlampe leuchtet vor Aufregung. Wieder: Bum, bum! Das ist an der Tür. Ohm öffnet vorsichtig. Ach, draußen steht Rösi.

"Gehst du mit uns essen, Ohm?" fragt sie. Da ist Ohm natürlich gleich dabei. Er nimmt seine Taschenlampe und geht mit Roller und Rösi in das Röhrenrestaurant. Sie setzen sich an einen Kastentisch und Ohm wartet gespannt, was es zu essen gibt. Er staunt, als ihm gleich darauf der Kugelkellner eine Röhre mit Kügelchen hinstellt. Roller und Rösi bekommen das gleiche. "Kann man das essen?" fragt Ohm. "Versuche es nur", ermuntert ihn Rösi, "die Kügelchen schmecken gut!" Vorsichtig steckt Ohm ein Kügelchen in den Mund. "Hm, wirklich, das schmeckt wie Erdbeeren." Er versucht ein anderes Kügelchen: "Ach, das schmeckt ja wie Pudding."

Roller und Rösi freuen sich, daß es Ohm schmeckt. Sie greifen auch tüchtig zu.

"Bitte, Kugelwasser", ruft Roller. Der Kugelkellner bringt eine Röhre mit Kugelwasser. Ohm verspürt starken Durst. Blob, blob, macht es, als er von dem Kugelwasser trinkt. Bald hat er das Gefühl, als sei sein Bauch voll kleiner Kügelchen, die wild durcheinander kullern.

Vorne auf der Kastenbühne spielt jetzt eine Röhrenkapelle. Als es einen Tusch gibt, wendet sich der Kapellmeister an die Gäste: "Meine sehr verehrten Kugeln, Röhren und Kästen! Wir spielen nun den beliebten Rökukäku-Tanz. " Bum,Bum! Ta, ta ! Zack, zack! tönt die Musik. "Rösi, wollen wir zusammen tanzen?" fragt Ohm und seine Taschenlampe leuchtet vor Freude.

Rösi ist natürlich einverstanden und,sie drehen sich bald über die Tanzfläche. Dort ist aber etwas los. Die Kugelleute rollen über die Tanzfläche, die Röhrenleute drehen sich hin und her und die Kastenleute rutschen vor und zurück.



Die Röhrenkapelle spielt immer schneller und schneller. Alle rollen, drehen sich und rutschen immer schneller, bis sie am Ende übereinander, durcheinander und aufeinander fallen. Ohm und Rösi liegen mitten drin. Die Musik ist zu Ende. Es dauert lange, bis sich alle wieder aus dem großen Haufen herausgewühlt haben.

Ohm und Rösi klettern mühsam heraus. Roller lacht noch immer, als sie zurückkommen. Sein Kastenbauch schwankt vor Freude hin und her. Ohm läßt sich erschöpft in seinen Röhrensessel fallen. Vorerst hat er genug von dem wilden Rökukäku-Tanz.

Die Kastenateine am Kuqalfluß

Am nächsten Tag fahren Ohm, Roller und Rösi auf ihrem Röku-Auto wieder weiter. Zu beiden Seiten der Röhrenstraße erstreckt sich die flache Kastenebene, auf der das Röhrengras wächst.

Nach einer Weile merkt Ohm, daß das Röku-Auto immer langsamer fährt. Er schaut nach unten. Die Röhrenstraße liegt ja voll Kugelsand.

Ohm wundert sich: "Wo kommt denn der viele Kugelsand her?" Roller hat eine Erklärung: "Der Kugelsand kommt bestimmt vom Kugalfluß, dessen Kugelwasser die Röhrenstraße überschwemmt hat." "Da vorne ist der Kugelfluß", ruft jetzt Rösi.

Das Röku-Auto fährt langsam durch den Kugelsand und ist bald am Ufer des Kugelflusses. "Ein Unglück ist geschehen", ruft Roller, "die Röhrenbrücke ist vom wilden Kugelwasser weggeschwemmt worden." "Wie kommen wir über den Kugelfluß?" fragt Ohm.

"Wir schwimmen einfach hinüber", meint die kleine Rösi. Roller schüttelt seinen Kugelkopf: "Das geht nicht. Unser Röku-Ruto kann nicht schwimmen." Ohm schaut auf seine Taschenlampe. Doch die kann

ihnen auch nicht helfen. Sie leuchtet nur ganz schwach. Plötzlich ruft Roller: "Dort kommt ein Schiff!"

"Das ist ein richtiges Kastenschiff mit einem Röhrenschornstein", sagt Rösi. "Hallo, Hilfe, anhalten!" schreien nun alle durcheinander. Und wirklich! Das Kastenschiff kommt näher und hält schließlich an. Oben steht ein dicker Kugelman mit einem Kugelkopf.

"Ha, ihr da unten", ruft er, „wo wollt ihr denn hin?“ Roller ruft zurück: „Wir möchten nach Kastendorf, aber unser Röku-Auto kann nicht über den Kugelflug, weil die Röhrenbrücke nicht mehr da ist.“ „'Kommt auf mein Schiff, ich nehme euch mit nach Kastendorf“, antwortet der Kugelman.

Ohm, Roller und Rösi sind einverstanden. Das war ein guter Vorschlag. Sie nehmen Anlauf mit dem Röku-Auto und wupp, sind sie auf' dem Schiff. "Willkommen an Bord", begrüßt der Kugelman seine Gäste. "Ich heiße Zappel und fahre mit dem Schiff den Kugelfluß hinauf und hinunter." Ohm, Roller und Rösi stellen sich auch vor und bedanken sich bei Zappel für seine Hilfe.

Zappel hüpfte dauernd hin und her und schaukelt mit seinem Kugelbauch. Das Schiff fängt sogar an zu schwanken. Ohm, Roller und Rösi halten sich am Röku-Auto fast, damit sie nicht ins Kugelwasser fallen.

Bald hat sich Zappel beruhigt. Er steht am Röhrenmast und schaut nach vorne. Ohm hört Zappel ein Lied singen:

Im Kugelfluß
Schwimmt eine Nuß
Auf und ab
Schwimmt eine Nuß
Im Kugelfluß

Plötzlich wird Zappel wieder unruhig. "Achtung, die

Kastensteine!" ruft er. Ohm sieht auf den beiden Seiten am Ufer große Kastensteine liegen. Auf dem Kugelfluß gibt es jetzt richtige Wellen und das Kastenschiff schaukelt auf und ab.

"Haltet such am Röhrenmast", schreit Zappel, "die Kastensteine ziehen das Schiff an und wollen es festhalten." Das Kastenschiff liegt schon schief im Kugelwasser und nähert sich immer mehr der Uferseite, wo die größten Kastensteine liegen.

"Die Kastensteine werden uns festhalten", jammert Zappel, "ich habe schon oft mit meinem Kastenschiff hier festgelegt und mußte abwarten, bis mich die Kastensteine wieder losgelassen haben."

"Ohm, versuche doch, ob deine Taschenlampe uns helfen kann", bittet Rösi. Natürlich, daran hat Ohm gar nicht gedacht. Er hat ja seine Taschenlampe. Schnell richtet er ihren Lichtstrahl auf die Kastensteine. Immer mehr nähert sich das Schiff dem Ufer.

"Wir schaffen es", schreit jetzt Zappel und hüpfte in die Höhe. Tatsächlich, das Kastenschiff dreht sich und schwimmt wieder in die Mitte des Kugelflusses zurück. bald haben sie die Kastensteine hinter sich. "Juhu", ruft Zappel, "Ohms Taschenlampe hat die Kastensteine besiegt. Das werde ich allen Leuten im Kastendorf erzählen."

Ohms Taschenlampe wird entführt

Bald legt das Kastenschiff am Ufer an.

"Wir sind da!" ruft Zappel. "Dort liegt Kastendorf." Überall sieht Ohm wieder Häuser aus Röhren, Kugeln und Kästen. Da kommen auch schon die Kastenleute angerannt. Sie haben alle einen dicken Kastenbauch und einen Kugelkopf.

"He, Zappel, wen hast du mitgebracht?" fragen einige Kastenleute. Zappel stellt seine Gäste vor. Alle freuen sich, daß Ohm nach Kastendorf gekommen ist. Ein kräftiger Kastenmann nimmt Ohm sogar auf seine Schultern und trägt ihn durch die Straßen.

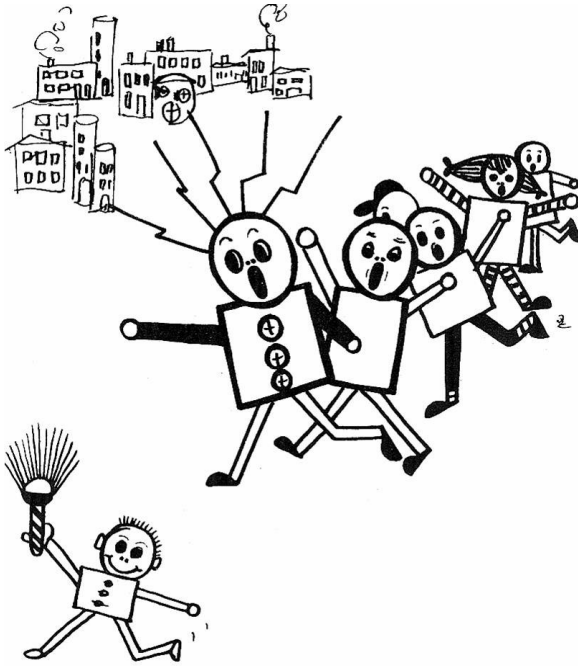
Zappel erzählt allen, was sie unterwegs erlebt haben. Als er von Ohms Taschenlampe berichtet, die sogar die Kastensteins am Fluß besiegt hat, wollen alle Kastenleute diese Taschenlampe sehen. "Ohm, zeig uns deine Taschenlampe!" rufen sie.

Ohm ist stolz auf seine Taschenlampe. Er gibt sie den Kastenleuten. Die Taschenlampe ist auch stolz und leuchtet ganz hell. Alle Kastenleute wollen die Taschenlampe anfassen. Jeder nimmt sie und staunt, daß es so etwas gibt.

Aus einem Kastenhaus stürzt jetzt der kleine Kastenpeter heraus. Er möchte unbedingt die Taschenlampe anfassen. "Gebt mir auch einmal die Taschenlampe", schreit er ganz laut. Als er sie endlich bekommt, will er sie nicht mehr hergeben. Er läuft einfach weg und nimmt die Taschenlampe mit.

Nun ist aber etwas los. Alle Kastenleute rennen ihm nach. Ohm jammert: "Meine Taschenlampe, meine Taschenlampe! Ohne Taschenlampe kann ich nicht mehr nach Hause zurück."

Doch der kleine Kastenpeter ist flink. Er lässt sich nicht so leicht fangen. Zwischen den Röhren, Kugeln und Kästen der Häuser verbirgt er sich. Da er klein ist, sehen ihn die Kastenleute oft nicht. Sie suchen, und suchen. Haben sie ihn gefunden, so hat sich der kleine Kastenpeter im Nu woanders versteckt: in einer Röhre, hinter einem Kasten oder hinter einer Kugel.



Ohm, Roller und Rösi verfolgen auch den kleinen Kastenpeter. Zappel hüpfert wild hin und her und schreit aufgeregt: "Dieser kleine Kastenpeter! Wenn ich den erwicke, dann mache icke eine Kugel aus ihm!" Bald kann sic der kleine Kastenpeter nicet mehr zwiscen den Häusern verstecken. Überall finden ihn die Kastenleute.

Hinter dem Dorf liegt der große Kastenberg. Dorthin läuft nun der kleine Kastenpeter. Um den Kastenberg herum liegen viele Kästen, Röhren und Kugeln. Hier versteckt er sic zuerst. Doch bald sind die Kastenleute dort angekommen und suchen ihn.

Jedesmal wann sie ihn finden, rufen sie: "Kastenpeter, gib uns Ohms Taschenlampe!" Doch der kleine Kastenpeter gibt sie nicet her." „Ich möchte die Taschenlampe behalten!" Schreit er und rennt weg, um sic an einer anderen Stelle zu verstecken. Bald ist der kleine Kastenpeter so erschöpft, daß ihm sein Kastenbauch vom vielen Atmen

weh tut.

Was soll er machen? Fangen lassen will er sich auf keinen Fall. Gerade haben ihn die Kastenleute hinter einer Röhre entdeckt. Sie stürzen auf ihn zu und wollen ihn fangen. Doch mit letzter Kraft erhebt er sich wieder und schleppt sich weiter. Die Taschenlampe hält er ganz fast.

"Gleich haben wir den Kastenpeter", schreien die Kastenleute wild durcheinander, "der kann was erleben!"

Plötzlich entdeckt der kleine Kastenpeter eine Höhle, die in den Kastenberg hineinführt. Das ist seine Rettung. Ein Sprung und er ist in der dunklen Höhle verschwunden.

Die Kastenleute, die ihn gerade fassen wollten, stehen nun ratlos am Höhleneingang. Sie schnaufen ganz laut, und ihre Kastenbäuche bewegen sich auf und ab. Die Kastenleute ärgern sich. bis haben sich so angestrengt und sind dem kleinen Kastenpeter nachgerannt.

Doch nun ist er einfach verschwunden. "Kastenpeter, komm heraus, gib uns die Taschenlampe zurück!" rufen sie dauernd. Doch die Höhle bleibt dunkel. Keine Antwort kommt heraus. Endlich sind auch Ohm und seine Freunde an der Höhle angelangt.

"Warum steht ihr denn herum und tut nichts?" fragt Zappel die Kastenleute. "Was sollen wir machen", rufen sie, "der kleine Kastenpeter ist in der Höhle verschwunden. Doch die Höhle ist dunkel und tief und wir können nicht hinein, weil wir nichts sehen. Nur der kleine Kastenpeter hat eine Taschenlampe."

Doch Ohm hat keine Angst vor der dunklen Höhle. Er will seine Taschenlampe wieder haben. "Ich gehe in die Höhle hinein", erklärt er, „meine Taschenlampe wird mir helfen, auch wenn sie jetzt der kleine Kastenpeter hat." "Wir gehen mit dir, Ohm", rufen Roller und Rösi.

In der Höhle des Kastenberges

Ohm, Roller und Rösi tasten sich langsam in der dunklen Höhle vorwärts. Ohm geht an der Spitze. Je weiter sie kommen, desto heller wird es. "Das ist bestimmt meine Taschenlampe", meint Ohm, "sie leuchtet so hell, daß das Licht überall hinkommt."

Nach einiger Zeit hören sie weit vor sich ein Rumpeln und Poltern. Zuerst ist es leise. Je näher sie kommen, desto lauter wird es. Jetzt sind sie ganz nahe. Vor ihnen geht es plötzlich ganz tief nach unten.

Sie bleiben stehen und schauen hinab. Unten ist es ganz hell. Jetzt donnert und kracht es. Eine gewaltige Stimme brüllt: "Das verdammte Licht! Wenn es nur verschwinden würde. Ich kann nicht mehr weiter arbeiten!"

Ohm, Roller und Rösi sehen tief unten im Berg ein dickes Wesen. Sein Bauch besteht aus zwei großen Kästen, sein Kopf aus einer Kugel. Dazu hat es kräftige Röhrenarme und Röhrenbeine. Ohm weiß auch, wo seine Taschenlampe ist. Aus einer Röhre, die unten liegt, leuchtet es ganz stark. Das muß seine Taschenlampe sein. "Wir werden dir helfen und das Licht wegbringen", schreit Ohm nach unten. Jetzt hört der Lärm auf und eine kräftige Stimme ruft zurück: "Wer seid ihr da oben?" "Ich bin Ohm und das sind meine Freunde Roller und Rösi", erklärt Ohm, "wir suchen den kleinen Kastenpeter, der meine Taschenlampe entführt hat."

"Aha", tönt es zurück, "diesen kleinen Peterkasten oder Kastenpeter sucht ihr. Er hat mich dauernd mit dem Licht der Taschenlampe geärgert. Am Ende habe ich ihn mitsamt seiner Taschenlampe in diese Röhre gesteckt. Doch das verdammte Licht blendet mich immer noch!"

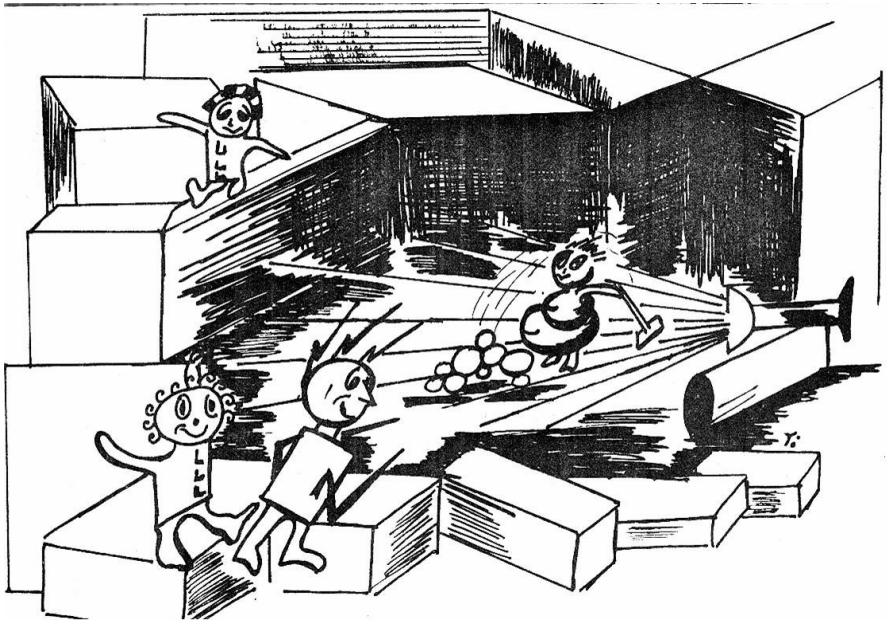
"Wer bist du eigentlich?" ruft Roller hinunter. "Oh, ihr kennt mich nicht?" antwortet das fremde Wesen, "ich bin der Kastengeist, der in diesem Kastenberges wohnt. Ich mache die Röhren, Kugeln und Kästen."

"Lieber Kastengeist, gib uns den kleinen Kastenpeter und die Taschenlampe", bittet Roller. Da ist der Kastengeist aber

froh. "Ihr könnt sie haben", schreit er, "wenn das Licht dieser komischen Lampe endlich verschwindet. Schaut euch an, welch schlechte Arbeit ich gemacht habe. Die Kästen sind schief, die Röhren haben Kanten und die Kugeln haben Ecken."

"Ich verspreche dir, daß dich meine Taschenlampe bei deiner Arbeit nicht mehr stören wird," versichert Ohm. Der Kastengeist ist zufrieden: "Achtung, ich werfe euch die Röhre hoch!" Zack, da liegt die Röhre vor Ohms Füßen. Jetzt schaut der kleine Kastenpeter heraus und gibt Ohm die Taschenlampe zurück.

"Du bleibst in der Röhre, damit du nicht wegläufst", sagt Roller zum kleinen Kastenpeter.



Der verschwindet schnell wieder in der Röhre und verhält sich still. Roller und Ohm tragen die Röhre mit dem kleinen

Kastenpeter. Rösi geht voran und leuchtet mit der Taschenlampe.

"Auf Wiedersehen", rufen sie dem Kastengeist hinunter. "Vielen Dank", ruft er zurück, "jetzt kann ich wieder Röhren, Kugeln und Kästen machen." Diesmal kommen sie schneller vorwärts, da sie jetzt die Taschenlampe haben, die ihnen leuchtet.

Als sie aus der Höhle herauskommen, fragen die Kastenleute aufgeregt: "Habt ihr den kleinen Kastenpeter?" "In diesem Rohr sitzt er", antwortet Roller. Der kleine Kastenpeter verhält sich ganz still. Wer weiß, was er jetzt für eine Strafe bekommen wird.

Als sie wieder im Kastendorf sind, beschliessen die Kastenleute, daß der kleine Kastenpeter zur Strafe zwei Tage in dem engen Rohr bleiben muß. Ohm ist glücklich, er hat seine Taschenlampe wieder. Er hält sie ganz fest, damit sie nicht noch einmal weggenommen wird.

Schubs, der Röhrenmann

Nach den vielen Aufregungen ist Ohm müde geworden. Mit seiner Taschenlampe schläft er im Kastenbett eines Kugelhauses. Roller und Rösi schlafen auch. In Kastendorf ist wieder Ruhe eingekehrt.

Als sie ausgeschlafen haben, geht die Reise weiter. Das Röku-Auto rollt über die Röhrenstraße. Sie fahren durch einen Wald mit Röhrenbäumen. Roller und Rösi schaukeln vor Freude hin und her. Ohm leuchtet mit seiner Taschenlampe und dreht sie im Kreise.

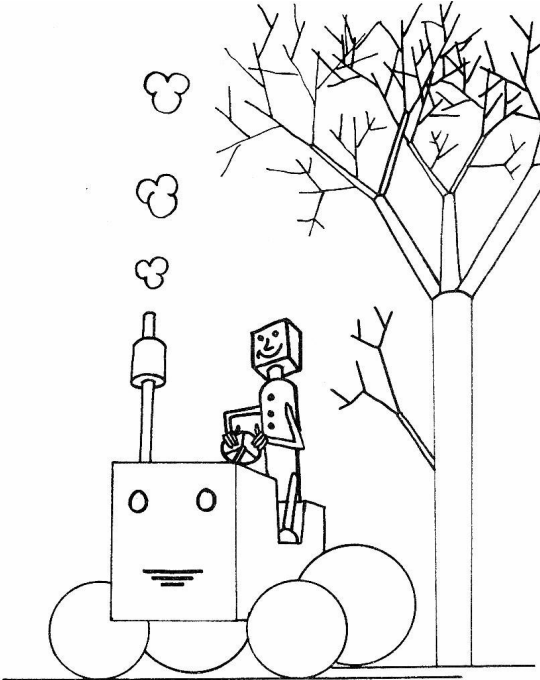
Plötzlich hält das Röku-Auto. "Was ist los?" fragt Ohm. "Wir können nicht weiter fahren", antwortet Roller, "ein Röhrenbaum liegt auf der Straße." Rösi ist aufgeregt. "Was machen wir jetzt?" "Wir rollen den Baum einfach weg", schlägt Roller vor.

Sie steigen vom Röku-Auto und versuchen es. Doch der Röhrenbaum ist schwer. Er bewegt sich nicht von der Stelle. Zum Glück nähert sich jetzt ein Kastentraktor.

"Warum fahrt ihr nicht weiter?" ruft jemand vom Traktor herunter.

"Wir können nicht, ein Röhrenbaum versperrt uns den Weg", antwortet Roller. "Haha, haha" lacht das fremde Wesen, "das ist nicht schlimm. Hier fallen oft Röhrenbäume um, Ich bin Schubs, der Röhrenmann, und werde mit meinem Kastentraktor den Weg frei machen."

Schubs sieht lustig aus. Er hat einen langen Röhrenbauch und einen Kastenkopf. Ohm ist froh, daß Schubs ihnen helfen will. "Bahn frei!" schreit Schubs. Er nimmt mit seinem Kastentraktor Anlauf. Jetzt rast er auf den Röhrenbaum zu und schubs, schiebt er ihn mit dem Kastentraktor zur Seite.



Roller und Rösi klatschen in die Hände: "Großartig, Schubs!" Ohm, Roller und Rösi klettern wieder auf ihr Röku-Auto und

weiter geht die Fahrt. "Wollt ihr mit mir kommen?" fragt Schubs, als er mit seinem Kastentraktor vorbeifährt. "Ich wohne in Röhrendorf. Dorthin lade ich euch alle ein."

Das ist ein Angebot! Ohm, Rollar und Rösi sind natürlich einverstanden und fahren hinter Schubs her. Sie machen Spaß und schaukeln auf dem Röku-Auto hin und her. Roller und Rösi singen ein Lied dazu:

Kastenhand
Röhrenband
Kugelsand
Wer kennt das Land?
Kugelband
Röhrenhand
Kastensand
Wie schön ist's in
Rökukäland!

Kaum ist das Lied zu Ende, da sind sie schon in Röhrendorf. Ohm sieht, daß hier alle Leute aussehen wie Schubs. Sie haben Röhrenbäuche und Kastenköpfe. Schubs hält vor einem Kastenhaus. "Hier wohne ich", sagt er. Ohm mit seiner Taschenlampe, Roller und Rösi steigen vom Röku-Auto, Sie folgen Schubs in das Haus.

Drinnen werden die Gäste von Schubsi, der Röhrenfrau, und Kuller, dem Röhrenkind, bsgrüßt. Kuller freut sich riesig über den Besuch und kommt auf seinem kleinen Röhrenauto herangerollt. Er springt herunter und kullert vor Freude herum.

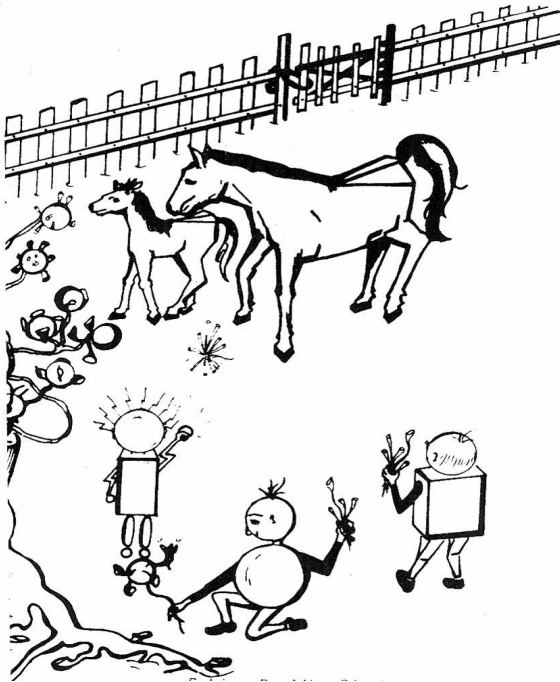
Schubs bittet die Gäste, Platz zu nehmen. Ohm, Roller und Rösi setzen sich auf die kleinen Kugelstühle. Mittlerweile sind auch die Nachbarn aus den umliegenden Häusern herbeigekommen. Sie wackeln mit ihren Röhrenbäuchen und schütteln ihre Kastenköpfe und freuen sich, daß Ohm nach Rökukäland gekommen ist. Ohm ist gerührt von diesem freundlichen Empfang. Seine Taschenlampe strahlt ganz hell. Ohm hält sie hoch, damit ihr Licht an die Decke kommt. Er möchte die Röhrenleute

nicht blenden.

Da geschieht es! Plötzlich prasseln viele Kügelchen von der Decke auf die Röhrenleute herab. Das gibt eine Aufregung. Alle rennen den bunten Kügelchen nach, um sie einzusammeln. Rösi klatscht in die Hände und ruft begeistert zu Ohm: "Wie schön, wenn man eine solche Taschenlampe hat!"

Nimm uns mit, Ohm

Ohm merkt, daß ihn jemand von hinten anstößt. Er dreht sich um. Ach, das ist ja der kleine Kuller. "Ich möchte dir etwas zeigen, Ohm", flüstert er. Alle sind noch damit beschäftigt, die vielen Kügelchen einzufangen. So merkt niemand, daß Ohm mit dem kleinen Kuller verschwindet.



Hinter dem Haus ist eine Wiese mit Röhrengras. Dorthin

geht der kleine Kuller: "Schau, Ohm, meine Kastenpferde!" Ohm staunt. In Rökukäländ gibt es sogar Kastenpferde. Sie haben einen Kastenbauch, einen Röhrenhals und einen Kastenkopf.

Schon klettert der kleine Kuller auf ein Kastenpferd. "Komm, wir reiten weg", ermuntert er Ohm. Doch Ohm hat Angst. Vielleicht werden die Kastenpferde wild, wenn man auf ihnen sitzt und werfen ihn hinunter. Als er jedoch sieht, wie ruhig der kleine Kuller oben sitzt, nimmt Ohm seine Taschenlampe fest in die Hand und klettert auch auf ein Kastenpferd.

Hui! Nun geht es aber los über die Röhrenwiese, durch den Kugelbach und hinein in den Röhrenwald. Ohm schaukelt auf seinem Kastenpferd hin und her wie auf einem Schiff. Die Taschenlampe wird richtig durchgeschüttelt.

Dar kleine Kuller kann wirklich gut reiten. Er sitzt ruhig auf seinem Kastenpferd, auch wenn es wild losrennt. Jetzt reiten sie über den Kastenplatz, auf dem die Pferde über Kastensteine springen können. Das macht ihnen Spaß. Ohms Pferd hüpf und springt über kleine und große Kastensteine.

Plötzlich schreit der kleine Kuller: "Hilfe, mein Pferd kann nicht mehr springen!" Ohm reitet herbei. Er sieht, was geschehen ist. Kullers Kastenpferd wollte über einen großen Stein springen und hat es nicht geschafft. Platsch, ist es auf dem Kastenstein gelandet. Nun liegt es mit seinem Kastenbauch auf dem Stein und kann nicht herunter. Kuller sitzt obendrauf und schaut ängstlich umher.

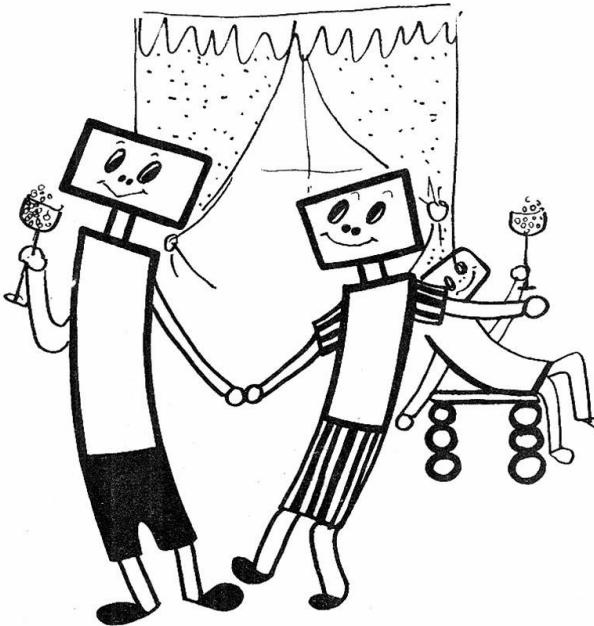
Ohm kann den kleinen Kuller nicht herunterheben. Doch vielleicht kann seine Taschenlampe helfen. Ohm richtet ihr Licht von hinten auf das Kastenpferd. Aus der Taschenlampe kommen helle Strahlen heraus. Plötzlich bekommt das Kastenpferd einen Schubs und schon rutscht es vom Kastenstein herunter. Kuller jubelt: "Prima, Ohm! Deine Taschenlampe hat wirklich viel Kraft!"

Ohm und Kuller reiten wieder zurück zum Kastenhaus. Dort

hat man sie inzwischen schon gesucht. Es gibt gutes Essen: Röhrengulasch mit Kastenbrot. Ohm versucht es. Hm, das schmeckt aber gut!

Anschließend feiern die Röhrenleute. Sie trinken Röhrenschnaps und Kugelwein. Der kleine Kuller trinkt auch davon und rollt bald nur noch auf dem Boden hin und her. Schubs bekommt vom vielen Röhrenschnaps so viel Kraft, daß er eine Kugel vor sich herschiebt.

Und da geschieht es! Das mußte ja so kommen. Die Kugel ist über eine Röhrenfrau gerollt. Sie liegt auf dem Boden und jammert. Ihr Röhrenbauch ist eingedrückt. Schubsi schimpft: "Das kommt davon, wenn Schubs zuviel Röhrenschnaps trinkt!"



Sie holt schnell eine Flasche mit Kugelwasser und gibt der armen Röhrenfrau davon zu trinken. Blob, blob, läuft das Kugelwasser in ihren Röhrenbauch und langsam wird er wieder rund.

Das Fest geht weiter, solange, bis die Röhrenleute so müde sind, daß sie kaum noch ihre Kastenköpfe bewegen können. Sie fallen einfach um und schlafen. Ohm schläft auch in seinem Kugelstuhl ein. Das Licht der Taschenlampe ist erloschen. Sie schläft auch. Ohm träumt. Etwas zupft ihn an der Nase, zwickt ihn am Ohr und kneift ihn in den Fuß. Das ist gar kein Traum. Ohm wird wach. Seine Taschenlampe leuchtet auf. Überall hört er es wispern: "Zupf, zwick, kneif! Wir sind die Röhrenmäuse. Wer sitzt denn da, wer sitzt denn da? Zupf, zwick, kneif!"

"Ihr könnt mich nicht kennen", sagt Ohm zu den Röhrenmäusen, die um ihn herum huschen. "Ich heiße Ohm, und das ist meine Taschenlampe. Wir kommen aus Deutschland und machen eine Reise durch Rökukäland."

Die Röhrenmäuse machen einen Kreis um Ohm und seine Taschenlampe und singen

Ohm, Strom
Ein Mikrofon
Ein Telefon
Ohm, Strom
Ein Mäusefon
Ein Kinderfon
Ohm, Strom

"Wollt ihr die ganze Nacht herumtanzen?" fragt Ohm die Röhrenmäuse.

"Nein, Ohm, wir haben nur eine Bitte an dich."

Ohm ist gespannt: "Sagt mir nur, was euch bedrückt. Ich will euch gern helfen." "Nimm uns mit, Ohm!" flüstern die Röhrenmäuse. Ohm fragt erstaunt: "Wohin wollt ihr denn mit mir und meiner Taschenlampe?" "Nimm uns mit nach Deutschland", bitten die Röhrenmäuse.

"Was wollt ihr in Deutschland?" lacht Ohm. "Ich wohne im 10. Stock eines Hochhauses. Dort gibt es keine Röhren, Kugeln und Kästen." "Was", wundern sich die Röhrenmäuse, "keine Röhren, Kugeln und Kästen? Dann bleiben wir lieber in Rökukäländ. Hier ist es schöner."

Plötzlich sind die Röhrenmäuse wieder verschwunden. Ohm kann weiterschlafen. Seine Taschenlampe hört bald auf zu leuchten, und es ist wieder dunkel.

Mit Kugeln durch die Röhrenbahn

Am nächsten Morgen, als Ohm wach wird, trommelt und prasselt es auf das Kastenhaus. Die Taschenlampe leuchtet schon ängstlich nach allen Seiten. Ohm schaut nach draußen. Na, so was! Es regnet dicke Kugeltropfen. Die ganze Straße ist schon voll.

Ohm, Roller und Rösi überlegen, wie sie ihre Reise fortsetzen können. Sie wollen ja in die Hauptstadt Kukuri. Aber bei diesem Kugelregen können sie mit dem Röku-Auto nicht fahren.

"Wir lassen das Röku-Auto bei den Röhrenleuten", meint Roller. „Von Röhrendorf bis in die Hauptstadt Kukuri können wir mit der Röhrenbahn fahren." Ohm findet es großartig, daß sie mit der Röhrenbahn fahren werden. Rösi ist auch einverstanden. Endlich hört der Kugelregen auf. Sie nehmen Abschied von den Röhrenleuten, von Schubs, Schubsu und dem kleinen Kuller. Ohm, Roller und Rösi gehen zusammen zum Röhrenbahnhof. Als sie näherkommen, sieht Ohm eine lange Röhre, die gar nicht mehr aufhört. Er steigt als erster in seine Kugel. Durch ein Fenster kann er nach draußen schauen. Nach ihm steigen Roller und Rösi in ihre Kugeln.

"Abfahrt!" ruft der Kugelschaffner.

Ohms Kugel saust durch die Röhre. Hinter ihm kommt Roller mit seiner Kugel und danach Rösi. Immer schneller sausen die Kugeln vorwärts. Mit hoher Geschwindigkeit donnern sie jetzt durch die Röhre. Ohm drückt seine Taschenlampe fest an sich. Er hält den Atem an und bewegt

sich nicht.

Endlich wird die Fahrt langsamer. Ohms Kugel hält schließlich an. "Aussteigen, Hauptstadt Kukuri!" ertönt eine Stimme. Ohm steigt aus. Jetzt ist auch Roller angekommen.

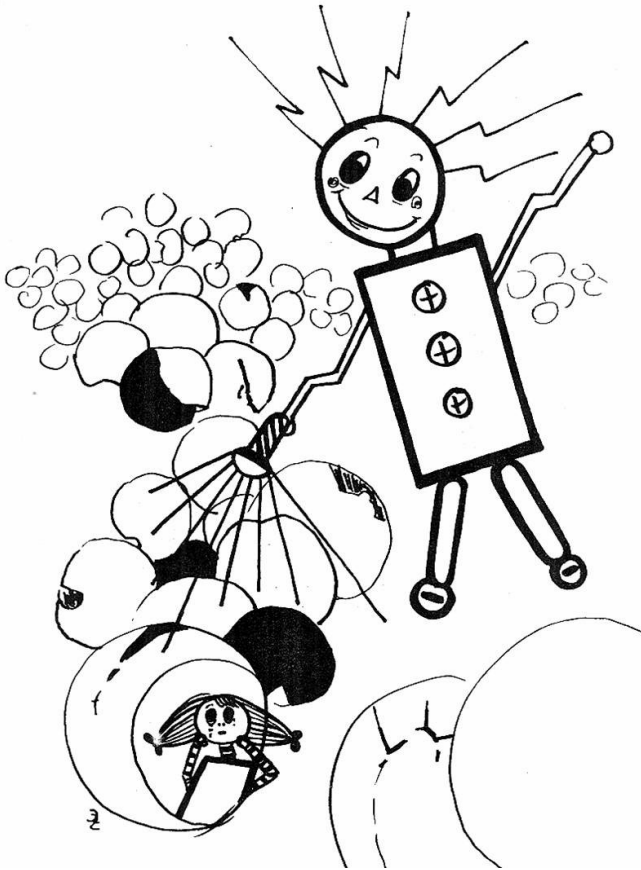
"Eine prima Fahrt", ruft Ohm. "Wo ist Rösi?" fragt Roller. Ohm schaut sich um. Die dritte Kugel ist noch nicht da. Roller fragt den Kugelschaffner. Doch der weiß auch nicht, was mit Rösi geschehen ist. Roller steckt seinen Kopf in die Röhre, aber er kann nichts hören.

"Oh, mir fällt etwas ein", sagt der Kugelschaffner. "Vielleicht ist Rösi unterwegs abgetrieben worden und in eine Falsche Richtung gefahren. Wie kann das vorkommen?" fragt Roller. "Rösi hat bestimmt eine kleine Kugel gehabt", meint der Kugelschaffner. "Kleine Kugeln werden leichter aus der Richtung gebracht, wenn ein starker Wind kommt."

Ohm ist dafür, daß sie etwas unternehmen:
"Wir müssen schnell zurück und nach Rösi suchen. Vielleicht hat sie einen Unfall gehabt." "Machen wir", sagt der Kugelschaffner, "wir nehmen eine große Kugel, in der wir zusammen sitzen können."

"Einsteigen!" ruft er, und schon geht es los. Wieder sausen sie durch die Röhre. Immer schneller und schneller. Ohm hält seine Taschenlampe fest. Er hat Angst um Rösi. Da, der Kugelschaffner legt sich auf die Seite. Ohm merkt, daß sie in eine andere Richtung sausen. Platsch, macht es, und die Kugel bewegt sich nicht mehr.

"Wo sind wir?" fragt Roller. Der Kugelschaffner steckt seinen Kugelkopf nach draußen: "Ach, wir sind auf dem Kugelfriedhof." Ohm schaut auch nach. "Auf dem Kugelfriedhof!" wundert er sich. "Ja, hier kommen alle Kugeln hin, die nicht mehr richtig durch die Röhre sausen können, weil sie alt und beschädigt sind", erklärt der Kugelschaffner.



Ohm schaut sich um. Überall liegen Kugeln Herum. Einige haben Löcher, andere sind eingedrückt und haben Risse. Manche sind sogar in mehrere Teile auseinandergebrochen. "Hier soll Rösi gelandet sein?" fragt Roller zweifelnd. "Ganz bestimmt", meint der Kugelschaffner. Roller schaut überall hin. Doch Rösi ist nirgends zu sehen.

Jetzt denkt Ohm an seine Taschenlampe. Vielleicht kann sie ihnen helfen. Er hebt sie hoch und läßt sie überall hinleuchten. Nichts geschieht. Plötzlich hören sie eine leise

Stimme, die ein Lied singt:

Kugeln und Röhren
Könnt ihr mich hören?
Alles ist rund
Rot ist mein Mund
Schwer ist der Stein
Bin so allein!

"Das ist Rösi!" schreit Roller aufgeregt. Er rennt weg und hüpfert mit seinem Kastenbauch über die vielen Kugeln, schaut hierhin und dorthin. Jetzt fällt er auch noch hin. Ohm leuchtet mit seiner Taschenlampe, damit Roller besser sehen kann. Jetzt bückt sich Roller; "Hier ist Rösi", schreit er. Ohm mit seiner Taschenlampe klettert auch über die Kugeln.

Tatsächlich, in einer kleinen Kugel sitzt Rösi. Sie lächelt, als sie Ohm sieht. "Ihr habt mich gefunden", freut sie sich. "Ich habe gewußt, daß ihr da seid. Die ganze Zeit habe ich das Licht der Taschenlampe gesehen. Deswegen habe ich auch gesungen."

Roller hilft Rösi aus der engen Kugel heraus. Sie steigen mit dem Kugelschaffner alle in die große Kugel. Hui, geht es mit der Kugelbahn wieder in Richtung Hauptstadt.

Ohm in der Hauptstadt

"Aussteigen", ruft der Kugelschaffner. Sie sind in der Hauptstadt Kukuri. Ohm ist sehr gespannt, was sie hier erleben werden. Er schaut sich neugierig um. Das ist wirklich eine Hauptstadt. Viele Röku-Autos rollen vorbei. Sie fahren über Kastenbrücken und durch Röhrentunnels. Viele Häuser haben Röhrentürme und sehen aus wie kleine Burgen,

Ohm betrachtet die Leute. Sie sind hier sehr verschieden. Manche haben Kugelbäuche und Kastenköpfe, andere Kastenbäuche und Kugelköpfe oder Röhrenbäuche und Ka-

stenköpfe. Hier in der Hauptstadt sieht man Leute aus ganz Rökukäland.

Ohm, Roller und Räsi spazieren durch die Straßen. Oft schauen die Leute nach Ohm und seiner Taschenlampe. Plötzlich wird Ohm am Arm gezogen. Er rutscht in eine Röhre hinein und ist verschwunden. Ohm kann gerade noch seine Taschenlampe festhalten. Er rutscht immer weiter und landet in einer großen Kugel.

Ohm versucht aufzustehen, um einige Schritte vorwärtszugehen. Aber in einer Kugel kann man schlecht gehen. Alles ist rund und die Füße rutschen ab, weil es überall nach oben geht. So setzt sich Ohm wieder hin. Mit seiner Taschenlampe leuchtet er in der Kugel herum. Dort hinten ist ein Loch. Ohm überlegt, ob er hindurchkriechen soll.

Plötzlich taucht in dem Loch ein kleiner Kugelkopf mit einem Röhrenbauch auf und klettert in die Kugel hinein. Ohm ist überrascht: "Das ist ja Rögla, der Röhrenwurm!"

"Hallo,Ohm", begrüßt ihn Rögla, "das hättest du nicht gedacht, daß wir uns in der Hauptstadt wiedersehen."

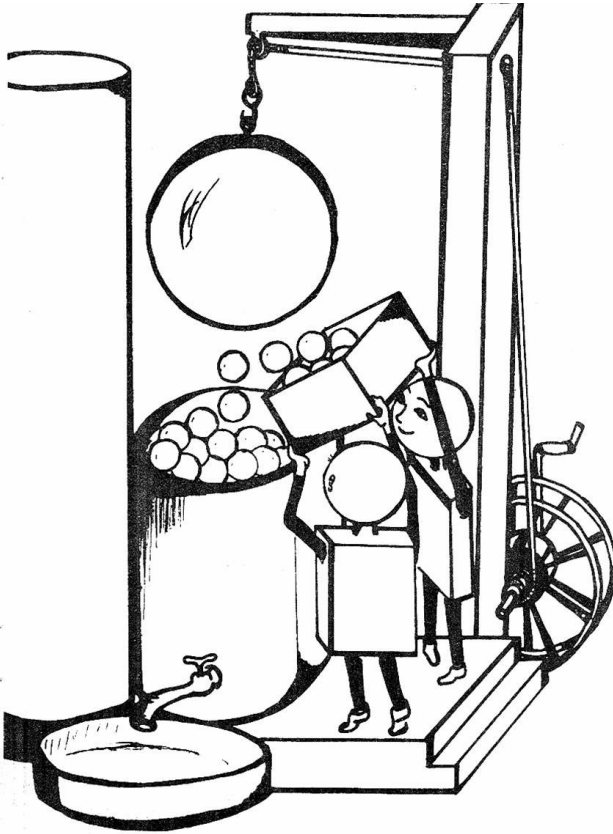
"Wer hat mich denn dort oben auf der Straße am Arm gezogen?" fragt Ohm. "Warst du das vielleicht, Rögla?"

"Ach,nein, es war einer von meinen Freunden," erklärt Rögla, "Er hat dich auf der Straße gesehen und hat dich heimlich hier in unser Versteck bringen wollen." „Das ist ihm auch gelungen", meint Ohm, "plumps, bin ich in die Röhre gefallen.Doch sag, was macht ihr hier?"

"Kamm aus der Kugel heraus, Ohm, und ich werde dir etwas zeigen!" Sie klettern beide durch das Loch. Draußen schaut sich Ohr um. Er befindet sich in einer Kastenhalle. "Hier liegen so viele Kugeläpfel", staunt er.

"Die sind alle von der Ernte, die du am Anfang deiner Reise miterlebt hast", erklärt Rögla. "In dieser Halle befindet sich das Lager für die Herstellung von Apfelkugelbrei. Die Leute in der Hauptstadt Kukuri essen gern Apfelkugelbrei.'

"Aber wie seid ihr denn hierhergekommen?" fragt Ohm. Rögla erzählt, wie sie hergebracht wurden: "Zuerst auf dem



Kastentraktor zum Kugelfluß, dann mit dem Kastenschiff zur Kugelhahn und schließlich mit der Kugelbahn in die Hauptstadt Kukuri."

"Komm mit durch diese Röhre!" Rögla möchte Ohm etwas zeigen. Sie befinden sich nun in einer anderen Halle, in der viele Röhren stehen. Zwei Kastenleute schütten gerade Kugeläpfel in eine Röhre.

"Vorsicht!" flüstert Rögla, "daß sie uns nicht sehen." Wumm, jetzt lassen die Kastenleute eine schwere Eisenkugel in die Röhre fallen. Die Eisenkugel zerdrückt die Kugeläpfel. Unten kommt der Apfelkugelbrei heraus.

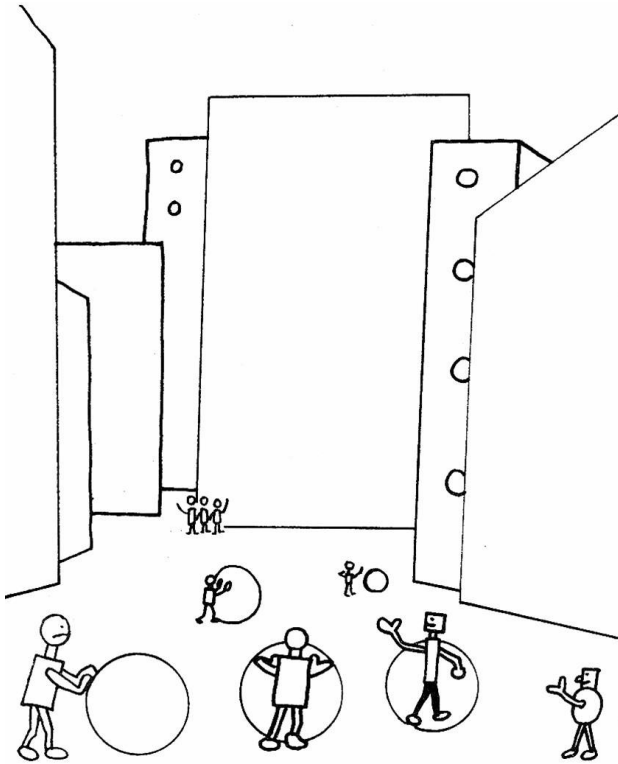
"Rögla, warum versteckst du dich vor diesen Kastenleuten?" fragt Ohm. "Ja, warum? Wie kannst du nur so fragen? Ich und meine Freunde sind heimlich aus den Kugeläpfeln herausgekrochen. Die Kastenleute möchten, daß wir drinnen bleiben, weil dann der Apfelkugelbrei besser schmeckt." "Na, so was!" wundert sich Ohm.

Plötzlich taucht einer der Röhrenwürmer auf und flüstert. „Ohm, du mußt wieder nach oben; du wirst in der ganzen Stadt gesucht." "Ich bringe dich zurück", sagt Rögla. Er führt Ohm durch Kugeln, Röhren und wieder Kugeln, durch Kästen und Röhren. Endlich ist Ohm wieder auf der Straße. Rögla ist verschwunden.

Da kommen auch schon Roller und Rösi herbeigelaufen. "Ohm, wo warst du denn?" fragt Rösi. "Ach, ich bin in eine Röhre gefallen und habe mich verlaufen." Ohm möchte auf keinen Fall seine Freunde, die Röhrenwürmer, verraten. "Komm, Ohm, wir gehen zum großen Kastenplatz", sagt Roller. "Dort findet heute der Eisenkugel-Wettbewerb statt." "Was ist das?" fragt Ohm. "Das wirst du schon sehen", antwortet Roller, "komm nur mit."

Wer wird Bürgermeister

Als sie zum zum großen Kastenplatz kommen, warten dort schon viele Leute. Ein Kugelmann geht herum und ruft ganz laut: "Machen Sie mit! Wer seine Eisenkugel am schnellsten über den Kastenplatz rollt, wird Bürgermeister unserer Hauptstadt Kukuri." "Bürgermeister der Hauptstadt Kukuri? Das wäre doch etwas für dich, Roller!" meint Ohm. Roller überlegt nicht lange. Er schüttelt seinen Kastenbauch, um seine Muskeln locker zu machen. Mit erhobener Brust geht er über den Kastenplatz hinüber zum Start. Ohm und Rösi schauen ihm gespannt nach. Hoffentlich hat er genug Kraft, um die Eisenkugel über den Kastenplatz zu rollen.



Als Roller zur Startlinie kommt, nimmt er sich eine der Eisenkugeln und stellt sich an die Linie zu den anderen Wettkämpfern. Alle warten auf das Zeichen zum Start. Endlich ist es soweit. Ein dicker Kastenmann mit einer Röhrenpfeife steht bereit. "Auf die Kugel!" sagt er laut. "Aufgepaßt - und - losgerollt!" Ein lauter Pfiff ertönt.

Nun schieben alle kräftig an ihren Eisenkugeln. Roller muß sich anstrengen. Seine Kugel ist sehr schwer. Es dauert eine Weile, bis er sie von der Stelle bewegen kann. Endlich rollt

sie vorwärts. Roller schiebt, so gut er kann.

Um ihn herum mühen sich die andern mit ihren Eisenkugeln ab. Einige sind immer noch am Start und haben nicht genug Kraft, um ihre Kugeln wegzuschieben. Andere sind schon weit vorne und rollen kräftig ihre Eisenkugel. Roller stemmt seinen Kastenbauch gegen die Kugel. So geht es besser. Doch er muß mehr schieben, sonst kommt er nicht schnell genug vorwärts.

"Los, Roller, feste schieben!" rufen Ohm und Rösi. "Wir müssen Roller helfen!" sagt Rösi. Das ist jedoch leicht gesagt. Sie dürfen ja nicht zu ihm laufen und beim Schieben helfen. "Ohm, versuch's doch mit deiner Taschenlampe", schlägt Rösi vor.

Ohm hat schon die ganze Zeit seine Taschenlampe fest in der Hand gehalten und über den Kastenplatz geleuchtet. Jetzt versucht er, das Licht der Lampe auf Roller zu richten. Doch das ist schwierig, weil die anderen Wettkämpfer um Roller herum sind und ihre Kugeln schieben.

Was ist jetzt los? Die anderen rollen ihre Kugeln plötzlich ganz schnell vorwärts und Roller bleibt zurück. Er kommt gar nicht nach. "Aufpassen, Ohm!" ruft Rösi. "Du hältst die Taschenlampe in die falsche Richtung. Sie leuchtet ja auf die anderen Wettkämpfer." Schnell dreht Ohm seine Taschenlampe wieder herum, damit sie auf Roller leuchtet.

"Prima", ruft Rösi, "jetzt kommt Roller nach vorne. Schau, Ohm, wie schnell er die Eisenkugel rollen kann!" Jetzt schreien auch die Zuschauer laut: "Roller, Roller!" Ohm freut sich, daß Roller immer näher zum Ziel kommt. Da schreit Rösi: "Gewonnen! Roller hat gewonnen. Er ist Bürgermeister der Hauptstadt Kukuri." Ohm und Rösi laufen zum Ziel. Dort steht Roller inmitten vieler Kasten-, Kugel- und Röhrenleute. "Jetzt darf Roller seinen Namen behalten", erklärt Rösi,

"Wieso?" fragt Ohm verwundert. "Ach, du weißt es noch gar nicht, Ohm. Roller war bisher schon Bürgermeister. Er hat beim letzten Eisenkugel-Wettbewerb bereits die Kugel am schnellsten geschoben. Wer gewinnt und Bür-

germeister wird, bekommt den Namen Roller, weil er die Eisenkugel am schnellsten rollen kann."

"Deswegen hat also Roller einen so schönen Namen", stellt Ohm verwundert fest. "Und wir haben die Reise mit dem Röku-Auto durch Rökukäland gemacht, damit Roller das Land und die Leute besser kennenlernt", erklärt Rösi weiter.

Jetzt ist Roller da. "Ohm und Rösi kommt mit! Wir gehen zusammen zum Röhren-Rathaus." Ohm ist gespannt, was Roller als Bürgermeister machen wird.

Spaß mit Kugeln, Kästen und Röhren

Das Röhren-Rathaus liegt an der Seite des Kastenplatzes. Ohm betrachtet es genauer. Es besteht aus lauter Röhren, großen und kleinen, die nebeneinander auf dem Boden stehen. Rösi erzählt Ohm vom Röhren-Rathaus. Roller geht inzwischen schon in sein Röhrenbüro.

"In jeder Röhre sitzt ein Kastenmann, Kugelman oder Röhrenmann", beginnt Rösi. "Einer zählt den ganzen Tag alle Röku-Autos, die über den Kastenplatz fahren. Ein anderer zählt alle Kastenleute, die über den Kastenplatz laufen oder alle Kugelleute. Wieder ein anderer zählt alle Röhrenleute. Jeder macht irgendetwas."

"Und was macht der Bürgermeister?" fragt Ohm. "Oh, der sitzt in der größten Röhre und überlegt, was er machen soll", erklärt Rösi. "Gehen wir doch hin und sehen nach, was Roller macht!" meint Ohm.

Roller sitzt tatsächlich schon längst in der großen Röhre und überlegt. "Gut, daß du da bist", sagt er zu Ohm. "Vielleicht kannst du mir beim Überlegen helfen!" Doch so leicht fällt Ohm auch nichts ein. Er dreht dauernd seine Taschenlampe hin und her: "Ich habe eine Idee!"

"Was ist es?" will Roller wissen. Ohm erklärt es ihm: "Wir zeigen den Leuten in der Hauptstadt Kukuri, wie man Spaß mit Kugeln, Kästen und Röhren machen kann. Meine Taschenlampe wird uns bestimmt helfen." "Wirklich eine

gute Idee", meint Roller, "wir müssen in Rökukäland einmal richtig Spaß machen, damit sich alle Leute freuen können."



Ohm, Roller und Rösi gehen nach draußen vor das Rathaus. "Sage allen Leuten, sie sollen viele Kugeln, Kästen und Röhren herbeibringen", sagt Ohm zu Roller. Das ist kein Problem. Roller schreit laut über den Kastenplatz, damit es alle Leute hören: "Wer lustig sein will und Spaß haben möchte, soll Kugeln, Kästen und Röhren herbeibringen!"

Kaum haben das die Leute gehört, kommen sie schon

herbeigerannt. Spaß will jeder haben. Nachdem genug Kugeln, Kästen und Röhren da sind, kann das Spiel beginnen.

"Achtung," ruft Ohm, "Was jetzt mit den Kugeln geschieht!" Er leuchtet mit dem grellen Licht seiner Taschenlampe auf die Kugeln. Die Leute schauen genau zu. Noch merkt niemand etwas. Da, die Kugeln beginnen zu hüpfen. Sie sind weich wie Gummi geworden.

"Nun haben wir Hüpf-Kugeln", erklärt Ohm. Er setzt sich auf eine Kugel und hüpf, hüpf, springt er mit ihr über den Kastenplatz. Die Leute sind begeistert. Alle setzen sich auf die Kugeln und hüpfen über den Kastenplatz. Roller und Rösi machen auch mit.

Bald sorgt Ohm für neuen Spaß. Er leuchtet mit dem Licht seiner Taschenlampe auf die Kästen. "Aufgepaßt!" schreit Ohm. "Wir haben Sprung-Kästen." Er klettert mit seiner Taschenlampe auf einen Kasten und schon springt er hoch. Der Kasten ist wie eine Matratze. Sprung, Sprung, geht es. Das macht den Leuten richtig Spaß, als sie es versuchen.

Schließlich verwandelt Ohm mit dem Licht seiner Taschenlampe sogar noch die Röhren in Roll-Röhren. Ohm zeigt, wie es geht. Er biegt eine Röhre zu einem Röhrenrad, setzt sich hinein und roll, roll, dreht er sich über den Kastenplatz.

Die Kugel-, Kasten- und Röhrenleute jubeln und schreien. Roller und Rösi klatschen vor Freude in die Hände. Überall hüpfen die Leute auf Hüpf-Kugeln, springen auf Sprung-Kästen und rollen in Roll-Röhren. So viel Spaß gab es noch nie in Rökukäland.

Ohm nimmt Abschied

Eines Tages merkt Ohm, daß seine Taschenlampe immer schwächer leuchtet. Ihm fällt ein, daß sie bestimmt eine neue Batterie braucht. Er fragt Roller und Rösi. Doch sie wissen keinen Rat. In Rökukäland gibt es keine Batterien.

Ohm faßt einen schweren Entschluß: "Ich muß

nach Deutschland zurück und eine neue Batterie holen." Rösi wird traurig: "Willst du wirklich nach Deutschland fahren, Ohm? Kommst du auch wieder zurück nach Rökukäland?" Ohm schaut Rösi an: "Natürlich komme ich wieder zurück. In Rökukäland ist es doch schön."

Ohm stellt sich im Röhren-Rathaus auf die Spitze eines Röhrenturms. Er hält seine Taschenlampe hoch und leuchtet. Er hofft, daß ihn das Licht wieder nach Deutschland bringt. Doch die Taschenlampe kann nicht mehr stark genug leuchten. Ihre Batterie ist fast leer.

Ohm ist traurig. Was wird, wenn seine Taschenlampe gar nicht mehr leuchtet? Roller kommt zu ihm. Als er hört, was Ohm bedrückt, macht er einen Vorschlag: "Du nimmst einfach das Kastenflugzeug, Ohm, und fliegst zurück." Da freut sich Ohm wieder.

So kommt es, daß er bald darauf im Kastenflugzeug sitzt und nach Deutschland fliegt. Diesmal dauert es länger. Das Kastenflugzeug ist nicht so schnell wie das Licht aus Ohms Taschenlampe. Ohm wird es langweilig, weil die Reise so lange dauert.

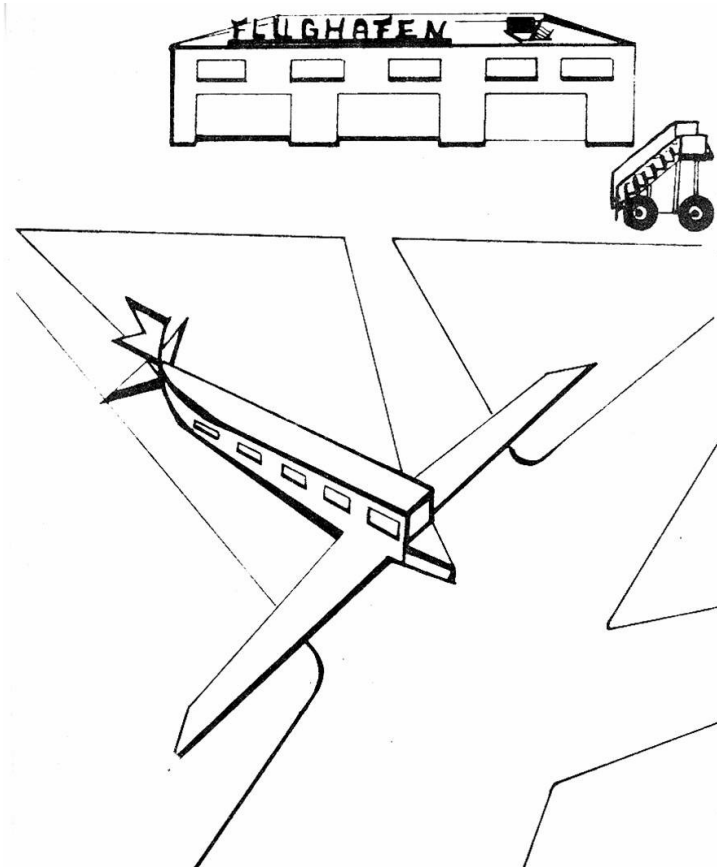
Endlich nähert sich das Kastenflugzeug dem großen Flughafen in Deutschland und landet. Als Ohm aussteigt, sieht er, daß auf dem Flughafen große Aufregung herrscht. Von überall kommen die Leute angerannt, um das Kastenflugzeug zu bestaunen. Die Feuerwehr rast herbei. Dort nähert sich sogar ein Polizeiauto.

Bei so viel Aufregung bekommt das Kastenflugzeug aber Angst. Es rollt schnell auf die Startbahn, fliegt hoch und ist gleich darauf in den Wolken verschwunden. Ohm steht allein unter den vielen Leuten. Nur seine Taschenlampe ist bei ihm.

Die Leute schreien aufgeregt: "Wo kommst du her? Was war das für ein Flugzeug?"

Ohm erzählt es ihnen: "Ich war in Rökukäland. Das Kastenflugzeug hat mich zurückgebracht, damit ich eine neue Batterie für meine Taschenlampe holen kann." Die

Leute lachen ihm aus: "Rökukäland! Das gibt es doch gar nicht!"



Die Polizei stellt auch Fragen an Ohm. Doch er sagt das gleiche, was er schon den Leuten erzählt hat. Ohm versteht gar nicht, warum sich alle so aufregen und ihm nicht glauben. Er war doch wirklich in Rökukäland!

Schließlich geht Ohm einfach weg und beeilt sich, daß er wieder in sein Hochhaus kommt in den 10. Stock. Dort hat

er seine Ruhe.

Er steckt gleich eine neue Batterie in seine Taschenlampe. Nun leuchtet sie wieder genauso hell wie früher.

In der Nacht, als alle Leute schlafen, leuchtet Ohm wieder mit seiner Taschenlampe über die Häuser, über die Brücke und die Autobahn, über Berge und Wälder, immer weiter. Bald wird das Licht wieder in Rökukäland sein.

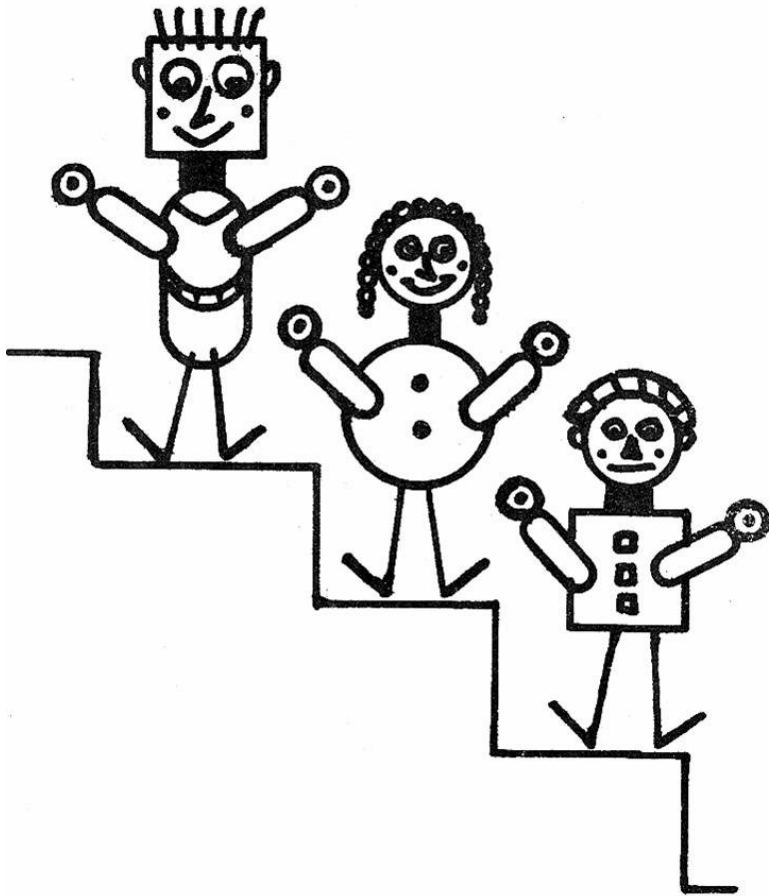
Ohm hört unter sich, im 9. Stock, lautes Weinen. Als es nicht aufhört, beschließt Ohm nachzuschauen. Er geht nach unten. Im 9. Stuck wohnt der kleine Peter. Er kann nicht einschlafen, weil er heute in der Schule sein Zeugnis bekommen hat. Alle haben über die schlechten Noten geschimpft: der Vater, die Mutter, sogar die Tante und der Großvater. Peter kann jetzt nur noch weinen.

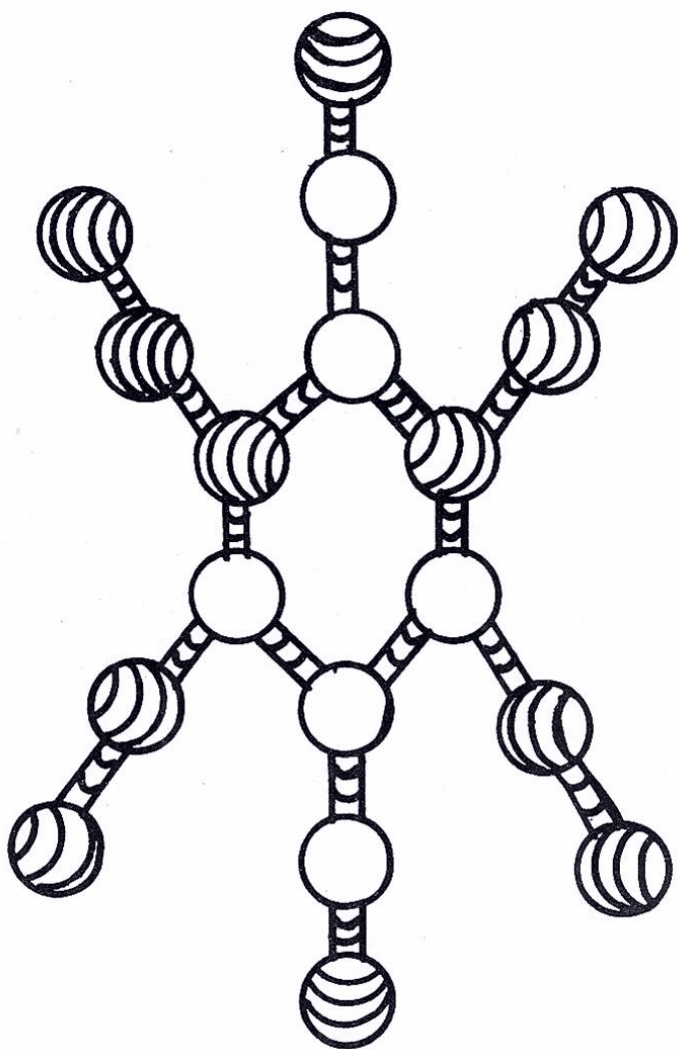
"Sei nicht traurig, Peter", versucht ihn Ohm zu beruhigen. "Komm her, wir schauen zum Fenster hinaus."

Ohm leuchtet mit seiner Taschenlampe weit in die Ferne. Dabei erzählt er dem kleinen Peter von seiner Reise nach Rökukäland, von all den Erlebnissen, die er dort hatte.

"Jetzt sehe ich Rökukäland!" ruft Peter. Er schaut genau hin und kann alles beobachten: die Kugeln, Röhren und Kästen, das Röku-Auto, die Hauptstadt Kukuri, Roller und Rösi.

Ohm erzählt und erzählt. Peter weint schon lange nicht mehr. Er hört nur noch zu und starrt in das Licht der Taschenlampe.





Etwas für Kinder

Geschichten für Kinder(4-8 Jahre)



DER BLEISTIFT

Ein langer Bleistift tanzt über den Tisch. Er macht schwarze Striche auf das Papier. Wenn er sich im Kreise dreht, dann gibt es runde Striche. Läuft er geradeaus, dann gibt es lange Striche. Er hüpfert kurz und es gibt einen Punkt. Er bewegt sich hoch, runter, vorwärts, rückwärts. Dann entstehen Zahlen und Buchstaben.

Nun steht der lange Bleistift still. Ein kleines Messer kommt und macht ihn vorne wieder spitz. Es tut ihm etwas weh. Doch bald ist es vorbei. Der Bleistift kann weiter tanzen.

Plötzlich gibt es ein Knacken. Seine Spitze ist abgebrochen. Das Messer kommt wieder. Diesmal dauert das Spitzen länger. Dann geht der Tanz weiter.

Als der Bleistift müde ist, legt er sich in einen Kasten. Neben ihm befinden sich andere Bleistifte die sich auch ausruhen. Doch sie schimpfen, weil sie so lange liegen müssen. Sie möchten dauernd tanzen, sich drehen und hüpfen.

In dem Kasten befindet sich noch ein ganz kleiner Bleistift. Er war auch einmal so groß wie die andern. Aber er hat so oft getanzt und ist so oft spitzer gemacht worden, daß er deswegen nun so klein ist.

Er wundert sich warum die andern Bleistifte dauernd tanzen möchten. Er will seine Ruhe haben. Je mehr er tanzt, desto mehr wird er vom Messer wieder gespitzt. Eines Tages wird es dann soweit kommen, daß von ihm gar nichts mehr zu sehen ist.

DIE NACHTGESPENSTER

Jutta wacht mitten in der Nacht auf.Sie kann nicht mehr schlafen.Irgendetwas hat sie geweckt.Im Zimmer ist es dunkel.Nur an der Decke sieht man helle Streifen.Es ist das Licht der Straßenlaterne, das durch die Ritzen des Fensterladens leuchtet.

Jutta hört verschiedene Geräusche.Auf der Straße fährt ein Auto vorbei.Seine Räder rollen über den Steinboden.Weiter weg bellt ein Hund.Bald ist er wieder still.Jutta hört Schritte im Haus.Wahrscheinlich ist die alte Frau, die oben wohnt, wach geworden und läuft durch ihre Wohnung.Eine Tür knarrt.Dann ist es wieder still.

Jutta hört ein Brummen in der Luft.Es wird lauter und denn wieder langsam leiser.Ein Flugzeug fliegt durch die Nacht.Einen Augenblick herrscht Ruhe.Jetzt singt jemand auf der Straße.Wahrscheinlich kommt er von einer Feier und geht fröhlich nach Hause.

Vor dem Haus rauschen die Blätter des alten Baumes.Ein Vogel zwitschert.Er ist bestimmt genauso wie Jutta durch die vielen Geräusche wach geworden.Nun ist es wieder still.

Jutta hat keine Angst.Sie kennt alle diese Geräusche und weiß, daß es keine Nachtgespenster sind.Es sind Menschen,Tiere,Autos,Flugzeuge, die alle diese Laute verursachen.

Jutta dreht sich in ihrem Bett um.Es knarrt und plötzlich gibt es einen lauten Plumps.Jutta ist erschrocken.Sie hat Angst.Was war das?

Sie schaut vorsichtig aus dem Bett.Auf dem Boden liegt etwas.Ach,das ist ja ihre Puppe, die aus dem Bett gefallen ist.Jutta lacht leise und ist erleichtert.

Sie schließt nun die Augen.Bald schläft Jutta wieder fest.Die Nachtgespenster verhalten sich von jetzt an still.So schläft Jutta ruhig bis zum Morgen.

D I E D I C K E B I E N E

Irene und Martin sind Geschwister.Irene ist älter als Martin.Sie kann sich selbst anziehen und sich auch schon gut mit den großen Leuten unterhalten.Seit Kurzem geht Irene in die Schule.

Irene und Martin spielen oft zusammen.Dann sagt Irene ihrem Bruder,was er machen soll.Oft tut es Martin,doch manchmal will er etwas anderes spielen.Dann bekommen die beiden Streit.So auch heute.

Irene möchte mit Martin Schule spielen.Im Kinderzimmer hängt eine große Tafel an der Wand.Irene nimmt Kreide und malt ein Haus,einen Baum und ein Auto an die Tafel. Sie will,daß Martin das gleiche malt.Aber der möchte nicht.Irene faßt ihn an der Hand und schubst ihn zur Tafel.

Martin wird böse.Er nimmt einen Lappen und wischt alles weg,was an der Tafel steht.Nun ärgert sich aber Irene .Sie haut ihrem Bruder ganz fest auf die Hand.Martin weint.Er überlegt,wie er sich wehren kann.Plötzlich zieht er seine Schwester an den Haaren.Irene schreit auf.Beide schreien nun immer lauter.

Plötzlich hören sie eine mahnendes Summen.Eine

dicke Biene fliegt durch das offene Fenster in das Kinderzimmer. Böse brummend umkreist sie die schreienden Kinder. Martin hat Angst. Irene hat auch Angst. Sie nimmt schnell ihren Bruder an der Hand und läuft mit ihm aus dem Zimmer. Eilig schließt sie die Tür hinter sich zu. Beide Kinder sind nun ganz still. Eine Weile hören sie im Kinderzimmer das drohende Brummen der dicken Biene. Dann wird es ruhig. Irene öffnet vorsichtig die Tür und steckt ihren Kopf durch den Türspalt. Die Biene ist durch das Fenster wieder nach draußen verschwunden. Schnell läuft Irene ins Zimmer und schließt das Fenster. Nun spielen Irene und Martin wieder zusammen. Sie sind ganz still geworden und streiten sich nicht mehr.

DER SCHÖNE GARTEN

Stefan geht gern zu seiner Großmutter. Wenn es schönes Wetter ist, dann nimmt sie ihn mit in ihren Garten. Dann hilft ihr Stefan bei der Gartenarbeit. Heute wollen sie Krautpflanzen setzen. Stefan macht mit einem spitzen Holz Löcher in die Erde. Die Großmutter steckt die Krautpflanzen hinein und deckt deren Wurzeln mit Erde zu. Anschließend begießt sie die kleinen Pflanzen gleich mit Wasser, damit sie bald anfangen zu wachsen. Danach sät die Großmutter Blumensamen. Stefan nimmt inzwischen eine Schüssel und geht zu einem Beet. Dort will er Erdbeeren pflücken. Mit ihren roten Wangen sehen sie so verlockend aus, daß Stefan beim Pflücken immer wieder eine Erdbeere in den Mund nimmt und ißt. Sie haben einen besonderen Duft und schmecken süß. Es dauert ziemlich lange, bis Stefan die Schüssel voll mit Erdbeeren hat.

Danach schaut er der Großmutter zu, wie sie die Beete mit den Bohnenpflanzen gießt. Sie sind in

den letzten Tagen mächtig gewachsen und haben schon viele Blätter. Großmutter gießt vor allem den Boden um die Pflanzen "Großmutter, warum gießt du nicht alles Wasser auf die Blätter?" fragt Stefan. "Wenn du durstig bist und Apfelsaft hast", erklärt die Großmutter, "dann trinkst du ihn mit dem Mund. Wenn du den Saft auf deine Hände schütten würdest, dann würde dein Durst bestimmt nicht weggehen". Stefan muß lachen. Er versteht, was die Großmutter meint. "Dann sind die Wurzeln wie ein Mund. Die Pflanzen trinken damit", bemerkt er noch. Danach arbeitet Stefan in seinem eigenen Gärtchen, das er sich in einer Ecke des Gartens angelegt hat. Auf den kleinen Beeten wachsen schon Erbsen, Bohnen und Krautpflanzen. Stefan stellt fest, daß seine Pflanzen wieder größer geworden sind, seit er das letzte Mal hier war. Er ist stolz darauf, daß seine Pflanzen so gut wachsen. In einer Gießkanne holt er gleich Wasser, um sie zu begießen. Er möchte nicht, daß sie Durst leiden müssen. Schließlich regnet es nicht so oft, daß die Pflanzen genug Wasser im Boden haben. Stefan findet, daß seine Pflanzen besser wachsen, als die der Großmutter. Das kommt bestimmt daher, weil er sich so gut um seine Pflanzen kümmert.

D E R H U N D

Der Ball ist rund und rollt,
Der Hund ist froh und tollt.

Der Stein ist schwer und fällt,
Der Hund ist böse und bellt.

Die Katz ist leis und schnurrt,
Der Hund ist kühn und knurrt.

Das Kind ist laut und lacht,
Der Hund ist brav und wacht.

A F F E U N D M E N S C H

Helen und Robert, die beiden Geschwister, gehen in den Zoo. Sie betrachten die vielen Tiere, die dort in großen Gehegen leben: Eisbären, Löwen, Giraffen, Kamele. In einem großen Wasserbecken tummeln sich die Seelöwen. Am meisten gefallen ihnen jedoch die Affen. Sie bleiben vor dem Käfig stehen, in dem die Affen herum springen.

"Schau mal, Robert", ruft Helen aus, "die Affen haben genauso Hände wie die Menschen". "Sie essen auch wie die Menschen", fügt Robert hinzu. Sie beobachten einen Affen, der eine Karotte in der Hand hält. Er führt sie zum Mund und beißt ein Stück ab. Dann kaut er fest und schmatzt dabei. Jetzt kratzt er sich auf dem Kopf.

"Genau wie Vater, wenn er nachdenkt", ruft Helen lachend aus, als sie das sieht.

"Ich habe in einem Buch gelesen, daß die Menschen von den Affen abstammen", erklärt Robert.

"Das glaube ich aber nicht", erwidert Helen. "Die Menschen sind doch anders. Vielleicht gab es unter den Menschen einmal einige, die wie Affen aussahen. Daraus sind dann die Affen entstanden."

Robert erklärt ihr, daß es aber erst Tiere auf der Erde gab und dann die Menschen. Affen sind ja Tiere. Aber Helen läßt sich nicht überzeugen. Sie möchte doch kein Affe sein.

Schließlich sind ihre Eltern Menschen. Deren Eltern waren Menschen. Alle Eltern vorher waren Menschen. Da kann Helen doch nicht glauben, daß

sie von einem Affen abstammt.

Robert verspürt jedoch eine engere Beziehung zu den Affen. Er klettert nämlich auch gern auf den Bäumen herum. Aber er sagt seiner Schwester nichts davon, sonst würde sie sich vielleicht noch lustig über ihn machen.

Trotzdem wollen Helen und Robert noch ihre Eltern fragen, wie es sich mit der Beziehung zwischen den Affen und den Menschen verhält.

D I E W E I N G E I S T E R

Frank fährt heute mit seinem Vater zu einem Weinkeller. Sie fahren mit dem Auto zu einem Dorf. Ringsherum sehen sie viele Weinberge. Der Vater hält vor einem alten Tor aus Holz. Durch das Tor kommt man in einen Berg. Das ist der Weinkeller.

Vater holt eine Kiste mit leeren Flaschen aus dem Auto und trägt sie in den Weinkeller. Er will neuen Wein kaufen. Frank geht mit hinein. Er schaut sich um. Überall stehen Kisten mit Weinflaschen. Es riecht nach Wein.

Ein Mann im blauen Arbeitsanzug begrüßt sie. Es ist Herr Müller. Er hat kräftige Hände. Dann kommt der Vater Müller. Er ist schon älter. Seine Nase ist ganz rot. Von hinten nähert sich jetzt noch ein ganz alter Mann. Es ist der Großvater Müller. Er hat einen grauen Schnurrbart und lustige Augen.

Die ganze Familie Müller arbeitet zusammen im Weinkeller. Im Dorf wohnen sie auch alle im gleichen Haus. Großvater Müller fragt Frank: "Willst du noch mehr vom Weinkeller sehen?" Frank freut sich und geht mit ihm. Jetzt wird es ziemlich dunkel. Nur eine verstaubte Lampe macht ein bißchen Licht. Frank betrachtet staunend die

großen Fässer. An der Wand hängt ein langer Schlauch. In einer Ecke stehen zwei Männer. Mit einem Schlauch füllen sie Wein aus einem Faß in Flaschen. Es riecht hier ganz stark nach dem Wein. Frank fragt den Großvater Müller: "Gibt es in den Fässern eigentlich Weingeister? Kommen sie manchmal heraus?"

Großvater Müller zupft sich an seinem weißen Schnurrbart. Er lächelt und sagt zu Frank: "Hi, hi. Ich habe noch keinen Weingeist aus einem Faß kommen sehen. Nur wenn ich zuviel Wein trinke, dann sind die Weingeister auf einmal in meinem Kopf." Das findet Frank lustig. Er sagt: "Aber Großvater Müller, wenn das passiert, dann haben sie einen Schwips."

Jetzt ruft jemand ganz laut: "Frank, Frank, wir gehen wieder!" Es ist sein Vater.

Als sie später an den Weinbergen vorbeifahren, schaut Frank genauer hin. An den Weinstöcken hängen viele Trauben. Frank fragt den Vater: "Darf ich helfen, wenn die Trauben geerntet werden?" Der Vater antwortet ihm:

"Das ist aber eine schwere Arbeit. Man muß die ganze Zeit stehen und sich bücken. Die Trauben müssen nämlich alle mit der Schere abgeschnitten werden. Am Abend wird dir bestimmt der Rücken weh tun." "Das macht nichts", meint Frank und wird nachdenklich.

F R A U S T E I N M E Y E R

Jutta wohnt in einem großen Haus in der Stadt. In dem Haus wohnen noch andere Leute. Jutta sieht öfters Frau Steinmeyer auf der Treppe. Sie mag diese Frau gar nicht. Frau Steinmeyer ist nämlich sehr dick. Wenn sie die Treppe hoch muß, dann

läuft sie ganz langsam. Dabei schnauft sie laut. Eines Tages geht Jutta die Treppe hoch. Da sieht sie plötzlich Frau Steinmeyer vor sich. Sie putzt gerade die Treppe. Da sie so dick ist, versperrt sie den Weg. Jutta steht hinter ihr.

Sie weiß nicht, was sie machen soll. Plötzlich spürt Jutta ein Zucken in ihrer rechten Hand. Dann ist es passiert. Sie hat der Frau Steinmeyer mit der Hand auf das dicke Hinterteil gehauen.

Im nächsten Augenblick bekommt Jutta Angst. Als sich Frau Steinmeyer überrascht umdreht, läuft Jutta schnell an ihr vorbei nach oben.

"Du freches Ding", ruft ihr Frau Steinmeyer nach, "ich werde es deiner Mutter sagen."

Einige Zeit später bringt Juttas Mutter einen Strauß Blumen mit nach Hause. Sie fragt Jutta:

"Willst du nicht mit den Blumen zu Frau Steinmeyer gehen? Sie hat heute Geburtstag?" Erst will Jutta nicht. Doch dann geht sie doch.

Frau Steinmeyer ist überrascht über diesen Besuch. Jutta gratuliert ihr zum Geburtstag und überreicht ihr die Blumen.

Frau Steinmeyer bedankt sich und lädt Jutta zu ihrem Geburtstag ein. Als Jutta anschließend am Tisch sitzt und von dem Geburtstagskuchen isst, unterhält sich Frau Steinmeyer mit ihr. Sie ist sehr freundlich zu Jutta. Auf einmal findet Jutta diese dicke Frau gar nicht mehr komisch. Im Gegenteil, sie mag Frau Steinmeyer jetzt.

D I E B E S O N D E R E B R I L L E

Stefan träumt manchmal, wenn er schläft. Im Traum sieht die Welt ganz anders aus. Was da alles geschehen kann! Diesmal träumt Stefan, daß er eine Brille mit grünen Gläsern vor den Augen hat. Als er sich umschaute, merkt er, daß es eine

besondere Brille ist. Er kann plötzlich durch Wände und Türen sehen.

Es ist Tag und die Sonne scheint. Stefan läuft die Straße entlang. Mit der Brille betrachtet er die Häuser. Nun kann er sehen, was darin vorgeht. Die Wände sind wie aus Glas.

Stefan kann in die Wohnungen schauen und die Menschen beobachten, die dort wohnen. Hier ist ein Kind krank und muß im Bett liegen. Es bekommt auf dem Löffel von seiner Mutter eine Medizin. Woanders sitzt ein Mann am Tisch und liest Zeitung.

In einer anderen Wohnung wird gerade ein Zimmer tapeziert und die Tür wird mit neuer Farbe gestrichen. Dort kocht auf einem Herd die Milch über. Eine Frau kommt angerannt und schaltet den Herd schnell ab. In einem Badezimmer läuft Wasser in die Badewanne. Es wird immer mehr. Jetzt ist die Wanne voll. Stefan will schon rufen: "Aufpassen!". Da kommt im letzten Moment jemand und dreht das Wasser ab. Jetzt erblickt Stefan in einem Keller einen großen Schrank, in dem lauter Bündel mit Geld liegen. Das ist der Keller einer Bank, und Stefan kann mit seiner Brille sogar durch die Wände der Tresorschränke schauen. Ein Stück weiter sieht er in einem Raum viele Kästen stehen, in denen sich viele Drähte, Glasröhren und Kabel befinden. Es ist ein Fernsehgeschäft und Stefan kann in das Innere der Fernsehapparate schauen. In einem anderen Raum sitzt jemand auf einem Stuhl mit Armlehnen und einer Kopfstütze. Ein Mann in weißer Schürze steht davor und bohrt an dessen Zähnen. Stefan schaut einem Zahnarzt bei der Arbeit zu. Stefan ist erstaunt, daß er mit seiner besonderen Brille sogar in den Boden sehen kann. Unter der Straße befinden sich lange Kabel und große Rohre voll mit Wasser. Das sind die

Stromkabel für das Licht in den Häusern und die Rohre, die das Wasser in die Waschbecken führen. Plötzlich entdeckt Stefan einen kleinen Jungen, der allein in einer Wohnung ist und laut schreit. Wahrscheinlich hat er Angst. Vielleicht hat er auch Hunger und findet nichts zum Essen. Es ist auch möglich, daß er auf seine Eltern wartet, die nicht nach Hause kommen. Stefan will schon rufen: "Warte, ich komme und helfe dir", als er plötzlich wach wird. Er fährt sich über die Augen. Es ist keine Brille da. Stefan hat ja alles geträumt. Stefan muß über seinen Traum nachdenken. Vieles, was er mit seiner besonderen Brille entdeckt hat, kann man auch mit den Augen sehen. Man muß sich nur umschaun und aufpassen.

D I E B E R G E

Irene sitzt im Flugzeug. Sie schaut durch das kleine Fenster nach unten. Dort erstrecken sich viele Berge. Manche sind spitz, andere sind rund. Oben sind sie ganz weiß. Das muß Schnee sein. Zwischen den Bergen befinden sich die Täler. Da kann Irene Straßen und Häuser sehen. Schmale Flüsse fließen durch die Täler. Irene betrachtet wieder die Berge. Sie sehen von hier oben aus wie große eckige Steine, die angemalt sind.

Irene war schon in den Bergen. Wenn man vom Tal bis zur Spitze eines Berges gelangen will, dann muß man hoch steigen und lange laufen. Man wird müde dabei, weil es immer aufwärts geht.

Wenn man wieder hinabsteigt, ist es besser. Dann läuft man hinunter wie das Wasser, das den Berg hinabfließt. Wenn man nicht aufpaßt, dann muß

man immer schneller gehen.Auf einmal kommen die Seine nicht mehr mit,und man fällt hin.

Weil das Flugzeug so hoch fliegt,sehen die Berge so klein aus.Man meint,daß man mit großen Schritten darüber laufen kann.

Jetzt kann Irene die Berge nicht mehr sehen.Das Flugzeug fliegt durch die Wolken und steigt immer höher. Nun ist es über den Wolken.

Irene schaut auf einen endlosen weißen Teppich,auf dem die Strahlen der Sonne glänzen.Um den Teppich herum liegen Haufen von weißen und grauen Wolken.Sie drängen sich aneinander und türmen sich aufeinander. Irene möchte gern auch einmal auf die Spitze dieser Wolkenberge steigen.Aber zu diesen Bergen kommt niemand.Man kann nur mit dem Flugzeug darüber fliegen und sie bestaunen.

Jetzt steigt das Flugzeug noch höher.Bald liegen auch die Wolkenberge tief unten und sind klein geworden.Es gibt nun keine Berge mehr,die noch höher sind.Es gibt nur noch die Luft und den weiten Himmel.

REISE IN DIE FERNE

(oder:Was das Flugzeug den Kindern beim Fliegen zuflüstert)

Komm,gehe mit mir,
Weit in die Ferne.
Fliege weg mit mir,
Hoch sind die Sterne.

Komm,fliege mit mir,
Weit über die Wolken.
Ziehe weg mit mir,
Der Sonne wir folgen.

Komm,schaue mit mir,
Weit in die Welt.
Dann erzählst du mir,
Was dir gefällt.

D E R S C H N E L L Z U G

Ein Zug rast über die endlosen Schienen.Er saust vorbei an Feldern,Städten Häusern,Menschen und Tieren.Immer weiter geht seine Fahrt.

Er fährt schon viele Jahre immer über diese Schienen.Die Räder des Zuges drehen sich ganz schnell.Vorn ist die Lokomotive und dahinter die Wagen.In den Wagen sitzen viele Leute,Sie reisen weit weg,um andere Städte und andere Menschen zu besuchen.

Immer weiter geht die Fahrt.Wenn der Zug schließlich an einem Bahnhof hält,steigen einige Leute aus,andere steigen zu.Die Lokomotive steht und wartet darauf,daß sie weiterfahren kann.

Endlich ist es soweit.Sie stößt einen schrillen Pfiff aus und setzt sich schwerfällig in Bewegung.Die Räder drehen sich,erst langsam und dann immer schneller.Die vielen Wagen werden mit fortgezogen.Aus den Fenstern schauen Köpfe heraus und winken.Sie winken all denen zu,die auf dem Bahnhof zurückbleiben.

Dann fährt der Zug durch das weite Land.Die Lokomotive beeilt sich.Sie will schneller fahren als die Autos, die sich dort auf der Straße bewegen.Doch das geht nicht so einfach.Die Lokomotive muß ja die vielen Wagen mit den Menschen mitziehen.Die Autos brauchen keine Wagen zu ziehen.

Das ärgert die Lokomotive manchmal.Dann murt sie und wird böse.Sie strengt sich dann um so mehr an, um den nächsten Bahnhof zu erreichen.

Doch auch eine Lokomotive wird einmal müde. Nach langer Fahrt steht sie in einer großen Halle und ruht sich aus. Männer laufen um sie herum und prüfen, ob ihr Motor und ihre Räder noch in Ordnung sind. Was nicht mehr gut ist, das wird erneuert.

Danach fährt die Lokomotive wieder frisch und ausgeruht mit ihren Wagen über die Schienen. Wohin die Fahrt geht, weiß am besten der Lokomotivführer. Er sitzt vorne im Führerhaus und gibt der Lokomotive die Richtung an.

I M K E L L E R

Im Keller des Hauses ist es still und dunkel. Wenn man die alte Lampe anknipst, dann liegen immer noch dunkle Schatten in den Ecken des Kellers. Dort stehen Kisten, eine alte Badewanne und steinerne Töpfe. Die Kinder haben Angst im Keller, weil es manchmal in einer Ecke raschelt. Sie glauben dann, daß hinter den Töpfen eine Maus ihre Wohnung hat. Sobald sie das Geräusch hören, laufen die Kinder schnell weg. Nur die Großmutter hat keine Angst, wenn sie in den Keller geht. Sie hat sogar schon im Keller geschlafen, früher, während des Krieges. Damals kamen Flugzeuge und haben Bomben auf die Häuser geworfen, um sie zu zerstören. Die Großmutter ist dann immer mit dem Großvater in den Keller gelaufen, um sich vor den Bomben zu schützen. Im Keller haben sie Kissen und Decken gehabt, auf denen sie schlafen konnten, wenn es Nacht war. Einmal kamen die Flugzeuge mitten in der Nacht. Die Großmutter hörte als erste das laute Brummen der Motoren. Sie rüttelte den Großvater wach. Als der nicht aufstehen wollte, lief sie allein in den Keller. Dann fielen die Bomben. Das Haus wurde getroffen und stürzte zusammen. Die

Großmutter war im Keller. Doch sie konnte nicht heraus. Die Tür des Kellers war von den Trümmern des Hauses zugeschüttet worden. Doch Großmutter lebte. Der Keller hatte standgehalten und war nicht zerstört worden.

Als die Flugzeuge weg waren, kamen die Nachbarn herbei. Sie räumten die Steine von der Kellertür weg und halfen der Großmutter heraus.

Als sie nach dem Großvater suchten, fanden sie ihn tot. Die Steine des zusammenstürzenden Hauses hatten ihn getötet.

Die Großmutter denkt auch heute noch an dieses Ereignis. Deswegen hat sie keine Angst vor dem Keller, denn er hat ihr das Leben gerettet.

D I E L A N G W E I L I G E N L E U T E

Fährst du mit der Eisenbahn,
Schau dir mal die Leute an!
Manche schweigen, manche lesen
Oder sitzen da und dösen.

Was soll man denn da machen,
Wenn alles still und leise ist?
Versuch's doch mal mit Lachen,
Wenn du nicht traurig bist!

Wenn jemand mit dir lacht,
Dem geht's dann ebenso;
Denn wenn man eine Reise macht,
Dann scherzt man und ist froh.

D R A U S S E N V O R D E M F E N S T E R

Es ist Abend und die Sonne ist nicht mehr da. Im Zimmer brennt kein Licht. Martin und Irene sitzen

auf dem breiten Brett hinter dem Fenster und schauen durch die Fensterscheibe nach draußen. Auf der Straße ist es schon ziemlich dunkel. Aber die Laternen machen Licht, damit die Leute etwas sehen können. Irene sieht ein Auto auf der Straße vorbeifahren. Die beiden Scheinwerfer vorne brennen nicht. Eine Frau sitzt im Auto. Sie hat bestimmt vergessen, das Licht anzumachen. Irene ruft aufgeregt durch das Fensterglas: "Licht anmachen!" Aber das Auto fährt weiter ohne Licht. Martin deutet mit dem Finger. Er hat etwas gesehen: "Da, da!" Dort läuft ein Hund an dem hellen Schaufenster des Spielwarengeschäftes vorbei.

Die Straßenbahn kommt angefahren und hält an der Haltestelle. Es ist ganz hell drinnen. Einige Leute sitzen auf den Bänken und können sogar Zeitung lesen. Doch was ist jetzt los? Plötzlich sind alle Lichter auf der Straße ausgegangen. Es ist kein Strom für das Licht mehr da. Alles ist dunkel: die Straße, die Gehsteige, die Schaufenster. Was jetzt alles passiert! Ein Mann stößt beim Laufen gegen eine Frau. Sein Hut fällt vom Kopf und rollt irgendwohin. Der Mann findet ihn nicht, da es dunkel ist.

Die Frau hat ihre Einkaufstasche fallen lassen. Alles liegt auf dem Boden: die Flasche mit dem Apfelsaft, die Butter, der Käse, die Wurst. Die Frau sieht die Sachen nicht, da es dunkel ist.

Der Mann schimpft nun auf die Frau, weil sie nicht aufgepaßt hat. Die Frau schimpft aber auch auf den Mann, weil der nicht aufgepaßt hat. Die große Straßenbahn ist stehengeblieben. Sie kann ohne den Strom nicht weiterfahren. Die Leute in der Straßenbahn können auch ihre Zeitung nicht mehr lesen. Im Spielwarengeschäft ist es gleichfalls dunkel. Die Verkäuferin kann die Spielsachen in den Regalen nicht mehr sehen. Die Leute im Geschäft finden das Geld in ihrem Geldbeutel nicht mehr, um

zu bezahlen. Nur die Autos, die vorbeifahren, haben noch Licht. Sie haben ja eine Batterie, von der die Lampen des Autos den Strom bekommen.

Im Spielwarengeschäft leuchtet es jetzt auf. Die Verkäuferin hat Kerzen angezündet. Die machen nicht so hell wie richtiges Licht. Doch nun finden die Leute ihr Geld wieder, um zu bezahlen. Die Verkäuferin sieht die Spielsachen in den Regalen wieder und kann die Leute bedienen.

Überall in den Schaufenstern und den Geschäften werden nun Kerzen angezündet. Irene und Martin freuen sich. Ihnen gefällt das Licht der Kerzen.

Auf dem Gehsteig läuft ein Mann mit einer Taschenlampe vorbei, die er von zu Hause mitgebracht hat. Er leuchtet der Frau, die immer noch die Sachen sucht, die aus der Tasche gefallen sind. Jetzt findet sie alles wieder und kann es einpacken. Der Mann, der die Frau gestoßen hat, kann auch seinen Hut sehen. Er liegt dort an einem Hauseingang. Nur die Straßenbahn kann noch nicht weiterfahren. Sie muß warten, bis der Strom wieder da ist. Endlich ist es soweit. Überall wird es wieder heller. Die Stromleitung ist inzwischen repariert worden.

Die Straßenlaternen leuchten wieder wie vorher, die Straßenbahn fährt weiter. Die Leute in der Straßenbahn haben wieder Licht, um die Zeitung zu lesen. Die Schaufenster sind hell erleuchtet. Die Leute können wieder richtig einkaufen. Die Fußgänger auf dem Gehsteig stoßen sich nicht mehr um, da sie die anderen Leute genau sehen können.

"Schnell ins Bett!" ruft die Mama. Irene und Martin klettern vom Fenster herunter. Sie springen in ihre Bettchen. Ihre Mama zieht den dicken Vorhang vors Fenster. Jetzt ist es ganz dunkel im Zimmer. Erst macht Martin die Augen zu, dann Irene. Alles ist dunkel. Zum Schlafen braucht man kein Licht.

F R E M D E S P R A C H E N

Jutta geht oft auf den Spielplatz. Dort sind immer viele Kinder. Sie lachen und schreien. Jutta kennt die meisten Kinder. Sie spricht oft mit anderen Kindern. Dann erzählen sie sich, was sie zu Hause für Spielsachen haben, oder vom Zoo oder von anderen Dingen, die ihnen gerade einfallen.

Eines Tages begegnet Jutta einem Mädchen, das sie zum ersten Male auf dem Spielplatz sieht. Sie fragt das Mädchen, wie es heißt. Das fremde Mädchen antwortet etwas, was Jutta nicht versteht. Alles, was dieses Mädchen sagt, kann Jutta nicht verstehen. Es spricht anders. Bisher hat Jutta gemeint, daß sie sich mit allen Kindern unterhalten kann. Deswegen ist sie jetzt sehr überrascht. Als Jutta einige Monate später mit ihren Eltern in den Urlaub fährt, merkt sie, daß in der fremden Stadt, in der sie sich befinden, auch die Kinder und Erwachsenen anders sprechen.

Die Mutter erklärt ihr, daß sie hier in einem anderen Land sind, in dem auch eine andere Sprache gesprochen wird. Jutta will wissen, ob es noch mehr Länder mit anderen Sprachen gibt. Die Mutter erklärt ihr, daß es viele Länder mit anderen Sprachen auf der Erde gibt. Jutta wundert sich.

Nach einiger Zeit weiß sie sogar schon einzelne Worte aus der Sprache, die am Urlaubsort gesprochen wird. Casa heißt Haus, sol heißt Sonne, libro heißt Buch, mar heißt Meer, playa heißt Strand, pan heißt Brot. Als sie später wieder aus dem Urlaub zu Hause ist, muß Jutta oft an die fremden Sprachen denken.

Wenn sie dann am Wochenende mit den Eltern im Auto in eine andere Stadt fährt, fragt Jutta immer zuerst, welche Sprache die Leute hier sprechen. Wenn sie hört, daß es immer noch die

gleiche ist,dann ist Jutta zufrieden.Sie weiß,daß sie sich mit den Kindern unterhalten kann.

D A S E I S E N

Überall in der Welt wird Eisen gebraucht.Brücken haben Eisenträger.In den Häusern gibt es Eisenträger in den Fußböden.Autos sind aus dünnem Eisen,dem Eisenblech. Das Eisenerz, das in der Erde gefunden wird,läßt sich zu neuen Formen verarbeiten.Man bekommt Stahl,Eisenblech, Draht,Nägel,Schrauben.

Treppen können aus Eisen gemacht werden.Eisenbahnschienen sind aus Eisen.Züge werden aus Eisen hergestellt. Zum Bauen,zur Herstellung von Maschinen und Werkzeugen wird Eisen gebraucht.Eisen ist sehr hart und stark und kann große Gewichte tragen.

Heute gibt es viele neue Stoffe,die nicht in der Erde gefunden werden.Man nennt sie Kunststoffe,da sie in der Natur nicht vorkommen.Menschen haben sie erfunden.Manche Kunststoffe können genauso hart und stark wie Eisen sein.

Eisen rostet im Laufe der Zeit.Das macht die Luft und die Feuchtigkeit.Kunststoffe halten länger.Sie rosten nicht.

Wenn man zwei Eisenstücke verbinden will,dann kann man sie zusammenschweißen.Dies ist möglich,weil Eisen bei großer Hitze schmilzt und sich dadurch verbinden läßt. Auch viele Kunststoffe lassen sich wie das Eisen zusammenschweißen.

Vor langer Zeit,als die Menschen noch kein Eisen kannten und nicht wußten,was man damit machen kann,hat man Steine oder Holz genommen.Aber Steine kann man nicht schmelzen und Holz auch nicht. Deswegen kann man mit Eisen mehr

machen. Wenn man es schmilzt, kann man viele neue Formen daraus gießen. Durch starkes Pressen kann man das Eisen auch in neue Formen bringen. Das Auto wird aus solchen geformten Eisenblechen zusammengesetzt. Holz und Steine kann man zu diesem Zweck nicht pressen. Sie brechen dann leicht auseinander.

Wenn man sagt, daß jemand eiserne Nerven hat, dann meint man damit, daß aller Ärger und alle Schwierigkeiten des Lebens ihm nichts anhaben können. Seine Nerven sind stark wie Eisen.

D A S K L U G E B U C H

Armin ist heute allein zu Hause. Die Eltern sind weggegangen. Armin überlegt, was er machen soll. Er betrachtet den großen Bücherschrank. Viele Bücher stehen darin. Armin weiß, daß sein Vater oft in den Büchern liest. Der Vater macht dann manchmal "hm, hm!" und tut so, als ob er jetzt wieder etwas mehr weiß. Armin möchte auch gern mehr wissen. Aber er kann noch nicht so gut lesen. Er geht noch nicht lange in die Schule.

Ein Buch fällt ihm ins Auge. Es ist ganz dick und hat viele Seiten. Armin schaut jetzt ständig auf dieses Buch. Es ist bestimmt schon sehr alt. Wer weiß, was alles darin steht. Plötzlich kommt es Armin vor, als wolle ihm das Buch etwas erzählen:

"Mein lieber Armin, es ist schön, daß du mich dauernd anschaust. Ich stehe schon lange in diesem Bücherschrank. Deine Eltern haben oft in mir gelesen, auch dein Großvater. Ich sehe nicht mehr so schön aus. Aber, wer mich lesen kann, der wird sich wundern.

Auf meinen Seiten stehen viele Geschichten über die Menschen in früherer Zeit. Du kannst von mir erfahren, wie die Menschen früher gelebt

haben, was sie gedacht haben und was sie geschaffen haben. Ich habe in meinem dicken Bauch die ganze Geschichte aufbewahrt, seit es Menschen gibt bis heute.

Es leben schon seit langer Zeit Menschen auf der Erde. Vieles hat sich ereignet. Am Anfang haben die Menschen noch einfach gelebt, fast wie die Tiere. Doch die Menschen haben Verstand und haben nach Wegen gesucht, wie sie ihr Leben verbessern konnten. Sie wollten nicht wie die Tiere leben. Sie haben sich Häuser gebaut, haben Städte gegründet, haben später Fabriken gebaut, haben viel nachgedacht und haben immer neue Bücher geschrieben. Wer Bücher lesen kann, der kann erfahren, was die Menschen vor ihm alles wußten. Dadurch wird er selbst viel lernen. Deswegen Armin, lerne gut lesen, dann wirst du viel Neues erfahren. Du mußt mich lesen und viele andere Bücher in diesem Bücherschrank. Wenn du sehr viel weißt und viele Erfahrungen in deinem Leben gesammelt hast, dann wirst du bestimmt eines Tages selbst Bücher schreiben können."

Armin schaut plötzlich hoch. Ihm waren die Augen zugefallen. Das dicke Buch steht still an seinem Platz im Bücherschrank. Armin denkt daran, wie schön es wäre, wenn dieses Buch wirklich erzählen könnte. Es wäre bestimmt sehr klug.

DER SELTSAME BAHNHDF

Die Leute werden von Koffern getragen.
Die Schienen stehen auf den Wagen.
Über den Bahnsteig fahren die Züge.
Die Fahrgäste erwarten ihre Abflüge.

Die Frauen werden von Hüten getragen.
Ein Baby schiebt den Kinderwagen.
Ein Mann wird von der Zeitung gelesen.

Der Boden kehrt den Besen.

Der Eismann verkauft die Fahrkarten.
Die Züge müssen auf die Leute warten.
Die Fenster blasen in den Wind.
Was richtig ist, weißt du bestimmt!

GROSSVATER ERZÄHLT

Mancher Großvater kann den Kindern folgendes aus seinem Leben erzählen:

"Ich bin auf einem Dorf aufgewachsen zusammen mit meinem Bruder und meinen beiden Schwestern. Meine Eltern hatten wenig Geld. Nach der Schule mußte ich oft auf dem Feld mitarbeiten, damit wir etwas zu essen hatten. Als ich größer war, ging ich in eine Fabrik arbeiten. Ich mußte jeden Morgen und jeden Abend lange mit dem Fahrrad fahren, weil die Fabrik weit weg war. Eine Straßenbahn oder ein Omnibus fuhr auf meinem Weg nicht. Wenn ich abends nach Hause kam, war ich sehr müde. Später wurde ich Soldat. Ich mußte lernen, wie man mit dem Gewehr auf andere Menschen schießt, wie man einen Panzer fährt und wie man mit einer Kanone schießt. Dann kam der Krieg. Ich kam weit weg von meinem Heimatdorf. Mein Bruder mußte auch in den Krieg. Jetzt schoß ich auf Menschen, und andere Menschen schossen auf mich. Ich hatte oft Angst, denn ich wollte nicht totgeschossen werden. Einmal wurde ich verwundet. Ich bekam einen Schuß in das rechte Bein. Nun kam ich ins Lazarett, wo ich bleiben mußte, bis ich wieder gesund war. Dann ging der Krieg für mich weiter.

Ich habe viele Dörfer gesehen, die zerstört waren, und Kinder, die weinten, weil ihre Eltern tot waren. Schließlich wurde ich gefangen genommen. Ich mußte mein Gewehr abgeben und kam nach vielen Tagen Fußmarsch in ein Lager. Dort waren schon viele andere Gefangene. Das Lager war von einem hohen Zaun umgeben, damit niemand weglaufen konnte. Am Eingang des Lagers standen Soldaten mit Gewehren.

Ich mußte viele Monate in diesem Lager bleiben. Meistens bekamen wir nur Brot und Suppe zu essen. Nachts mußten wir auf dem Boden schlafen. Es gab keine Zelte oder Häuser.

Später mußte ich arbeiten und Straßen bauen. Dafür bekam ich kein Geld, weil ich ein Gefangener war. Viele andere Gefangene wurden krank und starben. Ich bekam auch starkes Fieber. Doch ich wurde wieder gesund. Eines Tages wurde ich aus dem Lager entlassen. Der Krieg war vorbei, und es war wieder Frieden. Als ich in mein Heimatdorf zurückkam, lebten meine Eltern nicht mehr. Mein Bruder war nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. Er war gefallen. Nur meine beiden Schwestern lebten noch.

Ich ging wieder in eine Fabrik arbeiten. Das Leben war jedoch nicht mehr so wie vorher, da viele Leute, die ich gut gekannt hatte, nicht mehr lebten. Oft denke ich heute über alles nach, was ich erlebt habe. Ich habe sehr viel gesehen, gehört und erduldet, so daß ich euch noch viel erzählen kann. Hebt diese Geschichten in eurem Gedächtnis auf. Vielleicht können sie euch helfen, die Schwierigkeiten zu überstehen, die euch das Leben noch bereiten wird."

DIE PFEIFE

Irene hat eine Pfeife. Wenn man fest hineinbläst, dann gibt es einen lauten, hellen Ton.

Wenn Irene auf der Straße laut pfeift, dann drehen sich manche Leute erschreckt um und machen ein böses Gesicht. Einmal schaut sie zum Fenster ihres Kinderzimmers hinaus. Vor dem Haus steht ein hoher Baum. Als Irene ganz stark in ihre Pfeife bläst, kommt plötzlich ein Vogel zu dem Baum geflogen und setzt sich auf einen Ast ganz in der Nähe des Fensters. Der Vogel hebt den Kopf und hört Irene zu. Als sie weiter pfeift, fängt er an zu zwitschern. Als sie aufhört, ist der Vogel still und fliegt weg. Als sie von Neuem anfängt zu pfeifen, ist er wieder da und zwitschert kräftig mit.

Als Irene dieses Ereignis ihrem Freund Stefan erzählt, glaubt dieser ihr die Geschichte von dem Vogel nicht. Aber Stefan ist trotzdem neugierig und möchte es selbst einmal versuchen.

Er kauft sich eine Pfeife und geht zu Irene. Sie stehen zusammen am Fenster. Stefan pfeift. Doch kein Vogel kommt. Als Irene mit ihrer Pfeife anfängt, erscheint tatsächlich wieder ihr Vogel und setzt sich auf den Ast vor dem Fenster.

"Siehst du", sagt Irene zu Stefan, "der Vogel kommt, wenn ich pfeife." Stefan wundert sich. Ob Irene eine besondere Pfeife hat?

Eines Tages pfeift Irene wieder. Doch soviel sie auch pfeift, ihr Vogel kommt nicht. Sie versucht es den ganzen Tag, doch umsonst.

Schließlich ahnt Irene den Grund. Sie hat ihre alte Pfeife verloren und sich eine neue gekauft. Doch auf die neue Pfeife hört der Vogel nicht mehr. Da muß die alte Pfeife einen ganz besonderen Ton gehabt haben. Irene sucht und sucht, doch die besondere Pfeife bleibt verschwunden. Der Vogel kommt auch nicht mehr. Irene nimmt sich vor, in

Zukunft auf ihre Sachen besser aufzupassen. Besondere Dinge bekommt man nicht so einfach wieder,wenn sie einmal verloren sind.

D I E H O C H Z E I T

Helen und Robert sind auf einer Hochzeitsfeier eingeladen.Es ist ihre Tante Renate,die heute geheiratet hat. Tante Renate ist die Schwester ihres Vaters und noch viel jünger als der Vater.Der neue Onkel,der jetzt der Mann von Tante Renate ist,heißt Albert. Als Helen und Robert zur Feier kommen,sind schon viele Leute da.Tante Renate freut sich,als die beiden Kinder ihr gratulieren.Sie gibt beiden einen Kuß auf die Wange. Tante Renate ist bestimmt sehr glücklich.Onkel Albert begrüßt auch die Kinder und lacht mit ihnen.

Dann stehen Helen und Robert in einer Ecke und betrachten die Hochzeitsgäste.

"Robert,sollen wir auch heiraten?" fragt Helen ihren Bruder auf einmal.Doch Robert schüttelt verneinend seinen Kopf.Helen ist ein bißchen beleidigt.Schließlich hat Robert früher schon oft gesagt,daß er sie heiraten wolle. Nun hat er es sich auf einmal anders überlegt. "Warum willst du mich denn jetzt nicht mehr heiraten?" fragt Helen entrüstet.

"Ich mag jemand anders auch sehr gern",erklärt ihr Robert. Jetzt weiß Helen,wen er meint.Es ist Doris,die mit Robert in die gleiche Klasse geht.Auf seiner letzten Geburtstagsfeier hat ihm Doris sogar einen Kuß gegeben. Helen mag diese Doris gar nicht. "Ich weiß,wen du meinst",entgegnet Helen,"diese Doris sieht doch gar nicht hübsch aus.Sie hat eine dicke Nase und läuft so komisch." Robert wird nun aber böse:"Mir gefällt sie sehr gut.

Dich werde ich sowieso nicht heiraten.Vater hat auch nicht seine Schwester,unsere Tante Renate,geheiratet, sondern jemand anders."

"Zu Tisch,zu Tisch!"ruft Tante Renate den Kindern zu. Das große Festessen beginnt.

Tante Renate und Onkel Albert sitzen nebeneinander und lächeln sich glücklich zu.Helen und Robert sitzen auch nebeneinander.Doch Helen schaut während des Essens nur ab und zu böse auf Robert.Ihr gefällt es auf der Hochzeit gar nicht.

D A S F E R N S E H B I L D I S T W E G

Die Kinder sitzen vor dem Fernsehgerät und schauen sich einen Film an.Als es gerade am spannendsten ist, geht plötzlich das Bild weg.In der Mitte bleibt nur noch ein heller Streifen.Nun können sie den Film nicht mehr weitersehen.Der Vater kommt und dreht an verschiedenen Knöpfen des Apparates.Doch das Bild kommt nicht mehr.Was ist geschehen?

Die Elektronenkügelchen, die das Bild auf der Scheibe des Fernsehgerätes erzeugen, treffen nun alle in der Mitte auf.Die Kraft ist nicht mehr da, die bewirkt, daß die Elektronenkügelchen auf der Scheibe verteilt werden.

Es ist ähnlich,wenn draußen Sturm ist,der Sand und Staub gegen das Fenster der Wohnung bläst.Dann verteilt sich alles auf die Fensterscheibe.Wenn der Sturm vorbei ist,dann liegt nur noch Sand und Staub auf dem Fenstersims.

Der Fernsehapparat muß repariert werden. Deswegen ruft der Vater die Fernsehwerkstatt an.

Am Nachmittag kommt ein Fernsehtechniker vorbei,um den Schaden zu beheben.Er hat verschiedene Meßgeräte dabei. Damit will er

feststellen,wo die Kraft fehlt,die die Elektronenkügelchen gegen die Fernscheibe schleudert.Schließlich erneuert der Fernsehtechniker eine Röhre.Des Fernsehbild ist wieder in Ordnung. Die Elektronenkügelchen werden nun mit der gleichen Kraft wieder gegen die Fernscheibe geschleudert wie vorher und erzeugen ein schönes Bild. Die Kinder freuen sich,daß sie nun wieder fernsehen können.

K Ä L T E U N D H I T Z E

Es gibt verschiedene Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.Im Frühling ist es manchmal kühler, manchmal wärmer.Im Sommer wird es oft sehr heiß.Im Herbst wird es dann wieder kühler,und im Winter wird es oft kalt.

Es gibt Länder auf der Erde,wo es fast das ganze Jahr

über sehr kalt ist.Dort findet man viel Schnee und Eis. Es gibt auch Länder,wo es fast das ganze Jahr über sehr heiß ist.Wenn es dazu viel regnet,dann wachsen dort Pflanzen und Wälder.Regnet es wenig,so gibt es nur Steine und Sand.

Juttas Vater arbeitet in einem großen Bürohaus.Schon oft ist der Vater von der Arbeit nach Hause gekommen und war sehr müde,Dann hat er gesagt:"Das Klima ist mir heute nicht gut bekommen."

Zuerst wußte Jutta nicht,was er damit meinte.Denn draußen war schönes Wetter,und es war auch nicht kalt.

Dann hat es ihr der Vater erklärt:"Weißt du,in dem Gebäude,in dem ich arbeite,gibt es zwar viele Fenster.Aber man kann kein Fenster aufmachen.Das ganze Gebäude hat eine

Klimaanlage.Sie sorgt dafür,daß es nicht zu warm und nicht zu kalt wird.Es ist immer die gleiche Temperatur."

"Das bedeutet,wenn es draußen kalt ist und schneit,ist es bei euch warm wie im Frühling.Ist es draußen ganz heiß,so daß alle Leute schwitzen,dann ist es bei euch auch nur so warm wie im Frühling!" stellt Jutta fest. "Ja,das stimmt",fährt der Vater fort,"wir haben immer das gleiche Klima.Aber wenn ich nach draußen komme,muß ich mich oft erst an das im Freien herrschende Wetter gewöhnen.Davon werde ich manchmal müde." Jutta findet es gut,daß in einem solchen Haus immer Frühling ist.Da braucht man nicht zu frieren und nicht zu schwitzen.Man kann immer die gleichen Kleider anhaben.

Jutta überlegt,ob nicht einmal überall ständig Frühling sein kann.Aber eine so große Klimaanlage wird wohl niemand bauen können.

D A S E I

Frank ißt gern Eier.Manchmal macht die Mutter Rühreier. Ein andermal werden die Eier gekocht.Dann muß man die Schale aufmachen,bevor man sie essen kann.Frank weiß,daß die Eier von den Hühnern gelegt werden. Manchmal besucht er seine Tante Julia.Sie hat einen kleinen Hühnerhof mit vier Hennen und einem Hahn.Frank schaut gern den Hühnern zu,wenn sie Körner picken oder Wasser trinken.Wenn es schönes Wetter ist,dann liegen die Hühner im Sand und ruhen sich aus.

In dem kleinen Stall,in einer Ecke des Hühnerhofes,befinden sich mehrere Nester.Dort sitzen manchmal die Hennen.Wenn sie nach einiger

Zeit wieder nach draußen kommen, haben sie ein Ei gelegt. Der Hahn legt keine Eier. Er läuft nur herum und bewegt stolz seinen Kopf, so daß sein roter Kamm hin und her schaukelt. Morgens in der Früh kräht der Hahn laut, damit die Hennen wach werden.

Eines Tages gibt es bei Tante Julia sogar kleine Kücken im Hühnerhof. Eine Henne hat wochenlang in ihrem Nest gesessen und Eier ausgebrütet. Schließlich sind runde gelbe Kücken aus den Eiern herausgekommen. Frank wundert sich, wieso aus den Eiern Kücken entstehen konnten. Tante Julia erzählt ihm, daß alle jungen Vögel aus Eiern entstehen. Hühner sind ja auch Vögel, wenn sie auch nicht gut fliegen können. Frank überlegt, wie wohl Tiere und Menschen entstehen. Als er Tante Julia danach fragt, findet sie seine Frage sehr vernünftig. Schließlich gibt es auch junge Tiere und junge Menschen.

Tante Julia erklärt ihm: "Alle Lebewesen entstehen aus Eiern. Bei den Tieren und Menschen sieht man das Ei nur nicht. Es befindet sich im Körper. Es dauert ziemlich lange, bis aus dem Ei ein kleines Lebewesen entsteht. Es wächst erst noch einige Zeit im Körper, bis es groß genug ist und herauskommt. Dann wird das kleine Tier oder der kleine Mensch geboren. Auch du, Frank, bist einmal geboren worden. Natürlich warst du damals viel kleiner als jetzt. Du bist inzwischen schon sehr gewachsen. Die kleinen Kücken im Hühnerhof wachsen und werden bald größer sein."

Frank muß immer mehr staunen, wenn er darüber nachdenkt, daß aus einem kleinen Ei alle die Lebewesen entstehen können, die er kennt: die Hühner, die Schwalben, die Adler, die Hunde, die Katzen, die Elefanten, die Affen, die Menschen.

S O N N E U N D M E E R

Die Sonne ist hell
Und wärmt das Land.
Da laufen wir schnell
Hinab zum Strand.

Das Wasser ist frisch,
Der Sand ist weiß.
Wer schwimmt wie ein Fisch,
Dem wird's nicht heiß.

D E R K O F F E R

Stefan entdeckt auf dem Speicher einen alten Koffer. Wer weiß, wo der Koffer schon überall war. Stefan nimmt ihn mit nach unten in die Wohnung. Er möchte ihn zum Spielen haben, denn in einen Koffer kann man viele Sachen hineinstecken. Wenn der Koffer aus seinem Leben berichten könnte, dann würde er Stefan folgende Geschichte erzählen:

"Lieber Stefan, ich weiß, daß du mich dauernd betrachtetest und gerne mehr von mir wissen möchtest. Ich bin jetzt alt und werde nicht mehr gebraucht. Nur du gibst dich noch mit mir ab. Ich habe allerlei erlebt. Anfangs lag ich im Schaufenster eines großen Geschäftes. Ich sah schön aus mit meiner glänzenden roten Farbe. Dein Vater hat mich damals gekauft. Er nahm mich mit zu euch nach Hause und legte mich auf euren Schrank im Schlafzimmer. Dort lag ich einige Zeit. Doch bald wurde ich gebraucht. Zuerst war es im Auto, dann fuhr ich mit der Bahn und später flog ich sogar im Flugzeug.

Immer, wenn deine Eltern eine Reise machten, war

ich dabei. Ich trug die Kleider, die Schuhe, die Anzüge, die Hemden und viele andere Dinge, die man für eine Reise braucht. Einmal ist mir etwas Seltsames passiert! Ich lag im Kofferraum eines großen Flugzeuges inmitten von vielen anderen Koffern. Als wir landeten, wurde ich ausgeladen und auf ein langes Band gestellt, das mich in eine große Halle beförderte. Nun stand ich da und wartete. Aber niemand kam, der mich abholte. Dein Vater war nirgends zu sehen. Ich wurde traurig. Was sollte ich hier alleine machen? Ich mußte lange warten. Schließlich wurde ich wieder in ein anderes Flugzeug gesteckt und in eine andere Richtung geflogen.

Als ich diesmal ankam, war dein Vater gleich da und holte mich ab. Er war sehr froh, als er mich sah. Nun wurde mir klar, daß ich vorher aus Versehen in ein falsches Flugzeug gesteckt worden war. Doch von dem vielen Reisen wird man müde. Meine rote Farbe sah nicht mehr schön aus. Ich bekam sogar Löcher an der Seite.

Eines Tages brachte mich dein Vater auf den Speicher. Nun wußte ich, daß es mit mir vorbei war. Ich wurde nicht mehr gebraucht. Lediglich einige alte Kleider wurden noch in mich hineingestopft. So lag ich die ganze Zeit da und niemand kümmerte sich mehr um mich. Nun bin ich froh, daß du mich wenigstens noch verwenden kannst."

D I E L O C H K A R T E N M A S C H I N E

Jutta möchte unbedingt einmal sehen, wo ihr Vater arbeitet. Sie kennt zwar schon das große Bürogebäude, in das er jeden Tag geht. Aber Jutta hat es bisher nur von außen gesehen. Doch sie

möchte sich gerne einmal drinnen umsehen. Heute sagt der Vater plötzlich: "Komm, wir fahren zusammen ins Büro. Ich habe zwar heute Urlaub, aber ich muß noch einmal hingehen."

Nun ist Jutta aber gespannt, wie es dort aussehen wird.

Sie fahren mit der Straßenbahn zu Vaters Arbeitsstelle. Als sie in das Gebäude hineingehen, werden sie von einem Mann begrüßt, der hinter einem Tisch sitzt. Es ist der Pförtner. Er nickt Jutta freundlich zu und fragt den Vater: "Bringen sie uns eine neue Mitarbeiterin mit?" Der Vater lacht und sagt: "Wir machen nur eine Besichtigung."

Sie gehen in einen langen Flur und laufen bis zum Ende. Nun sind sie in einem großen Raum, in dem mehrere Schreibtische stehen. Auf einem Regal stehen viele Aktenordner. Hinter einem Schreibtisch sitzt ein Mann und liest gerade die Zeitung. Dabei ißt er ein Stück Brot und trinkt Kaffee dazu. Er macht gerade Frühstückspause. An einem anderen Schreibtisch sitzt eine Frau. Sie zeichnet Figuren auf einen großen Bogen Papier. Vater begrüßt seine Kollegen und stellt ihnen seine Tochter Jutta vor. Der Vater zeigt nun Jutta seinen Schreibtisch, an dem er immer arbeitet. Jetzt hat er Urlaub. Deswegen ist sein Schreibtisch leer und alles ist weggeräumt. In einer Ecke steht eine Maschine. Jutta wird neugierig. Die Maschine brummt ganz leise. Jutta drückt auf einige Tasten. Da macht es: "Tack, tack!" und aus einem Schlitz kommt eine Karte mit Löchern heraus. Vater erklärt ihr, daß dies eine Lochkartenmaschine ist. Jutta will wissen, was mit diesen Lochkarten gemacht wird. Der Vater zeigt durch eine breite Glastür: "Dort steht ein Computer. Die Lochkarten werden von ihm gelesen. Dann weiß er, was er machen soll."

"Aber, was kann der Computer denn auf der

Lochkarte lesen?" fragt Jutta.

"Jedes Loch bedeutet etwas:eine Zahl oder einen Buchstaben",erklärt der Vater.

Jutta hat sich inzwischen wieder an die Lochkartenmaschine gesetzt.Sie drückt auf die Tasten und freut sich jedes mal,wenn wieder eine Karte mit Löchern herauskommt.

Später geht Jutta zu der Glastür,um nach dem Computer zu schauen.Sie sieht große Kästen.Dort ist ein kleiner Apparat,der wie ein Fernsehgerät aussieht.Auf seinem Bildschirm erscheinen dauernd Zahlen und Buchstaben.Auf einem anderen Gerät wird Papier bedruckt.Die Papierbahn bewegt sich ganz schnell und ist im Nu vollgeschrieben. Der Vater will nun wieder weggehen.Jutta steckt sich schnell noch einige gelochte Karten als Andenken ein. Als sie das Gebäude verlassen,winkt ihnen der Pförtner freundlich zum Abschied zu.

"Komm mal wieder bei uns vorbei",sagt er zu Jutta,"wenn du groß bist,wirst du vielleicht auch einmal hier arbeiten."

D A S M I K R O S K O P

Robert hat heute Geburtstag.Er hat ein schönes Geschenk bekommen.Es ist ein Mikroskop.

Robert will gleich etwas untersuchen.Er hat schon gehört, daß man mit einem Mikroskop winzige Dinge sehen kann, die man mit den Augen gar nicht erkennt.

"Robert,untersuche doch einmal das Wasser aus der Blumenvase!" schlägt ihm seine Schwester Helen vor,

Robert findet den Vorschlag gut.Er tropft etwas Wasser aus der Vase auf ein kleines Stück Glas und legt dies unter das Mikroskop.Voller Neugierde schaut er hinein.Er sieht, daß sich in dem Wasser

etwas bewegt. Als er genauer hinschaut, bemerkt er, daß es kleine Lebewesen sind. Sie sind rund, eckig, länglich und bewegen sich hin und her. Helen blickt nun auch in das Mikroskop hinein und wundert sich über das, was sie sieht.

Anschließend betrachtet Robert den Wassertropfen ohne Mikroskop. Er kann nichts sehen. Das Wasser ist ganz ruhig. Mit dem Mikroskop kann man doch viel mehr sehen. Die kleinsten Dinge werden so stark vergrößert, daß man sie erkennen kann.

Nun kommt Robert ein neuer Gedanke. Er schneidet ein kleines Stück von einem Blatt des Blumenstraußes ab und legt es unter das Mikroskop. Er schaut hinein. Er sieht die kleinen Zellen, aus denen das Blatt besteht. In den Zellen schwimmen winzige Körner.

Robert freut sich. Nun kann er alles untersuchen und viel mehr sehen.

E I N B L Ö D E R M A N N

Doris geht heute mit ihrer Mutter einkaufen. Auf den Straßen fahren viele Autos. Die Mutter hat ihr schon oft erklärt, wie man die Straße überquert. Erst nach beiden Seiten schauen, um zu sehen, ob ein Auto kommt. Ist die Straße frei, dann kann man hinübergehen. Wenn eine Ampel da ist, dann muß man bei rotem Licht warten. Wird das Licht grün, dann müssen die Autos warten, und man kann hinübergehen.

Doris paßt selbst schon gut auf. Gerade steht sie mit ihrer Mutter an einer Ampel. Diese zeigt rotes Licht. Ein Mann kommt angelaufen. Er hat es sehr eilig und läuft einfach auf die Straße, um hinüberzugehen. Doris ruft entsetzt: "Halt, rot!"

Der Mann dreht sich um und sagt: "Du, sei nicht so vorlaut!" Dann läuft er einfach weiter über die

Straße trotz der Autos, die vorbeifahren.
Doris schaut ihre Mutter an und ruft verärgert aus: "Der Mann ist aber blöd!"

DER KASTANIENBAUM

Draußen am Rande der Straße steht ein hoher Kastanienbaum. Im Sommer freuen sich die Kinder, wenn sie unter dem Baum Kastanien auflesen können. Mit den braunen Kastanien kann man schöne Figuren basteln.

Nach dem Mittagessen läuft Armin heute zu dem Kastanienbaum. Als er keine Kastanien auf dem Boden findet, wirft

er einen Stein in den Baum. Armin muß es mehrmals versuchen, bis er trifft. Endlich fallen zwei Kastanien mit ihren Schalen herunter. Armin freut sich. Dann versucht er es von neuem. Immer wieder fallen Kastanien herunter. Jetzt wirft er den Stein ganz hoch. Dieser fliegt durch den Baum hindurch auf das Fenster des Hauses, das sich hinter dem Baum befindet. Die Fensterscheibe bricht auseinander.

Armin hat Angst. Er läuft, so schnell er kann, nach Hause und läßt sogar die Kastanien liegen, die er bereits gesammelt hatte. Leise schleicht Armin in sein Zimmer und macht seine Schulaufgaben. Seine Mutter wundert sich, daß er so still ist.

Plötzlich klingelt es an der Wohnungstür. Draußen steht Frau Kerber. Sie hat natürlich gesehen, daß Armin ihre Scheibe eingeworfen hat. Deswegen ist sie gleich zu seiner Mutter gelaufen.

Frau Kerber schimpft draußen auf Armin. Die Mutter ruft nach ihm. Armin kommt mit gesenktem Kopf. Er ist traurig, denn er hat ja die Scheibe nicht einwerfen wollen. Seine Mutter ist auch traurig. Sie sagt zu Frau Kerber: "Es tut mir leid, daß mein

Junge die Fensterscheibe eingeworfen hat. Aber wir werden ihnen alles bezahlen."

"Das will ich aber auch hoffen", entgegnet Frau Kerber beruhigt und geht.

Armin weiß, daß seine Mutter wenig Geld hat. Das macht ihn noch trauriger.

Einige Wochen sind inzwischen vergangen. Die zerbrochene Scheibe ist längst wieder erneuert. Aber Frau Kerber hat bisher keine Rechnung gebracht. Einmal ist Armin dem Herrn Kerber begegnet. Der hat ihm freundlich zugelächelt und gesagt: "Paß nur auf und wirf uns keine Steine mehr ins Fenster!"

Armins Mutter hat auch nachher keine Rechnung mehr bekommen und hat die Scheibe nicht bezahlen müssen. Darüber hat sich Armin sehr gefreut.

DIE MASCHINEN

Heinz Stenger arbeitet jeden Tag in einer großen Fabrikhalle. Er ist Dreher von Beruf. In langen Reihen stehen die Maschinen in der Halle. Sie machen viel Lärm, wenn sie sich drehen, schlagen, hämmern, heulen, quietschen.

Heinz Stenger arbeitet an einer Drehbank. Es ist eine Maschine, auf der Metalle bearbeitet werden. Das Metallstück ist fest eingespannt und dreht sich ganz schnell. Ein Drehmeißel bewegt sich auf das Metallstück zu und trägt Stücke der Oberfläche des Metalls ab. An der Maschine sind verschiedene Hebel, mit denen Heinz Stenger den Drehmeißel steuern kann.

Verschiedene neue Formen erhalten die Metallstücke. Sie werden zu Schrauben, Bolzen, Ringen, Zylinder, Scheiben geformt. Alle diese Teile werden beim Zusammenbauen neuer Maschinen

oder für Reparaturen an alten Maschinen benötigt. Heinz Stenger arbeitet jeden Tag an dieser Maschine. Er schaut immer aufmerksam zu, wie sich das Metallstück dreht und langsam geformt wird. Ab und zu muß er ein Rad drehen oder einen Hebel drücken, um die Maschine zu steuern. Manchmal schaltet er die Maschine ab und mißt das Werkstück genau, damit es die richtigen Abmessungen bekommt. Das ist wichtig, sonst paßt es später nicht in die neue Maschine, in die es eingebaut werden soll. Manchmal ist Heinz Stenger mit seinen Gedanken woanders. Er träumt vom Urlaub oder von der Stadt, wo er abends oft im Park spazieren geht. Dann passiert es, daß er plötzlich die Drehbank abschaltet. Er hat nicht aufgepaßt. Der Drehmeißel hat zuviel von dem Metallstück abgedreht. Dadurch ist es zu klein geworden. Nun muß Heinz Stenger das Stück neu machen. Er ist ärgerlich und macht sich wieder an die Arbeit. Jetzt paßt er genau auf und ist mit seinen Gedanken nicht mehr woanders. Wenn die Arbeitszeit zu Ende ist, zieht Heinz Stenger seinen blauen Arbeitsanzug aus. In seinem Straßenanzug geht er dann nach Hause. Er wohnt noch bei seiner Mutter. Manchmal geht Heinz abends tanzen. Er hat beim letzten Tanzabend ein Mädchen kennengelernt. Sie war sehr freundlich zu ihm und lachte ihm dauernd zu. Aber als er ihr von seiner Arbeit erzählte, mochte sie ihn auf einmal nicht mehr. Ob sie eine Abneigung gegen seine Arbeit hatte? Doch eine Drehbank bedienen und ein Werkstück richtig bearbeiten ist gar nicht so einfach. Da muß man lange üben.

D A S E S S E N

Wenn die Kinder auf dem Spielplatz viel toben, haben sie abends beim Essen großen Hunger. Jutta ißt dann gleich drei Brote mit Wurst oder Käse und trinkt zwei Gläser voll mit Apfelsaft.

Morgens nach dem Aufstehen hat sie meistens keinen Hunger. Dann trinkt sie nur eine Tasse Milch. Beim Mittagessen mag sie nicht alles. Die Suppe ißt sie jedes mal, da sie gern Suppe hat. Aber was die anderen Speisen betrifft, so versucht Jutta erst, ob es schmeckt. Kartoffeln mag sie nicht, lieber Nudeln. Fleisch ißt sie nicht gern, höchstens Gulasch mag sie noch. Sie ißt gern Salat, aber keine Gurken, weil diese so sauer sind. Oft ißt Jutta nichts, weil ihr das Essen nicht schmeckt. Wenn sie dann später großen Hunger hat, holt sie sich heimlich Schokolade.

Bei Doris ist es anders. Sie muß alles essen, was auf den Tisch kommt. Ihre Mutter schimpft, wenn Doris nicht essen will. Sie bekommt nichts Anderes, auch wenn sie später sehr hungrig ist.

Doris ist zwar böse, wenn sie etwas essen muß, was ihr nicht schmeckt. Doch sie merkt, daß Speisen, die sie erst nicht mochte, gar nicht so übel schmecken, wenn man sie erst einmal versucht zu essen.

Bei Armin ist es wieder anders. Seine Mutter geht in ein Büro arbeiten. Wenn er aus der Schule kommt, dann hat ihm seine Großmutter das Mittagessen gekocht. Sie weiß, was Armin gerne mag: Pfannkuchen mit Apfelmilch, Nudeln mit Vanillesoße, gebackene Leber mit Kartoffelbrei, Toast mit Ananas und Schinken. Deswegen ißt Armin auch alles, was auf den Tisch kommt. Die Großmutter freut sich, wenn er einen großen Appetit hat.

Frank fragt immer seinen Vater, ob das Essen viele Vitamine hat. Der Vater hat ihm nämlich einmal erklärt, daß man Vitamine essen muß, damit man gesund bleibt und größer wird. Deswegen möchte Frank möglichst viele Vitamine essen. Trotzdem mag Frank keinen Salat, wenn er auch glaubt, daß dieser viele Vitamine enthält.

U R L A U B A M M E E R

Doris fliegt mit ihren Eltern ans Meer, um dort Urlaub zu machen. Sie wohnen in einem Hotel, in dem viele Leute sind, die alle ihren Urlaub hier verbringen.

Doris verbringt die meiste Zeit am Strand. Sie läuft ins Wasser und läßt sich von den Wellen hin und her schaukeln. Sie kann noch nicht schwimmen. Deswegen bleibt Doris in der Nähe des Strandes. Sie hat ein bißchen Angst vor dem großen Wasser.

Wenn sie lange genug gebadet hat, geht sie aus dem Wasser heraus. Sie trocknet sich ab, damit sie nicht friert. Auf dem warmen Sand kann man auch die Zeit gut verbringen. Sie spielt mit anderen Kindern, baut schöne Sandburgen, wirft mit dem Ball oder legt sich auf das Badetuch, um sich auszuruhen.

Doris gefällt vor allem, daß es hier so schön warm ist und jeden Tag die Sonne scheint. Zu Hause regnet es oft und es ist kühler.

Am Anfang mußte sich Doris erst an die Sonne gewöhnen.

In der ersten Nacht konnte sie gar nicht richtig schlafen. Es war ihr, als sei ihr Kopf voll Sonne.

Doris gefällt es auch gut im Hotel. Morgens wird das Frühstück serviert. Sie sitzt dann mit ihren Eltern am Frühstückstisch und ißt Brötchen und trinkt Kakao dazu. Wenn alle fertig sind, wird der Tisch abgeräumt. Die Mutter hat gar keine Arbeit. Genauso ist es beim Mittagessen und Abendessen. Die Mutter kann sich hier richtig ausruhen, da alles im Hotel gemacht wird. Als der Urlaub vorbei ist, ist Doris ganz braun im Gesicht und am Körper.

Zu Hause beginnt wieder die Schule. Vater und

Mutter gehen wieder arbeiten.
Doris träumt noch oft vom Strand, dem Meer und
der Sonne. Trotzdem findet sie es zu Hause auch
schön, bei ihren Spielsachen, in der Schule, auf dem
Spielplatz und auf der Straße.

D E R B A U M

Der Baum wiegt den Wipfel im Wind
Und rauscht ganz leis.
Zu seinen Füßen spielt ein Kind,
Das von dem Wind nichts weiß.

Die Blätter schon trocken sind
Und von der Sonne heiß.
In seinem Schatten das Kind
Von der Hitze nichts weiß.

Im Boden tiefe Wurzeln sind,
Wachsen in weitem Kreis.
Darüber das spielende Kind
Von den Wurzeln nichts weiß.

D I E P F E R D E

Helen und Robert gehen mit den Eltern zum
Pferderennen. Robert mag Pferde, weil sie so
schnell laufen können. Helen gefällt an den
Pferden, daß sie immer mit dem großen Kopf
nicken, wenn sie laufen.
Helen und Robert schauen auf die Rennbahn und

warten auf den Start.Dann geht es los.Die Pferde galoppieren über die Bahn.Die Jockeys sitzen auf ihren Rücken und halten die Zügel,um die Pferde zu lenken. Es ist ein spannendes Rennen.Ein Pferd liegt schon an der Spitze.Die andern versuchen es einzuholen.Aber es kann schneller laufen.Nun ist es nicht mehr weit bis zum Ziel.Das Pferd an der Spitze scheint müde zu werden.Der Jokey schlägt ihm mit der Reitgerte gegen die Hinterbeine.Das Pferd reagiert sofort und läuft schneller.Es hat doch noch genug Kraft und geht vor den andern durchs Ziel.Die Zuschauer jubeln dem siegreichen Pferd und dem Jokey zu.

Anschließend folgt ein Trabrennen.Dabei ziehen die Pferde kleine Wagen,auf denen der Jokey sitzt.

Robert fragt den Vater:"Warum gibt es nur noch die Pferde beim Pferderennen?Die Pferde sind doch so stark und könnten den Menschen viel helfen." Der Vater erklärt ihm:"Das stimmt.Früher gab es viele Pferde.In der Stadt haben sie die Wagen gezogen,mit denen die Güter transportiert wurden.Doch heute wird alles von Lastwagen und der Eisenbahn befördert.Die Kutschen mit den Pferden gibt es auch nicht mehr.Die Leute fahren heute mit dem Auto oder der Straßenbahn.Auf dem Dorf hat man früher die Felder mit Pferd und Pflug umgepflügt. Heute wird es mit dem Traktor gemacht." "Aber warum nimmt man denn keine Pferde mehr,um Wagen und Kutschen zu ziehen? Das wäre doch viel schöner!" fragt Helen.

Der Vater erwidert:"Die Lastautos haben starke Motoren und haben noch viel mehr Kraft als die Pferde.Die Autos können viel schneller fahren ,als die Pferde laufen können.Deswegen wollten die Leute die Pferde nicht mehr für diesen Zweck haben."

"Das ist aber schade",meint Helen etwas traurig und schaut wieder auf die Rennbahn,wo gerade ein neuer Start erfolgt ist.

DER ÄRGER

Jeden Tag ärgern sich viele Menschen. Auch Kinder ärgern sich manchmal.

Stefan hat sich schon oft geärgert, wenn er sich Eis kaufen wollte, und die Mutter hat ihm kein Geld gegeben. Sie hat ihm dann nur gesagt, daß er nicht zuviel Eis essen solle. Damit war er aber gar nicht einverstanden.

Er hat sich auch schon oft geärgert, wenn er abends früher ins Bett gehen mußte als die Erwachsenen. Er wollte lieber länger aufbleiben und noch Fernsehen schauen.

In der Schule hat sich Stefan schon geärgert, wenn er eine schlechte Klassenarbeit geschrieben hat, obwohl er sich gut dafür vorbereitet hatte.

Er hat sich auch schon beim Turnen geärgert, wenn er eine Übung machen wollte und es nicht gelingen wollte. Dann versuchte er es immer wieder und ärgerte sich nur noch mehr, wenn es nicht ging. Als er nachmittags nach Hause kam, war er deswegen schlecht gelaunt. Stefan hat schon oft Erwachsene beobachtet, wie sie sich ärgern.

Einmal ist ein Autofahrer böse geworden und hat geschimpft, weil ein anderes Auto ihm den Weg versperrt hat. Ein Mann hat aus dem Fenster geschimpft, weil die Kinder vor dem Haus so laut geschrien haben. Wahrscheinlich wollte er schlafen.

Eine Frau hat sich einmal sehr geärgert. Sie ist ganz schnell gelaufen, um die Straßenbahn noch zu erreichen. Als sie schnaufend an der Haltestelle ankam, ist ihr die Straßenbahn vor der Nase weggefahren. Stefan findet, daß man sich aber nicht so viel ärgern soll. Er hat schon gemerkt, daß es bei ihm durch den Ärger auch nicht besser geworden ist. Man ist dann nur schlecht gelaunt

und verärgert oft die anderen Leute. Aber manchmal muß man sich einfach ärgern, wenn einem das nicht gelingt, was man gerne tun möchte.

D I E S C H U H E

Doris geht mit ihrer Mutter neue Schuhe kaufen. Im Schuhgeschäft sitzt Doris auf einem Stuhl und bekommt verschiedene Schuhe anprobiert. Sie läuft jedesmal hin und her, um festzustellen, ob auch die Schuhe gut passen. Sie dürfen nicht zu fest drücken, sonst werden ihr später die Füße weh tun.

Schließlich hat Doris ein Paar passende Schuhe gefunden. Es sind braune Halbschuhe.

Die erste Zeit drücken die Schuhe etwas. Aber bald läuft Doris sehr gut darin. Sie hat die Schuhe jeden Tag an, wenn sie zur Schule geht. Anfangs haben ihre Mitschüler gerufen: "Ah, Doris hat neue Schuhe!" Dann war sie stolz auf ihre Schuhe.

Nach einigen Monaten sind die Sohlen ganz abgelaufen und die Absätze sind schief.

Doris bringt die Schuhe zum Schuster. Inzwischen zieht sie ein Paar alte Schuhe an, bis die andern aus der Reparatur zurück sind.

Danach läuft sie wieder den ganzen Tag in ihren Lieblingsschuhen herum. Sie möchte gar keine anderen mehr anziehen. Dann kommt der Winter. Doris muß nun dicke Winterschuhe anziehen, da es kalt wird und Schnee gibt. Ihre braunen Halbschuhe werden gut eingepackt und in einer Kiste auf dem Speicher aufbewahrt.

Als der Winter vorbei ist, möchte Doris unbedingt wieder ihre braunen Halbschuhe haben. Als sie die Schuhe nach vielen Monaten wieder anzieht, merkt Doris, daß ihre Füße nicht mehr hineingehen. Sind

die Schuhe kleiner geworden? "Deine Füße sind größer geworden,da sie gewachsen sind", erklärt ihr die Mutter.

Doris ist enttäuscht,daß sie die Schuhe nicht mehr anziehen kann.Aber Schuhe können leider nicht wachsen.

I M K I N D E R G A R T E N

Martin kommt in den Kindergarten.Am ersten Tag fühlt er sich ganz fremd unter den vielen Kindern.Er steht die meiste Zeit da und schaut nur den Kindern zu.Als es Mittagszeit ist,holt ihn seine Mutter ab.Da freut sich Martin.Zu Hause ist seine Schwester Irene.Mit ihr kann er besser spielen,da er sie gut kennt. Am nächsten Tag wird es schon besser.Die anderen Kinder spielen mit ihm.Sie zeigen ihm,wie man aus den Bausteinen ein Haus bauen kann.Martin versucht es dann alleine.Da kommt ein größerer Junge vorbei und wirft das Haus um. Martin weint.Er will den großen Jungen hauen.Doch der stößt ihn einfach um.Martin sitzt auf dem Boden und weint ganz laut.Ein Mädchen kommt vorbei und hebt ihn auf.Sie sagt ihm,er solle nicht weinen. Dann hilft sie ihm,das Haus wieder aufzubauen.Als der große Junge das sieht,möchte er das Haus wieder umwerfen. Das Mädchen warnt ihn und sagt,er solle weggehen.Als er es nicht tut,ruft sie die Kindergärtnerin.Als diese hört, was geschehen ist,nimmt sie den Jungen an der Hand und führt ihn weg.In einer Ecke spricht sie sehr ernst mit ihm.

Nun hat Martin aber Ruhe.und kann bauen,was er will.Die anderen Kinder,die bei ihm sind,werfen das Haus nicht um. Als sie nachher draußen im Hof spielen,rennen die großen Kinder immer wild herum.Sie passen nicht auf,und so wird Martin von einem Mädchen umgerannt. Er liegt auf dem Boden

und weint. Da kommen schon andere Kinder herbei und heben ihn auf. Das Mädchen, das ihn umgeworfen hat, streichelt ihm den Kopf und sagt, daß es ihr leid tue. Dann fühlt sich Martin wieder besser. Als ihn nach dem Kindergarten seine Mutter fragt, wie es ihm heute gefallen habe, sagt Martin nur: "Gut!"

D A S E R D Ö L

Doris hat in der Schule gehört, daß das Öl, mit dem im Winter die Wohnung geheizt wird, und das Benzin, mit dem die Autos fahren, aus Erdöl gemacht werden. Dieses Erdöl kommt von weither. Aus fernen Ländern wird es mit riesigen Tankschiffen herbeigebracht. Dort wird es mit hohen Bohrtürmen aus dem Boden geholt.

Erdöl ist eine schwarze Flüssigkeit, die sich schon lange in der Erde befindet. Es wird in den Raffinerien weiter verarbeitet. So entstehen Heizöl, Benzin und andere Stoffe, aus den man sogar Arzneien machen kann. Doris staunt immer wieder, wenn sie hört, was es alles für Stoffe in der Erde gibt. Sie denkt vor allem noch an die schwarze Kohle, die sich an vielen Stellen tief in der Erde befindet.

Doris möchte wissen, wo das wohl alles herkommt. Die Lehrerin hat zwar erklärt, daß die Kohle aus toten Pflanzen und Bäumen und das Erdöl aus toten Pflanzen und Tieren, die im Meer gelebt haben, entstanden sind. Doch Doris kann nicht recht verstehen, wie das alles vor sich gegangen sein soll.

Doris denkt über das Erdöl nach. Wenn es im Meer entstanden ist, dann muß auf dem Land, wo es heute gefördert wird, einmal Meer gewesen sein. Die Erde muß sich seit dieser Zeit sehr

verändert haben.

Es gibt sogar unter dem Meeresboden Erdöl, wie Doris auf Bildern gesehen hat, auf denen sich Bohrtürme im Meer befinden.

Doch wenn überall heute so viel Erdöl gebraucht wird, dann wird es doch einmal keines mehr geben! Was machen die Menschen dann?

Als Doris die Lehrerin danach fragt, weiß diese auch keine genaue Antwort. Sie meint nur, daß die Menschen dann neue Stoffe finden müßten, um zu heizen und Autos zu fahren.

D A S S C H Ö N S T E G E S C H E N K

Stefan hat für Weihnachten einen langen Wunschzettel zusammengestellt. Als sein Vater die vielen Wünsche sieht, schüttelt er bedenklich den Kopf. "Du hast aber Wünsche;, meint er." Als ich so alt war wie du, bekam ich höchstens ein Buch oder ein Spiel zu Weihnachten. Damals hatte meine Mutter nicht viel Geld und in den Geschäften gab es nicht so viel zu kaufen wie heute. Soll ich dir einmal erzählen, was mein schönstes Geschenk war?" Stefan möchte es gerne wissen. Da erzählt der Vater: "Ich hatte mir ein Buch und einen Baukasten zu Weihnachten gewünscht. Aber ich wußte nicht, ob ich es wirklich bekommen würde. Einige Tage vor Weihnachten bekam meine Mutter einen Brief. Als sie ihn gelesen hatte, war sie ganz aufgeregt: 'Dein Vater kommt zurück', sagte sie zu mir. Ich verstand erst meine Mutter nicht, denn ich hatte bis dahin keinen Vater. Meine Mutter hatte mir nur erzählt, daß mein Vater nicht aus dem Krieg zurückgekehrt sei. 'Dein Vater lebt', erklärte mir meine Mutter weiter, 'er war in Gefangenschaft und ist freigelassen worden. Er wird bald bei uns sein.'

Nun war ich aber aufgeregt. Ich wußte gar nicht, wie

mein Vater aussah.

Einen Tag vor Weihnachten klingelte es bei uns an der Tür. Ein Mann stand draußen. Es war mein Vater. Als am Weihnachtsabend die Kerzen am Tannenbaum brannten, war ich ganz still. Auf dem Tisch lag der Baukasten und das Buch, die Sachen, die ich mir gewünscht hatte. Aber ich beachtete jetzt diese Geschenke gar nicht. Ich betrachtete nur meinen Vater.

Ich fühlte mich sehr glücklich. Ich hatte einen Vater bekommen. Das war mein schönstes Geschenk."

DER LUSTIGE KNOPF

Ein Knopf vom Hemde fällt
Will wandern in die Welt.
Geht schnell zur Tür hinaus,
Verläßt ganz still das Haus.

Im Auto er dann fährt,
Die große Stadt durchquert,
Immer weiter durch das Land
Zum weiten Meeresstrand.

Ins Wasser springt hinein
Und schwimmt im Meer allein.
Erblickt ein Schiff geschwind,
Das ihn ans Ufer bringt.

In einem Flugzeug fliegt
Der Knopf zur Welt hinaus.
Da nun der Spaß genügt,
Ist die Geschichte aus.

I M W A L D

Doris wohnt in der Nähe eines Waldes. Oft spielt sie mit anderen Kindern dort. Sie laufen gern zwischen den Bäumen hindurch. Dann rascheln die braunen Blätter unter ihren Füßen oder die dünnen Zweige knistern, wenn jemand darauf tritt.

Im Wald ist eine große Lichtung. Dort wachsen nur Büsche und hohes Gras. Hier gefällt es den Kindern am besten. Sie laufen durch das Gras und verstecken sich hinter den Büschen.

Eines Tages kommt ein Sturm. Doris sitzt zu Hause hinter dem Fenster. Der Wind heult und pfeift um das Haus. Draußen wird überall Staub aufgewirbelt. Dann klatscht der Regen wild gegen die Fensterscheiben. Als am nächsten Tag die Kinder wieder in den Wald gehen und zur Lichtung kommen, liegt dort ein großer alter Baum. Der Sturm hat ihn umgeworfen. Seine Wurzeln waren nicht mehr stark genug, um ihn in der Erde zu halten. Doris sieht ein großes Loch im Boden, wo der Baum stand. Seine Wurzeln ragen in die Luft. Der lange dicke Stamm und alle Zweige liegen auf dem Boden.

Der Baum kann nun nicht mehr weiter wachsen. Seine Wurzeln können keine Nahrung und kein Wasser mehr aus dem Boden holen.

Einige Tage später sind die Kinder überrascht. Der Baum ist nicht mehr da. Es riecht stark nach frischem Holz. Am Rande der Lichtung entdecken sie einen langen Holzstapel. Am Morgen waren die Waldarbeiter da und haben den ganzen Baum in Stücke gesägt.

Wieder einige Zeit später entdecken die Kinder, daß nun auch das Holz verschwunden ist. Sie müssen an den alten Baum denken. Wahrscheinlich wird bald aus ihm ein Tisch, ein Schrank oder eine Tür gemacht werden. Niemand wird dann noch an den

Baum im Wald denken,der so viele Jahre gewachsen ist.Sonne und Regen,Winter und Sommer hat er lange Zeit miterlebt.Schließlich hat ihn ein Sturm aus der Erde gerissen.

D A S S C H I F F

Ein großes Schiff schwimmt auf dem weiten Ozean.Es ist nirgends Land zu sehen nur überall Wasser.Das Schiff hat einen starken Motor,der ständig läuft und es fortbewegt. Das Schiff ist sehr geräumig.Viele Leute fahren mit ihm. Sie wollen alle über das weite Meer.Damit die Leute auf dem Schiff wohnen können,gibt es dort Zimmer mit Betten zum Schlafen.Damit jeder gut essen kann,gibt es ein schönes Restaurant.Damit die Passagiere satt werden, führt das große Schiff viele Lebensmittel mit sich. Dazu ist es mit Getränken beladen,damit niemand Durst zu leiden braucht.

Damit es den vielen Leuten nicht langweilig wird,gibt es ein Schwimmbad,ein Kino und eine Bücherei.Abends kann man sogar tanzen gehen. Die Fahrt mit dem Schiff dauert zwei Wochen,denn das Meer ist groß und das Schiff muß durch das viele Wasser fahren.

Irgendwo gibt es Land,und es fährt ständig auf dieses Land zu.

Wenn das Schiff endlich im Hafen ankommt,dann freuen sich die Passagiere.Jetzt sind sie am Ende ihrer Reise. Sie gehen an Land und fühlen sich freier.Denn auf dem Schiff konnten sie nicht weit laufen,da rundherum das Wasser war.

Jetzt können sie überall hingehen,soweit das Land reicht. Neue Passagiere kommen auf das Schiff und

fahren mit ihm zurück zu dem Hafen,von dem es abgefahren ist.

I M A L T E R S H E I M

Doris besucht oft ihre Großmutter.Sie wohnt in einem Altersheim.Es ist ein Gebäude mit vielen Zimmern.Dort wohnen nur alte Leute.

Die Großmutter freut sich immer,wenn Doris kommt.Manchmal schenkt sie ihr Geld,damit sich Doris Eis kaufen kann.

Einmal fragt Doris die Großmutter:

"Warum wohnen eigentlich hier nur alte Leute und keine jungen?"

Die Großmutter überlegt,was sie antworten soll,dann sagt sie:"Liebe Doris,hier wohnen alte Leute,die sonst keine anderen Menschen mehr haben,bei denen sie wohnen können." Das versteht Doris nicht.Sie fragt: "Aber Oma,warum wohnst du nicht bei uns?In meinem Zimmer ist noch Platz.Da kannst du schlafen." Die Großmutter erklärt ihr:

"Aber deine Eltern haben doch nicht genug Platz in der Wohnung.Hier im Altersheim ist es besser für mich.Da habe ich ein großes Zimmer.Jeder kann mich hier besuchen."

Trotzdem wäre es Doris lieber,wenn die Großmutter bei ihr wohnen würde.Dann könnte sie wenigstens immer mit ihr spielen.

Jetzt holt die Großmutter ein Spiel.Es ist'Mensch,ärgere dich nicht'.Sie weiß,daß es Doris gefällt.So spielen sie zusammen.Doris gewinnt fast immer.Dann ist sie glücklich.

D E R S T R E I T

Armin besucht am Nachmittag seinen Freund Werner.Als er an der Wohnungstür klingelt,öffnet ihm Werner.Er macht ein trauriges Gesicht.Als

Armin fragt, was los ist, erwidert Werner: "Mein Vater war da. Er hat mir einen Fußball geschenkt. Dann ist er wieder weggefahren." "Warum wohnt dein Vater eigentlich nicht mehr bei euch?" will Armin wissen. "Ach, das habe ich ihn auch schon gefragt", erklärt Werner, "aber er hat Streit mit meiner Mutter. Deswegen will er nicht mehr mit ihr zusammen wohnen." Armin denkt an seine Eltern. Er hat auch schon beobachtet, daß sie Streit hatten. Trotzdem wohnen sie noch beisammen. Armin hat den Vater und die Mutter gern. Ihm würde es auch leid tun wenn sein Vater weggehen würde. Deswegen kann er Werner verstehen.

"Warum geht eigentlich deine Mutter arbeiten?" fragt er Werner.

Dieser erklärt ihm: "Vater gibt uns zwar jeden Monat Geld. Aber Mutter sagt, daß es nicht reicht. Deswegen geht sie arbeiten. Ich bin dann den ganzen Nachmittag allein. Erst abends kommt meine Mutter zurück." "Mach dir nichts daraus", sagt Armin, "komm, wir gehen auf den Spielplatz. Dort können wir mit den andern Fußball spielen."

Sie gehen zusammen weg. Werner nimmt seinen neuen Fußball mit, den ihm sein Vater gerade geschenkt hat. Beim Fußballspielen mit Armin und den anderen Jungen fühlt sich Werner bald wieder besser.

Als er später nach Hause kommt, ist die Mutter schon von der Arbeit zurück. Sie macht gerade das Abendessen. Werner erzählt ihr, daß der Vater da war und ihm einen Fußball geschenkt hat. Da sagt sie nur: "So, so!" und schweigt. Werner merkt, daß seine Mutter traurig ist. Er weiß, daß sie dem Vater böse ist und ihn nicht mehr mag. Doch Werner hat keinen Streit mit dem Vater gehabt. Deswegen mag er ihn trotzdem.

DIE FLUCHT

Als Doris wieder einmal ihre Großmutter besucht, beginnt diese aus der Vergangenheit zu erzählen. Doris hört gern zu, denn ihre Oma hat schon viel erlebt. Als diese von Doris' Vater erzählt, wie er im Krieg geboren wurde, da möchte Doris die Geschichte genauer wissen. Die Großmutter beginnt:

"Wir befanden und damals auf einer schmutzigen Landstraße und flohen. Viele Menschen zogen dahin. Wir hatten unsere Wohnungen verlassen müssen. Es war Krieg und viele Häuser waren zerstört worden. Dein Großvater war Soldat gewesen und war getötet worden. So blieb ich allein. Ich hatte nur einen Rucksack dabei mit einigen Kleidern und etwas Brot und Schinken. Mehr konnte ich nicht tragen. Schon wochenlang zog ich unter den vielen Menschen auf der Straße dahin. Bald hatte ich nichts mehr zu essen. An der Straße wohnte niemand mehr, da alle Häuser und Bauernhöfe zerstört waren.

Da wurde dein Vater eines Nachts geboren, an der Straße. Einige Frauen halfen mir. Wir wickelten das Kind in Tücher ein. Es schrie laut, aber es war gesund. Ich habe das Kind auf meinen Rücken gebunden und bin bald wieder mitten unter den vielen Menschen weitergelaufen.

Ich habe überall gebettelt, wo noch Menschen gewohnt haben, um etwas zu essen für das Kind zu bekommen. Als der Krieg zu Ende war, befand ich mich mit dem Kind in einer kleinen Stadt. Dort bin ich geblieben und hier wohne ich ja heute noch.

Doch damals war eine schlimme Zeit. Ich habe zuerst in einem Keller gewohnt. Für andere Leute habe ich Kleider genäht, um etwas zum Essen dafür zu bekommen.

Das Kind ist gewachsen und größer geworden. Dann bekamen wir eine richtige Wohnung. Ich ging in eine Fabrik arbeiten und dein Vater kam bald darauf schon in die Schule. Er hat viel gelernt. Heute ist er ein tüchtiger Mann als Ingenieur in dem großen Industriebetrieb hier in unserer Stadt."

Doris denkt daran, wie sie geboren wurde. Die Mutter hat ihr erzählt, daß es in einem Krankenhaus war in einem weißen Bett.

Die Großmutter streicht nun Doris über das Haar und sagt noch: "Ja, die Geburt geht schnell vorbei; aber bis ein Kind groß geworden ist, das dauert schon länger."

DIE LAUTEN MENSCHEN

Ein Reh läuft durch den stillen Wald,
Tritt leise auf das weiche Moos.

Als plötzlich laut Geschrei erschallt!
O Schreck, wer ist das bloß?

Menschen hier spazieren gehn,
Glauben, daß allein sie sind.
Das Reh springt ins Gebüsch geschwind,
So konnten sie es nicht mehr sehn.

BESUCH IM KRANKENHAUS

Jutta hat ein Brüderchen bekommen. Heute geht sie mit dem Vater ins Krankenhaus. Sie wollen die Mutter besuchen und auch das Kind sehen. Vater sagt, daß das Brüderchen Ralf heißen wird. Jutta weiß, daß Ralf die ganze Zeit im Bauch der

Mutter gelebt hat. Nun ist sie aber gespannt, wie er aussieht.

Die Mutter liegt in einem weißen Bett. Vater hat ihr einen schönen Blumenstrauß mitgebracht. Sie freut sich, als Jutta mit dem Vater kommt. Die Mutter erzählt, daß der kleine Ralf schon viel Milch trinkt. Jutta möchte gern ihren kleinen Bruder sehen. Sie gehen alle zusammen zu einem Glasfenster, hinter dem die Säuglinge in ihren Bettchen liegen. Eine Krankenschwester holt ein Kind und zeigt es hinter dem Fenster. "Das ist Ralf", bestätigt die Mutter. Sie kennt ihn schon genau. Er hat erst wenige Haare, einen kleinen Kopf und ist in eine Decke eingewickelt. Jetzt öffnet er die Augen. Jutta drückt ihre Nase an das Fenster und lacht dem kleinen Ralf zu. Sie freut sich, daß sie nun einen Bruder hat. Morgen wird sie es allen Kindern in der Schule erzählen.

D E R M O N D

Stefan liegt in seinem Bett. Er schläft noch nicht. Der Mond scheint durch das Fenster. Stefan überlegt: Warum ist der Mond nicht so hell wie die Sonne? Warum ist der Mond größer als die Sterne? Warum ist der Mond nicht immer rund? Warum ist der Mond nicht jeden Abend da? Stefan schließt die Augen.

Im Traum fragt er den Mond. Doch der antwortet nicht.

Im Traum fragt er die Mutter. Sie antwortet ihm. Doch Stefan hört nichts.

Im Traum schaut er in ein Buch. Doch Stefan sieht nichts. Bald schläft Stefan fest.

Wer kann ihm die Fragen beantworten, so daß er es versteht?

DAS AUTO FÄHRT NICHT

Irene will mit ihrem Vater im Auto wegfahren. Sie setzen sich in das Auto. Der Vater steckt den Schlüssel in das Zündschloß und startet. Doch der Motor brummt nur leise, dann ist er wieder still. Der Vater versucht es noch mehrmals, doch der Motor springt nicht an. Irene fragt, warum sie nicht abfahren. Der Vater überlegt. Dann steigt er aus und geht nach vorne. Die Scheinwerfer des Autos brennen. Sie haben bestimmt die ganze Nacht gebrannt.

Der Vater geht zurück und fragt Irene: "Hast du gestern wieder vorn im Auto mit den Knöpfen gespielt und daran gedreht?"

Irene macht ein verlegenes Gesicht. Sie hat wirklich an den Knöpfen gedreht.

"Jetzt ist die Batterie leer, da die Lichter schon seit gestern brennen!" bemerkt der Vater. "Was machen wir jetzt?" fragt Irene vorsichtig.

"Wir müssen die Batterie mit neuem Strom laden lassen", erwidert der Vater.

Er öffnet vorne die Haube des Autos und baut die Batterie aus. Dann geht er damit zur nächsten Tankstelle. Nachdem die Batterie aufgeladen ist, baut sie der Vater wieder ein. Irene ist gespannt, ob es jetzt geht. Der Vater versucht es, und der Motor springt an. Sie können abfahren.

DIE WOLKEN

Frank betrachtet die Wolken am Himmel. Ob es heute wohl

Regen gibt? Aber die Mutter meint, daß er ohne Schirm zu seinem Freund Stefan gehen kann. Sie sagt: "Die Wolken sind heute sehr hoch, das sind

keine Regenwolken."

Frank versteht nicht, wieso einmal Wolken Regen bringen und ein andermal nicht. Die Wolken haben doch immer Wasser. Manchmal fällt das Wasser zu Erde und dann wieder nicht. Als er seinen Freund Stefan fragt, meint dieser: "Es regnet nur, wenn die Wolken tief sind. Dann stoßen sie an die Berge oder an die hohen Häuser. Dadurch fällt das Wasser herab." Aber Frank versteht nicht, warum die Wolken einmal hoch und einmal tief sein sollen. Er kann es sich nur so erklären, daß die Wolken tiefer sind, wenn sie viel Wasser zu tragen haben. Wenn sie wenig Wasser haben, dann schweben sie ganz hoch. Trotzdem ist Frank nicht ganz zufrieden. Ihm ist noch nicht ganz klar, wo das Wasser in den Wolken herkommt. Die Mutter hat ihm einmal erklärt, daß das Wasser des Meeres verdunstet und daß dadurch die Wolken entstehen. Das mag stimmen. Aber warum geht das Wasser aus dem Meer in die Luft und steigt ganz hoch? Die Mutter hat ihm dazu erzählt, die Wärme der Sonne bewirke das. Aber Frank findet das trotzdem seltsam. Er kann nicht verstehen, wie das Wasser plötzlich in die Luft gehen kann. Vielleicht verwandelt sich das Wasser in feinen Dunst, und dieser Dunst verwandelt sich wieder in Wolken. Frank schaut zum Himmel. Dort sieht er viele Wolken. Er überlegt, ob es bald regnen wird. Aber er nimmt trotzdem keinen Schirm mit.

Der Regen ist doch nicht so schlimm. Man wird zwar naß, aber das trocknet wieder.

D I E T R Ä N E N

Stefan weint manchmal, wenn er traurig ist. Dann laufen ihm die Tränen die Wangen herunter. Einmal ist er mit seinem Fahrrad gestürzt und hat sich

das Knie aufgeschlagen.Da hat er geweint.Oft tröstet ihn seine Mutter.Sie sagt ihm,daß es gar nicht so schlimm ist.Stefan findet es gut,wenn sich jemand um ihn kümmert.Dann fühlt er sich bald wieder besser.

Einmal hat Stefan geweint,als er im Krankenhaus lag.Er fühlte sich dort sehr allein,da seine Eltern nicht bei ihm waren.Niemand konnte ihn hier richtig trösten. Stefan hat auch gesehen,daß die Mutter einmal geweint hat.Der Vater hatte einen Autounfall und mußte ins Krankenhaus gebracht werden.Stefan wollte seine Mutter trösten, aber er war selbst zu traurig.

Der Vater hat einmal geweint,als seine Mutter,Stefans Großmutter,gestorben ist.Der Vater muß sie gern gehabt haben, denn er war lange traurig.Stefan hat deswegen nicht geweint.

Stefan hat auch andere schon weinen sehen,Kinder und große Leute.Wenn etwas passiert,was die Menschen sehr traurig stimmt,fangen sie oft an zu weinen. Stefan hat manchmal gemerkt,daß die Tränen helfen können, damit man sich wieder besser fühlt.Nicht immer war jemand da,der ihn trösten konnte.Dann haben die Tränen ihn getröstet.

D A S B E I N

In einem Krankenhaus arbeitet Dr.Berg.Er ist Arzt.Wenn er durch die Krankenzimmer geht,ist er sehr freundlich zu den Patienten und versucht,ihre Krankheiten zu heilen. Er kann nicht wie andere Menschen laufen,da sein linkes Bein nicht so beweglich ist.Er hat dort kein richtiges Bein mehr.Dafür trägt er ein künstliches Bein,eine Prothese.Er hat sich schon so daran gewöhnt,daß er ohne Stützen laufen kann.Es ist eine besondere

Geschichte mit dem verlorenen Bein.

Er war als junger Mann Soldat. An der Front wurde sein linkes Bein durch eine Granate zerstört. Im Lazarett wurde er operiert. Das Bein konnte nicht mehr weiterleben. Es mußte abgenommen werden. Er war sehr niedergeschlagen, als er nach der Operation aufwachte und merkte, daß er nur noch ein Bein hatte.

Wie sollte er weiterleben? Wie sollte er laufen? Wie sollte er arbeiten?

Er lag noch lange im Krankenbett. Um ihn herum lagen viele Männer mit anderen Krankheiten. Manche starben, manche wurden wieder gesund. Die Gesunden waren wieder so wie vorher. Aber als er gesund war, war er nicht mehr wie vorher. Ihm fehlte ein Bein. Das ganze weitere Leben würde ihm das Bein fehlen.

Als er nach Hause kam, suchte er eine besondere Aufgabe.

Er beschloß, Arzt zu werden und allen kranken Menschen zu helfen. Er wollte gegen alle Krankheiten ankämpfen, um sie zu heilen. Er studierte und ging danach an dieses Krankenhaus.

Bei der Arbeit für die Patienten störte ihn sein künstliches Bein nicht. Er hatte sich selbst lange für krank gehalten, da sein Körper nicht mehr vollkommen war.

Doch er konnte weiterleben und den anderen Menschen helfen, wieder gesund zu werden. Dadurch wurde er selber wieder gesund.

D I E E R D E

Armin hat ein Buch über die Erde gelesen. Er kann gar nicht glauben, daß vor langer, langer Zeit die Erde einmal glühend wie ein Vulkan gewesen sein soll. Damals gab es noch keine Pflanzen, Tiere und

Menschen.

Als die Erde dann kälter wurde, ist das Wasser und das Land entstanden. Dann kamen die Pflanzen, Fische, Tiere und am Schluß erst die Menschen, Was es damals für riesige Pflanzen und Tiere gab! Heute ist alles viel kleiner. Nur manche Bäume sind noch immer sehr hoch. Bei den Tieren ist der Elefant sehr groß.

Unter den Menschen gibt es keine Riesen. Armin hat sich schon überlegt, warum die Menschen nicht immer weiterwachsen, „Nur die Kinder werden größer. Die Erwachsenen bleiben so groß wie sie sind, auch wenn sie noch so viel essen. Armin hat einen Onkel, der isst eine Menge Fleisch, Kartoffeln, Brot, Hähnchen und trinkt auch sehr viel. Der Onkel hat bloß einen ganz dicken Bauch, aber größer wird er nicht mehr.

Armin freut sich, daß er wenigstens noch wächst. Er möchte so groß wie sein Vater werden. Aber das wird noch lange dauern.

Armin hat sich auch schon gewundert, daß es so viele verschiedene Pflanzen und Tiere auf der Erde gibt. Bei den Menschen ist es genauso. Jeder hat ein anderes Gesicht. Kein Mensch sieht aus wie ein Anderer. Armin möchte die ganze Erde sehen. Wenn er groß ist, will er viele Reisen machen. Vor allem die Menschen, die auf der Erde leben, will er kennenlernen. Dann noch die vielen Tiere und Pflanzen. Das Meer und die Berge möchte er auch sehen.

Er möchte am liebsten heute losfahren. Er hat gelesen, daß die Erde rund ist.

Dann müßte er ja, wenn er immer geradeaus fährt, irgendwann wieder nach Hause zurückkommen

DER TAG GEHT ZU ENDE

Ruhe dich aus mein Kind
Du hast heute so viel gesehn.
Wenn deine Augen müde sind,
Im Schlaf wird alles vergehn.

Ruhe dich aus mein Kind,
Der Tag war so bunt.
Woanders der Morgen beginnt,
Denn die Erde ist rund.

Ruhe dich aus mein Kind
Von dem, was du erlebt.
Des Lebens schönstes Bild
Wird aus Erinnerung gewebt.

Ruhe dich aus mein Kind;
Die Laterne leuchtet herein.
Die Straßen so stille sind;
Mein Kind, nun schlafe bald ein!

DAS LACHEN

Kinder lachen gern. Sie hüpfen und schreien vor Freude. Die erwachsenen Leute lachen nicht so oft. Höchstens, wenn sie ein Fest feiern. Dann sind sie ausgelassen und singen. Frank muß lachen, wenn ihm beim Essen der Löffel auf den Boden fällt, oder wenn in der Schule sein Freund Stefan Grimassen schneidet. Manchmal lacht er auch, weil er einfach froh ist. Irene muß lachen, wenn sie die Frau Stein sieht. Frau Stein ist ganz mager und hat eine lange

spitze Nase.Irene lacht auch,wenn ihr Vater die Hausschuhe sucht,die sie vorher versteckt hat.

Stefan lacht,wenn er fremde Leute besucht und nicht weiß, was er sagen soll,wenn sie ihn ansprechen.Er lacht auch, wenn ihn in der Schule der Lehrer etwas fragt,und er hat gerade nicht aufgepaßt.Oft lacht er auch nur,weil andere Kinder lachen.

Frank hat festgestellt,daß sein Vater kaum lacht.Der ist meistens ganz ernst.Beim Essen sitzt der Vater am Tisch und schaut vor sich hin.Wahrscheinlich denkt er immer an etwas.Dann fängt Frank plötzlich an zu lachen.Wenn der Vater fragt:"Warum lachst du eigentlich?" dann lacht Frank einfach weiter.Am Schluß lacht der Vater mit. Frank hat einen Onkel,der ist immer gut gelaunt und erzählt lustige Sachen.Der Onkel hat schon oft zu Frank gesagt: "Lach nur und sei lustig.Wenn du einmal groß bist und mußt dauernd nachdenken wie dein Vater,dann wirst du kaum noch lachen."

Aber Frank möchte sich nicht so viele Gedanken machen.Er will lieber froh und lustig sein und den ganzen Tag lachen.

D E R T R A K T O R

Heinz lebt auf einem Bauernhof.Oft fährt er mit seinem Vater auf dem Traktor in die Felder.Am besten gefällt es ihm,wenn im Sommer das Getreide geerntet wird.Ein Mähdrescher fährt dann über die Felder und schneidet die Halme ab,auf denen die Ähren stehen.Das Getreide wird gleich gedroschen.Der Vater fährt auf dem Traktor mit einem Anhänger neben dem Mähdrescher her.Wenn das Stroh aus dem Mähdrescher herauskommt,wird es gleich auf dem Anhänger gestapelt.

Heinz freut sich,wenn sie mit dem Anhänger hoch

beladen zurückfahren. Dann liegt er ganz oben mitten im duftenden Stroh und schaut in den Himmel. Auf der holperigen Straße wird der Anhänger hin und her geschüttelt. Heinz fühlt sich wie auf einem Boot, das auf dem Wasser schaukelt. Doch im Grunde fährt Heinz noch lieber mit dem Traktor. Er weiß schon, wie die Gänge geschaltet werden, wo sich Bremse, Kupplung und Gaspedal befinden. Heinz möchte so groß sein wie sein Vater, um auch Traktor fahren zu können.

Eines Tages fährt er wieder mit seinem Vater auf dem Traktor ins Feld. Der Vater hält am Weg, um auf dem Kartoffelacker nachzusehen, ob die Kartoffeln gut wachsen. Als Heinz allein auf dem Traktor sitzt, überkommt ihn das große Verlangen, doch einmal selbst zu fahren.

Wenn er abwarten wollte, bis er groß ist, dann würde das noch lange dauern.

Heinz setzt sich hinter das Lenkrad. Der Motor des Traktors läuft. Der Vater hat ihn nicht abgestellt. Heinz braucht also nur den Gang einzulegen. Da ist die Kupplung, er tritt vorsichtig das Pedal mit dem Fuß herunter. Jetzt schnell den Hebel, um den ersten Gang einzuschalten.

Heinz gibt Gas. Er hält das Lenkrad fest. Der Traktor fährt los.

Heinz freut sich. Er kann fahren. Er gibt nun ganz stark Gas, damit der Traktor schneller fährt. Da dreht sich auf einmal das Lenkrad. Heinz kann es nicht mehr festhalten. Der Traktor macht einen Satz und fährt direkt auf den Acker. Die Räder sinken tief in den Boden ein. Dann bleibt der Traktor stehen. Der Motor ist still. Da kommt der Vater angerannt. Er ist böse, weil Heinz einfach mit dem Traktor losgefahren ist. Jetzt ist Heinz enttäuscht, weil er nicht richtig fahren konnte.

"Warte ab, bis du größer bist", sagt der Vater, "Das Traktorfahren ist nicht so einfach. Das muß man erst lernen. Man braucht kräftige Arme, um das

Lenkrad richtig drehen zu können."
Jetzt setzt sich der Vater wieder auf den Traktor.Er hat Mühe,ihn aus dem Acker herauszubringen.Der Boden ist nämlich ganz weich vom Regen,und da sinken die Räder immer wieder ein.Schließlich gelingt es.Heinz atmet auf .Alles ist gut gegangen.Der Vater lacht wieder. "Komm,wir fahren los!" sagt der Vater."Setz dich neben mich! Ich will dir einmal genau erklären,wie man fahren muß.In der nächsten Zeit darfst du es ab und zu selber versuchen,wenn ich dabei bin,damit du den Traktor nicht noch einmal in den Acker fährst." Heinz freut sich,daß der Vater ihm helfen will.Er hebt seine Arme und spannt die Muskeln.Seine Arme sind zwar noch nicht so groß wie die des Vaters,aber Kraft hat er bestimmt in seinen Muskeln,um einen Traktor zu lenken.

D A S F L I E G E N

Herr Stark ist Fluglehrer auf einem kleinen Flugplatz. Er geht gebückt und langsam,da er schon alt ist.Seine Haare sind grau. Viele kleine Flugzeuge stehen am Rande des Platzes,mit denen man Fliegen lernen kann.Zuerst muß man üben zu starten.Das Flugzeug rast dann ganz schnell über die Startbahn,bis es sich plötzlich vom Boden erhebt.Herr Stark sitzt daneben und paßt auf,daß die Flugschüler nichts falsch machen.Es gibt eine Menge Knöpfe und Hebel im Flugzeug, die man richtig bedienen muß. Wenn das Flugzeug in der Luft ist,dann fliegt es ruhig dahin.Jetzt muß man es auf Kurs halten.Unten sind die Häuser, die Straßen, die Felder, der Wald, der Fluß.Daran kann man sich orientieren.Schwieriger wird es,wenn man nachher wieder landen will.Man muß versuchen,richtig auf

die Landebahn des Flugplatzes zu kommen. Wenn die Räder des Flugzeuges den Boden berühren, dann rast es noch schnell weiter. Wenn man abbremst, wird es nach und nach langsamer und bleibt dann stehen.

Herr Stark fliegt schon lange mit den Flugzeugen. Im Krieg war er Pilot in einem Kampfflugzeug. Darin war ein Maschinengewehr eingebaut, mit dem man auf andere Flugzeuge schießen konnte. Herr Stark hat in dieser Zeit viele Kämpfe mit fremden Flugzeugen gehabt. Oft hat er getroffen und das andere Flugzeug ist abgestürzt. Einmal flog er über dem Meer und wurde von einem fremden Flugzeug angegriffen. Er spürte einen Ruck. Er war getroffen worden. Der eine Motor war beschädigt und ging nicht mehr. Ein Motor war nur noch übrig. Auf dem Wasser konnte er nicht landen, da wäre er gleich untergegangen. Er mußte versuchen, ans Land zurückzufliegen.

Langsam und vorsichtig flog er mit dem einen Motor über das Wasser. Er hatte Angst, daß dieser plötzlich auch nicht mehr gehen würde. Dann wäre er abgestürzt und im Wasser untergegangen. Er erreichte das Land und war in Sicherheit. Als der Krieg zu Ende war, arbeitete Herr Stark als Fluglehrer. Er kämpfte nicht mehr, sondern zeigte den Flugschülern, wie man richtig fliegen mußte. Oft dachte er noch an den Krieg und an die Gefahren, in denen er sich befunden hatte. Das war vorbei, und das Fliegen machte ihm und seinen Schülern Spaß. Im Krieg hatte er oft Angst, weil er nicht wußte, ob er zur Erde zurückkehren würde.

SCHÖNES FERNSEHEN

Fernsehn an, Fernsehn an!

Irene nicht mehr warten kann.

Will lieber bunte Bilder sehn,

Als nach draußen spielen gehn.

Schaut sich erst die Kinderstunde an;

Den wilden Cowboy Film sodann.

Als ihr Kopf ist schwer und matt,

Hat es Irene endlich satt.

D I E V E R S A M M L U N G

Heute findet eine große Versammlung statt. Helen und Robert gehen in die Stadt. Sie wollen einmal sehen, wie es auf einer solchen Versammlung zugeht. Sie wissen, daß es eine Wahlversammlung sein wird. Auf dem großen Platz vor dem Rathaus warten schon viele Menschen. Vorne ist ein Rednerpult aufgebaut mit einem Mikrophon. Immer mehr Leute kommen. Bald ist der Platz voll. Helen und Robert haben sich auf eine Treppe gestellt, damit sie besser sehen können.

Endlich fängt es an. Als erster betritt der Bürgermeister das Rednerpult. Helen und Robert kennen ihn schon. Sie haben sein Bild öfters in der Zeitung gesehen. Der Bürgermeister hält eine Rede: "Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger! Ich freue mich, daß sie heute so zahlreich erschienen sind. Sie wissen alle, daß in zwei Wochen Wahlen für eine neue Regierung stattfinden werden. Ich begrüße deswegen heute den bekannten Politiker, Herrn Sternrich, der einige Worte an sie richten möchte."

Die Leute klatschen in die Hände. Einige pfeifen auch und rufen: "Buhl" Wahrscheinlich mögen sie diesen Politiker nicht. Helen und Robert sehen, wie nun Herr Sternrich das Rednerpult betritt. Er hält eine lange Rede über die vielen Fehler, die die

bisherige Regierung gemacht hat.Helen und Robert verstehen zwar nicht,warum die Regierung so viel falsch gemacht hat.Aber wenn es Herr Sternrich sagt, dann muß es schon sehr schlimm sein. Sie hören auch,wie er den Leuten sagt,sie sollen bei der Wahl ihn und seine Partei wählen,damit keine Fehler mehr gemacht werden und das Land eine bessere Regierung bekommt.Einige Leute klatschen Beifall,andere rufen wieder: "Buh!"

Helen und Robert glauben,daß Herr Sternrich recht hat.Sie möchten ihn auch wählen.Aber sie sind noch nicht alt genug,um wählen zu dürfen.Trotzdem möchten sie sich schon mit Politik beschäftigen.Vor allem wollen sie lesen,was in der Zeitung steht,damit sie richtig wählen können, wenn sie alt genug sind.

D A S S C H W I M M B A D

Doris geht heute mit ihrer Mutter ins Schwimmbad.Es ist ein heißer Tag und Doris schwitzt sehr. Das Schwimmbad ist sehr groß.Rundherum ist Wald.Um das Schwimmbecken sind Rasenflächen angelegt,auf denen schon viele Leute liegen.

Doris zieht ihren Badeanzug an.Die Mutter geht mit ihr ins Wasser.Doris kann noch nicht richtig schwimmen.Deswegen bindet ihr die Mutter einen Schwimmring um die Brust.Die Mutter zeigt ihr nun,wie man Arme und Beine richtig bewegt,damit man im Wasser vorwärts kommt.

Doris hat es schon öfters geübt.Heute macht sie es recht gut.Doris merkt,wie schnell sie im Wasser vorwärts kommt.

Dann will sie es ohne Schwimmring versuchen.Die

Mutter nimmt ihn ab. Doris legt sich auf das Wasser und bewegt Arme und Beine. Sie bleibt oben. Sie kann schwimmen. Immer wieder versucht sie es, weil sie sich freut, daß sie es geschafft hat.

Doch Doris wird bald müde, da sie ohne Schwimmring die Arme und Beine schneller bewegen muß. Sie schluckt Wasser, wenn ihr Kopf zu tief eintaucht. Doris klettert aus dem Schwimmbecken heraus. Die Mutter schwimmt noch allein. Sie bewegt sich ganz ruhig im Wasser und bleibt oben, obwohl sie größer und schwerer als Doris ist.

Dann legt sich Doris auf die Wolldecke, die sie auf dem Rasen ausgebreitet hat. Sie schließt die Augen und läßt sich von der Sonne bescheinen. Sie fühlt sich wohl. Es ist ihr gar nicht mehr so heiß, denn das Wasser hat sie abgekühlt.

D I E W E R K Z E U G E

Frank besucht öfters seinen Großvater, der eine kleine Werkstatt hat. Der Großvater hat früher als Schreiner gearbeitet. Nun ist er pensioniert. Doch der Großvater ist immer noch sehr geschickt. Er kann aus Holz die schönsten Sachen herstellen. Er hat für Frank einen Tisch mit zwei Stühlen gemacht, dann noch eine Autobahn ganz aus Holz mit Autos auch aus Holz.

Der Großvater hat viele Werkzeuge, die er bei seiner Arbeit braucht. Da ist der Hammer, mit dem man Nägel einschlagen kann; eine Zange, mit der man Nägel aus dem Holz herauszieht, wenn sie schief sind; ein Schraubenzieher, mit dem man Schrauben ins Holz dreht; eine Feile, mit der man das Holz an den Kanten glattfeilen kann; eine kleine Säge, mit der man Stücke aus dem Holz sägen kann.

Dazu braucht der Großvater noch Leim, mit dem er

Holzstücke zusammenkleben kann.

Frank ist auch schon geschickt beim Benutzen der Werkzeuge. Er hat bereits selbst Nägel in das Holz eingeschlagen. Dabei muß man aufpassen, damit man den Nagel auch trifft. Am Anfang hat Frank oft daneben geschlagen und sich auf den Finger geklopft, mit dem er den Nagel festhielt. Das hat zwar weh getan, aber er hat die Zähne zusammengebissen. Das nächste Mal wollte er geschickter sein. Der Großvater hat ihm gesagt: "Wer geschickt ist und mit den Werkzeugen umgehen kann, der wird sich im Leben immer helfen können. Schau dich um! Überall werden Hammer, Zange und Schraubenzieher gebraucht, um etwas zusammenzubauen oder auseinander zu machen." Der Großvater hat bestimmt recht. Frank denkt an seine Tante. Die konnte noch nicht einmal einen Nagel richtig in die Wand schlagen, um ein Bild daran festzumachen. Als sie das Bild aufhing, fiel es mitsamt dem Nagel wieder herunter.

D E R B A L L

Der Ball springt
Auf der Treppe.
Der Ball rollt
Durch die Tür.
Der Ball hüpfet
In das Bett.
Der Ball liegt
Dann bei Dir!

D I E S C H U L E

Alle Kinder gehen einmal zur Schule. Zuerst lernen sie dort lesen und schreiben. Lesen müssen sie können, damit sie die vielen Bücher verstehen, die es gibt. In den Büchern, steht vieles, was die Kinder gerne wissen möchten, über Tiere und Pflanzen, über das Auto, über Maschinen, über den elektrischen Strom, über die Erde, über die Sonne und die Sterne, über die Menschen, die früher gelebt haben und über die Menschen, die heute leben.

Schreiben müssen die Kinder können, damit sie all das schreiben können, was sie anderen Menschen mitteilen möchten. Man kann dann Briefe schreiben, Formulare ausfüllen oder auch Geschichten aufschreiben.

Die Sprache, die sie von den Eltern gelernt haben, müssen sie noch besser können. Es gibt so viele Wörter, die sie nicht kennen und noch nicht verstehen. Frank geht gern in die Schule. Er hört genau zu, was die Lehrerin erzählt. Er möchte einmal soviel wissen wie sein Vater oder seine Mutter.

Doris geht nicht so gern zur Schule. Sie mag morgens nicht aufstehen und möchte lieber länger schlafen. Sie paßt nicht immer auf, was die Lehrerin erzählt. Sie denkt an etwas Anderes oder überlegt, was sie heute Nachmittag mit ihrer Freundin spielen wird.

Frank rechnet gern. Deswegen paßt er im Unterricht genau auf. Aber er kann nicht gut Aufsätze schreiben. Das Rechnen ist besser. Da muß man überlegen, wie man das Ergebnis einer Aufgabe findet.

Martin geht noch gar nicht zur Schule. Er ist zu klein. Er ist erst im Kindergarten. Wenn er älter

ist,wird er auch zur Schule gehen.Doch bis dahin hat er es gut.Er kann spielen,wann er will und morgens länger schlafen. Trotzdem wird er immer um sechs Uhr wach und weckt seine Schwester Irene.Diese möchte gerne noch länger schlafen, damit sie in der Schule nicht so müde ist.Irene ist dann böse auf Martin,weil er sie so früh geweckt hat.

DER FRIEDHOF

Frank geht mit seiner Mutter auf den Friedhof.Am Eingang kauft die Mutter Blumen.Sie will das Grab ihrer Mutter besuchen, die ja Franks Großmutter war. Sie laufen durch den Friedhof.Überall sind Gräber.Bäume, Büsche und Blumen machen den Friedhof zu einem richtigen Park.Es ist immer sehr still hier.Nur das Zwitschern der Vögel hört man überall.Die Gräber sehen schön aus.Sie sind mit Blumen und grünen Pflanzen geschmückt.Auf den Gräbern stehen Steine mit den Namen der Verstorbenen. Die Mutter steckt die Blumen in eine Vase und stellt sie auf das Grab der Großmutter. Frank kennt die Großmutter nicht.Sie ist schon gestorben,bevor er geboren wurde.

Die Mutter wird immer traurig,wenn sie das Grab besucht. Als sie später wieder zu Hause sind,fragt Frank seine Mutter:"Darf ich die alten Bilder sehen?"

Die Mutter holt einen Kasten.Frank schaut sich gerne diese Bilder an.Es sind Menschen darauf, die er nur von den Fotografien kennt.

Hier ist ein Bild der Großmutter,deren Grab sie heute besucht haben.Auf dem Bild ist sie noch ein junges Mädchen mit einem langen Kleid und Zöpfen.Auf einem anderen Bild hat sie

Hochzeit.Dort ist sie mit ihrem Mann, der im Krieg gefallen ist.

Im Kasten sind noch viele Bilder,auf der die Großmutter zu sehen ist.Da sitzt sie auf einer Bank im Garten.Hier geht sie im Wald spazieren.Dort lacht sie auf einer Feier.

Frank wünscht sich,daß die Großmutter noch leben würde. Mutter hat ihm erzählt,daß sie an einer schweren Krankheit gestorben ist,die Krebs heißt.Frank wurde erst zwei Jahre später geboren,so daß sie ihn auch nicht mehr gesehen hat.

Im Stillen kann Frank gar nicht glauben,daß sie wirklich tot ist.Vielleicht lebt sie noch.Doch niemand weiß,wo sie sich jetzt befindet.

D I E U H R

Armin hat eine Uhr zum Geburtstag bekommen,eine kleine Uhr,die man am Arm tragen kann.Es ist eine Armbanduhr. Diese Uhr braucht man gar nicht aufzuziehen.Durch die Bewegung des Armes wird sie immer in Gang gehalten.Die Zeiger der Uhr bewegen sich dauernd. Mit ihnen bewegt sich die Zeit:Morgen,Nachmittag und Abend;Tag und Nacht;Monat und Jahr;Winter und Sommer. Die Zeit läuft immer weiter.Die Zeiger der Uhr zeigen jeden Augenblick die Zeit an. Anfangs schaut Armin dauernd auf seine Armbanduhr.Vor allem in der Schule,wenn ihm der Unterricht zu langweilig ist.Er schaut auf die Uhr und wünscht sich,daß die Stunde bald vorbei ist.Aber die Uhr geht deswegen nicht schneller.

Wenn er im Kino sitzt und der Film gefällt ihm,dann schaut er überhaupt nicht auf die Uhr.Er

hat Angst,daß die Zeit zu schnell um ist. An Armins Bett steht ein Wecker.Der klingelt morgens, damit Armin rechtzeitig aufsteht.Eine solche Uhr mag Armin gar nicht.

Im Wohnzimmer hängt eine große Wanduhr.Auf diese zeigt der Vater abends und erinnert Armin,daß es Zeit für ihn ist,um ins Bett zu gehen.Diese Uhr mag Armin auch nicht.

Seine Armbanduhr ist ihm lieber.Er schaut nur auf sie, wenn er möchte.Ansonsten laufen die Zeiger immer weiter. Sie überlassen es ihm,was er während der ganzen Zeit tun will.

So vergeht die Zeit auf Armins Armbanduhr.



Mikro Computer Report



Beginn einer neuen Ära des Lernens

Wie es anfing - einiges über die Entwicklung der EDV (Elektronische Datenverarbeitung)

Es ist etwa 15 Jahre her, als ich zum ersten Mal mit der EDV in Berührung kam, zumindest mit dem, was als Ergebnis zutage trat. Damals gab es noch keine Bildschirme, über die man Eingaben machen konnte und auf denen die Ergebnisse zu lesen waren, sondern die Eingaben in die Computer erfolgten mit der Lochkarte, auf der festgelegte Lochkombinationen dem Computer die Wünsche der Benutzer - so nennt man die Leute, die mit der Maschine arbeiten oder arbeiten wollen - verständlich machen. Der Computer oder Rechner, wie es zu deutsch heißt, obwohl das Rechnen das Allerwenigste ist, was diese Maschine tut, versteht nun mal nicht die Sprache der Menschen. Nun, damals war diese Lochkarte das allseits benutzte Medium, um mit dem Computer zu kommunizieren oder besser gesagt, sich zu verständigen.

Die Ergebnisse wurden auf Papier gedruckt, nicht auf einzelne Seiten, sondern auf endlose Papierbahnen. Je schneller die Drucker wurden, desto größer wurden die Papierstapel, die »ausgespuckt« wurden. Wer damals durch die Abteilungen ging, die irgend etwas mit dem Computer zu tun hatten, der sah überall ständig wachsende Berge von Papier. Am schlimmsten war es zeitweise in den Programmierabteilungen, wo der Berg extreme Ausmaße annahm. Ab und zu, wenn es gar nicht mehr anders ging, mußten die Berge abgebaut werden und wanderten in die Müllcontainer. Wer klug war, konnte dort die Geheimnisse der Firma ergründen, wenn er sich die Mühe machte und versuchte, sich durch das ganze Papier hindurchzuwühlen. Dem machte der »Datenschutz« ein jähes Ende. Durften doch nur noch von ganz bestimmten Leuten ganz bestimmte Papiere eingesehen werden. Schlüssel wurden verteilt, Räume wurden abgeschlossen, damit die einen nicht das Papier der anderen sehen konnten, und vor allem durfte nicht mehr einfach Papier weggeworfen werden, sondern es mußte so vernichtet werden, daß niemand mehr etwas lesen konnte. So entstand das Problem der Papiervernichtung, das abgelöst wurde, als auf breiter Front die Bildschirme eingeführt wurden, die das neue Problem des »ausgewählten Sehens« bescherten, d. h. daß nur bestimmte Leute bestimmte Dinge sehen durften. Eine Unmenge von Kontrollen mußten in den Computer eingebaut werden, um ein selektiertes Sehen sicherzustellen. Nun, ich will nicht zu weit vorgeifen, sondern von meinen ersten Erlebnissen mit der EDV berichten.

Ich sah also, daß einmal in der Woche auf einem Wagen eine Unmenge Papier in die Abteilung gekarrt wurde, um an die Mitarbeiter verteilt zu werden. Auch ich erhielt eine Portion, wußte allerdings nichts damit anzufangen, schaute mich hilfesuchend um und stellte zu meinem Erstaunen fest, daß die anderen Kollegen die Stöße »Computer-informationen«, so wie sie kamen, einfach in den Papierkorb warfen. Eine Riesenverschwendung, wie mir schien, und auf meine diesbezüglichen Vorhaltungen wurde mir erwidert: Die Lagerbestände-es handelte sich um eine Bestandsfortschreibung der Artikelbestände - sind nicht mehr aktuell, da nur einmal in der Woche verarbeitet wird, und fast täglich gibt

es so viele Änderungen, da vom Zentrallager laufend die Außenlager beliefert werden.

Meine erste Aktivität bestand darin, daß ich versuchte, die Papierflut zu stoppen, indem ich bei der EDV-Abteilung vorstellig wurde, wo mir nur lakonisch mitgeteilt wurde, daß die Programme eben so eingerichtet seien und man verpflichtet sei, die Ergebnisse - gemeint sind die Papierberge - an die Fachabteilung auszuliefern. Der Computer war also nicht zu stoppen. Mir dämmerte, daß hier eine Maschine am Werk war, die nach eigenen Gesetzen und Mechanismen sich breitmachte und anscheinend ein regelrechtes Eigenleben führte. Ich sah in meiner Abteilung, daß bereits ein reger Briefwechsel mit der EDV-Abteilung geführt worden war - ein ganzer Ordner war voll davon -, um eine bessere Lösung zu erreichen, zumindest um den Computer dahin zu bringen, Ergebnisse zu liefern, mit denen man etwas anfangen konnte. Beim Lesen dieser Korrespondenz wurde mir klar, daß es wohl weniger am Computer lag, als an den Leuten, die darüber zu bestimmen hatten. Besprechungen wurden abgehalten, die ergebnislos verliefen, Untersuchungen wurden vereinbart, die nicht durchgeführt wurden oder aus irgendwelchen Gründen nicht durchgeführt werden konnten, und inzwischen spuckte der Computer weiterhin sein Papier aus, das weggeworfen wurde.

Für mich war klar, daß gehandelt werden mußte, genug der Briefe, genug der Besprechungen, die ohne Ergebnis verliefen, genug der Untersuchungen, die nicht durchgeführt wurden. Ich erreichte, daß die EDV-Abteilung mir schriftlich bestätigte, daß sie zur Zeit nicht in der Lage sei, das Problem der Abteilung zu lösen, das heißt, eine tägliche Verarbeitung durchzuführen und damit aktuelle Ergebnisse zu liefern. Ich besuchte nun Firmen, schaute mich nach passenden Maschinen um, denn ich wollte meiner Abteilung einen eigenen Computer beschaffen. Damals waren die sogenannten Magnet-Konten-Computer in Mode, die Kontenblätter mit einem Magnetstreifen als Datenspeicher benutzten. Da ich zu der Zeit weder vom Computer noch von der Datenverarbeitung irgendeine Ahnung hatte, mußte ich »geschult« werden, natürlich in Schnellkursen, von meiner Firma organisiert, Kurse in denen man überschüttet wurde mit Fachausdrücken, die man nicht verstand und in denen man viel »Dokumentation« in die Hand gedrückt bekam, in der alles beschrieben war, was man über EDV wissen sollte, wovon man noch viel weniger verstand. Nun, ich besorgte der Abteilung einen Computer, ein Programmierer schlug sein Domizil bei uns auf, und wir legten los. Ich untersuchte und stellte fest, was gebraucht wurde, und er programmierte. Ein halbes Jahr ging ins Land, und wir konnten immer mehr mit dem Computer machen: z. B. Lagerbewegungen buchen oder Bestände automatisch kontrollieren, das heißt der Computer meldete automatisch, wenn Bestände knapp wurden oder Lieferungen nicht rechtzeitig erfolgten. Der Computer kam zum Laufen, wie man in der EDV so schön sagt; er machte also, was er sollte, und er half uns, das Lager, den Versand und vor allem Einkauf und Bestellungen unter Kontrolle zu bekommen, eine gewaltige Arbeitserleichterung, hatte doch

meine Arbeit vorher vor allem darin bestanden, zu kontrollieren, fehlenden Lieferungen nachzulaufen, Bestellungen schnellstens zu erledigen, weil zu spät bemerkt wurde, daß die Lagerbestände zur Neige gingen oder daß gar nichts mehr da war. Ich kam am Morgen gegen 9 Uhr ins Büro, wo auf meinem Schreibtisch bereits das Journal vom Vortage lag, in dem alle Problemfälle vom Computer automatisch festgehalten wurden, und zwar so rechtzeitig, daß wir genug Zeit hatten, etwas zu unternehmen. Ich telefonierte hier, klärte dort und hatte um 10 Uhr alles erledigt, um mit Verwunderung festzustellen, daß ich keine Arbeit mehr hatte, was bedeutete, daß ich mich selbst überflüssig gemacht oder, um es moderner auszudrücken, daß ich mich selbst wegrationalisiert hatte. Zu jener Zeit kein Problem, der Arbeitsmarkt war »leergefegt«, das heißt, es wurden überall Leute gesucht.

Ich beschloß also, von meiner Firma wegzugehen, und da ich nun mal angefangen hatte, mich mit der EDV zu beschäftigen, lag nichts näher, als in dieser Richtung weiterzumachen. So wurde ich bei einer Computertfirma »Projektorganisator«, ein schöner Titel, der bedeutete, daß ich Projekte durchzuführen hatte, wie, wußte ich nicht, da alles neu für mich war und da ich von den Computern noch keine große Ahnung hatte. Wenn ein Auftrag zustande kam, lag es in meinem Aufgabenbereich, anschließend festzustellen, welche Programme der Kunde benötigte und was sie leisten sollten. Ich lernte Spezifikationen zu erstellen, was anfangs nicht einfach war, da mir vieles, was die Computer konnten, sowieso sehr rätselhaft vorkam, spielt sich doch bei einer solchen Maschine alles im unsichtbaren Raum ab.

Ich arbeitete mich ein, heißt es doch: »Selbst ist der Mann«, in einer Branche, die damals eine stürmische Aufwärtsentwicklung erlebte. Nach einiger Zeit hatte ich trotzdem genug und beschloß, mich an größere Aufgaben heranzuwagen, schließlich gab es die Groß-Computer, die so groß waren, daß kaum noch jemand durchblickte. Überall wurden die Computer hingestellt, Arbeitskräfte wurden abgeworben, um von dem knappen Arbeitsmarkt die notwendige Unterstützung sicherzustellen. Die Groß-Computer waren zwar groß, aber nicht so, daß sie in der Lage gewesen wären, alles automatisch zu erledigen. Doch das sah damals niemand ein, es herrschte das »Computerfieber«, alles sollte automatisch werden, in feste Formen gebracht, damit es in das »Hirn« des Computers paßte, denn er ist, wie es so schön heißt, ein »Idiot«, der nur machen kann, was er gesagt bekommt oder besser gesagt, wozu er programmiert ist. Da er nun mal eine Maschine ist, muß alles genau festgelegt sein, es gibt kein »wenn« und »aber« oder »vielleicht«, sondern nur »entweder - oder« bzw. »ja« oder »nein«. Die starren Arbeitsabläufe, die keine Ausnahme kennen, weil sonst der Computer die Übernahme der Arbeit ablehnt, sind das besondere Kennzeichen für Firmen, in denen die Maschinen herrschen.

Damals wurde die Automatisierung als großer Fortschritt gepriesen, sollte den Menschen doch die monotone und stumpfsinnige Arbeit abgenommen werden, damit sie frei wurden für »höherwertige Tätigkei-

ten«. Doch diese Tätigkeiten entstanden nicht in dem Maße, wie sie gebraucht wurden, sondern es spielte sich im großen Stil eine Entwertung der Arbeit und der erworbenen Kenntnisse ab. Der Computerbürokratismus machte sich breit, der alles unter seine Kontrolle bringen wollte, das starre Verfahren, die unbewegliche Organisation trat ihre Herrschaft an. Und wenn heute große Firmen ihre Tore schließen, dann haben sie dies zu einem nicht geringen Teil ihrer EDV zu verdanken. Aber ich will nicht zu weit vorgreifen, sondern von meinen damaligen Erlebnissen erzählen, von der Zeit, als die EDV ihren großen Aufschwung nahm und als jede Firma dachte, daß ihr ein möglichst großer Computer den höchstmöglichen Segen bringen würde. Ich arbeitete also an einem Groß-Projekt, eine Stelle, die ich ohne langes Suchen bekommen hatte, obwohl ich von dem hier eingesetzten Computer keine Ahnung hatte, aber man sagte mir, ich würde geschult. Wichtig war, daß ich Englisch konnte, handelte es sich doch um eine amerikanische Firma, die dabei war, ihre ganze Verwaltung von einem Groß-Computer durchführen zu lassen.

So fing an, was sich später als Pleite entpuppte. Ich verstand es anfangs nicht, sondern erlebte nur, daß es viel Arbeit gab, Arbeitsgruppen wurden gebildet, meistens von Leuten, die irgendwo »freigesetzt« waren oder auch von Aushilfen, ging man doch in der Firmenleitung davon aus, daß die ganze Sache in wenigen Monaten über die Bühne gehen würde, tatsächlich gingen dann Jahre ins Land. Ich verstand anfangs kaum, warum es ging, obwohl ich Nächte im Rechenzentrum verbrachte, Lochkartenstapel in den Computer fütterte, denn Bildschirme wurden damals noch nicht eingesetzt, oder Programme testete, die von anderen gemacht worden waren. Vieles lief durcheinander, Kompetenzen überschritten sich, persönliche Rivalitäten wurden ausgetragen, und es schien sich bemerkbar zu machen, daß sich hinter dem gesamten Projekt ein großer Machtkampf abspielte. Die Zentrale in den USA wollte ihre Niederlassung in Deutschland mit dem Computer unter Kontrolle bringen, was zwar nie gesagt wurde, was aber irgendwo im Hintergrund stand. Je länger ich dabei war, je mehr spürte ich, daß die EDV hier einen anderen Zweck erfüllen sollte. Die führenden Leute der deutschen Niederlassung wollten sich aber nicht einfach unter Kontrolle bringen lassen und halfen nur äußerst widerwillig bei der Einführung des neuen Systems, vor allem die Chefs legten eine besondere Untätigkeit an den Tag, dann das übliche Spiel auch hier: laufend wurden Besprechungen abgehalten, Aktivitäten zugesagt, Arbeiten sollten ausgeführt werden, aber wenig geschah, im Gegenteil, es machte sich eine immer größere Abneigung gegen den Computer und die damit zusammenhängenden Arbeitsverfahren breit.

Und es kam, wie es kommen mußte, die Arbeit der Firma litt unter diesem geheimen Machtkampf, das neue System wurde nicht fertig, die Lösung wurde darin gesucht, daß man immer neue Leute in den »Kampf schickte«, um das System zum Laufen zu bringen, weil die »Altgedienten«, die besser Bescheid wußten, dieses System ablehnten und

sich hinter »zu viel Arbeit« verschanzten. Ich kapierte erst langsam, was sich abspielte und engagierte mich für eine Arbeit, die unter diesen Voraussetzungen einfach schiefgehen mußte. Eigentlich glaubte ich gar nicht daran, daß etwas schiefgehen würde; nachdem so viele Leute eingesetzt wurden, so viel Arbeit und auch Geld investiert wurde, mußte doch ein gutes Ergebnis zustande kommen.

Das neue System wurde eingeführt, auf Biegen und Brechen, aber es lief nicht, weil diejenigen, die es hätten zum Laufen bringen können, nämlich die Mitarbeiter in den Abteilungen der Verwaltung, und vor allem deren Chefs, dagegen waren. Das System lief also nicht, und die Folge war, daß die ganze Arbeit der Firma durcheinandergeriet, denn auf der einen Seite mußte der Computer gefüttert werden, ohne daß er allerdings brauchbare Ergebnisse zustande brachte, weil die Informationen nicht stimmten, auf der andern Seite mußte alles noch einmal von Hand gemacht werden, weil die Verwaltung nun einmal korrekte Arbeitsergebnisse liefern mußte, damit nach außen hin nicht auffiel, daß im Grunde nichts mehr funktionierte. Ein bizarrer Zustand, der bei den betroffenen Mitarbeitern jegliches Vertrauen in die Führung schwinden ließ, da man erwartete, daß sich die Chefs schnellstens etwas einfallen lassen würden, um diesen Zustand zu beenden. Aber nichts geschah, noch nicht.

Es gab einen Projektleiter, noch jung, dynamisch, voller Ehrgeiz, Studium Betriebswirtschaft mit EDV, der sich unbedingt bei »diesem Projekt« seine Sporen verdienen wollte. Er schuftete, kümmerte sich um alles, was niemand tun wollte, er tat es, wenn die Arbeit nicht vorwärts ging, er klemmte sich dahinter. Er war einfach überall, schrieb Programmvorgaben, leitete Arbeitsgruppen, veranstaltete Schulungen, konnte auch tüchtig was trinken, wenn es Anlaß und Zeit zum Feiern gab. Er war der Motor, der alles antrieb, der Vorträge hielt, der Zuversicht ausstrahlte und der vor allem von der Zentrale in Amerika mit Wohlwollen beobachtet wurde. Dieser Mann tat etwas, er brachte Dinge in Bewegung und vor allem, er konnte gut Englisch. Wenn die Spezialisten, Ratgeber, großen Chefs von Übersee eingeflogen kamen, dann war er die Anlaufstelle, über die alles abgewickelt wurde. Er vermittelte die Kontakte mit den anderen Abteilungen, er schaltete sich ein, wenn Sprachschwierigkeiten die Kommunikation behinderten, denn viele Mitarbeiter in der Firma konnten nun mal kein Englisch, weil sie nur Deutsch gelernt hatten. Die Geschäftsleitung sah sich veranlaßt, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß man den Gästen aus Übersee nicht zumuten konnte, eine andere Sprache zu lernen, den Mitarbeitern der Niederlassung kostenlosen Sprachunterricht in Englisch anzubieten, was von vielen freudig aufgegriffen wurde, war es doch eine Weiterbildungsmöglichkeit, für die man der Firma dankbar sein mußte, weil man während dieser Zeit nicht zu arbeiten brauchte. Das Projekt zog bald die ganze Firma in seinen Bann, vor allem weil es nicht lief, was allerdings von niemanden offen gesagt werden durfte, auch ich

verbrannte mir öfters den Mund, als ich nach der anfänglichen Euphorie anfang Kritik zu üben.

Ich hatte es eigentlich bis jetzt gut gehabt, da ich Englisch konnte und deswegen bald zum engeren Kreis derer gehörte, die mit der Einführung des Systems in neue Führungspositionen aufsteigen sollten.

Die Stimmung war ausgezeichnet, die Gäste aus Übersee hatten keine Bedenken, daß das weitgehend von ihnen entwickelte System funktionieren würde. Vor allem, wenn wir nach getaner Arbeit zum Essen gingen, nicht in einfache Kneipen, sondern in feudale Hotels und natürlich auf Firmenkosten, fühlten wir uns doch schon als die wichtigsten Leute der Firma; und ich fühlte mich selbst wichtig, obwohl ich Probleme bekam, wenn zu vorgerückter Stunde, nach gutem Essen und Trinken, die Gäste aus Übersee Gelüste nach anderen Dingen bekamen und von mir, da sich das Ganze in Frankfurt abspielte, durch die berühmt berüchtigte Kaiserstraße geführt werden wollten. Ich selbst hatte keine große Ahnung von dem, was in der Kaiserstraße vor sich ging, da man als Einheimischer kaum seine Zeit in den dortigen Vergnügungsstätten verbringt, heißt es doch, sie seien vor allem für auswärtige Besucher gedacht, die nicht wissen, was sie sonst in der Stadt unternehmen sollten. Ich spielte also Fremdenführer, obwohl diese Tätigkeit rein gar nichts mit der EDV zu tun hatte, diente sie doch dazu, die Gäste aus Übersee, die ihre Frauen dort zurückgelassen hatten, bei guter Laune zu halten und mal etwas »abzuschalten«. Ich selbst mußte mich zurückhalten, hatte ich doch eine Frau, die nicht in Übersee war. Aber mit der EDV hatte das Ganze nichts zu tun, und trotzdem bekam ich Gehaltserhöhung, da der Projektleiter mit Wohlwollen auf meine Aktivitäten blickte. Bald wurde ich als der wichtige Mann erkannt, um an vorderster Front das System einzuführen. Der Computer war schon im Einsatz, eine Großanlage, wie sie nicht größer hätte sein können, zumindest für damalige Verhältnisse. Wir ärgerten uns mit den »Macken« der Maschine herum, da sie ein neues Modell war, ging manches nicht so, wie es gedacht war, oder es waren noch Fehler im Betriebssystem -das sind die Programme, die die Anlage steuern und verwalten. Ich begriff das zwar nicht so recht, ging ich in meinem naiven Glauben doch davon aus, daß die Computer perfekte Maschinen sind, daß sie einfach laufen müssen und keine Fehler aufweisen dürfen. Später wurde mir klar, daß alles, was von Menschen gemacht wurde, nun mal mit Fehlern behaftet ist, die man so nach und nach in Ordnung bringen muß, oder aber, wenn dies nicht geschieht, so muß man »drumherumgehen«, wie es in der EDV heißt, indem man über die Programmierung zu vermeiden versucht, daß der Computer in Abläufe geht, die noch von Fehlern »befallen« sind. Am Ende wurde ich, wohl aufgrund meiner besonderen Verdienste bezüglich der Gäste aus Übersee, dazu ausersehen, für die Systemeinführung eine Arbeitsgruppe in der Anwenderabteilung - Anwender sind diejenigen, die das System anwenden bzw. damit arbeiten - zu leiten, um den Abteilungen die notwendige Rückenstärkung zu geben.

Ich glaubte an den Erfolg und nahm das Angebot an, obwohl ich im Unterbewußtsein spürte, daß ich die »Kohlen« aus dem Feuer holen sollte, wobei mir die Kollegen der EDV und auch die Anwenderjegliche Unterstützung zusicherten, von der man allerdings später kaum etwas merkte, vor allem die Kollegen aus Übersee sicherten mir zu, daß sie voll hinter mir stünden. So kam es, daß ich Verantwortung übernehmen mußte, denn der ganze Spaß hatte schon eine Menge Geld gekostet, der Computer, die Programmierer, die Systemanalytiker, die Projektleiter, die vielen »Meetings« die abgehalten wurden, die vielen Flugreisen, um die Spezialisten aus Übersee einzufliegen. Niemand wußte genau, wieviel das Projekt bisher gekostet hatte, aber sicherlich waren es einige Millionen, denn bei solchen Projekten wurde generell in diesen Größenordnungen gerechnet. Ich bekam auf jeden Fall Arbeit, Berge von Computerpapier - wohlbekannt von meinen früheren Tätigkeiten - die es durchzuprüfen galt. Natürlich konnte ich das nicht alleine tun, deswegen erhielt ich Unterstützung in Form von zusätzlichen Mitarbeitern, einige aus der Firma, die irgendwo frei waren, entweder weil sie mit keinem der Chefs klarkamen oder aber die angebotenen Arbeiten nicht machen wollten, weil sie sich zu »Höherem« berufen fühlten, wie z. B. der angehende Programmierer, der den Schreibtisch voll Fachbücher stehen hatte. Er blätterte ständig darin herum und hielt kluge Reden, obwohl er noch nie ein Programm geschrieben hatte, vielleicht weil er sich nicht konzentrieren konnte und dauernd mit seiner Frau telefonierte, die dabei war, ein Kind zu bekommen. Manchmal hielt er es auch beim Telefonieren nicht aus und ging sie geradewegs besuchen, da sie nicht weit weg in einem anderen Stockwerk des Verwaltungsgebäudes arbeitete.

Ein solcher Mann war natürlich nicht brauchbar und verursachte nur Probleme, weil er die Arbeit nicht ernst nahm und deswegen bereits bestens beim Betriebsrat und der Personalabteilung bekannt war. Nur ich hatte ihn nicht gekannt und ihn deswegen anfangs mit Freuden ins »Team« reingenommen, welches für jede »helfende Hand« dankbar war, bis mir die Freude ganz schnell verging, weil er, anstatt selbst zu arbeiten, ständig darauf achtete, daß die anderen arbeiteten. Es waren vor allem die Aushilfen - arbeitslose Lehrer, Studenten der Betriebswirtschaft in höheren Semestern, einer hatte schon deren 20 hinter sich - denen er, obwohl er an sie am ersten Arbeitstag großzügig Zigarren verteilte, so daß sie ihn gleich mit Chef anredeten, als erster verbot, am frühen Morgen die Zeitung zu lesen, da ihnen dadurch wertvolle Arbeitszeit verlorenginge.

Auf jeden Fall produzierte er ständig Konflikte, was nicht mehr geduldet werden konnte, schließlich sollten wir ein System einführen. So transportierten wir kurzerhand, da er auf anderem Wege nicht wegzukriegen war, während seines Urlaubs seinen Schreibtisch in einen anderen Raum, der gerade leerstand, obwohl er für einen neuen Chef reserviert war. Unserem angehenden Programmierer konnte ich die Sache schmackhaft machen als er zurückkam, indem ich ihm klarmachte, daß er ein Chefbüro für sich allein hatte, was ihm einen neuen »Status« ver-

lieh. Obwohl mir später Betriebsrat und Personalabteilung Ärger wegen dieser Aktion bereiteten, versickerte das Ganze irgendwo im Sande. Wir mußten ein System zum Laufen bringen und konnten uns eben nicht lange mit schwierigen Personalfällen abgeben. Zum Glück gab es in meiner Projektgruppe auch gute Leute, wie es so schön heißt, wobei man unter »gut« versteht, daß sie arbeiteten und taten, was sie gesagt bekamen. Zumindest wurden bald die monatlichen Rechnungen der Firma über den neuen Computer erstellt und waren auch weitgehend richtig.

Ich lernte während dieser Zeit viel, war im Rechenzentrum, saß am Computer, spannte Bänder ein, prüfte Fehler, kontrollierte die Verarbeitung, wenn Programme geändert werden mußten und lernte auf diese Weise, mit einem Computer umzugehen, allerdings nur äußerlich, denn was sich innen drin im unsichtbaren Bereich vollzog, wo die Elektronik nach ihren eigenen Gesetzen reagierte, das blieb mir weitgehend rätselhaft. Eins verstand ich zu dieser Zeit, daß man nun mal Praxis brauchte, um mit der EDV umgehen zu können, all die Kurse und Schnell-Ausbildungen, die ich mitgemacht hatte, besagten wenig. Es wurde meist in zu kurzer Zeit eine Menge Theorie vermittelt, zu der man den Zugang nur durch spätere Praxis finden konnte. Genauso war es mit dem Programmieren, den Primitiv-Wortschatz der Programmiersprache konnte man in wenigen Tagen lernen, aber damit war wenig erreicht, denn Programme für die derzeitigen Computer zu schreiben bedeutet, sich an eine Maschinen-Logik zu gewöhnen, die dem menschlichen Denken überhaupt nicht entspricht. Zudem kommt hinzu, daß man sich ein Verständnis erwerben muß, wie man Arbeitsabläufe in die Arbeitsweise der Computer umsetzt. Aber zurück zum Projekt: Die Einführung war in vollem Gange, und trotz aller Rückschläge machte sich Optimismus breit. Die Anwender hatten sich, wenn auch widerwillig, darauf eingestellt, daß kein Weg an dem neuen System vorbeiführte, natürlich machte sich Angst breit, Angst um die Arbeitsplätze, denn schon damals zeichnete sich ab, daß der Computer Arbeit wegnimmt und menschliche Arbeitskraft einspart, aber nur dann, wenn das System, d. h. die Programme und Arbeitsverfahren so gemacht sind, daß sie funktionieren.

Aber davon waren wir noch weit entfernt, zu viel mußte geprüft werden, weil der Computer keine zuverlässigen Ergebnisse lieferte oder besser gesagt, Daten, denn nicht umsonst nennt sich das, was ein Computer tut, zumindest in der Verwaltung, Datenverarbeitung, wobei die Richtigkeit der Daten von den Menschen abhängt, die sie erfassen, zusammenstellen und damit den Computer füttern. Was der damit macht, ist Sache der Programme, die auch wieder von Menschen ausgedacht und zu komplizierten Systemen zusammengestellt worden sind. Ob das, was als Ergebnis geliefert wird, wirklich stimmt, hängt also weitgehend davon ab, was vorher von Menschenhand gemacht worden ist. Am besten von allen, mit denen ich in der Anwenderabteilung zu tun hatte, kam ich mit der Sekretärin aus, die ihren Chef »bewachte« und die, da die Frauen in der Firma rar waren, vor allem aufgrund ihres guten Aussehens von der »Männerwelt« umschwärmt wurde. Ich hielt sie allerdings aus dem Grund

für wichtig, weil ich wußte, daß der Weg zum Chef über die Sekretärin führte, die alles wußte, durch deren Hände alles ging. Deswegen bedeutete ein gutes Verhältnis zur Sekretärin, daß man ab und zu etwas erfahren konnte, was einem im Umgang mit dem Chef von Vorteil sein konnte, hatte ich doch die delikate Aufgabe, einmal bei den Mitarbeitern der Abteilung neue, durch das System bedingte Arbeitsverfahren durchzusetzen, und wenn dies nicht gelang, den Chef zu bewegen, kraft seiner Autorität mir die nötige Unterstützung zu geben.

Die Sekretärin sah wirklich gut aus, schlank, elegant gekleidet, gepflegt, immer guter Laune, freundlich, zumindest zu denen, die sie mochte - sie machte in dieser Beziehung durchaus Unterschiede -, vor allem erzählte sie gern, deswegen war, wenn sich der Chef auf Reisen befand, das Büro der Sekretärin gut besucht. Es herrschte einfach Frauenmangel in dieser Firma; vornehmlich bei all denen, die mit dem Computer zu tun hatten konnte man lange überhaupt keine Frauen entdecken. Irgendwie schien der Computer abschreckend zu wirken, war es das alte Klischee, daß Frauen keine Beziehung zur Technik oder zu Maschinen haben und daß Frauen einfach nicht bereit seien, neue Aufgaben anzugehen, sich durchzubeißen, ständig zu lernen, auszuprobieren, Schwierigkeiten zu meistern, daß sie etwa nur die Sicherheit suchten, das festgelegte Verfahren, wie etwa die Arbeit an den Lochkartenmaschinen oder an den Bildschirmen, wo es nur um Bedienungsarbeiten geht.

Die Sekretärin konnte mir dafür auch keine Erklärung geben, hatte sie sich doch gerade scheiden lassen, weil sie sich von ihrem Mann unterdrückt fühlte und ihre Freiheit haben wollte. Dafür lebte sie jetzt mit einem wesentlich älteren Mann zusammen, der ihr zwar äußerlich nicht so gut gefiel, der ihr aber dafür finanziell jeden Wunsch erfüllte. Ein anderes Ereignis trat ein: Ich erhielt eines Tages ein Schreiben, daß ich in den Betriebsrat gewählt worden sei, was mich verwunderte, da ich mich nur aus Spaß auf die Wahlliste gesetzt und ansonsten die Sache vergessen hatte. Ich hatte gemerkt, daß der Betriebsrat von der Führung der Firma ignoriert wurde, wer Mitglied in diesem Gremium war, konnte seine berufliche Laufbahn abschließen, da er sich damit gegen die Firma stellte. Von den Gästen aus Übersee wurde der Betriebsrat mit der Gewerkschaft gleichgesetzt, wie sie es aus ihrem Lande kannten, für die vielen Spezialisten vollkommen überflüssig, da sie keine ; Gewerkschaft brauchten, denn sie fühlten sich allein stark genug, und ihre Bezahlung handelten sie selber aus. Ansonsten nahmen die Gäste aus Übersee das, was hier Betriebsrat genannt wurde, sowieso nicht ernst und nahmen deswegen keinen Anstoß daran, daß ich Mitglied war. Anfangs hatte ich kaum Zeit, an den Sitzungen teilzunehmen, weil ich voll in der Projektarbeit steckte. Doch das sollte sich bald ändern, denn die ganze Einführung des Systems geriet ins Stocken, wir kamen nicht mehr weiter, zu viele Programme waren in der Entwicklung anscheinend am »grünen Tisch« ausgedacht worden oder erforderten Umstellungen in der Arbeitsorganisation, die von den sogenannten Anwendern abgelehnt wurden. Ich merkte sehr schnell, welche Programme nicht funktionierten,

da ich jeden Tag die Praxis vor mir hatte, machte Vorschläge, wie man meiner Meinung nach die Einführung noch hätte in den Griff bekommen können, indem man einfach die Programme neu machte, die ihren Zweck nicht erfüllten. Doch jetzt wurde aufs Geld geschaut, zu hohe Kosten wurden vorgeschoben, das System mußte auch mit den derzeitigen Programmen laufen. Meine Zeit war abgelaufen, ständig wurden neue Leute herbeigeholt, die das System einführen sollten, ehemalige Chefs, die woanders freigesetzt worden waren, Akademiker, die frisch mit theoretischem Wissen angefüllt, von der Universität kamen und der Sache auf den Grund gehen sollten. So wurden jetzt alle möglichen Aktivitäten getestet, vor allem da die Zentrale in Übersee anfang, zornig zu werden, schließlich waren die teuren Spezialisten schon zu lange weg, ihre Frauen zu Hause fingen an, unruhig zu werden und fragten sich, ob sie überhaupt noch zurückkehrten.

Ich ging in Urlaub, schließlich hatte ich Frau und Kinder, die auch zu ihrem Recht kommen wollten. Beinahe wäre ich doch nicht weggekommen, man hielt mich für zu wichtig, um mich 14 Tage entbehren zu können, wollte mir sogar die Ausfallgebühren bezahlen, doch ich hatte die »Schnauze voll« und flog ans Schwarze Meer. Dort erholte ich mich gut, hatte genug Zeit, über die ganze Arbeit nachzudenken, über die Computer und was damit gemacht wurde, über die Organisation der Arbeit, über die großen Verwaltungen und was sich dort abspielte, über die vielen Chefs, oder besser Vorgesetzten, die sich drehten und wendeten -man nennt es auch seine Fahne nachdem Wind hängen -, um ihre Chefsessel und damit ihre besseren Gehälter nicht zu verlieren. Ich verlor die Lust an diesem ganzen Spektakel, mußte mir etwas einfallen lassen, um aus der Sache herauszukommen, die Frage war nur, wie. Da die schnellen Lösungen durchaus die besseren sein können, beschloß ich gleich am ersten Tag meiner Rückkehr zu handeln, holte mir einen Kollegen zu Hilfe, schnappte meinen Schreibtisch, schob ihn in den Aufzug, fuhr damit zwei Stockwerke höher. Dort war das Büro eines Kollegen aus Übersee, mit dem ich mich gut verstand und der mir und meinem Schreibtisch Unterschlupf gewährte.

Als in den nächsten Tagen niemand mehr nach mir fragte, konnte ich mich bald in Sicherheit fühlen, da in den großen Verwaltungen die einzelnen Mitarbeiter nicht so leicht kontrollierbar sind, war ich außer Kontrolle geraten und führte mein »Eigenleben«. Natürlich ließ mich das Projekt nicht los, und ich beschäftigte mich zwei Stockwerke höher weiterhin damit, betrieb Systemanalyse, indem ich mit meinem Kollegen aus Übersee Verbesserungsvorschläge ausarbeitete, die jedoch keine Auswirkung hatten, da die »höhere Politik« davon ausging, daß genug Geld investiert worden sei und daß das System nun funktionieren müsse. Was tut man, wenn man angeblich gegen den Strom angeht und auf taube Ohren einredet? Man bringt seine Gedanken zu Papier, um sie dadurch für die Nachwelt zu erhalten. Ich schrieb also ein kleines Buch über das Projekt, die Leute, die damit zu tun hatten, vor allem über die Vorgesetzten und ihre Eigenheiten. Da ich wußte, daß es verboten ist, die Betroffenen beim Namen zu nennen, an denen man Kritik üben will,

wählte ich neue Namen, aus denen man eine Beziehung zur Person herstellen konnte. Es gibt solche Namen, die ihrem Träger eine besondere Note verleihen wie Luft, Stark, Wind u. a. Da es schwer ist, über Computer und was damit zusammenhängt etwas zu schreiben, was sich gut liest, weil es eine trockene und ziemlich theoretische Materie ist, vor allem, weil keine Frauen dabei vorkommen, beschloß ich, die Sache satirisch anzupacken und zwischendrin, damit die Geschichten von der Arbeit nicht zu langweilig werden, Erlebnisse aus meinem letzten Kuraufenthalt einfließen zu lassen, wo ich zur Gesundung meiner Atmungsorgane bei Trimm-Dich, Kneipp-Wassertreten, kräftigem Essen, Skatspielen, Wanderungen durch die umliegenden Dörfer und sonstigen abendlichen Vergnügungen eine recht interessante Zeit verbrachte.

Ich ließ das Buch auf eigene Kosten drucken, wer hätte es auch sonst finanziert, und verkaufte es anschließend in der Firma, wo es wegging wie »warme Semmel«, denn das »Projekt« war ein Thema, zudem man gern mehr wissen wollte. Und es wurde gelesen und dabei gelacht, ein befreiendes Lachen, das sich in den Büros ausbreitete, vor allem, weil man die Chefs sehr schnell identifizieren konnte.

Dem Projektleiter, der inzwischen Abteilungsleiter geworden war und weiterhin schuftete, um das System einzuführen, wenn auch die Zentrale in Übersee laufend »Beobachter« schickte, um zuverlässige Informationen über das Geschehen vor Ort zu erhalten, ihm also schenkte ich, da es kurz vor Weihnachten war, in entsprechendes Papier verpackt, ein Exemplar meines Werkes, wofür er sich freundlich bedankte, ohne zu wissen, was in dem Papier wirklich steckte. Es war einige Tage sehr ruhig in der Firma, allerdings eher »Ruhe vor dem Sturm« wie ich fühlte, denn es waren Aktivitäten gegen mich im Gange, da die Personalabteilung mehrere Exemplare meines Werkes anforderte. Eine Kollegin kam ganz aufgeregt zu mir, weil sie den Auftrag hatte, das »Buch« durchzuarbeiten und alle kritischen Stellen anzustreichen und wollte von mir noch einige Interpretationen geliefert haben. Dann war es soweit, ich sollte aus der Firma »geschmissen« werden. Ich wurde zum Hauptabteilungsleiter geladen, Personalchef und Betriebsratsvorsitzender waren auch anwesend, die mir erst einmal die Weiterverbreitung meines Werkes verboten, Regreß wurde mir angekündigt für den Schaden, der der Firma durch die bereits erfolgte Verbreitung entstehen konnte.

Ich bekam es mit der Angst zu tun ob all dieser Drohungen, merkte aber, daß man sich nicht einig war, was mit mir geschehen sollte, vor allem wie man mich »rausschmeißen« konnte, war wohl noch nicht geklärt. Ich konnte gehen und hatte hinterher durchaus weiche Knie, die wieder fester wurden, als ich nach der Arbeit einem Kollegen, mit dem ich ein Bier trinken ging, von der ganzen Sache erzählte. Er lachte sich schief und ich lachte mit. Da Lachen wirklich die beste Medizin ist, fühlte ich mich schnell wieder besser und wartete gelassen auf das, was sich ereignen würde. Die Nachfrage nach meinem Werk stieg weiter an, nur wurde es jetzt im geheimen gehandelt, da mir der offizielle Vertrieb untersagt worden war.

Plötzlich ging es Schlag auf Schlag, der Hauptabteilungsleiter, der mich entlassen wollte, war über Nacht verschwunden. Zuerst wußte niemand, was geschehen war. Bald wurde er zu Hause ausfindig gemacht, wo er auf Firmenkosten seine Zeit verbrachte, da seine Position kurzfristig von einem neuen Mann übernommen werden sollte, den die Zentrale in Übersee ausgesucht hatte. Ähnlich ging es dem Personalchef, der kurze Zeit später seine Stelle verlor und aus der Firma verschwand. Der Projektleiter und jetzige Abteilungsleiter wurde seiner Funktion enthoben und in ein abgelegenes Büro versetzt, wo er seine Zeit mit »Datenbereinigung« zubrachte, d. h. er suchte Fehler in den Dateien, die er vorher selbst eingeführt hatte und die nicht funktionsfähig waren, weil sie voller Fehler steckten. Er hielt es nicht mehr lange in der Firma aus und suchte sich bald etwas anderes. Nur der Betriebsratsvorsitzende blieb der Firma erhalten.

Ich selbst geriet in Vergessenheit, zumindest war niemand von den Leuten mehr da, die mich entlassen wollten. Ruhe kehrte ein, und ich konnte aufatmen, allerdings hatte ich keine richtige Arbeit, aber in solchen Fällen kann man selbst etwas tun. Ich fing an zu programmieren, denn Programme gab es immerzu schreiben. Da inzwischen das ganze System mit einem totalen Bürokratismus umgeben worden war, lief auf normalem Weg fast nichts mehr, da für jede Anforderung der Fachabteilungen, die Programme geändert haben wollten oder auch ein neues Programm benötigten, erst einmal eine genaue Prozedur durchlaufen werden mußte: Antrag stellen, Formulare ausfüllen, Begründung schreiben, vom Vorgesetzten genehmigen lassen, Prüfung durch die EDV-Abteilung, Abschätzung der Kosten, Ablehnung oder Befürwortung durch den Abteilungsleiter, Entscheidung durch den Hauptabteilungsleiter, ob die Arbeit wirklich durchgeführt werden durfte. Bei dem ganzen Procedere vergingen Wochen. Wurde die Arbeit am Ende genehmigt, so vergingen noch einmal Wochen oder Monate, wenn die EDV-Abteilung keine »Manpower« hatte, was oft geschah. Wurde die Arbeit angenommen und eingeplant, dann mußten zuerst genaue Analysen erstellt werden, um alle möglichen Konsequenzen und Auswirkungen der Änderungen auf das System und die Arbeit »vorauszu-denken«. Wurde die Programmänderung endlich eingeführt, so hatte man die Sache in der Fachabteilung längst vergessen, weil man schließlich nicht so lange warten konnte und sich anders behelfen mußte, so daß man das neue Programm am Ende gar nicht mehr haben wollte. Da der direkte Weg der bessere ist, bekam ich genug Arbeit, da ich mich darauf spezialisierte, Programmänderungen direkt zu erledigen, quasi mit »Handschlag« und auf Vertrauensbasis. Wer also in der Fachabteilung eine Änderung wirklich brauchte, ließ sie »schwarz« durchführen, wobei er davon ausgehen konnte, daß sie in wenigen Tagen erledigt war. Ansonsten ließ er die Dinge ihren offiziellen Weg gehen, ohne sich noch weiter darum zu kümmern. Nachdem ich bereits in Erwägung gezogen hatte, der EDV und den Computern den Rücken zu kehren, um mich ruhigeren und problemloseren Tätigkeiten zuzuwenden, konnte ich mich letztlich doch nicht dazu entschließen, da ich mir sagte, daß die Computer noch zu neu in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft waren, als daß man voraussetzen

konnte, daß die Menschen so schnell in der Lage sein würden, damit umzugehen. Denn wie ich schon feststellte, ist der Computer ein » Idiot«, entscheidend ist, was die Menschen damit machen. Ich arbeitete anschließend an anderen Projekten, die ruhiger verliefen und auch bessere Ergebnisse zustande brachten, aber allen gemeinsam war, daß sie sich viel länger hinzogen, als ursprünglich vorgesehen war. Bei Großprojekten sind das Jahre, die angesetzt werden müssen, weil umfangreiche Entscheidungsprozesse in Gang gesetzt werden, endlose Zeiten für Besprechungen draufgehen, Unmengen von Papier produziert werden, die sich im ständigen Zustand des Änderns und Überarbeitens befinden.

Die eigentliche Arbeit, den Computer zu installieren und zu programmieren, nimmt die geringste Zeit in Anspruch. Was ein Groß-Computer um sich aufbaut, ist ein bürokratischer Verwaltungsapparat, der ihn umgibt wie ein Planetenring und nichts durchläßt, ohne daß es alle möglichen Prüfungen durchlaufen muß. Was vom Computer nach draußen gelangt, durchläuft den gleichen Prozeß.

Dazu kommt, daß die Groß-EDV möglichst in abgeschirmten Räumen oder Gebäuden untergebracht wird, so daß sie wie eine Isolierstation wirkt, in der sich geheime Prozesse abspielen, die kein Außenstehender mehr verstehen kann und die selbst die Eingeweihten nicht mehr überblicken. Das große Mißtrauen und die Ablehnung, die sich inzwischen gegenüber diesen abgeschirmten »Datenzentren« breit gemacht haben, sind durchaus berechtigt, und es zeichnet sich ab, daß aufgrund der sich anbahnenden Entwicklung, die EDV sich selbst in Zukunft über den Haufen werfen und diesem Spuk ein Ende bereiten wird.



Die Mikro-Computer kommen - Kinder der Groß-Computer

Ich arbeitete zuletzt an einem Groß-Projekt, das zur Aufgabe hatte, ein Programmsystem zu entwickeln, mit dem alle zivilen Flugzeuggbewegungen am Himmel Westdeutschlands in einem zentralen Rechner erfaßt und die jeweiligen Flugdaten kontrolliert werden sollten. Eine großartige Sache, wenn man bedenkt, daß sich ständig ändernde Zustände durch fortlaufende Übermittlung von Daten festgehalten werden müssen, denn die Flugzeuge befinden sich in Bewegung, zwar auf festen Routen, den sogenannten Luftstraßen, aber normalerweise kann man vom Boden aus nichts sehen, es sei denn bei den Start- und Landeanflügen. Verschiedene Kontrollstellen, die über das Land verteilt sind, versorgen den zentralen Rechner mit Flugdaten, die sie per Funk von den sich nähernden und wegfliegenden Maschinen übermittelt bekommen. Allerdings ist das ganze Geschehen durch feste Flugpläne geregelt, die im Computer gespeichert sind, so daß dieser vorab schon feststellen kann, wann sich ein Flugzeug einer Kontrollstelle nähern muß und dieser eine Nachricht zukommen lassen kann im Sinne von: »Bitte aufpassen - Flug Nr. XY im Anflug«. Taucht das erwartete Flugzeug nicht auf, was nicht vollkommen auszuschließen ist, so besteht höchste Alarmstufe, denn in diesem Falle ist ein Unglück nicht auszuschließen.

Da der Himmel über uns ständig nach allen Richtungen überflogen wird, Bewegungen, die, wie schon gesagt, weitgehend unsichtbar ablaufen, zumindest für das menschliche Auge, und da sich die Flugzeugführer nicht wie beim Autofahren auf ihr bloßes Auge und ihre Fähigkeiten beim Lenken verlassen können, da alles viel zu schnell geht, muß eine Steuerung vom Boden für die nötige Sicherheit sorgen, die über einen großen Computer erfolgt. Natürlich gab es vor Projekt-Beginn schon einen Computer, der allerdings zu klein und zu langsam für den ständig steigenden Flugverkehr war und abgelöst werden sollte durch eine größere Anlage. Solche Umstellungen haben ihre Tücken, da die Arbeit weiterlaufen muß und man nicht einfach den alten Computer abschalten kann, da oft Programme oder Daten übernommen werden, die auch im neuen System verwendet werden sollen. Allerdings hatte das Projekt eine Vorgeschichte, denn es wurde schon der zweite Versuch unternommen, den Computer zum »Laufen« zu bringen, wobei beim ersten Versuch ein anderer Rechner verwendet wurde, der, wie sich später zeigte, nicht die erforderliche Leistung in Schnelligkeit, Kapazität und Zuverlässigkeit aufbrachte, deswegen wurde das Projekt noch einmal in Angriff genommen mit einem größeren und neueren Computer-Modell. Natürlich haben solche Fehlschläge Konsequenzen. Wenn ein Auftrag mit einem Volumen von 30 Millionen DM noch einmal durchgeführt werden muß, weil der Lieferant Verpflichtungen eingegangen ist, die er nicht einfach aufgeben kann, so ist dies am Ende ein Verlustgeschäft, obwohl es sich in der EDV durchaus lohnen kann, gerade wenn man Entwicklungen durchführt, sich auf Neuland vorwagt, ein Programmsystem zweimal zu machen, da bei noch so gewissenhafter Vorausplanung die Praxis nie so genau vorhergesehen werden kann und das Ergebnis der Arbeit am Ende

doch nicht befriedigend ist, was beim zweiten Versuch dazu führt, daß man eben vieles besser machen kann.

Auch bei diesem Projekt zeichnete sich diese Tatsache ab, trotzdem wollte man auf Sicherheit gehen - einen erneuten Fehlschlag konnte man sich nicht mehr leisten - und führte die ganze Arbeit nach festen Standards durch, sowohl die Analyse der Abläufe als auch die Programmierung. Test und Einführung mußten nach bestimmten Verfahren durchgeführt werden. Ich hatte die Aufgabe, sogenannte Qualitätskontrolle durchzuführen, indem ich die Arbeitsergebnisse dahingehend zu prüfen hatte, ob sie den festgelegten Verfahren entsprachen. Natürlich war dieser Ablauf mit einer ständigen »Papierproduktion« verbunden und mit Besprechungen, die laufend abgehalten werden mußten, weil der Kunde mit in den Prüfungsvorgang einbezogen werden konnte. Das Projekt verlief ausnahmsweise gut und auch die Standards gaben ein Gefühl der Sicherheit, so daß wohl ein gutes Ergebnis zu erwarten war. Deswegen war am Ende des Projekts abzusehen, daß von den 50 Mitarbeitern wohl nur einige wenige für spätere Wartungsarbeiten gebraucht werden würden. Auch das Ende meiner Tätigkeit bahnte sich an, und ich überlegte, was nachher für mich in Frage kam; die Aussichten waren nicht allzu gut, denn die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung war ins Stocken geraten. Die EDV schien ihre Grenzen erreicht zu haben, zumindest war die Nachfrage nach Arbeitskräften abgeklungen, auf dem Arbeitsmarkt stieg die Zahl der Arbeitslosen. Solange man Arbeit hatte, kümmerte man sich wenig um das Problem, keine Arbeit zu haben, doch ich verspürte es am eigenen Leibe, denn bald kursierten beim Projekt Gerüchte über »schwarze Listen« mit den Namen derjenigen, die »abgebaut« werden sollten. Im Grunde suchte ich nach etwas anderem. Die Groß-Computer hatten ihren Reiz für mich verloren, allgemein störte mich die Bürokratisierung der Arbeit, woran, wie mir klar wurde, in erster Linie der Computer die Schuld trug, doch nicht nur der Computer, denn wie könnte eine Maschine »schuld« sein, sondern es waren die Menschen, die ihre Zukunft dieser ständig wachsenden Maschinerie überließen. Ich hatte oft die Konsequenzen gesehen, wenn ein Groß-Computer eine Firma übernahm, wie die gesamte Arbeit in ein strenges Korsett eingebettet wurde, wie die Aktivität und Kreativität der Mitarbeiter lahmgelegt wurde, das Formular, oft mit einer wahren Akribie entwickelt und derart kompliziert ausgedacht, daß die Mitarbeiter »geschult« werden mußten, um sie in die Lage zu versetzen, ein solches Stück Papier richtig auszufüllen, denn der Computer stellte keine Fragen und korrigierte keine Fehler, sondern er wies das Formular ab, wenn es nicht den Vorschriften entsprach.

Ich fragte mich manchmal, warum sich die Menschen in Arbeitsverfahren zwingen ließen, die keine Ausnahmen, keine Sonderfälle mehr zuließen. Eine Maschine bestimmte, was möglich war und was nicht. Eines Tages sprach mich ein Arbeitskollege an, ein Spezialist, der schon mit allen möglichen Computern gearbeitet hatte und dem es nichts ausmachte, Stunden um Stunden am Bildschirm zu sitzen, Programme einzugeben,

Testläufe durchzuführen und Fehler zu suchen, einer von denen, die man im Fachjargon die »großen Hacker« nennt, weil sie so besessen sind, daß sie den Sinn ihres Lebens wohl nur darin sehen, über die Tasten des Bildschirms Befehle in den Computer »reinzuhacken« und dabei alles um sich vergessen - er wollte mir einen Computer verkaufen, und zwar einen ganz kleinen. Als ich ungläubig lächelte, weil er mit den Händen ein Gerät beschrieb, das in eine Einkaufstasche passen mußte, erklärte er, es sei ein Mikro-Computer, eine neue Generation von Computern, die zwar klein seien, die man aber richtig programmieren könne. Als ich ihm noch immer nicht glauben wollte, lud er mich für abends in seine Wohnung ein, um mir diesen »Gartenzwerg« mit der angeblichen Kraft eines »Riesen« einmal vorzuführen. Das erste, was ich registrierte, als ich in seine 3-Zimmer-Wohnung kam, war das große Durcheinander. Überall lag etwas herum, und was noch schöner war, in einem Zimmer stand ein großer Käfig, in dem ein Rhesus-Affe herumturnte, der sofort aus dem Käfig heraussprang und mit wenigen Sätzen auf seiner Schulter landete, von wo er mich mit großen Augen anschaute. Mein Kollege lachte, als er meine Überraschung sah, und er erzählte, daß der Affe sein bester Freund sei, der zwar die ganze Wohnung durcheinander bringe, aber ansonsten immer zu Späßen aufgelegt sei. Bevor er sich den Affen zulegte, habe er bereits drei Ehen hinter sich gebracht, die alle mit der Scheidung endeten, weil es mit den Frauen nicht auszuhalten sei, nie hatten sie Verständnis gehabt, wenn er die Nächte im Rechenzentrum verbracht hatte, um Programmfehler zu suchen. Die erste Frau habe nach drei Jahren die Flucht ergriffen und sei mit der Tochter einfach nach Berlin verschwunden, die zweite nach einem Jahr, und die dritte, eine Inderin, die er auf einer Urlaubsreise kennengelernt habe und von der er annahm, daß sie mehr Geduld hätte, bereits nach einem halben Jahr. Nun wollten alle drei nur noch Geld von ihm, und er müsse sich mit den Anwälten der Frauen rumschlagen. Das einzige, was ihm in seiner Freizeit noch Freude bereitete, waren der Affe und der Mikro-Computer, den er mir jetzt vorführte. Es dauerte nicht lange und ich fand Gefallen an dem Gerät, wobei mein Kollege alles tat, um mir den Computer schmackhaft zu machen - anscheinend brauchte er Geld, sonst hätte er ihn nicht einfach hergegeben - schließlich kaufte ich ihn für 3000 DM, packte ihn ruck-zuck ins Auto und fuhr nach Hause. Meine Frau, die sowieso eine Abneigung gegen Computer hatte, obwohl ich damit das Geld für die Familie verdiente, hatte kein Verständnis dafür, daß ich solch ein »Teufelsding« nun auch noch in die Wohnung stellen wollte. Als sie gar hörte, daß ich dafür 3000 Mark bezahlt hatte, war der Hausfrieden erst einmal gestört, obwohl bis dahin sowieso nicht immer Friede geherrscht hatte, dafür hatten die Computer gesorgt, durch die ich zu oft in Konflikte hineingezogen wurde, die sich bis ins Privatleben auswirkten. Als sich abzeichnete, daß ich meinen Arbeitsplatz verlieren würde, ohne daß eine neue Arbeit in Sicht war, wurde mir klar, daß ich mir etwas einfallen lassen mußte, um einen neuen Anfang zu finden, denn ich hatte aus der EDV gelernt: Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand.

Der Mikro-Computer scherte sich nicht um das, was um ihn herum vorging, Stecker in die Steckdose, anschalten und er war betriebsbereit. Je mehr ich mich mit dem Gerät beschäftigte, desto mehr erkannte ich, welche Anwendungsmöglichkeiten sich damit eröffneten, war ich doch schon lange genug in der EDV-Branche, um zu begreifen, daß sich hier eine neue Entwicklung anbahnte, die zwar in den Anfängen steckte, aber ungeahnte Möglichkeiten eröffnete, und zwar für alle die vielen kleineren Firmen, die sich bisher aus Kostengründen keine eigenen Computer leisten konnten - hier war der Computer fürs Volk. Mein erster Kunde war ein ehemaliger Arbeitskollege, der, ähnlich wie ich, vom Personalabbau betroffen war und beschlossen hatte, sich auf eigene Füße zu stellen, indem er in eine neue Branche, den noch jungen Video-Markt einstieg. Er hatte sich lange umgeschaut, Marktanalysen eingeholt, sich Kredite besorgt, bevor er ein Video-Geschäft eröffnete, spezialisiert auf den Verleih von Filmen, was einen hohen Verwaltungsaufwand mit sich bringt, müssen doch die Verleihvorgänge unter Kontrolle gehalten werden, da sich Filme im Abstand von Tagen umschlagen können, vom Geschäft zum Kunden und wieder zurück, wobei festgehalten werden muß, wo sich die Filme befinden, bei welchem Kunden, wann sie zurückkommen, da bei gefragten Filmen Vorbestellungen da sein können. Umsatz und Verleihhäufigkeit sind ebenfalls wichtig, um den Zukauf von weiteren Filmen zu steuern. Wir nahmen ein inzwischen von der Entwicklung überholtes Mikro-Computer Modell mit Diskettenstation und Drucker. Ich machte mich an die Arbeit, für die nur wenige Wochen blieb, da die Einrichtung des Geschäftes auf vollen Touren lief, wobei auf jeden Fall der Computer bei der Eröffnung als »Star« dabei sein sollte. Gab es doch bei den bereits existierenden Videotheken keine, die einen Computer für die Filmverwaltung einsetzte, sondern bei den andern sah man nur große Karteikästen, wobei nach Feierabend von Hand die verliehenen Filme auf der entsprechenden Karte des Kunden eingetragen und bei Rückgabe ausgetragen werden mußten. Oft war es notwendig, die Kartenstapel durchzusuchen, um festzustellen, wo sich ein Film befand, der längst hätte da sein müssen, von einem Kunden aber nicht zurückgegeben worden war. Bei dieser Verwaltungsarbeit, die ein Geschäft hatte, das aus Kostengründen darauf angewiesen war, mit wenig Personal auszukommen, sollte eben der Micro-Computer als Werkzeug eingesetzt werden.

Im Laufe der Arbeit merkte ich bald, daß all die Hilfsmittel der Groß-Computer, wie Bildschirmmasken, schnelles Einrichten von Dateien, selbständige Verwaltung der externen Speichermedien, hier nicht vorhanden waren und von dem Mikro-Computer enge Grenzen gesetzt wurden. Einzig der Kernspeicher war recht groß, wo doch gerade der Kernspeicher in den früheren Jahren der EDV recht teuer war und sehr begrenzt, wobei man mit einem Teil dessen auskommen mußte, was jetzt vom Mikro-Computer angeboten wurde. Der Kernspeicher war also groß und billig geworden, die Mikro-Bausteine hatten es möglich gemacht.

Der Tag der Einweihung kam, das Geschäft war sehr gut eingerichtet, in Regalen und Ständern waren die Filme ausgelegt, der Mikro-Computer

nahm einen zentralen Platz auf der Ladentheke ein und wurde von den Besuchern entsprechend bestaunt.

Wie jedoch der spätere Praxiseinsatz zeigte, hatten wir den Mikro-Computer in seinen Möglichkeiten überschätzt, einmal war die Speicherkapazität auf der Diskette für den ständig steigenden Filmbestand nicht ausreichend, der Druck der Belege beim Ausleihen der Filme ging zu langsam, gerade wenn ein starker Kundenandrang herrschte, wurde eine größere Verarbeitungsgeschwindigkeit benötigt, so daß bald die Belege schneller von Hand erstellt wurden. Trotzdem lieferte der Computer gute Ergebnisse, wenn es um Tages- oder Monatsumsatz oder um Verleihstatistik der Filme ging.

Die ersten Schritte waren getan, zwar noch mühsam, zeigte sich doch, daß ich mich auf »Neuland« begab, in dem ich Verfahren entwickeln mußte, die den Mikro-Computer in die Lage versetzten, Verarbeitungen durchzuführen, für die bis dahin größere Anlagen eingesetzt werden mußten. Wer in der Datenverarbeitung erfolgreich tätig sein will, muß ständig lernbereit sein, denn wie auf anderen technischen Gebieten hat sich eine schnelle Entwicklung vollzogen - die EDV ist ca. 30 Jahre jung - wurden technische Verfahren abgelöst durch neue bessere, wurden immer größere Anlagen mit immer umfangreicheren Programmsystemen entwickelt, die eine ständig steigende Automatisierung der Arbeitswelt auslösten, wobei die Computer immer größer und leistungsfähiger wurden. Es begann die Zeit der Informationssysteme, der Datenbanken, der totalen Zentralisierung der Arbeitsabläufe. Der Computer sollte möglichst alles übernehmen; die große Zeit der Organisatoren und Systemanalytiker war angebrochen, die Konzepte entwickelten, wie ganze Verwaltungen über den Computer abgewickelt werden sollten. Den Menschen wurde nur noch die Rolle zgedacht, den Computer zu füttern, nach genau festgelegten Verfahren mittels Lochkarten oder Bildschirm, die Verarbeitung erledigte der Computer. Er stellte die Ergebnisse zusammen, die später nur wieder von den Menschen übernommen werden mußten, sei es durch Abruf am Bildschirm oder über die Auswertung von endlosen Papierlisten. Die Menschen wurden zu Dienern des Groß-Computers. Was anfänglich als Fortschritt gepriesen wurde, wie so vieles im Laufe der technischen Entwicklung, kann heute nicht mehr als ein solcher angesehen werden, denn wenn es keinen eigenen Spielraum mehr gibt für die persönliche Gestaltung der Arbeit, wenn es keine persönliche Verantwortung des einzelnen mehr gibt, sondern wenn der Computer die »Verantwortung« übernimmt, dann wird die Arbeitsmoral zerstört. Man braucht sich nicht mehr anzustrengen, man braucht sich keine besondere Mühe mehr zu geben, der Computer wird es schon machen.

In der gleichen Richtung liegt die Erfahrung, die eine Firma mit dem Computer eines Finanzamts machen mußte, der ihr eine Steuerforderung in Höhe von DM 300 000 zuschickte, die wohl aufgrund eines Fehlers bei der Dateneingabe viel zu hoch ausgefallen war. Alle Einwände bei den entsprechenden Mitarbeitern des Amtes lösten zwar Verständnis für die

Firma aus, aber ansonsten fühlte sich wohl niemand in der Lage, entsprechende Korrekturen in den Daten des Computers vorzunehmen. Für den EDV-Erfahrenen ist dies kein Problem, nur hier verhinderte wohl der ganze Bürokratismus, der bekanntlich um einen Groß-Computer aufgebaut ist, eine rasche Korrektur, so daß es sogar zur Eintreibung und zum Besuch des Gerichtsvollziehers in der Firma kam, die schließlich auf die »Barrikaden« ging und endlich erreichte, daß der Fehler korrigiert wurde. Ein »teuflischer« Prozeß, mit dem jeder rechnen muß, dessen Angelegenheiten über einen Groß-Computer abgewickelt werden, und sei es nur, daß er gemahnt wird für Rechnungen, die ihn nicht betreffen oder die er längst beglichen hat. Ich wandte mich also den Mikro-Computern zu, nicht nur weil sich hier eine Entwicklung abzeichnete, die neue Arbeitsplätze eröffnete, sondern weil ich bald die Chance sah, der Groß-EDV eine Alternative entgegenzusetzen, nämlich dezentrale und überschaubare Verarbeitung von Daten im großen Umfang zu ermöglichen, eine Alternative, die es möglich machen würde, EDV so einzusetzen, daß sie kontrollierbar war und den Menschen die Entscheidung und Verantwortung über ihre Arbeit zurückgab. Trotzdem beschloß ich, erst einmal zu lernen, denn mehr zu wissen bedeutet, bessere Arbeit leisten zu können. Da die Mikro-Computer zu neu waren, um dafür eine richtige Ausbildung finden zu können, ging ich zur Universität, um Informatik zu studieren. Ein noch recht neues Fach, da lange Zeit die Ausbildung für die EDV-Tätigkeiten von den Firmen selbst durchgeführt wurden, bezogen auf die eigenen Produkte und meist im Schnellverfahren unter der Voraussetzung, daß man EDV letztlich durch die Praxis lernen müsse, was bei vielen sogenannten EDV-Spezialisten zu einer großen Einseitigkeit führte, weil sie eben nur über die Gebiete der EDV Bescheid wußten, auf denen sie zufällig in der Praxis gearbeitet hatten. Doch die Arbeit mit den Computern erfordert ein umfassendes theoretisches Rüstzeug, das man sich nur bedingt durch praktische Arbeit aneignen kann. Ich ging also zur Universität und hörte Vorlesungen über Informatik, wobei ich zuerst in die falschen geriet, in denen ich rein gar nichts von dem verstand, was vorgetragen wurde, kaum verwunderlich, da sie für »höhere Semester« gedacht waren, für Studenten, die sich in die hier gelehrten Theorien bereits eingearbeitet hatten, obwohl diese Theorien, wie ich den Eindruck hatte, gar nichts mit Computern zu tun hatten, sondern angeblich versuchten, die Vorgänge im Computer in abstraktwissenschaftlicher Form darzustellen. Vor allem die Mathematik, und daraus die bekannte Mengenlehre, von der ich in meiner Schulzeit noch gar nichts erfahren hatte, wurden zum Aufbau der Theorien benutzt; natürlich fiel es mir schwer, da ich darauf »gedrillt« war, die praktische Anwendung der EDV zu sehen, mich mit diesen Theorien anzufreunden. Dennoch gab es viele Anregungen, da sich der Fachbereich mehrere Mikro-Computer zugelegt hatte und sich bereits damit beschäftigte. Ich war nicht der einzige unter der noch recht kleinen Gruppe von »Informatikern«, der versuchte, nach langer praktischer Tätigkeit die theoretischen Hintergründe dessen zu erkennen, was sich im Computer sozusagen unsichtbar abspielt, sondern ein »Kommilitone«, wie es dort heißt, hatte schon vor langen Jahren der Praxis den Rücken

gekehrt und sich inzwischen so an das Studieren gewöhnt, daß er im Fachbereich Informatik die meisten Semester auf dem »Buckel« hatte, auf jeden Fall gehörte er zu den »Männern der ersten Stunde«, die seit Gründung des Fachbereiches dabei waren. Er hatte wohl deswegen verschiedene Funktionen in den Gremien der Selbstverwaltungsorgane, wo er, wie es hieß, meist gegen alles war und kaum dazu zu bewegen, mit anderen einer Meinung zu sein. Auf jeden Fall konnte man mit ihm gut Bier trinken, wozu er oft bereit war, denn die Universität lief ja nicht weg.

Damit er die Beziehung zur praktischen Arbeit nicht verlor, hatte seine Frau, die angeblich gut verdiente, ihm ein altes Haus gekauft, das er nun von Grund auf renovieren mußte, eine Aufgabe, die er bereitwillig übernahm und die ihn längere Zeit so in Anspruch nahm, daß er kaum noch auf der Universität zu sehen war. Viele junge Leute, die nicht durch die praktische Erfahrung mit der EDV vorbelastet waren, brachten eine Menge Wissen von der Schule mit, wo bereits die ersten Mikro-Computer für Lernzwecke eingesetzt wurden, was zu begrüßen ist, da natürlich dadurch eine Aufgeschlossenheit gegenüber dieser neuen Technologie gegeben ist. Parallel zu meinen Weiterbildungs-bemühungen versuchte ich, das Geschäft mit den Mikro-Computern anzukurbeln, wobei sich die ersten Kontakte mit Händlern ergaben, die diese Geräte verkauften. Zumindest unternahmen sie die ersten Versuche, den Firmen den Einsatz schmackhaft zu machen, indem sie Vorführungen arrangierten, um die Anwendungsmöglichkeiten zu zeigen, wobei das Geschäft recht mühsam war, ließen sich die Geräte doch nicht so einfach verkaufen, wie etwa eine Schreibmaschine oder Rechenmaschine, die sofort eingesetzt werden konnten, sondern ein Computer, auch und gerade der Mikro-Computer, braucht Programme, um »attraktiv« zu werden. Ein Händler, der gerade neue Geschäftsräume eröffnet hatte und voll auf die Mikro-Computer setzte, zog die Schreibtischschublade auf und zeigte mir einen Kasten voll mit »Standardprogrammen«, die er zusammengekauft hatte, Programme für alle möglichen Branchen und Berufe: Bäcker, Schreinereien, Werkstätten, Frisöre und was sonst noch alles. Ich wunderte mich, wo diese ganzen Programme herkamen, war doch der Markt noch so jung, daß es kaum möglich war, in kurzer Zeit so viele Anwendungen für den Mikro-Computer zu schreiben, ich konnte es mir nur so vorstellen, daß von größeren Computern, auf denen es solche Anwendungen gab, Programme auf die »Kleineren« umgeschrieben worden waren, was problematisch war, wie mir der Händler bestätigte. Sie ließen sich schwer verkaufen, trotz seiner Bemühungen mit Vorführungen, die viel Zeit und Aufwand bedeuteten, aber oft ergebnislos verliefen, weil die Kunden, oder besser gesagt die potentiellen Kunden, zuviel an den Standard-Programmen herumnörgelten, weil ihnen hier etwas nicht paßte oder dort etwas war, was sie nicht wollten, da in ihrem Betrieb die Arbeit anders abgewickelt wurde, und weil sie natürlich nicht bereit waren, nur weil das Programm es erforderte, ihren Arbeitsablauf umzustellen. Ich kannte das Problem, hatten wir doch bei den Groß-Computern auch versucht, Standard-Pakete einzusetzen, die für mehrere Anwender gleichzeitig entwickelt worden waren, um die Kosten niedriger

zu halten, wie ein Reservierungssystem für Fluggesellschaften, von dem dennoch immer ein großer Teil neu geschrieben oder geändert werden mußte, weil eben die jeweilige Fluggesellschaft ihre Arbeitsverfahren beibehalten wollte.

Bei den Mikro-Computern war abzusehen, daß man es mit einem vorwiegend neuen Kundenkreis zu tun bekommen würde. Das waren alle die kleineren Firmen, Gewerbebetriebe, Werkstätten, Groß- und Einzelhändler, Läger, Büros, die bisher noch keine Computer im Einsatz hatten und nun, wenn sie damit anfangen, den Glauben aller Erstanwender hatten, daß sie mit einem Computer eben alles machen konnten. Wenn man schon Einschränkungen in Kauf nehmen mußte, dann sollte es zumindest so sein, daß die bisherigen Arbeitsverfahren weitgehend beibehalten werden konnten, wobei der Computer natürlich einen Teil übernehmen sollte.

Der Händler gab mir einige Adressen von Firmen, die bei ihm angefragt hatten, um nähere Informationen über den Einsatz eines Mikro-Computers zu bekommen. Ich versuchte in den nächsten Tagen, die ersten telefonischen Kontakte herzustellen, was nicht ganz einfach war, da es sich teils um größere Firmen handelte, bei denen der zuständige Abteilungsleiter schwer zu erreichen war. Bei einer Firma, die Fotokopien herstellte, gelang es mir, einen Termin zu bekommen. Da es ein größerer Betrieb war, wurden die wichtigsten Führungskräfte, fünf an der Zahl, zusammengesetzt, um ihre Anliegen zu schildern und meine Vorschläge zu hören, die ich natürlich erst machen konnte, wenn ich mir die Wünsche angehört hatte.

Im vorliegenden Falle ging es um Lagerverwaltung, um Bestellung, Auftragsabwicklung und eventuell Buchhaltung. Als ich den Umfang der Daten zusammenstellte, um abzuschätzen wieviel täglich verarbeitet werden sollte und wieviel Speicherkapazität eingesetzt werden mußte, kam ich im vorliegenden Fall zu dem Ergebnis, daß der Umfang zu groß war, denn 100 Rechnungen zu erstellen mit den Verarbeitungen, die damit zusammenliefen, war für einen kleinen Computer wohl doch zu viel. Die Herren erzählten mir, daß sie natürlich schon Angebote vorliegen hätten, allerdings für größere Computer aus der sogenannten Mittleren Datentechnik, doch diese Computer seien ihnen zu teuer, während der Mikro-Computer doch sehr viel preisgünstiger sei - 10000 Mark im Vergleich zu 100 000 Mark - und sie würden ihn sofort einsetzen, wenn ich ihnen eine Lösung anbieten könnte. Ich hielt mich jedoch zurück, weil man nicht einfach Lösungen anbieten kann, wenn man mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen muß, daß sie nicht funktionieren, weil z. B. einfach ein falscher Computer angeschafft wurde. In der EDV ist es durchaus sinnvoll, sich zuerst nach den Programmen (Software) umzuschauen, um dann den entsprechenden Computer auszuwählen (Hardware).

Ich bekam bald einen neuen Kunden, und zwar über einen anderen Händler, der durch Anzeigen Werbung für Mikro-Computer machte, die er neu in sein Verkaufsprogramm aufgenommen hatte, nachdem er bisher in erster Linie Kopiergeräte verkauft hatte. Auf meine Anfrage hin, ob eventuell ein Bedarf an Software bestehe, spürte ich sein großes

Interesse und hatte bald einen Termin, bei dem ich ein längeres Gespräch mit dem Verkaufsleiter führte. Er hatte eine Werbeaktion gestartet, Firmen eingeladen, Vorführungen organisiert, aber ohne konkreten Erfolg. Zumindest hatte er eine Menge Kontaktadressen zurückbehalten, die er mir gab, damit ich mein Glück versuchen konnte. Und ich hatte schnell Glück, als ich bei einer Firma anrief, die Innenausbau und Deckenverkleidungsarbeiten durchführte. Der Chef vereinbarte sofort einen Termin mit mir, und ich spürte, daß großes Interesse vorhanden war, der Kunde war »reif«, denn er war entschlossen, sich einen Mikro-Computer zuzulegen, ihm fehlte nur noch der letzte Anstoß. Es wurde ein langes Gespräch, bei dem er mir sein Leid klagte, wie es ihm mit einigen Firmen ergangen sei, die ihm größere Computer verkaufen wollten, wohl etwas zu groß für seine Firma. Sie hätten sich gar nicht darum gekümmert, was er eigentlich mit dem Computer machen wolle, sondern hätten versucht, ihm fertige Programmpakete schmackhaft zu machen, die angeblich genau das Richtige für ihn seien, wovon er jedoch keineswegs überzeugt sei. Ich hörte mir alles an, was er machen wollte: Kundendaten speichern, Lagerbewegungen erfassen, seine Baustellen kontrollieren und Rechnungen schreiben. Im Grunde keine schwierigen Anwendungen, die man durchaus bereits auf einem Mikro-Computer realisieren konnte.

Als ich ihm am nächsten Tag telefonisch den Preis nannte, war er sofort einverstanden. Meine Freude war groß, hatte ich doch nicht gedacht, so schnell einen Auftrag zu bekommen. Ich führte mehrere Gespräche mit ihm, um die Spezifikationen zu erstellen - das sind die Funktionsbeschreibungen für die Programme -, bei denen er sich die Zeit nahm, um genau die Arbeitsabläufe festzustellen. Manchmal beteiligte er seine Sekretärin an der Zusammenstellung von Unterlagen, was diese recht widerwillig tat. Anfangs verstand ich das Verhalten der Sekretärin nicht, kam aber bald dahinter, denn sie war strikt dagegen, daß ihr Chef sich einen Computer zulegte, betonte sie doch mehrmals, daß ihr Chef sowieso keine Zeit für den Computer hätte und daß sie selbst auch kein Interesse habe, sich an eine solche Maschine zu setzen. Das waren schlechte Voraussetzungen für mich, denn dazu war ich lange genug in der EDV, um zu wissen, wie schwierig es war, Programme einzuführen, wenn die Leute, die damit arbeiten sollten, entweder keine Zeit hatten oder dagegen waren. Gerade um einen Computer zum Einsatz zu bringen, mußte man am Anfang mehr Arbeit investieren. Vor allem die Eingabe der Daten, wie z. B. der Kunden- oder Artikeldaten, kostete je nach Menge entsprechend viel Zeit.

Ich bekam bald den Computer und legte mit der Programmierung los, stellte aber bald fest, daß die Mikro-Computer genauso wie die großen Computer ihre Tücken hatten und daß nicht immer alles funktionierte, wie es in den Beschreibungen stand. Jeder Computer hat ein Betriebssystem - das sind die Programme, die das Gerät steuern und die man braucht, um eigene Programme ablaufen zu lassen-, das Fehler beinhalten kann. An den Diskettenlaufwerken können Störungen auftreten, da es sich um mechanische Abtastvorrichtungen handelt, die die Leseund Schreibvorgänge durchführen. Die eigentliche Elektronik, die in der

Zentraleinheit in Form von Mikro-Bausteinen installiert ist, war recht zuverlässig und bereitete keine Probleme. Die Programme wurden fertig, und ich lieferte den Computer aus, um meine Arbeit vorzuführen, was nicht richtig gelang, weil der Chef, wie die Sekretärin ja wohl angekündigt hatte, keine Zeit hatte, alles durchzuprüfen. Dennoch schien er zufrieden und bezahlte für die Programme, erzählte mir sogar von einem Freund, der Architekt sei und sich auch einen Computer zulegen wolle, ihn müsse ich unbedingt anrufen. Er plazierte den Computer mitten auf seinem Schreibtisch, um, wie er sagte, bei seinen Besuchern Eindruck zu machen, sehr zum Unwillen seiner Sekretärin, die weiterhin ihre Ablehnung zeigte und einen großen Bogen um den Computer machte. Ich hörte längere Zeit nichts mehr von diesem Kunden, da ich inzwischen neue Aufträge bekam, rief jedoch von Zeit zu Zeit an, um mich nach dem »Befinden« des Computers zu erkundigen. Noch lief nichts, weil noch keine Dateien angelegt waren, eine Arbeit, die der Chef selbst machen wollte, aber keine Zeit dazu fand, weil er oft im Schwarzwald war, wo er noch eine zweite Firma betrieb. Die Geschichte endete damit, daß ich einige Zeit später, als ich zufällig bei diesem Kunden vorbeischaute, den gesamten Computer wieder mitnehmen konnte, quasi als Geschenk. Ich war dankbar, da ich gerade ein solches Modell benötigte, um für einen anderen Kunden Programme zu erstellen. Die Sekretärin freute sich, und ihr Chef erklärte, daß er sich bald ein neueres Modell zulegen wolle, da sein Gerät inzwischen veraltet sei, womit er nicht ganz unrecht hatte, denn die Mikro-Computer durchliefen inzwischen eine rasante Entwicklung hin zu mehr Leistung, mehr Speicherkapazität und erweiterten Einsatzmöglichkeiten.



Silicon Valley - Tal der Halbleiter

Ich saß mit Fred, einem Amerikaner, in einem der historischen Eisenbahnwagen der Union Pacific und fuhr von San Francisco nach Süden durch das »Silicon Valley«, benannt nach dem Silikon, das in der Halbleitertechnik verwendet wird und zu einem wichtigen Werkstoff für die in diesem Tal konzentrierte Elektronik- und Mikro-Computer-Industrie geworden ist.

Nachdem ich die ersten Erfahrungen mit den Mikro-Computern im Praxis-Einsatz gemacht hatte, zumindest waren es Versuche, diese Geräte einzusetzen, wollte ich mich genauer über die sich anbahnende Entwicklung informieren, was wichtig ist, wenn man, wie ich, begonnen hatte, ein Geschäft darauf aufzubauen. Deswegen war ich zu einer Reise durch die USA aufgebrochen, um mir an Ort und Stelle anzuschauen, was uns an neuer Technologie in der Zukunft erwartete. Die Reise war natürlich geplant, hatte ich doch gute Freunde an verschiedenen Stellen des Landes, mit denen ich vorher telefonierte und sie bat, mir eventuell Besuchsmöglichkeiten bei Hersteller- und Anwenderfirmen von Mikro-Computern zu arrangieren. Zuerst traf ich mit Bob und Millie zusammen, die mich in Kansas City am Flughafen abholten, mit großem Hallo, wie es dort üblich und wie es auch gemeint ist, waren doch bereits einige Jahre seit meinem letzten Besuch vergangen, als ich damals dienstlich unterwegs war und nur einen Abstecher nach Kansas machen konnte. Millie und Bob kannte ich schon seit mehr als 20 Jahren. Der erste Kontakt entstand mit John, einem der Söhne, den ich in Madrid kennenlernte, wo er im gleichen Haus wie ich wohnte und mit dem ich auf »Entdeckungsausflüge« in der spanischen Hauptstadt ging. Bei unserem Abschied lud er mich nach Kansas ein, was ich dankend annahm. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich kaum daran, daß sich dies realisieren ließ, zumal ich als junger Student kein Geld für so eine weite Reise hatte. Das nahm er mir nicht ab, sondern erklärte mir, daß man in den USA preisgünstig reisen könne, z. B. mit den Überlandbussen. Ich könnte in Kansas im Haus seiner Eltern wohnen, wo bestimmt noch Platz sei, und seine drei Geschwister würden sich gleichfalls über meinen Besuch freuen.

Wie es so geht, ergab sich bald eine Gelegenheit, daß ich mit dem Schiff eine Reise nach USA machen und auf diese Weise John und seine Familie in Kansas besuchen konnte. So lernte ich die Eltern, Millie und Bob kennen. Millie war Dozentin für Betriebswirtschaft an der Universität und Bob hatte zur damaligen Zeit eine Firma, in der er landwirtschaftliche Geräte herstellte. John hatte noch einen jüngeren Bruder, Bill, der Flugzeuge bastelte und mich oft mitnahm, wenn er Testflüge unternahm. Dabei war die Steuerung vom Boden aus gar nicht so einfach; setzte ich ihm doch bei meinen ersten Versuchen mit dem Steuergerät umzugehen, gleich ein Flugzeug in den Sand. Außer John und Bill gab es noch zwei Schwestern, wobei ich vor allem mit der kleineren zu tun hatte, die Helen hieß und die ich von der Schule abholte, wenn sonst keiner Zeit hatte.

Ich konnte damals nicht so lange bleiben, aber die Kontakte wurden in den späteren Jahren durch gegenseitige Besuche ausgebaut. Natürlich waren inzwischen die Kinder aus dem Haus gegangen und hatten sich über das Land verstreut. Nur die Eltern blieben in Kansas, wo sie Wurzeln geschlagen hatten, auch wenn sie in ihrer Heimatstadt schon oft umgezogen waren.

Bob hatte graue Haare und wirkte wesentlich älter, als er mir jetzt am Flugzeugausgang die Hand schüttelte und mir wie einem alten Freund auf die Schulter klopfte; Millie lächelte und begrüßte mich freudig. Ich hatte sie früher immer bewundert, weil sie vier Kinder großgezogen und dennoch ihre berufliche Karriere deswegen nicht aufgegeben hatte. Inzwischen war sie in Pension gegangen und wollte sich, wie sie mir unterwegs im Auto erzählte, nun all den Dingen zuwenden, zu denen sie während ihres arbeitsreichen Lebens keine Zeit gefunden hatte. So schrieb sie Artikel für verschiedene Zeitschriften und widmete sich ansonsten ihrem Garten, der hinter ihrem Haus in Kansas noch im Entstehen war, nachdem sie erst vor kurzem dort eingezogen waren. In diesem Haus konnte ich mich nach langer Fahrt durch die ehemalige »Prärie«, die nun für die Landwirtschaft kultiviert war, erst einmal ausruhen. Abends kam Helen vorbei, die ich am längsten von den Mitgliedern der Familie nicht gesehen hatte, da sie sich, wenn ich nach Kansas kam, immer woanders aufhielt, zuerst durch das Studium bedingt, dann hatte sie geheiratet und wie ich sah, auch ein Kind bekommen. Inzwischen war sie wieder nach Kansas zurückgekommen und wohnte nicht allzuweit vom Haus ihrer Eltern entfernt. Millie hatte mich bereits vorgewarnt und mir erzählt, daß Helen großen Streit mit ihrem Mann hatte - angeblich hatte er sich eine Freundin zugelegt- und sich scheiden lassen wollte. Allerdings merkte ich am ersten Abend von diesem Streit noch nichts.

Helens Mann, der später dazu kam, hielt sich wohl zurück, weil er mich treffen wollte, da ich ihn von früher kannte. Er war Lehrer für Englisch, hatte damit keine großen beruflichen Möglichkeiten, was ihn natürlich sehr bedrückte, aber er fand keine Alternative, auch wenn ich ihm mehr aus Spaß empfahl, sich mit Mikro-Computern zu beschäftigen, so war natürlich die Kluft zu groß, denn man steigt nicht so schnell in die EDV ein, wenn man noch nichts damit zu tun hatte.

Mein erster Kontakt mit den Mikro-Computern kam bald zustande, schließlich war das mein Hauptanliegen bei dieser Reise, Bob arrangierte einen Besuch bei einem Software-Haus in der Nähe, das hieß 200 km weit weg, denn dort werden die Entfernungen anders bewertet eine Fahrt über zwei Stunden.

Ich lud Helen ein mitzufahren, schließlich konnte man sich während der Fahrt einmal in Ruhe unterhalten, was ihr anscheinend gelegen kam. Um wenigstens für einen Tag aus ihren Alltagsproblemen heraus zu sein, nahm sie sich dafür einen Tag frei, unbezahlt versteht sich, sie arbeitete, nachdem sich die Scheidung anbahnte, in einer Gärtnerei, um sich Geld zu verdienen, das Kind brachte sie im Kindergarten unter. Auf jeden Fall erzählte mir Helen unterwegs sehr viel über ihre Lebenseinstellung. Sie hatte sich bei politischen Gruppen engagiert, die gegen die ständige

atomare Aufrüstung in ihrem Lande arbeiteten. Ansonsten lehnte sie die herrschende Lebenseinstellung ab, daß eben das Geld der alleinige Maßstab sei, sie schätzte eine natürliche Lebensweise, die der ständigen Zerstörung der Umwelt entgegenwirkte. Sie wandte sich dagegen, daß in der Wirtschaft jegliche Entscheidung dem Profitstreben untergeordnet wurde; deswegen hatte sie auf ein Studium der Betriebswirtschaft verzichtet, wofür man ihr sogar ein Stipendium angeboten hatte, und hatte Landwirtschaft studiert. Von ihrem Mann wollte sie nichts mehr wissen. Zu viele Auseinandersetzungen hatte es gegeben, die sogar in Schlägereien ausarteten, was wohl auch damitzusammenhing, daß ihr Mann keine rechte Lebensaufgabe finden konnte im Gegensatz zu Helen, die durchaus etwas mit ihrem Leben anzufangen wußte. Wir kamen schließlich zu Sam, der ein Software-Haus betrieb und sich bereits intensiv mit Mikro-Computern beschäftigte. Mit ihm konnte ich ein längeres Gespräch über seine Erfahrungen mit verschiedenen Geräten führen, die allerdings nicht immer das hielten, was die Hersteller versprochen.

Er bot ein umfassendes Buchhaltungspaket an, das ein Geschäftspartner entwickelt hatte, und erzielte damit bereits gute Verkaufserfolge. Sam war sehr hilfsbereit, obwohl kaum zu erwarten war, daß ich mit ihm aufgrund der großen Entfernung würde Geschäfte machen können. Er vermittelte mir sogar, als ich ihm erzählte, daß ich die Absicht hätte, das bekannte »Silicon-Valley« in Kalifornien zu besuchen, den Kontakt zu einer Firma, die leistungsfähige Mikro-Computer mit Anschluß von Festplatten herstellte, die aufgrund ihrer großen Speicherkapazität die Verarbeitung großer Datenmengen möglich machten. Anschließend besuchte ich mit Helen ein Computer-Geschäft, wo ich mir einige neue Modelle anschauen konnte. Ich kaufte mir einige Fachbücher, um mich wenigstens anhand der Unterlagen genauer über die Geräte informieren zu können. Überhaupt nutzte ich jede Gelegenheit, mir in verschiedenen Spezialbuchhandlungen Fachbücher über die Mikro-Computer zu kaufen, so daß mein Koffer immer schwerer wurde, denn wer sich wie ich auf Neuland vorwagte, mußte sein Wissen stets auf dem neuesten Stand halten.

Die nächste Etappe meiner Reise war Colorado Springs, wo John mit seiner Frau Ann wohnte. Als ich gegen Abend auf dem Flughafen ankam, wagte ich meinen Augen nicht zu trauen, denn draußen war der Boden mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt; obwohl es bereits Mai war konnte es, wie John später erklärte, hier am Rande der Rocky Mountains immer noch zu vorübergehenden Kälteeinbrüchen kommen, die gar nicht so glimpflich abließen. Mußte er doch gestern, als der Schneesturm tobte, mit seinem Lastwagen wieder umkehren, als er nach Denver wollte, um für seine Firma, die Ausrüstung für DentalLabors herstellt, verschiedene Zubehörteile abzuholen. Das Unwetter war schnell vergessen, denn es war wieder wärmer geworden und der Schnee begann zu schmelzen.

Mit John, den ich ja als ersten aus der Familie damals in Spanien kennengelernt hatte, hatte ich mich immer gut verstanden, so war auch diesmal die Wiedersehensfreude groß. Vor allem gab es eine große Neuigkeit, denn Ann erwartete Nachwuchs. John hatte, wie es seine Art

war, bereits ein Besuchsprogramm bei verschiedenen Computerfirmen arrangiert, denn er war ein perfekter Organisator, der alles vorausplante und natürlich den Plan auch durchführte. Vor allem »Pünktlichkeit« war eine besondere Eigenschaft von ihm, auch wenn er tausend Kilometer zu fahren hatte, pflegte er dennoch zur vereinbarten Zeit zur Stelle zu sein; sein Vater nannte ihn gern »pünktlich wie die deutsche Eisenbahn«.

Und John hatte wirklich etwas getan, denn in den nächsten drei Tagen hatte ich die Gelegenheit, mir die Werke verschiedener bekannter Computerhersteller, die sich hier niedergelassen hatten, anzuschauen. Überall hatte John Freunde, die ohne große Umstände diese Besuche arrangieren konnten. Die Werksgebäude waren mitten in die Landschaft gesetzt worden, bestanden aus großen Hallen, in denen Büros und Produktion untergebracht worden waren. Meist wirkte der Arbeitsablauf in den Hallen unübersichtlich, wobei die Büros, lediglich von Stellwänden abgetrennt, mitten in einem ständigen Hin und Her gelegen waren, dazwischen Prüfstände, an denen Geräteteile getestet wurden, Bänder, auf denen Plattenstationen Stück für Stück zusammengebaut wurden, Speziallabors, in denen durch optische Vergrößerung Mikroschaltungen sichtbar gemacht wurden, um Änderungen durchzuführen. In Klimakammern wurden Geräte extremen Temperaturen ausgesetzt, in staubfreien Kammern wurden Magnetplatten geprüft, und bei dieser recht unübersichtlich erscheinenden Geschäftigkeit kamen an verschiedenen Stellen sogar fertige Geräte heraus; Bildschirme, Plattenstationen, fertige Computer. Ich konnte mich mit Leuten am Arbeitsplatz unterhalten, die alle sehr aufgeschlossen wirkten und mir gern Auskunft über ihre Tätigkeit gaben. Abends saß ich mit John und Ann in einem mexikanischen Restaurant, um Spezialitäten dieses Landes zu kosten. Besonders John mochte diese Speisen, wie er überhaupt eine besondere Beziehung zu den Spanisch sprechenden Ländern hatte, einmal war es die Fremdsprache, der er die meiste Zeit gewidmet hatte und die er gut beherrschte, und zum anderen die Zeit im Peace Corps, dem amerikanischen Entwicklungsdienst, die er in verschiedenen südamerikanischen Ländern, hauptsächlich in Chile, verbracht hatte; genauso Ann, die längere Zeit in Indien war, um Entwicklungshilfe zu leisten. Bei beiden hatten sich diese Erfahrungen dahingehend ausgewirkt, daß sie den Ereignissen in der Welt sehr offen gegenüberstanden und versuchten, die Anliegen anderer Länder zu verstehen und deswegen die Politik ihres eigenen Landes sehr kritisch betrachteten.

Am nächsten Tag führte mich John in mehrere kleinere Betriebe, mit denen er geschäftlich zu tun hatte und die bereits Mikro-Computer einsetzen. In einem Betrieb wurde der Computer für Fakturierung und Buchhaltung eingesetzt. Das Programm hatte die Firma anfertigen lassen, allerdings war man nicht recht zufrieden; einmal mußten die Kundendaten auf mehrere Disketten verteilt werden, da aufgrund der begrenzten Kapazität und der großen Anzahl - es handelte sich um einige tausend Kundenadressen - nicht alle Kundendaten auf einer Diskette, die ja das wichtigste Speichermedium des Mikro-Computers ist, untergebracht werden konnten. Bei der Verarbeitung, d. h. wenn man Rechnungen schreiben wollte und dafür die Anschrift des Kunden

brauchte, wußte man nicht immer genau, auf welcher Diskette die Kundendaten gespeichert waren, oder wenn man es wußte, mußten laufend die Disketten gewechselt werden. Die Buchhaltung lief nicht richtig, sie schien etwas zu kompliziert geraten zu sein. Man hatte bei der Bedienung Schwierigkeiten, anscheinend gab es einige Programmfehler, die nicht korrigiert wurden, weil der Programmierer nicht erreichbar war. Auf jeden Fall hatte man mit diesem Programm noch nicht arbeiten können und erledigte die Buchhaltung weiterhin mit der Hand. Bei dieser Anwendung war offensichtlich »gebastelt« worden, was in der EDV meist zu Problemen führt, weil die Programme hinterher nicht ihren Zweck erfüllen. Aus diesem Grunde ist es wichtig, vor der Einführung eines Mikro-Computers eine grobe Zusammenstellung über den Umfang der auszuführenden Arbeiten vorzunehmen, um damit auch einen Überblick über die Menge der Daten zu gewinnen, die verarbeitet werden soll. Bei der Abspeicherung sehr großer Datenmengen sollte bedacht werden, ob der ausgesuchte Mikro-Computer wirklich geeignet ist oder ob eventuell ein Modell mit mehr Speicherkapazität angebracht wäre, was im allgemeinen höhere Kosten mit sich bringt.

Wenn es gelingt, ein solches Konzept auszuarbeiten, dürften für die Einführung keine großen Schwierigkeiten zu erwarten sein. Natürlich sollten für die einzelnen Programme genaue Spezifikationen erstellt werden. Das sind schriftliche Beschreibungen der Abläufe, die vom Kunden geprüft werden müssen, da sie seinen Arbeitsablauf widerspiegeln, den er am besten kennen muß und dessen Funktionieren er am besten beurteilen kann. Die korrekte Erstellung der Programmspezifikationen mit genauer Festlegung der zu speichernden Daten bietet eine gute Gewähr dafür, daß die Programme später ihren Zweck erfüllen. Allerdings schien die ganze Angelegenheit im vorliegenden Fall nicht so ernst gemeint. Eher ging man davon aus, wie sich aus dem Gespräch mit dem amerikanischen Firmeninhaber ergab, daß man einfach ein Experiment gewagt hatte, was zwar nicht gut ausgegangen war, aber das nächste Mal würde man sich etwas Besseres einfallen lassen.

Bei einer anderen Firma, die wir anschließend besuchten, hatte sich der Chef selbst ein kleines Programm für den Mikro-Computer geschrieben, um seine Angebotspreise zu kalkulieren. Er war recht zufrieden damit, wenn er auch einräumte, daß es meist doch schneller mit dem Taschenrechner ginge, den er nur anzuschalten brauchte und loslegen konnte, während er beim Computer zuerst das Programm laden mußte, was einige Zeit dauerte, bevor er anfangen konnte zu rechnen. Er hatte vor, sich noch weitere Programme anzufertigen, damit er mehr mit dem Computer machen konnte. Aber das kostet Zeit und vor allem geistige Konzentration, die man nicht so einfach aufbringt, wenn man sich den ganzen Tag mit ganz anderen Dingen beschäftigen muß. Am nächsten Tag hatte John etwas Besonderes für mich arrangiert, eine Flugreise in einem Privatflugzeug, die ein Stück durch die Rocky Mountains führen sollte, vorausgesetzt das Wetter würde mitspielen, was nie so sicher war, denn oft zogen dicke Wolken auf, die die Sicht versperrten und das Fliegen mit einem kleinen Flugzeug, bei dem der Pilot auf Bodensicht angewiesen war, zu einem Risiko werden ließen. Früh am Morgen war es

recht klar über den »Rockys«, aber in der Ferne kamen Wolken auf. Trotzdem fuhren wir zu dem Flugplatz, wo uns Ted, der Pilot, erwartete, noch recht jung an Jahren und, wie ich erfuhr, in der letzten Klasse der Oberschule, so daß ich etwas Angst bekam, mich einem so jungen Piloten anzuvertrauen. John spürte meine Bedenken, die er zu zerstreuen versuchte, indem er mir erklärte, daß Teds Vater Pilot bei einer großen amerikanischen Fluggesellschaft sei, und Ted habe das Talent zum Fliegen von seinem Vater geerbt. Ich brauche also keine Angst zu haben, zumal er schon oft mit Ted geflogen sei, der wirklich ein sicherer Flugzeugführer sei. Ich stieg also in das viersitzige Sportflugzeug ein, und schon rasten wir über die Startbahn um schnell an Höhe zu gewinnen. Bald hatten wir Colorado Springs unter uns und flogen auf die Rocky Mountains, das Felsengebirge, zu. Allerdings machte Ted ein bedenkliches Gesicht, da in der Ferne dunkle Wolken aufkamen, die schnell größer wurden und uns entgegenkamen, so daß er beschloß, nur ein kurzes Stück in die Berge hineinzufiegen, damit ich wenigstens einen kleinen Eindruck gewinnen konnte, um dann besser am Rande der Berge entlang über die Hochebene, auf der auch Colorado Springs liegt, nach Süden zu fliegen. So bestaunte ich das Panorama der Berge, die steil aufsteigen und an verschiedenen Stellen von tiefen Tälern durchzogen sind. Einige Bergspitzen waren mit Schnee bedeckt, die jedoch von der näherkommenden Wolkenbank eingehüllt wurden, der Ted nun zu entfliehen begann, indem er den Kurs des Flugzeuges wieder zurück zur Hochebene richtete, die wir auch bald erreichten, so daß wir uns in Sicherheit fühlen konnten, denn die Wolken blieben an den Bergspitzen hängen und drangen nicht bis zur Ebene vor.

Wir landeten nach einer Stunde Flugzeit in Pueblo, einem kleinen Ort, auf dessen Flughafen wir mit einem Teppich empfangen wurden, der zu unserem Flugzeug gerollt wurde. Eine besondere Attraktion, wie mir John erklärte, wohl dafür gedacht, daß überhaupt hin und wieder ein Flugzeug hier landete.

Am nächsten Tag flog ich weiter in Richtung San Francisco, wo ich Fred treffen wollte, ein Freund Johns, den er während seiner Zeit in Chile kennengelernt hatte und mit dem er auch später noch oft zusammengewesen war. John erklärte mir beim Abschied, daß Fred einer Sekte angehöre, die aus Asien kommend gerade in San Francisco schon eine Menge Anhänger gefunden hatte. Ansonsten sei Fred ein guter Freund, auf den man sich verlassen könne.

Ich kam gegen Abend an, unter mir die Lichter von San Francisco mit der großen Bucht, an deren Ausgang die berühmte »Golden-Gate« Brücke das Wasser überspannt. Ich fuhr mit dem Flughafenbus in die Stadt, wo mich Fred am Terminal abholte und mit nach Hause nahm; ein kleines Haus im südlichen Teil der Stadt, nicht weit vom Pazifischen Ozean entfernt. Fred hatte bis vor kurzem mit anderen Leuten zusammengewohnt, wohl Mitglieder seiner Sekte, die jedoch alle ausgezogen waren. Über die Gründe schwieg er sich aus, auf jeden Fall hatte er das ganze Haus für sich.

Am nächsten Morgen fuhr ich also mit Fred mit den historischen Eisenbahnwagen der »Union Pacific« nach Süden durch das »Silicon Valley«,

das Tal, in dem sich die Mikro-Computer-Industrie konzentriert; Firmen, die in wenigen Jahren mit dieser neuen Technologie groß geworden waren und mit einem gewaltigen Aufwand an Fachwissen, Experimentierfreudigkeit und Geld dieser neuen Technologie zum Durchbruch verholfen hatten.

Wir stiegen in Palo Alto aus dem Zug aus, wo sich Fred in sein Büro bei der Stadtverwaltung begab, wo er als Stadtplaner arbeitete. Er erledigte einige dringende Arbeiten, bis er sich abmeldete, um sich mit mir in einem Dienstfahrzeug auf »Inspektionsfahrt« zu begeben. Wir fuhren durch die Stadt und ihre Umgebung, vorbei an den Niederlassungen namhafter Computerfirmen, bis wir zur bekannten »Stanford University« kamen, wo mich Fred absetzte, weil ich dort einige Stunden verbringen wollte.

Was mich vor allem anzog, war die mit reichhaltigem Angebot versehene Universitätsbücherei, wo ich die vorhandene Fachliteratur über Mikro-Computer durchstöberte, von der mehrere Regale vollstanden. Ich kaufte mir einige Bücher über Anwendungsmöglichkeiten, Betriebssysteme und Programmiersprachen, von denen ich annahm, daß sie mir bei meiner Rückkehr als Quelle und Nachschlagewerke würden dienen können. Später fuhr ich weiter in Richtung Süden nach Santa Clara, wo ich zu der Mikro-Computer-Firma fuhr, mit der mich Sam, dessen Software-Haus ich in Kansas besuchte, in Kontakt gebracht hatte, eine Firma, die nach der Firmengeschichte zu urteilen, in wenigen Jahren groß geworden war und inzwischen erfolgreich ihre Mikro-Computer verkaufte, nicht nur auf dem amerikanischen Markt, sondern auch in Europa, so daß ich durchaus interessierte Gesprächspartner fand, da ich aus Europa kam.

Mir wurde klar, daß der Mikro-Computer in den USA schon viel stärker in der Wirtschaft und auch im privaten Bereich Fuß gefaßt hatte als bei uns, angefangen von den Schulen, die bereits den Kindern den Umgang mit diesen Geräten lehrten, dem großen Interesse im privaten Bereich, wo sich viele Leute geradezu als Hobby mit dem Mikro-Computer beschäftigten, bis hin zu den Firmen, die bereits angefangen hatten, diese Geräte als »Werkzeug« einzusetzen, natürlich, wie ich gesehen hatte, nicht immer effektiv. Aber es war zumindest die Bereitschaft da zu experimentieren, weil man davon ausging, daß der Mikro-Computer noch lange nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt war und in der Zukunft noch viele neue Möglichkeiten eröffnen würde. Groß war auch das Angebot an Software, d. h. an Programmen, wichtig für den kommerziellen Einsatz dieses Werkzeuges. Hier standen bereits eine große Anzahl Firmen im Wettbewerb. Ein Blick in die sehr umfangreichen Fachmagazine bewies das, die neben dem bereits unüberschaubar gewordenen Angebot an Mikro-Computern auch reichhaltige Werbung für Software enthielten.

Groß war auch das Angebot an Fachliteratur, nach der ich auf verschiedenen Stationen meiner Reise Ausschau hielt, sei es in den Universitätsbüchereien oder auch in anderen Buchhandlungen. Vor allem in Washington, der Hauptstadt, wo ich auf meiner Rückreise noch Station machte, um Bill, Johns Bruder, zu besuchen, der mit seiner Familie dort wohnte und als Redakteur bei einer Rundfunkstation arbeitete, fand ich

eine Buchhandlung mit reichhaltigem Angebot. Ich entdeckte einige Bücher, die ich mitnahm in der Hoffnung, daß sie mir später bei meiner Arbeit wertvolle Dienste leisten würden, denn mehr wissen als die anderen heißt, an der Spitze der Entwicklung stehen.



Mikro-Computer im Einsatz

Mir war klar, daß die Mikro-Computer für kleinere Firmen ein ideales Werkzeug werden würden, da gerade in den Familienbetrieben die Büroarbeiten, wie Angebote und Rechnungen schreiben oder Buchhaltung, oft abends oder am Wochenende erledigt werden mußten. Personal war teuer geworden und bei den unsicheren wirtschaftlichen Verhältnissen ein großes Risiko, denn wer konnte die finanzielle und geschäftliche Entwicklung eines Betriebes voraussehen, um längerfristig Personal einzustellen. Führte doch die Lage auf dem Arbeitsmarkt zu einem Kampf um die Arbeitsplätze; denn wer einen Arbeitsplatz hatte, würde ihn nicht so einfach aufgeben, weil er damit rechnen mußte, keine Arbeit mehr zu finden.

Eine schwierige Situation für die Betriebe, denn Leute einzustellen bedeutete, daß man sie nicht so einfach mehr los werden konnte, wenn die Geschäfte schlechter gingen. Der Mikro-Computer würde also zum geringeren Risiko werden. Voraussetzung war, daß er bezahlbar war und daß er wirklich zu einer Arbeitsentlastung werden würde. Was die Preise für den Mikro-Computer betrifft, so lagen die Systeme in der Preisklasse

zwischen 10000 und 20000 Mark, also vergleichbar mit einem Auto, das für die Betriebe immer noch finanzierbar war. Also würde auch ein Mikro-Computer bezahlbar sein, zumal viele dieser Firmen bereits Halbautomaten für Buchhaltung, Fakturierung oder Lohnabrechnung einsetzten, die in einer ähnlichen Preislage angesiedelt waren, aber bei weitem nicht die Leistung bringen konnten, die von einem Mikro-Computer angeboten wurde. Allerdings durfte man ihn nicht überschätzen, denn er bot zwar einen großen Kernspeicher, mit dem er größeren Anlagen nicht nachstand, so daß man größere Programme problemlos ablaufen lassen konnte, aber seine Grenzen in der externen Speicherkapazität, bei den Disketten, die mit 140 KB (Kilobyte = 140000 Zeichen) oder mehr nur begrenzte Datenmengen unterbringen konnten, zumindest so, daß man sie noch sinnvoll verarbeiten konnte.

Bei komplexeren Programmsystemen, wie sie auf größeren Anlagen realisiert wurden, bei denen auf verschiedene Dateien mit großen Datenmengen gleichzeitig zugegriffen werden mußte, stieß man beim Mikro-Computer schnell an eine Grenze, wo die Handhabung der Geräte, bedingt durch häufigen Diskettenwechsel, unkontrollierbar wurde. Man hatte es dazu mit Anwendern zu tun, die keine Fachkräfte für die Bedienung der Computer waren, sondern Leute, die sich auf ganz andere Arbeiten konzentrieren mußten und den Mikro-Computer nur nebenbei handhaben konnten, was voraussetzte, daß er möglichst leicht bedienbar sein mußte, um ein Hilfsmittel zu sein, das korrekte Arbeit leistete und nicht ständiges Ärgernis, weil man mit ihm nicht zurecht kam.

Deswegen stimmten mich die ersten Erfahrungen bedenklich, die ich bei Vorführungen machte, wo den Interessenten Programme gezeigt wurden, die von größeren Anlagen übernommen worden waren und in keiner Weise auf die Bedürfnisse der Betriebe, die sich einen MikroComputer zulegen wollten, abgestimmt worden waren, zumal es sich um sogenannte Standard-Programme handelte, die so, wie sie vorlagen, gekauft und eingesetzt werden sollten. Man ging hier mit den gleichen Methoden vor, wie man es bei größeren Computern gewohnt war, d. h. möglichst ein Programm zu entwickeln, für das man nur einmal Geld investieren mußte, um es dann in entsprechenden Stückzahlen zusammen mit dem Computer zu verkaufen. Ein Verfahren, welches voraussetzte, daß sich der Kunde auf den Computer und seine Programme einstellen mußte. Wollte er das nicht, so mußte er entweder mit erheblichen Kosten Änderungen an den Programmen vornehmen lassen, sofern dies möglich war, oder gänzlich neue Programme erstellen lassen. Wer die Preise in der bisherigen Datenverarbeitung kannte, der wußte, daß gerade individuelle Software sehr teuer werden konnte. Beträge ab hunderttausend Mark aufwärts bis in die Millionen lagen durchaus im Rahmen, weil die Programmierung weitgehend »Handarbeit« bedeutete, trotz dervielen Programmierhilfen, die mit den immer leistungsfähiger werdenden Betriebssystemen den Programmieraufwand reduzieren sollten, was natürlich auch erreicht wurde. Dafür erhöhte sich der Aufwand zur Erarbeitung von Organisationskonzepten, für die Durchführung der Systemanalyse und der Feinspezifikationen, vorbereitende Arbeiten, die bei großen EDV-Projekten mehr Zeit und

Aufwand kosten konnten als die eigentliche Programmierung, da die ständig steigende Leistung der Computer regelrecht dazu »verführte«, entsprechend umfangreichere und damit auch kompliziertere Vorhaben in Angriff zu nehmen. Die Zeitspanne für die Durchführung solcher Arbeiten wuchs entsprechend. So konnte die Erstellung von System- und Programmierspezifikationen durchaus 1 - 2 Jahre in Anspruch nehmen, gerade wenn viele Führungskräfte mitzuentcheiden hatten. Wenn es um die Umstellung der Arbeitsabläufe auf eine EDV-Anlage ging, waren solche Prozesse schwierig und zeitaufwendig. Viel Papier mußte beschrieben und ständig neu beschrieben werden, weil es lange dauern konnte, bis Übereinstimmung erzielt wurde, um mit dem Einsatz des Computers zu beginnen. Natürlich war dieses Verfahren noch keine Gewähr dafür, daß der Computer »funktionierte«. Das hing letztlich von einigen wenigen hochbezahlten EDV-Spezialisten ab, die am »Steuerpult« saßen und den Kurs bestimmten. Beim Mikro-Computer kehrte sich nun alles um. Die EDV mußte neu entdeckt werden, die Verfahren mußten radikal vereinfacht werden, die Sprache mußte von all den Fachwörtern möglichst gesäubert werden, die nur noch Eingeweihte verstanden. Wie sonst sollte man einem noch unerfahrenen Kundenkreis die Anwendung eines Computers näherbringen.

Da ein Computer nur durch Programme einsatzfähig wird, mußte man sich auch auf diesem Gebiet neu orientieren, denn der Mikro-Computer war als »persönlicher« Computer entwickelt worden, der sich nach den Menschen richten konnte, weil er EDV im Kleinen möglich machte, d. h. auch die Software mußte »persönlich« werden. Keine festgelegten Programmverfahren, die dem Anwender den Zwang auferlegten, sich einer Maschine unterzuordnen, sondern Anpassung des Computers an den Menschen sollte jetzt die Zielrichtung sein. Voraussetzung war flexibel gestaltete Software, die änderbar war und für die jeweilige Firma zusammengestellt werden konnte.

Die erste große Entwicklung, die ich in Angriff nahm, war die Erstellung eines Lohnprogrammes für Mikro-Computer, da die Lohnabrechnung für viele Betriebe einen erheblichen Arbeitsaufwand bedeutet. Wenn sie auch nur einmal im Monat erfolgt, so ist dies aufgrund der ständig wachsenden Zusatzzahlungen eine recht aufwendige Sache. Wenn die Abrechnung von Hand geschieht, so ist das Risiko für Fehler in der Berechnung entsprechend größer.

Ich hatte bei größeren Computern bereits an Lohnsystemen gearbeitet, die allerdings nicht der reinen Abrechnung dienten, sondern zum Personalinformationssystem ausgebaut waren, in welchem die ganze Historie der Mitarbeiter während ihrer Tätigkeit für die Firma festgehalten wurde.

Über Anzeigen traf ich auf einen Händler, der bereits auf einem programmierbaren Halbautomaten, bei dem kleine Magnetkärtchen als externe Speicher verwendet wurden, Lohnprogramme an kleinere Firmen verkauft hatte und beabsichtigt, Mikro-Computer dafür einzusetzen. Bald fand er den ersten Kunden, der Wert auf ein Programm legte, das genau auf seine Vorstellungen ausgerichtet sein sollte und mit dem wir in den Entwicklungsprozeß einsteigen konnten.

Eine Anwendung zu entwickeln beginnt damit, daß Organisationsgespräche mit dem Kunden geführt werden, wobei man auf Vorhandenes zurückgreift. Im vorliegenden Fall auf die kleinere Maschine, auf der bereits eine Lohnabrechnung lief, die mit dem Mikro-Computer verbessert werden sollte. Ich fing mit dem Aufbau der sogenannten Stammdatei an, in der die Daten der Mitarbeiter gespeichert werden sollten. Dies ergab sich einmal aus dem Verfahren der bisherigen Lohnabrechnung und zum anderen aus den speziellen Wünschen des Kunden. Was gebraucht wurde, waren eine Personal-Nummer für jeden Mitarbeiter, die als Identifizierung und als Zugriff diente, um den Datensatz auf der Diskette zu finden, Namen und Wohnort, Angaben zur Steuer sowie Steuerklasse und Anzahl der Kinder, Angaben zu den vermögenswirksamen Leistungen, Angaben zur Krankenversicherung, Rentenversicherung und Arbeitslosenversicherung; für Angestellte das monatliche Gehalt, für Arbeiter der Stundenlohn. Das waren die wichtigsten Angaben, die man als feste Daten speichern mußte, um damit die monatliche Abrechnung durchzuführen. Für jeden Mitarbeiter mußte also ein entsprechend großer Datensatz auf der Diskette eingerichtet werden, um seine persönlichen Angaben speichern zu können. Alle Datensätze wurden in einer sogenannten Datei organisatorisch zusammengefaßt. Im vorliegenden Fall wurde die Dateigröße auf 200 Mitarbeiter ausgelegt, die problemlos auf eine Diskette gespeichert werden konnten.

Da die Löhne und Gehälter per Überweisung gezahlt wurden, lohnte es sich, diesen Vorgang automatisch abzuwickeln. Dazu mußten bei jedem Mitarbeiter Angaben zu seinen Bankverbindungen gespeichert werden, sowohl für Lohn bzw. Gehalt als auch für die vermögenswirksamen Leistungen. Weiterhin wurden für Verdienstbescheinigungen, die aufgelaufenen Abrechnungswerte benötigt wie z. B. Brutto, Netto, Lohnsteuer, Versicherungsbeiträge, vermögenswirksame Leistungen, die gleichfalls im Stammsatz des Mitarbeiters gespeichert wurden. Als nächster Schritt nach Festlegung der zu speichernden Daten wurde der Ablauf der Programme spezifiziert, da auf dem Computer jede kleinste Verarbeitung programmiert werden muß. Um wie im vorliegenden Fall eine Datei einzurichten, d. h. die Daten eingeben zu können, braucht man einen Ablauf für Neueingaben. Um Korrekturen vornehmen zu können, braucht man einen Ablauf für Änderungen; einzelne Mitarbeiter scheiden aus und ihre Daten werden nicht mehr benötigt, dafür braucht man einen Ablauf für Löschungen. Will man sich schnell einmal den Stammsatz eines Mitarbeiters anschauen, so benötigt man einen Ablauf für die Bildschirmausgabe, und zur Erstellung einer Stammliste braucht man einen Ablauf um die Daten auf dem Drucker auszudrucken. Natürlich müssen intern die Diskettenzugriffe programmiert werden, da bei Neueingaben oder Änderungen die Daten auf die Diskette geschrieben werden müssen und bei der Bildschirmausgabe oder zum Drucken die Daten von der Diskette gelesen werden müssen.

Ist die Stammdatei eingerichtet, so kann die Abrechnung durchgeführt werden, für die bei größeren Computern meist recht aufwendig gestaltete Formulare verwendet wurden, wohl um dem Mitarbeiter einen guten Eindruck von seiner Firma zu vermitteln. Ein Argument, dem bei

kleineren Betrieben keine Bedeutung zukommt, da aufgrund des geringen Bedarfs - wenn eine Firma z. B. 50 Leute im Monat abrechnet, so wären das 600 Formulare im Jahr - ein Druck von Formularen viel zu teuer würde. Deswegen war hier eine Vereinfachung notwendig, indem weißes Tabellierpapier für die Abrechnung verwendet wurde, auf dem alle sonst vorgedruckten Texte und Angaben vom Computer gedruckt werden konnten.

Für die Durchführung der Abrechnung mußte spezifiziert werden, welche variablen Werte bei jedem Mitarbeiter eingegeben werden können, wie etwa die Abrechnungszeit z. B. monatlich (30 Tage) oder wöchentlich (z. B. 7 oder 14 Tage), Angaben, die für die tabellenlose Steuerberechnung wichtig sind, die nach einem vom Bundesfinanzministerium vorgegebenen Berechnungsschema programmiert werden muß. Bei der Lohnabrechnung müssen die monatlichen Stunden sowie Krankstunden, Überstunden, Urlaubsstunden, verschiedene Zulagen für die Mitarbeiter eingegeben werden können, damit unter Verwendung der Angaben aus der Stammdatei der Bruttolohn sowie Abzüge aus Steuern und Versicherungen ermittelt werden können, um die Berechnung des Nettolohnes durchzuführen, steuerfreie Zuschläge, wie eventuell Zulagen für Nacht- oder Feiertagsstunden, sowie Abzüge für Vorschuß oder Pfändungen werden dem Nettolohn zu- bzw. abgerechnet, um am Ende den Auszahlungsbetrag zu bekommen. Damit kann auf dem Drucker die Abrechnung erstellt werden, wobei nach dem Druck der monatlichen Daten am Ende des Formulare die Jahressummen ausgedruckt werden können, die der Mitarbeiter als Verdienstbescheinigung verwenden kann. Bei der Gehaltsabrechnung werden üblicherweise nur wenige zusätzliche Eingaben benötigt. Nach Verarbeitung der gesamten Mitarbeiter werden die Angaben für die Buchhaltung zusammengestellt, die auf dem sogenannten Journal ausgedruckt werden, wobei es sich im wesentlichen um Brutto- und Nettolohnbeträge handelt, die gebucht werden müssen. Zur Ermittlung der Abgaben an die verschiedenen Krankenkassen, dabei handelt es sich um die Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung, werden am Ende der Abrechnung die sogenannten Krankenkassenlisten ausgedruckt. Natürlich hatte unser Kunde spezielle Wünsche, die berücksichtigt werden mußten. So wollte er die Abrechnung auf mehrere Journale verteilen, um der Tatsache gerecht zu werden, daß die Firma aus mehreren Betriebsteilen bestand, für die eine separate Erfassung erfolgen sollte.

Bei der automatischen Erstellung der Überweisungen sollte durch entsprechende Steuerung das Geld wahlweise von verschiedenen Banken überwiesen werden können. Die am Ende spezifizierten Abläufe wurden programmiert und später nach einer Testphase vom Kunden geprüft und abgenommen, ohne daß es noch größere Änderungen gegeben hätte.

Ich war froh, daß diese erste Anwendung im Bereich der Lohn- und Gehaltsabrechnung gut über die »Bühne« gegangen war, zumal der Kunde mit dem Ergebnis zufrieden war, ein Beweis und eine Referenz dafür, daß der Mikro-Computer zu einem leistungsfähigen Arbeitsinstrument werden konnte, wenn die Sache richtig durchgeführt wurde, d. h. die passende Software geliefert wurde und vor allem die individuellen

Bedürfnisse des Betriebs berücksichtigt werden konnten. Eine andere Anwendung erwies sich als wertvolles Hilfsmittel, um die Finanzen der Firma wieder besser unter Kontrolle zu bringen, nämlich die Buchhaltung auf dem Mikro-Computer. Die meisten kleineren Betriebe, die sich einen Mikro-Computer zulegen wollten, ließen bisher ihre Buchhaltung »außer Haus« durchführen, meist beim Steuerberater, der die Belege aufbereitete und vorkontierte und die eigentliche Verarbeitung und Auswertung einem Rechenzentrum, d. h. einem Groß-Computer überließ, wobei die Kosten für diesen Service nicht unerheblich waren und natürlich der allgemeinen Preissteigerung folgten, so daß Jahresbeträge ab 5000 Mark aufwärts durchaus im Rahmen lagen.

Wer hier anfängt zu rechnen, wird schnell feststellen, daß sich in 1 - 2 Jahren mit diesem Geld ein Mikro-Computer finanziert hat, der danach nichts mehr kostet, wobei natürlich noch andere Anwendungen vom Computer ausgeführt werden können, die sich für die Firma kostensparend auswirken. Es fand sich bald ein Kunde, der außer Lohnabrechnung und Fakturierung auch seine Buchhaltung auf dem Mikro-Computer abwickeln wollte. Er war mit der Verarbeitung der Buchhaltung außer Haus äußerst unzufrieden, da er meist 4-6 Wochen warten mußte, bis die weggegebenen Belege gebucht waren und die entsprechenden Auswertungen zurückkamen. Weil das Geschäft inzwischen weitergelaufen war, fehlte ihm also ein zuverlässiger und aktueller Überblick über die finanzielle Lage der Firma, den ihm der Mikro-Computer liefern sollte. So entstand als weitere Anwendung die Buchhaltung auf dem Mikro-Computer mit der Unterstützung eines Steuerberaters und unter Verwendung der »Grundsätze ordnungsgemäßer Speicherbuchführung« aus dem Bundessteuerblatt, das uns vom Finanzamt zur Verfügung gestellt wurde.

Es folgte nach dem bereits geschilderten Verfahren eine Aufnahme der zu verarbeitenden Daten. Bei der Buchhaltung mußten Konten gespeichert werden mit Konto-Nummer, Kontenbezeichnung, Soll/Haben Monat, Soll/Haben Jahr und Saldo. Für die Erfassung der laufenden Buchungen mußte eine entsprechende Datei eingerichtet werden, die periodisch, meist monatlich, ausgewertet werden konnte, um ein Gesamtjournal der in diesem Zeitraum durchgelaufenen Buchungen zu erstellen.

Die Eingabe der Buchungen brauchte nur dem grundlegenden Buchungssatz zu folgen, der lautet:

Von Konto/Soll An Gegenkonto/Haben.

Natürlich mußte man Datum, Beleg-Nummer, Buchungstext und bei Rechnungen einen Hinweis für die Steuer eingeben können, die automatisch aus den Brutto-Beträgen herausgerechnet und gebucht werden konnte. Bei der Buchungseingabe wurden die Soll/Haben-Spalten und der Saldo in den Konten sofort auf den neuesten Stand gebracht, so daß jederzeit die aktuellen Kontostände am Bildschirm eingesehen werden konnten, während man sich die bisher aufgelaufenen Buchungen gleichfalls am Bildschirm anschauen konnte. Bei der Einführung der Programme bereitete das Kontieren der Belege Schwierigkeiten, da diese Arbeit bisher nicht von der Firma erledigt wurde. Ein vom Steuerberater zusammengestelltes Kontierungsschema, in dem die in der Firma

vorkommenden Belegvorgänge wie z. B. Buchen von Eingangs- und Ausgangs-Rechnungen oder Bankauszügen mit entsprechenden Kontierungsbeispielen dargestellt wurden, erwies sich als sehr hilfreich und ermöglichte der Sachbearbeiterin, die bisher weder etwas mit einem Computer noch mit Buchhaltung zu tun hatte, sich schnell in das Verfahren einzuarbeiten. Hinzu kam ein nach Belegarten organisiertes Ablageschema, das bei späteren Nachprüfungen ein schnelleres Auffinden der Belege ermöglichte.

Die Buchhaltung auf dem Mikro-Computer ist inzwischen zu einer gefragten Anwendung geworden, weil sie den kleineren Betrieben hilft, bei der schwierigen Wirtschaftslage eine bessere Kontrolle über die Geschäftsvorfälle zu haben, um schneller gegensteuern zu können, wenn die Kosten zu stark steigen, oder aber die Verkaufsaktivitäten anzukurbeln, wenn die Einnahmen zurückgehen. Natürlich wird bei der Buchführung über den Mikro-Computer der Steuerberater weiterhin gebraucht, sei es bei der Einführung des Systems, beim Einrichten des Kontenrahmens, bei der Festlegung des Kontierungsschemas und bei der Prüfung und steuerlichen Auswertung der vom Computer gelieferten Ergebnisse sowie bei der Bilanzerstellung, während die Daten selbst in der Hand des Anwenders sind und seiner Kontrolle unterliegen. In der Folgezeit entwickelten meine Mitarbeiter und ich weitere Lösungen für verschiedene Branchen, z. B. im Baugewerbe, wo nach Leistungsverzeichnissen Angebote und Rechnungen erstellt werden mußten, eine sehr aufwendige Arbeit, wenn mit der Schreibmaschine seitenweise immer wieder die gleichen Texte geschrieben werden mußten; eine Sache, die der Mikro-Computer weitgehend automatisch erledigen konnte, indem man alle Leistungen in einer Datei speicherte und über Nummern abrief, sei es zum Drucken der Angebote oder später der Rechnungen. Ein weiterer Schritt, den manuellen Arbeitsaufwand zu reduzieren, bestand darin, die Daten des Angebots gleichfalls abzuspeichern, um damit später die Rechnung zu schreiben, natürlich mit der Möglichkeit, Änderungen vorzunehmen. Solche Verfahren sind für die größere EDV nichts Neues, für den MikroComputer aber waren es neue Entwicklungen, die den jeweiligen Firmen eine sehr preisgünstige EDV ermöglichten, hätten sie doch früher für eine entsprechende Computerleistung das Zehnfache zahlen müssen und wären in einen Bereich gekommen, der für sie sowieso unerschwinglich war.

Eines Tages rief mich ein Schreinermeister an, der über unsere Firmenwerbung auf unser Leistungsangebot aufmerksam geworden war und nach einer speziellen Lösung für seine Auftragsabwicklung suchte. Wir führten ein langes Gespräch am Telefon, wo er mir erklärte, daß er sich bei verschiedenen Händlern Mikro-Computer angeschaut hätte, ohne jedoch ein passendes Programm zu finden, man habe ihm zwar Programme vorgeführt, die jedoch nicht seinen Vorstellungen entsprachen. Wenn er seine Wünsche vorgebracht habe, sei man nicht darauf eingegangen, sondern habe ihm erklärt, das sei nicht machbar, wenn überhaupt, so sei das viel zu teuer, weil dafür spezielle Programme erstellt werden müßten.

Wir vereinbarten einen Termin in den nächsten Tagen, wo ich seine Wünsche aufnahm, um ihm einen Vorschlag zu machen, wie das Verfahren auf einem Mikro-Computer realisiert werden konnte. Er wollte Kundendaten speichern, um die Anschrift auf Auftragszettel und Rechnungen zu drucken, weiterhin ein Leistungsverzeichnis, mit dem er seine Arbeiten auf den Auftragszetteln spezifizieren konnte, und schließlich wollte er sein Material mit Bezeichnung und Preis speichern. Alle diese Daten sollten verwendet werden, um bei Auftragseingang per Computer einen vorgedruckten Auftrags- und Arbeitszettel zu erstellen, der nach ausgeführter Arbeit mit den Stunden und etwaigen zusätzlichen Leistungen ergänzt wurde.

Der nächste Schritt war, die Daten des Auftragszettels in einer Auftragsdatei zu speichern, in die nach Ausführung der Arbeit zusätzliche Daten eingegeben wurden, um damit die Rechnung zu drucken. Das Ganze wurde ergänzt durch eine Lohnabrechnung für seine 12 Mitarbeiter und durch ein kleines Buchhaltungsprogramm speziell auf seine Bedürfnisse zugeschnitten. Als ich ihm einige Tage später ein Angebot unterbreitete, stellte er fest, daß er die Software, speziell auf ihn zugeschnitten, etwa zum gleichen Preis bekommen konnte, wie die vorher angebotene sogenannte Standard-Software, die sowieso nicht seinen Vorstellungen entsprach.

Er bestellte die Programme bevor er überhaupt einen Computer hatte, ein Verfahren, das durchaus nachahmenswert ist, denn was nützt ein Computer ohne die passenden Programme. Deswegen sollte die Devise lauten, erst die Software und anschließend dazu die passende Hardware. Inzwischen ist die Entwicklung der Mikro-Computer weitergegangen, das Angebot auf den Messen wird immer größer und unüberschaubarer, zu den Diskettenlaufwerken sind die Festplatten hinzugekommen, die im Gegensatz zu den Disketten nicht herausgenommen werden können, sondern fest eingebaut sind und eine viel größere Speicherkapazität haben. Die Festplatten ermöglichen es deswegen, weitaus größere Datenmengen zu speichern und zu verarbeiten, um damit in Konkurrenz zu den größeren Computern zu treten, die ja bisher immer noch den Vorteil hatten, daß man umfangreichere Datenmengen verarbeiten konnte. Die Datensicherung bei den Festplatten muß allerdings zur Zeit meist über Disketten abgewickelt werden, was nur eine Notlösung ist, da je nach Diskettenkapazität eine entsprechende Anzahl Disketten benötigt wird, um den Inhalt einer Platte zu speichern. Es ist eine Frage der Zeit, bis Bandgeräte zur Sicherung der Daten zur Verfügung stehen, wie es bei größeren EDV-Anlagen schon lange der Fall ist. Der Datensicherung kommt in der gesamten EDV eine große Bedeutung zu, da alle gespeicherten Daten mindestens doppelt geführt werden sollen. Bei Verwendung von Disketten richtet man sich eine zweite ein, auf die der Inhalt der ersten kopiert wird, falls sich dort Änderungen ergeben haben. Wird eine Diskette defekt, so steht zumindest noch eine zur Verfügung, mit der weitergearbeitet werden kann. Natürlich empfiehlt es sich, sofort von dieser wieder eine Kopie zu erstellen. Von der künftigen Weiterentwicklung der Mikro-Computer ist zu erwarten, daß sie mehr Leistung zu viel günstigeren Preisen als in der bisherigen EDV anbietet.

Die Preisrelation kann sich dabei in einem Verhältnis bis 1: 10 bewegen. Der nächste Schritt sind Mehrplatzsysteme, wobei mehrere Mikro-Computer an eine Festplatte angeschlossen werden und gemeinsam auf die gleichen Daten zugreifen und auch die gleichen Verarbeitungen durchführen können. Natürlich bietet diese ständige Steigerung des Leistungsangebots die Möglichkeit, umfangreichere Verarbeitungen durchzuführen, so daß ein wachsender Bedarf an Software besteht, die natürlich auch ihren Preis hat und bei umfangreichen Anwendungen durchaus über dem Preis für den Computer liegen kann, da sich die Programme nicht am Fließband erstellen lassen, sondern mit einem hohen Arbeitsaufwand verbunden sind. Trotzdem gibt es Möglichkeiten, diesen Aufwand in Grenzen zu halten, indem man die Software einmal nach festen Verfahren oder Standards erstellt und zum anderem umfangreiche Abläufe modular zusammenstellt, das heißt einzelne Programmabusteine verwendet, die immer wieder benötigt werden. Insofern kann auch individuelle Software durchaus recht preisgünstig sein.



Mikro-Computer und Gesellschaft

Vor einiger Zeit traf ich an der U-Bahn-Station eine Frau, die ich von früher her kannte, d. h. zuerst hatte ich sie gar nicht bemerkt, weil ich in die Tageszeitung vertieft war, bis sie mich ansprach, worauf ich sie sofort erkannte. Es war schon viele Jahre her, damals beim EDV-Projekt, bei dem sie auch mitarbeitete, mit vollem Einsatz, abends, nachts im Rechenzentrum, nicht nur des Geldes wegen, denn oft wurden die Stunden nicht bezahlt. Man tat es freiwillig, es war der Reiz des Neuen, man wollte experimentieren, entwickeln, etwas schaffen, und nun, nachdem sie 15 Jahre bei der Firma gearbeitet hatte, war sie arbeitslos geworden. Ich konnte das nicht verstehen, kannte ich doch unsere Arbeitsgesetze und wußte, daß man einem Mitarbeiter nach so langer Zugehörigkeit kaum noch kündigen konnte, es sei denn, daß man ihn dazu bewegt, selbst zu kündigen, was in diesem Fall geschehen war. Sie erzählte mir, wie es losging - rückläufiger Auftragseingang, geringere Einnahmen, steigende Kosten, vor allem die Gehälter der Mitarbeiter, und als Konsequenz: Personalabbau; Geheimlisten wurden erstellt, eine unangenehme Aufgabe für die Chefs, die vorgegeben bekamen, um wieviel »Köpfe« ihr Personalbestand reduziert werden sollte, wobei die Auswahl der Köpfe von ihnen festgelegt werden sollte. Natürlich geht ein Chef nach anderen Kriterien vor. Er muß schließlich sehen, daß seine Abteilung leistungsfähig bleibt, deswegen wird er nicht diejenigen »verschonen«, die nach »sozialen« Gesichtspunkten eigentlich bleiben müßten, aber den Nachteil haben, daß sie nicht die Ausbildungsmöglichkeiten hatten wie die Jüngeren und auch gesundheitlich im Nachteil sind, weil das Älterwerden Verschleiß und Krankheit mit sich bringt.

Natürlich geschah der Kollegin nichts, denn in diesem Fall hätte man den Betriebsrat aktiviert, dessen Aufgabe es unter anderem ist, auf die Einhaltung der Arbeitsgesetze im Betrieb zu achten, und der kaum zugestimmt hätte, wenn ihr gekündigt worden wäre; schließlich hatte sie sich nichts zuschulden kommen lassen. Es kam schlimmer, merkte sie doch, wie sie aufs »Abstellgleis« geschoben wurde. Die Arbeit wurde weniger, und am Ende hatte sie keine Arbeit mehr, was nicht bedeutete, daß sie hätte »spaziergehen« können; ihre Zeit mußte sie absitzen. Ihr Chef machte ihr klar, daß eben keine Arbeit da war, und riet ihr, sich etwas anderes zu suchen. Zur Zeit der Hochkonjunktur kein Problem, damals konnte man am nächsten Tag woanders anfangen. Zuerst glaubte sie noch, sie habe aufgrund ihrer langjährigen Berufserfahrung durchaus gute Chancen, deswegen machte sie sich auf Stellensuche, schrieb Firmen an, studierte die Stellenangebote, ließ alte Verbindungen spielen. Überall wurden die freien Arbeitsplätze knapp und die Zahl der Bewerber nahm zu; Bewerber die eine bessere Ausbildung nachweisen konnten, die jünger waren und die Firma viel weniger kosteten.

Natürlich kann sich keine Firma leisten, jemanden zu bezahlen, wenn er nichts mehr bringt, so wurde nun »psychologischer Druck« ausgeübt, indem man der Frau klarmachte, daß sie eben überflüssig sei und nur noch der Firma auf der Tasche liege. Sie rannte zum Betriebsrat, der sie

über ihre Rechte aufklärte, daß sie auf keinen Fall gekündigt werden könne, dafür würde der Betriebsrat sorgen. Aber Arbeit bekam sie davon nicht, sie beriet sich mit einem Rechtsanwalt, der ihr erklärte, daß die Firma nichts machen könne, weil sie unter dem Schutz der Arbeitsgesetze stehe, aber Arbeit bekam sie davon nicht.

Als der Druck zu groß wurde, und nachdem sie es einfach nicht mehr aushielt, den ganzen Tag herumzusitzen, ging sie von selbst, weil sie einfach nicht glauben konnte, daß sie keine Chance mehr haben sollte. Trotz ihrer 52 Jahre fühlte sie sich leistungsfähig, blickte auf eine lange Erfahrung in der EDV zurück und war auch bereit, notfalls etwas Neues anzupacken.

Wer nicht arbeitet, bekommt kein Geld; hat er keine Arbeit und braucht Geld, so kann er das »soziale Netz« in Anspruch nehmen, das so engmaschig ist, daß normalerweise niemand durchfällt. Doch sie fiel durch, denn wer selbst kündigt, hat erst einmal keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld, hat er doch selbst Schuld, wenn er in Not ist. Genauso in ihrem Fall, sie hätte eben aushalten müssen, und wäre ihr gekündigt worden, so hätte sie gegen die Firma klagen können, entweder um den Arbeitsplatz wiederzubekommen, oder um notfalls eine Abfindung zu »erstreiten«. Niemand war bereit, ihre Gründe anzuerkennen, daß sie es einfach nicht mehr aushielt, daß sie psychisch krank wurde, weil sie eben machtlos war gegen die Umstände. Als sie eine Umschulung beantragte - sie wollte sich eventuell auf buchhändlerischem Gebiet betätigen - wurde sie abgewiesen, weil sie zu alt sei, was hätte es genutzt. Ich telefonierte in der Folgezeit noch öfter mit dieser ehemaligen Kollegin und hörte nur, wie ihr anfänglich noch vorhandener Optimismus immer schwächer wurde, wie sie am Ende bereit war, alles zu machen, sich die »Hacken« abließ, um nur festzustellen, daß so viele vor ihr da waren und keine Chance bestand. Der Weg dieser Frau war vorgezeichnet, ein Jahr Arbeitslosenunterstützung, dann Arbeitslosenhilfe und am Ende Sozialamt, was ständig weniger Einkommen bedeutete, bis sie zuletzt auf einem Minimum angelangt sein würde, das weder zum Leben noch zum Sterben reicht.

Das »soziale Netz« ist wohl eher gedacht, vorübergehend Hilfe zu gewähren, aber nicht auf Dauer, denn damit produziert man den »Sozialfall«. Wer sich heute mit neuen Techniken beschäftigt - und dazu gehört der Mikro-Computer- kommt nicht umhin, sich mit den Folgen auf Arbeit und Gesellschaft auseinanderzusetzen. Gewiß kann der Mikro-Computer nicht mit der hohen Arbeitslosigkeit in Verbindung gebracht werden, denn sie hat ihre Wurzeln in der Zeit vor dem Auftauchen der Mikro-Computer. Wenn das Einrichten zentraler Schreibsäle mit Bildschirmgeräten für Textverarbeitung vielen Sekretärinnen den Arbeitsplatz genommen hat, so sind das Geräte, die meist an einen Groß-Computer angeschlossen sind, der die Arbeit ausführt, wenn auch die Mikro-Computer inzwischen ähnliche Leistungen anbieten, jedoch in einem viel kleineren Rahmen. Das alles ist die Folge eines Wirtschaftssystems, in dem jeder dazu erzogen wird, »scharf zu kalkulieren«, mit möglichst geringen Kosten zu produzieren, was bedeutet, möglichst viel »Technik« einzusetzen, um die Arbeit »automatisch« zu

erledigen, ohne Menschen, die ständig teurer werden, die ständig Rechte bekommen, was es schwierig macht, sie loszuwerden, während man mit einer Maschine viel leichter umgehen kann und vor allem genauer vorausberechnen kann, welche Leistungen sie bringt.

Es ist klar, daß eine solche Entwicklung darauf abzielt, immer mehr Menschen im Arbeitsprozeß überflüssig zu machen, sie »freizusetzen«. Wenn man zu Beginn der technischen Entwicklung davon träumte, den Menschen zu »befreien«, ihm das Leben zu erleichtern, ihm mehr Freizeit zu verschaffen, so war kaum daran gedacht, daß immer mehr Menschen im Arbeitsprozeß freigesetzt und überflüssig gemacht werden würden. Vor allem ist die Art und Weise bedrückend, in der dies geschieht. Wenn heute bei einem Unternehmen einige Tausend Mitarbeiter ihre Arbeitsplätze verlieren und damit den sozialen Abstieg in Kauf nehmen müssen, damit für die anderen Mitarbeiter der Firma der »Besitzstand« gewahrt bleibt, indem sie weiterhin auf ihrem Einkommensniveau bleiben können, so ist dies ein Vorgang, bei dem einer Minderheit alle Last aufgebürdet wird, damit die Mehrheit ihr bisheriges Leben weiterführen kann.

Ein soziales Netz, das für vorübergehende Hilfe gedacht ist - schließlich kann kein Arbeitsloser davon ausgehen, daß er solange unterstützt wird, bis er wieder Arbeit findet-wird unter diesen Bedingungen zerreißen müssen. In einer Gesellschaft, in der sich alles ums Geld dreht, in der die Betriebe Leute entlassen, nicht unbedingt, weil keine Arbeit da ist, sondern weil sie die Kosten drücken müssen, wobei sie aufgrund der Tarifverträge und Arbeitsgesetze kaum eine Möglichkeit haben, Löhne und Gehälter zu reduzieren - es gibt eben keinen »Abstieg« - werden sie dazu gezwungen, eben Leute »rauszuschmeißen«. Wenn man die Entwicklung der EDV betrachtet, so waren auf jeden Fall die Computer ein wesentliches Rationalisierungselement, denn überall, wo heute Prozesse automatisch gesteuert werden, steckt Elektronik dahinter, führen Programme die Kontrolle aus, gibt es Computer, bei denen die Fäden zusammenlaufen. Natürlich hat die EDV zur Zeit ihrer stürmischen Entwicklung innerhalb der letzten 30 Jahre zu einer Unzahl neuer Arbeitsplätze verholfen. Gibt es doch fast 30 verschiedene Berufsbezeichnungen für EDV-Tätigkeiten, wenn auch dem Außenstehenden meist nur der »Programmierer« bzw. der »Systemanalytiker« bekannt ist. Für viele andere Berufe, vor allem aus dem kaufmännischen Bereich, war die EDV lange das »Auffangbecken«, in dem man durch Umschulungen einen neuen Anfang wagen konnte, wenn es im bisherigen Beruf nicht mehr weiterging, vor allem weil es keine feste Ausbildung gab, EDV war weder Lehrberuf noch gab es Vorschriften, wer eine solche Tätigkeit ausüben durfte und wer nicht. Die Branche arbeitete erfolgsorientiert, nur wer Erfolg hatte, verdiente Geld, wobei »Erfolg« bedeutete, daß man eine Anwendung, ein Programm »hinbekam«, daß der Computer »lief«, daß der Kunde, der Anwender, zufrieden war.

Während in anderen Bereichen des Berufslebens eine ständig steigende »Verschulung« einsetzte, ein »Theoretisieren« um die Arbeit, ein ständiges »Ausbilden«, wobei dem Studium der höchste Stellenwert

zukam, war in der EDV die Praxis ein bevorzugter Lehrmeister, denn zu schnell ging die Entwicklung vorstatten, zu kreativ war die Branche, als daß man Zeit gehabt hätte, Ausbildungswege festzulegen bzw. auf die Auszubildenden zu warten. Wer bereit war, ins »kalte Wasser« zu springen, um auf diese Weise schwimmen zu lernen, der konnte das tun. War er zäh und verbissen genug, um den Kampf mit dem Computer aufzunehmen, listig und erfinderisch, um der Maschine ihre Geheimnisse zu entlocken, hart im Nehmen, wenn es Mißerfolge gab, dann machte er seinen Weg und wurde ein »Praktiker«, der zwar viele »Wissenslücken« hatte, weil die EDV sich ständig weiterentwickelte und somit der theoretische Hintergrund wuchs. Dennoch konnte er eine Arbeit zum Erfolg führen, weil er die Methode, das Verfahren hatte, weil er eben wußte, wie man den Computer zum Laufen bringt. Inzwischen hat sich die Entwicklung beruhigt, und es werden verschiedene Ausbildungsmöglichkeiten angeboten, wobei das Informatik-Studium den höchsten Stellenwert hat.

Wie geht es also mit der EDV weiter? Hier der Groß-Computer, dort der Mikro-Computer, hier Zentralismus und Bürokratismus, dort Individualismus und persönliche Gestaltung der Arbeit. Abzusehen ist, daß sich die Groß-EDV nicht mehr in dem Maße weiterentwickeln wird wie bisher, da sich von unten in Form des Mikro-Computers eine neue Konkurrenz aufgetan hat, die zwar im Augenblick eher der Mittleren Datentechnik, das sind Computersysteme mittlerer Größenordnung, Schwierigkeiten macht, aber längerfristig dem Groß-Computer das Wasser abgraben dürfte.

Ich erinnere mich an einen Fall; eine Firma suchte schon längere Zeit nach einem Computer, allerdings waren ihr die Kosten zu hoch, lagen doch die Angebote zwischen 100 000 und 150 000 Mark, wobei es sich um Anlagen der Mittleren Datentechnik handelte mit sogenannter Standard-Software, Programme, die fertig mit dem Computer angeboten wurden. Ein beachtlicher Preis, zu dem natürlich noch Wartungs- und Ersatzteilkosten hinzugerechnet werden müssen, ebenso die Kosten für etwaige Programmänderungen, da der Kunde meist erst später merkt, wo die Programme für ihn nicht passen oder wo er dringend Ergänzungen bzw. Zusatzprogramme benötigt. Auf jeden Fall gelang es mir, der Firma eine Lösung anzubieten, diesich auf dem Mikro-Computer realisieren ließ und zwar mit einem Gesamtpreis, Computer und Programme, für etwa 30000 Mark. Keine Frage, daß der Auftrag schnell erteilt wurde, wobei ich natürlich sehen mußte, daß ich mein Versprechen halten konnte, denn der Erfolg ist alles in diesem Geschäft. Es sieht so aus, daß die ganze EDV durch Mikro-Computer von unten aufgerollt wird, daß sie sich selbst auf den Kopf stellt. Ging doch am Anfang das Ziel der Entwicklung dahin, daß die Computer immer größer wurden, daß die Anwendungen immer umfassender wurden, so zeichnet sich durch den Mikro-Computer eine breit gestreute dezentrale EDV-Anwendung ab, die darüber hinaus viel weniger kostet, als die Verarbeitung auf einer Groß-Anlage. Ich hatte vor kurzem einen solchen Fall, bei einem größeren Unternehmen, wo die Werbeabteilung eine spezielle Datei für ihre Geschäftspartner einrichten wollte mit einem kleinen Textprogramm. Der Werbeleiter, ein junger

dynamischer Mann, wollte sich als erstes darüber informieren, ob er einen Mikro-Computer dafür einsetzen konnte, kam deswegen auch mit mir ins Gespräch, räumte jedoch ein, daß die zentrale EDV-Abteilung der Firma mit wachsamen Augen jegliche Absicht bezüglich Mikro-Computer blockiere, wohl aus Angst vor der Konkurrenz aus dem »Untergrund«. Auf der anderen Seite habe man die Übernahme dieser Anwendung auf die Groß-Anlage der Firma wegen der hohen Kosten und aus mangelnder Programmierkapazität bisher abgelehnt. Auf die hohen Kosten angesprochen, erwiderte er, daß sie etwa das Doppelte von dem ausmachten, was ihn die Anwendung mit dem Mikro-Computer kosten würde, und das, obwohl es sich um interne Kosten der Firma, sprich in erster Linie Personalkosten, handelte. Ich mußte lachen, kannte ich doch den Aufwand, der aufgrund des bürokratischen Verfahrens, das um den Groß-Computer aufgebaut war, betrieben werden muß. Zuerst der ganze Genehmigungsprozeß, die Ist-Aufnahme, das viele Papier, die Systemanalyse, die Programmierung und die ÜbernahmeprozEDUREN, um die neue Anwendung in den Arbeitsablauf des Computers zu integrieren. Es ist eine Frage der Zeit, bis die EDV-Abteilungen in den Groß-Firmen ihre dominierende Stellung verlieren werden, wenn der Sparhebel am Groß-Computer und den daran hängenden Kosten angesetzt wird - schließlich ist eine solche Groß-Anlage meist das teuerste Inventar einer Firma-dann dürfte ein Mikro-Computer-Einsatz im großen Stil ein entscheidendes Mittel sein, mit dem die Geschäftsführung ihre hohen EDV-Kosten, die bei großen Firmen jeden Monat Millionenbeträge ausmachen können, senken wird.

Eine weitere Umschichtung ist für die vielen Dienstleistungsfirmen zu erwarten, die Service anbieten für Lohn- und Gehaltsabrechnungen, Buchhaltung oder andere kaufmännische Arbeiten, die längerfristig mit ihren Kosten dem Mikro-Computer gegenüber nicht mehr konkurrenzfähig sein können. Bestes Beispiel ist die Buchhaltung, die in Zukunft die meisten Firmen, die sie bisher außer Haus machen ließen, wieder selbst durchführen werden, weil das Werkzeug Mikro-Computer, was Kosten, Bedienung und aktuelle Aussagefähigkeit betrifft, wesentliche Vorteile zu bieten hat.

Es war ein schöner Herbsttag im Oktober, wenn draußen in den Wäldern die Blätter der Bäume im Wechselspiel der Farben eine letzte Schönheit entwickeln, bevor sie abfallen und auf dem Boden langsam vermodern, als ich mit einer Bekannten im Auto durch den Spessart fuhr. Sie war Lehrerin, intelligent, sprudelnd vor Beredsamkeit; von ihrem Beuf und von ihrer Aufgabe überzeugt, junge Menschen auf das Leben vorzubereiten. Auf was für ein Leben? Ein Leben in den Städten, in schlechter Luft, dem Straßenverkehr ausgesetzt, engen Wohnverhältnissen ausgeliefert, von Kind an aufs Lernen gedrillt - wer nichts lernt, kann nichts werden, zumindest nach Meinung vieler Eltern - wobei die Lage inzwischen so ist, daß niemand voraussagen kann, was mit dem Gelernten später gemacht wird, zumindest, wenn man davon ausgehen muß, daß die jungen Leute irgendwann ins Arbeitsleben eintreten. Meine »Lehrerin« sah jedoch mehr den Standpunkt der Bildung, der Moral, so konnte sie es nicht ertragen, wenn sie von einem ihrer Schüler angelogen

wurde, denn junge Menschen sollten zur Ehrlichkeit erzogen werden, zur Hilfsbereitschaft, sie sollten lernen, gemeinsam mit anderen etwas zu erreichen, Konflikte zu bewältigen. Ein mühsames Unterfangen in einer Umwelt, die immer mehr dazu übergeht, Konflikte nur noch durch Geld zu lösen. So geht es bei Arbeitsgerichtsprozessen hauptsächlich um »Abfindungen«, bei Scheidungsprozessen hauptsächlich um »Unterhalt«, bei Familienkonflikten zwischen Eltern und Kindern hauptsächlich um »Versorgung«; wenn irgendwo gestritten wird, geht es meist nur um Geld. Wie sagte einmal ein Betriebsratsvorsitzender: »Die Kollegen interessiert nur, was sich in Mark und Pfennig ausrechnen läßt.«

Ich versuchte meiner »Lehrerin« auszumalen, wie es aussehen würde, wenn Mikro-Computer das »Pauken« übernehmen würden, mittels Lehrprogrammen, die z. B. Sprachen vermitteln oder Mathematik, dazu noch in verschiedenen Muttersprachen. Deutsch, Griechisch, Türkisch, der Computer kann für jede Sprache programmiert werden. Für viele Eltern vielleicht eine schreckliche Vision, wenn ihre Kinder vorm Bildschirm des Computers sitzen sollen, um zu lernen - reine Gewohnheit, nimmt doch niemand Anstoß, wenn die Kinder stundenlang vorm Fernsehschirm sitzen.

Die Lehrer, was würde ihnen bei einem »Computerunterricht« noch bleiben, die Aufsicht, die Entscheidung über die Programme, die eingesetzt werden, die Erfolgskontrolle, an Hand der Ergebnisse, die ihnen der Computer vorlegt, oder aber mehr Zeit, um sich der Persönlichkeit des Kindes zu widmen, ihm unabhängig vom bloßen Lernen Ziele zu vermitteln, die Motivation zum Handeln. Der Mikro-Computer eröffnet ungeahnte Möglichkeiten, das Lernen zu verlagern in die privaten Bereiche, in die Arbeitswelt, dorthin wo sich die Lebenspraxis abspielt. Meine »Lehrerin« mochte die Natur lieber, draußen, die Herbstlandschaft zeigte wirklich ein Bild, wie es kein Maler hätte besser machen können. In einem kleinen Wirtshaus machten wir halt, um einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. Meine Begleiterin beginnt, ihre Bedenken gegen das von der Technik beherrschte Leben vorzubringen, sieht zu recht die ständige Zerstörung der Umwelt, den Raubbau mit den Bodenschätzen und Rohstoffen, die Verseuchung des Wassers und der Luft, was kann sie in einer solchen Lage den jungen Menschen noch für Hoffnungen mit auf den Weg geben, vor allem, wie soll sie selbst eine Beziehung zur Technik oder speziell zum Computer finden, wenn ihr Leben in eine ganz andere Richtung gelaufen ist. Ich kenne ihre Geschichte, war sie doch ein Kind der Nachkriegszeit, als überall Mangel herrschte, wo man froh sein mußte, wenn man den Tag überstand, wo sie als junges Mädchen, das keine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas zu lernen, eine Stelle im Haushalt bei einem wohlhabenden Architekten fand, der verwitwet war. Die Verhältnisse mögen mitgespielt haben, daß sie sich an das Haus und den Mann gewöhnte, der ihr eine Sicherheit gab, die sie sonst noch nie gekannt hatte, ein Mann mit Format, zu dem viele Leute aufblickten, der etwas zustande brachte, ein solcher Mann konnte seine Wirkung auf die aus dem Wirren des Krieges entstiegene Frau nicht verfehlen. Sie heiratete ihn, eine Ehe, bei der jeder davon ausging, daß sie nicht halten würde, hier eine junge Frau, die ihr Leben noch vor sich hatte, dort ein

Mann, der den größten Teil bereits hinter sich gebracht hatte. Dennoch hielt die Ehe 10 Jahre und zwei Kinder sorgten für den Zusammenhalt. Als die Kinder größer waren, begann die nun etwas älter gewordene Frau zu studieren, hatte sie doch erkannt, daß es Zeit war, mit ihrem Leben etwas anzufangen, Kinder und Ehe konnten auf die Dauer keine Lebensaufgabe für sie sein. Sie wurde Lehrerin, allerdings unter recht harten Bedingungen, da ihr Mann nicht mitspielte, weil vorauszusehen war, daß er sie verlieren würde. Schließlich zog sie mit ihren Kindern weg, schlug sich alleine durch und studierte. Sie hielt durch, weil sie sich ein Ziel gesteckt hatte, weil sie den Willen hatte, ihr Leben in eine andere Richtung zu bringen, und sie fand Unterstützung bei anderen, die in ähnlicher Lage waren. Nun war sie Lehrerin und erlebte über ihre Schüler die Probleme der Familien mit, denn oft kam ein Junge oder ein Mädchen zu ihr und »heute« sich aus, weil es zu Hause nicht mehr auszuhalten war, Konflikte überall, für die Kinder deswegen enttäuschend, weil sie in einer solchen Lage gar nichts machen können, als höchstens zu ihrer Lehrerin zu gehen, um dort ihr Leid zu klagen, denn wie sollten sie mit Konflikten fertig werden, wenn die Erwachsenen dazu nicht in der Lage waren. So übernahm sie Aufgaben, die auch in Zukunft von einem Computer nicht erledigt werden können.

Bildschirmtext wird angekündigt, eine neue Entwicklung auf dem Gebiet des Informationsaustausches. Der Mikro-Computer wird in der Lage sein, an diesem System teilzunehmen, das zur Zeit jedoch eher dafür gedacht ist, den Leuten Auskunft darüber zu geben, was die Wurst oder der Käse gerade kosten. Andere Anwendungen, die viel mehr bringen könnten, sind noch gar nicht im Gespräch, wie das Abrufen von Fachinformationen über Informationsbanken auf dem MikroComputer, auf denen wissenschaftlich-technisches Wissen gespeichert wird, das man abfragen kann, natürlich mit der Möglichkeit, sich Informationen suchen zu lassen. Es wird hier die Chance aufgetan, ein breites Wissen jedem zugänglich zu machen und zwar mit einem technischen Verfahren, das bezahlbar geworden ist. Natürlich wäre es bisher auch möglich gewesen, in jedes Haus einen Bildschirm zu stellen, der über eine Datenleitung an einen Groß-Rechner mit einem solchen Informationssystem angeschlossen ist, ein Verfahren, das sich in einer zu hohen Kostendimension bewegt.

Ein Mikro-Computer könnte z. B. bei Ärzten gute Dienste leisten: Wenn ich zum Hautarzt gehe, weil mir meine Haut Beschwerden macht, sei es bedingt durch irgendein Waschpulver, das ich nicht vertrage oder durch irgendwelche Stoffe im Essen oder im Fleisch, das den Körper zu Gegenreaktionen reizt, brauchte es in Zukunft nicht zu passieren, daß der Arzt am Ende ratlos davor steht, weil er schon alles mögliche versucht hat, mit Betupfen der Hautstellen, Bestrahlungen, mit Salben, mit Injektionen, ohne daß es besser wird. Darauf angesprochen, ob er sich denn nicht irgendwo Rat holen könne, weil man eben nicht alles im Kopf behalten kann, fühlt er sich angegriffen und reagiert entsprechend, bekomme er doch alle möglichen Fachzeitschriften mit den neuesten Forschungsergebnissen und damit sei er auf dem Laufenden. Es ist unwahrscheinlich, daß er die Zeit hat, dieses ganze Papier zu lesen, geschweige denn zu behalten, um später noch etwas damit anzufangen,

wenn er auf eine Krankheit stößt, für die er den einen oder anderen Fachbericht benötigen würde.

Ein Mikro-Computer mit Informationsbank, wo der Arzt Berichte und Hinweise sammelt, könnte durchaus hilfreich sein, vor allem weil der Computer bei entsprechenden Fragen die Arbeit des Suchens übernehmen kann.

Dieses geschilderte Beispiel gilt für andere Berufe genauso, wo man in der Lage sein muß, auf Wissen und Erfahrungen zurückzugreifen, die sich ständig weiterentwickeln, und die kein »menschlicher Kopf« mehr speichern kann. So ist zu erwarten, daß der Einsatz des Mikro-Computers für viele Berufe ein wichtiges Werkzeug sein wird, die Qualifikation zu steigern, indem man sich Wissen sammelt und auswerten lassen kann, wichtig gerade dann, wenn man auf vergangene Entscheidungen zurückgreifen muß, wie etwa bei Anwälten oder Leuten, die Gutachten erstellen müssen, die darauf angewiesen sind, Wissen zu sammeln. Mit Hilfe des Mikro-Computers ist es durchaus möglich, sich ein eigenes Wissen aufzubauen, zu speichern, nach Bedarf darauf zuzugreifen, Informationen suchen zu lassen, die einem sonst längst entgangen wären, der Mikro-Computer also als zweites Gedächtnis, das, wenn man es richtig einsetzt, durchaus den geschäftlichen Erfolg steigern kann.

Zur Zeit ist jedoch der Einsatz der Mikro-Computer recht begrenzt, ein System, das aus Zentraleinheit, Diskettenlaufwerken, Bildschirm und Drucker besteht, hat sehr enge Grenzen in Speicherkapazität und Schnelligkeit der Verarbeitung, man sollte keine Wunder erwarten, denn komplizierte Suchvorgänge können recht lange dauern, wobei hier Minuten gemeint sind. Der Anschluß von Festplatten an das System bringt eine erweiterte Speicherkapazität mit schnellem Zugriff, die Platte, im Gegensatz zur Diskette nicht herausnehmbar, dreht sich mit hoher Geschwindigkeit und ist dafür eingerichtet, auf dem gleichen Platz viel mehr Informationen aufzunehmen, wird bei den Disketten von 320 KB (Kilobytes) oder 640 KB gesprochen, so bei den Platten von 5000 KB (= 5 Megabyte) oder 10000 KB (= 10 MB). Die sogenannten Mehrplatzsysteme bestehen darin, daß man bei einem Mikro-Computersystem mit mehreren Bildschirmen auf ein Speichermedium, Diskette oder Platte zugreifen kann, wobei die Zugriffe so organisiert werden müssen, daß die Schreib-Vorgänge auf eine gleiche Datei sinnvoll gesteuert werden, falls von verschiedenen Seiten Änderungen erfolgen sollten, um ein Durcheinander der Datenbestände zu verhindern, während die reinen Lesevorgänge recht problemlos gehandhabt werden können, da damit keine Veränderung an den Daten vorgenommen wird. Im Gespräch sind Netzwerke, die Ankoppelung von Mikro-Computern an Datenübertragungsnetze, die von Groß-Computern gesteuert werden, eine Entwicklung, die in naher Zukunft realisierbar sein wird, wobei gerade die großen Computer-Hersteller, die inzwischen in das Geschäft mit den Mikro-Computer eingestiegen sind, dafür sorgen werden, daß ihre Geräte an die von ihnen hergestellten Groß-Computer anschließbar sein werden.

Wenn man den Mikro-Computer in Beziehung setzt zur gesellschaftlichen Entwicklung, so wird er auf jeden Fall Änderungen im privaten Bereich und vor allem in der Arbeitswelt auslösen. Er wird zusätzliche Arbeitsplätze schaffen, denn natürlich werden Fachkräfte gebraucht, um die Mikro-Computer-Systeme zu verkaufen, zu installieren, zu organisieren und zu programmieren. Dieser Bedarf wird wohl vorwiegend aus der EDV-Branche selbst gedeckt werden, wo durch Abbau und Verkaufsrückgang bei größeren Computern Arbeitskräfte frei werden, die Tätigkeiten im Mikro-Computer-Bereich übernehmen können. Es ist schwer abzusehen, wie längerfristig durch den Einsatz des Mikro-Computers der Arbeitsmarkt beeinflusst wird, ob er dafür sorgt, daß zu den bereits vorhandenen Arbeitslosen neue hinzukommen oder ob er dazu beiträgt, die Arbeitslosigkeit abzubauen. Sicherlich wird es nicht vom Mikro-Computer abhängen, sondern davon, was die Menschen mit diesem Werkzeug machen, wie und wo sie es einsetzen, ein Werkzeug, das inzwischen bereits vielen kleinen Betrieben hilft, leistungsfähig zu bleiben, da es ein Instrument ist, Kosten zu sparen. Auf jeden Fall gibt die Anwendung des Mikro-Computers die Chance, EDV wieder überschaubar und menschlich zu machen, denn Probleme wie das übertriebene Formularwesen, der Datenschutz, die Entwertung der Arbeit, Schreibsäle mit Hunderten von Bildschirmen, die an einer Groß-Anlage hängen, all das sind Ergebnisse einer Entwicklung, die nur auf Zentralisierung und totale Gleichschaltung ausgerichtet war. Davon müssen und können wir in Zukunft weg, denn der Mikro-Computer ermöglicht eine persönliche Gestaltung des Arbeitsplatzes durch individuellen Maschineneinsatz, eine dezentrale Arbeitsorganisation in Großbetrieben durch den Aufbau von Mikro-Computer-Netzen mit Datenaustausch, eine wesentliche Reduzierung der EDV-Kosten in den Betrieben - ein Mikro-Computer ersetzt größere Hardware im Verhältnis 1 : 10 - die Entwicklung neuer Formen dezentraler Arbeitsorganisation mit gemischten Tätigkeitsmerkmalen. Damit wird der Computer das, was er sein soll, ein Hilfsmittel und Werkzeug; keine geheime Macht, die nicht mehr überschaubar ist und ganze Organisationen beherrscht, die Arbeit und Leben mit einem Bürokratismus überzieht, der keine Ausnahmen mehr zuläßt, der perfekt ist, gefährlich in einem Land wie unserem, wo dem Perfektionismus gehuldigt wird. Das beste Beispiel ist der Straßenverkehr, der so perfekt geregelt ist, daß man keine Straße mehr ohne Verkehrsschild findet, meistens wird man mehrere entdecken; die größte Plage sind die Einbahnstraßen, die dafür sorgen, daß man oft große Umwege fahren muß, um ans Ziel zu kommen. Ähnlich ist es mit dem Fernsehen, ein perfekt geplantes Programm, das Monate im voraus bereits festliegt und jeden Tag den Leuten ihren Zeitplan vorschreibt - wer die Tagesschau sehen will, muß um 20 Uhr zu Hause sein; wer einen bestimmten Film sehen will, muß die richtige Zeit abpassen. Ein Super-Perfektionismus wird betrieben, um das Volk zu unterhalten, ihm einen Zeitrhythmus aufzuzwingen, wäre es doch sinnvoller, ein Sendeverfahren einzurichten, bei dem man sich, wenn man Zeit hat, abrufen kann, was man sehen will, Nachrichten, Filme, Sport, Kultur, indem man bestimmte

Kanäle anwählt, die ständig mit einem aktuellen Angebot versorgt werden, zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Wer sich mit Computern beschäftigt, mag erschrecken, wenn er erfährt, in welchem Maße heute bereits Groß-Computer die Gesellschaft unter Kontrolle haben, allein der Umfang, in dem persönliche Daten erfaßt werden - überall, wo man heute Formulare mit persönlichen Angaben ausfüllt, füttert man eine Datenbank - läßt erkennen, wie sehr wir im ständigen Zugriff sind.

Wenn ich zum Abschluß feststellte, daß der Mikro-Computer eine »Geheimwaffe« ist, so in dem Sinne, daß er in Zukunft die Arbeitswelt und die Gesellschaft entbürokratisieren wird und, wie ich hoffe, uns alle dahin bringt, nicht mehr gleichgültig hinzunehmen, was um uns geschieht und mit uns gemacht wird, sondern, daß wir uns etwas einfallen lassen, um diese »Geheimwaffe« Mikro-Computer für eine vom Computer-Bürokratismus weitgehend freie Gesellschaft einzusetzen.



Das bist Du

Lustige Kinderreime mit Zeichnungen (3-5 Jahre)



Mit deinem Luftballon.
Halt ihn nur fest!
Er fliegt davon,
Wenn du ihn gehen läßt.



Die schwere Tasche

Die Tasche
Ist so schwer.
Sie zerrt dich Hin und her.
Was ist denn drin?
Brot und Butter
Für meine Mutter!



Im Sand

Wir spielen im Sand
Stecken die Hand
Ganz tief hinein,
Dann den Fuß
Und das Bein.
Mein Bruder,
Der ist noch klein!
Ihm läuft der Sand
In die Hosen hinein.



Die neuen Schuhe

Die neuen Schuhe,
Die neuen Schuhe,
Die lassen mir keine Ruhe.
Sie drücken
Und klemmen
Beim Laufen
Und Rennen.
In meinen Strümpfen
Ist schon ein Loch.
Wenn ich auch schimpfe,
So drückt es mich doch!
Da wird mir's nur besser,
Wenn ich barfuß gehe.
Dann tun mir die Füße
Nämlich nicht wehe!



Das Wasser

Im Badezimmer,
Da lachen wir immer.
Es ist so schön,
Im warmen Wasser zu sitzen.
Es macht uns Spaß,
Mit dem Wasser zu spritzen.
Wir werden ganz naß!
Wißt ihr was?
Bei so viel Spaß,
Wird sogar
Der Boden naß.



Ein gutes Frühstück

Ein Ei,
Ein guter Brei,
Ein Glas Milch dazu,
Dann hat dein Magen
Aber Ruh!



Der Zug

Ein Zug
Fährt durch das Land.
Aus dem Fenster
Winkt eine Hand.
Ein Arm
Gehört auch dazu.
Ich glaube, das bist du!



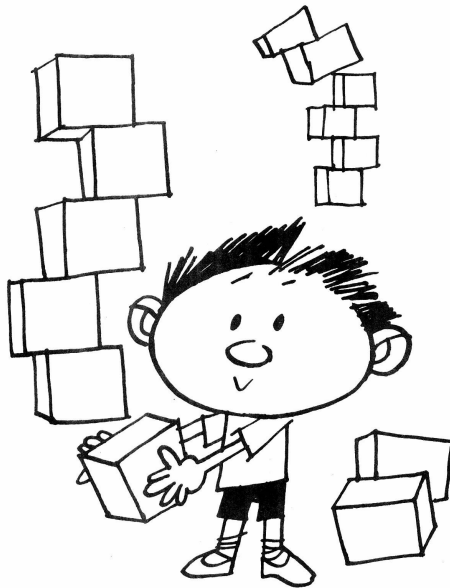
Der Kochlöffel

Wenn der Löffel
Den Topf verhaut;
Das ist schön laut
Und macht mir Spaß.
"Was ist denn das?
Nicht so laut!"
Ruft mein Vater dann,
Weil er den Lärm
Nicht hören kann!



Die Straßenbahn

Die Straßenbahn,
Die ist so lahm.
Sie bleibt stecken
Im großen Verkehr.
Das ärgert sie sehr!



Wir bauen

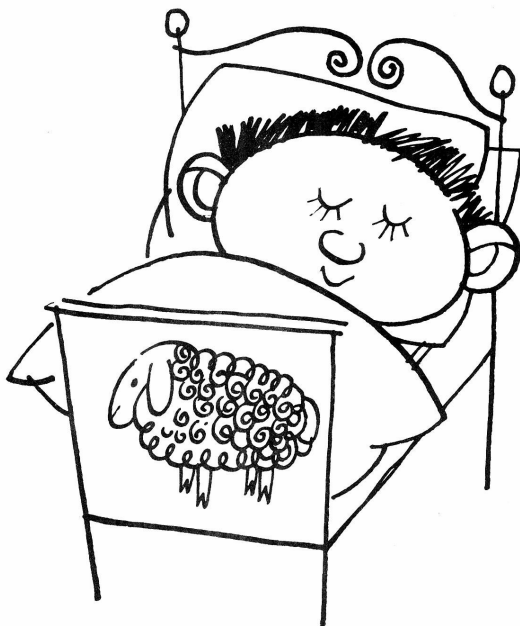
Die Bauklötze
Kann man
Aufeinander setzen:
Erst ein Klotz,
Dann sind es zwei,
Dann drei,
Dann vier.
Immer höher bauen wir.
Doch ganz geschwind,
Kommt jetzt der Wind
Und bläst mit Schwung
Den hohen Turm
Uns wieder um.



Mama

Mama!
Ich mag keine Wurst
Und auch kein Brot.
Ich habe so Durst
Und bin schon halb tot.

Mama!
Halte an meinen Mund
Ein Glas mit Saft!
Der ist so gesund
Und gibt mir Kraft.



Wuschel, Kuschel

Wuschel, Kuschel
Schnell ins Bett!
Wer schläft noch nicht?
Wer hat noch Licht?
Es ist schon spät.
Wuschel, Kuschel
Augen zu!
Wer redet dort?
Wer läuft da fort
Und hält nicht Ruh?
Wuschel, Kuschel
Das Licht geht aus.
Es ist schon dunkel
Im ganzen Haus.



Oma

"Oma,
Schenkst du mir Geld?
Dann kaufe ich mir,
Was mir gefällt."

"Mein Kind,
Du hast so viele Sachen.
Was willst du
Mit dem Geld
Denn machen?"



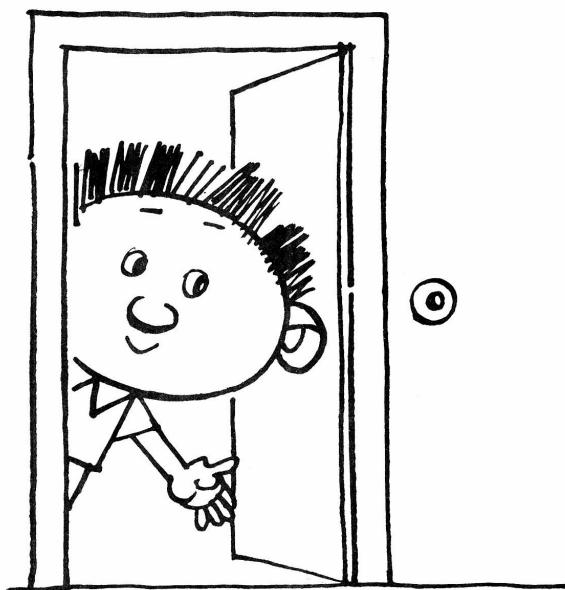
Das süße Eis

Das Eis ist kalt
Und schmeckt so süß.
Das Eis zerläuft gar bald.
Drum schnell geleckt,
Solang es schmeckt.
Die Zunge raus!
Die Zunge rein!
Ei, wie fein.
So wird im Mund
Das Eis ganz warm
Und rutscht hinab
In deinen Darm.



Timo erzählt

Gestern
Rührte die Mutter
Den Teig für den Kuchen.
Da hat sie gerufen:
"Timo, hole mir schnell
Aus dem Kühlschrank ein Ei!"
Ich wollte ihr helfen
Und eilte herbei.
Ich öffnete den Kühlschrank
Und holte das Ei.
Da ist ein Teller
Auf den Boden gefallen.
Ich hörte es knallen
Und ließ vor Schreck
Das Ei noch fallen.



An der Tür

Klingeling,
Die Tür ist zu.
Klingeling,
Was wartest du?
Klingeling,
Die Tür geht auf.
Klingeling,
Du läufst hinein.
Klingeling,
Es ist so schön,
Zu Haus zu sein.



Das Bügeleisen

Das Bügeleisen
Ist heiß
Und unten platt.
Die Hemden sind weiß
Und nicht glatt.
Dann macht
Das heiße Bügeleisen
Die weißen Hemden
Wieder glatt.



Das Bild

Auf einem Blatt Papier
Da malen wir:
Ein Haus mit einem Zaun,
Dahinter einen Baum.
Oben malen wir
Die Sonne dann.
Schaut euch
Dieses schöne Bild nun an!

Lisha lernt Deutsch

Kindertheater für Kindergarten
und Vorschule
um Integration und Deutsch lernen

Personen:

Lisha, Mädchen aus dem Ausland mit ihrer Ente Nilofer;
Mina, ein Mädchen oder Ahmed, ein Junge; Frau Yildirim,
Mutter des Mädchens oder des Jungen; Herr Enders, ein
Nachbar

Bühnenbild:

Das Stück spielt vor einem Haus mit Hof und Vorgarten. Das
Bühnenbild zeigt rechts einen Hof, im Hintergrund das
Wohnhaus, links ist ein Vorgarten, dazwischen ein Durchgang

Deutsch:

Frau Yildirim spricht gebrochen deutsch, wie viele Türken, die
hier leben. Mina/Ahmed ist hier geboren und spricht gut
deutsch, sie/er korrigiert oft die Mutter, was diese nicht mag,
Enders spricht mit Dialekt, regt sich über das schlechte
Deutsch der Ausländer auf. Lisha kommt aus einem fernen
Land und kann nur wenig deutsch, deswegen benutzt sie
auch die Zeichensprache, die Ente kann gut deutsch, hat sie
auf einem deutschen Bauernhof gelernt, von wo sie jedoch
geflüchtet ist, weit weg, bis zu den großen Bergen.



1. Szene: Die Kinder spielen

(Mina/Ahmed kommt mit einem Luftballon, Nachbar Enders sitzt im Stuhl auf der Veranda und macht gerade Mittagsruhe)

Mina/Ahmed: (zu den Kindern) Hallo, gut daß Ihr da seid, mir ist es langweilig. Unser Kindergarten ist wegen Betriebsausflug zu. Meine Mutter putzt die Wohnung und kocht Essen, da kann man es nicht aushalten, dauernd soll ich was wegräumen. Ich weiß aber nicht wohin. Deswegen bin ich verschwunden, will lieber bei Euch sein, hier gefällt es mir viel besser. (wirft den Luftballon hin und her, auch zu den Kindern, die mitmachen können)
Psst (zeigt auf Enders), nicht so laut, das ist unser Nachbar Herr Enders, er wird immer böse, wenn er vom Lärm wach wird.)

Frau Yildirim (von drinnen): Mina/Ahmed Esse! (Mina/Ahmed versteckt sich unter den Zuschauern, der Ruf wird mehrmals wiederholt, schließlich kommt sie selber zu den Zuschauern)
Habt ihr Mina/Ahmed gesehen (Mina/Ahmed macht ‚Psst‘, damit diese nichts verraten, Frau Yildirim ruft weiter, bis Enders wach wird)

Enders: (schreit) Ruhe, was is des vor en streit, immers gleiche, kenne se net amol ruhig sei, Frau Yildirim, bim, bim

Frau Yildirim: Ach, ruhig sein, immer schimpfe, Mina/Ahmed esse musse!, Herr Enders, se, se

Enders: ‚esse musse‘ Frau Yildirim bim bim, esse musse, richtisch deutsch lerne musse, des geht ma awwer uff de nerve.

Mina/Ahmed: (zu den Kindern) Esse musse, wie heißt das richtig??
Ich muß essen
Du mußt essen
Er, sie, es muß essen
Wir müssen essen
Ihr müßt essen
Sie müssen essen
(zur Mutter) Mutter, sag es doch mal richtig, damit die Kinder es Verstehen!

Frau Yildirim: (verärgert) Ich gutt deutsch spreche!

Mina/Ahmed: (falsch, zu den Kindern: Wie heißt das richtig??)
Aha, ich spreche gut deutsch! – Also Mutter, sags richtig!

Enders: Ach, was redet ihr da? Isch sprech gut deutsch, des is halt Dialekt.

Mina/Ahmed: (lacht, zu den Kindern: lacht mal alle) Der kann auch kein richtiges deutsch,

obwohl der alte Enders hier in die Schule gegangen ist. Da schimpft er mit meiner Mutter, die hier nicht zur Schule gegangen ist und als sie aus der Türkei hierherkam erst deutsch lernen mußte.

Enders: (verärgert, auf Frau Yildirim zeigend)
Ach was, die werd nie richtig deutsch lerne und wenn se noch so lang hier is, die Frau Yildirim, bum, bum

Frau Yildirim: (zu Enders) Un der auch net richtig kenne deutsch, der Herr Enders, sa, sa. (geht ab)

Enders: Und jetzt Ruhe, isch mach moin Mid-ags-schlof!

Mina/Ahmed: Kinder versteht ihr den, Herr Enders muß wieder in die Schule und richtig deutsch lernen. Wie heißt das richtig??
Ich mache meinen Mittagsschlaf!

Enders: Du frech Ding! (will sie fangen)

Mina/Ahmed: (wirft ihm den Luftballon zu, Enders wehrt ihn linkisch ab, so geht es einige Male hin und her)

Frau Yildirim (von drinnen) Mina/Ahmed, es gibt Essen!

Mina/Ahmed: (laut) Es gibt Essen. Meine

Mutter kann auch einen Satz Richtig sagen.
Habt ihr gehört.

Ja, Mutter ich komme zum Essen! (geht ab)

Enders: Ruhe jetzt! Ich geh mal was trinken!
(geht auch ab)

Lied: Hänschen klein

Hänschen klein ging allein
in die weite Welt hinein.
Stock und Hut steh'n ihm gut,
ist gar wohl gemut.
Aber Mama weinet sehr,
hat ja nun kein Hänschen mehr.
Da besinnt sich das Kind,
Läuft nach Haus geschwind!

2. Szene: Lisha und die Ente Nilofer

(schaut etwas ängstlich umher als sie die Kinder sieht)

Ente: Quack, quack, ich bin die Ente Nilofer und habe mit meiner Freundin Lisha eine weite Reise gemacht vom den großen Bergen bis hierher.

Lisha: (setzt sich auf den Hocker, hebt die Ente auf den Tisch, Seufzt und ist müde von der langen Reise)

Frau Yildirim (von drinnen): Mina/Ahmed, Teller leer esse!

Mina/Ahmed: Ich habe aber keinen Hunger, lieber gehe ich zu den Kindern in den Hof.
(kommt heraus, sieht Lisha und die Ente)
Nanu, wer seid ihr denn??

Ente: Quack, quack, ich bin die Ente Nilofer und das ist meine Freundin Lisha, wir kommen von den großen Bergen.

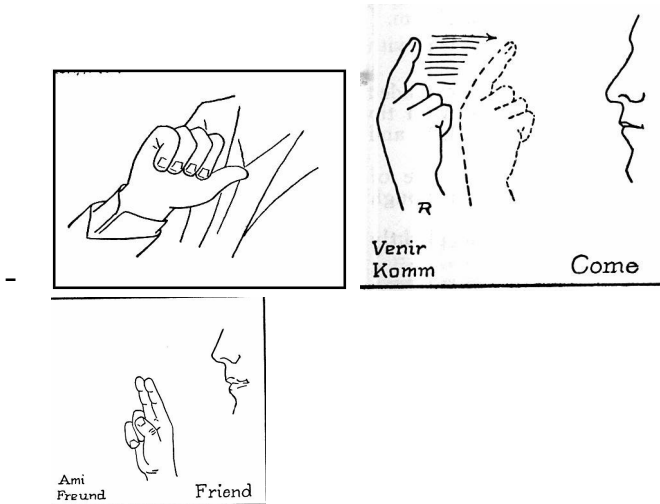
Mina/Ahmed: (überrascht) Was ist das? – Eine Ente, die sprechen kann, und dann noch richtiges Deutsch. Kommt von weither, von den großen Bergen.

Ente: Quack, quack, war früher in Deutschland, auf einem Bauernhof, wo ich Deutsch gelernt habe. Ich wurde verfolgt und hatte Angst. Da bin ich weggefliegen, weit, immer weiter und Weiter, bis zu den großen Bergen. Als ich schon ganz müde war und nicht mehr weiter fliegen konnte, da hat mich Lisha gefunden und mich mitgenommen.

Mina/Ahmed (zu Lisha): Willkommen bei uns, wir werden uns bestimmt gut verstehen.

Lisha: (macht Zeichensprache)

- Daumen auf sich gerichtet (ich)
- Erhobenen Zeigefinger bewegen (komme)
- Zeige- und Mittelfinger hochheben (Freundschaft)
- Daumen auf Kinder zeigen (mit euch)



Mina/Ahmed: (verduzt) Was sagt die denn?
 (schaut sich ratlos um) Kinder habt ihr das
 verstanden?? Versucht die Zeichen
 nachzumachen.

Ente: Quack, quack. Lisha kann die
 Zeichensprache, die wird überall verstanden

Lisha: (versucht sich in Deutsch) Ich kommen
 Freundschaft ihr??

Ente: Quack, quack, Lisha falsch, habe Dir oft
 erklärt, daß man nicht Infinitiv sagen kann: Ich
 komme in Freundschaft zu Euch!
 (Diskussion mit den Kindern über die korrekten
 Worte)
 Quack, quack, Lisha muß das richtig lernen, habe
 ich ihr immer
 Gesagt, quack, quack (immer lauter)

(Enders kommt böse aus der Wohnung)

Enders: Was soll das Gegacker, die Mittagsruhe muß eingehalten Werden. Weg da, verschwindet!

Lisha: Mann böse!

Mina/Ahmed: Ach, das ist unser Nachbar Enders, der schimpft immer!

Ente: Quack, quack, der Mann ist böse, in den großen Bergen sind die Leute nett und freundlich zueinander. Niemand schimpft mit den Kindern.

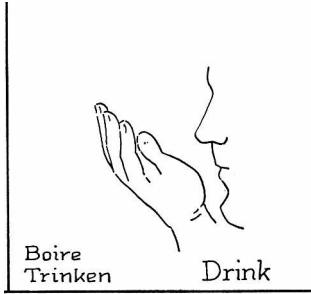
Enders: (schaut verdutzt auf die Ente) Was is dös, a ent die redde kann, ha, ha. (zu Lisha) Wo kumscht du denn her??
(Lisha schaut verdutzt, versteht nichts)

Ente: Quack, quack, nichts verstehen, richtig deutsch reden lernen, du muß in die Schule

Enders: (böse) Freche Ent, ich geh doch net mehr in die schul! Hab genug gelernt!

Mina/Ahmed: Herr Enders muß richtig deutsch lernen, Herr Enders muß richtig deutsch lernen.
(Enders winkt ab und geht)

Lisha: (macht Zeichen für trinken, hebt hohle Hand zum Gesicht)



Mina/Ahmed: (macht es nach) Ach, verstehe, Lisha will trinken. Ich hole dir etwas. (geht ins Haus)

Ente: Quack, quack, ich will auch was zu trinken, niemand denkt an eine Ente, Kinder habt ihr was zu trinken?? – Quack, quack.

(Mina/Ahmed kommt mit einem Glas)

Mina/Ahmed: Hier, das Glas (Lisha trinkt)

Mina/Ahmed: Komm ich zeige Dir meine Spielsachen. (nimmt Lisha mit ins Haus) (Ente bleibt allein)

Lied: Eine Seefahrt, die ist lustig

Eine Seefahrt, die ist lustig,
Eine Seefahrt, die ist schön,
Denn da kann man mit den Wellen
An der Reling schaukeln geh`n.

|: Hol-la-hi, hol-la-ho,
Hol-la-hi-a hi-a hi-a, hol-la-ho. :|

Kurze Pause

3. Szene: Die Ente verschwindet

(Enders kommt wieder auf die Veranda, setzt sich auf seinen Stuhl)

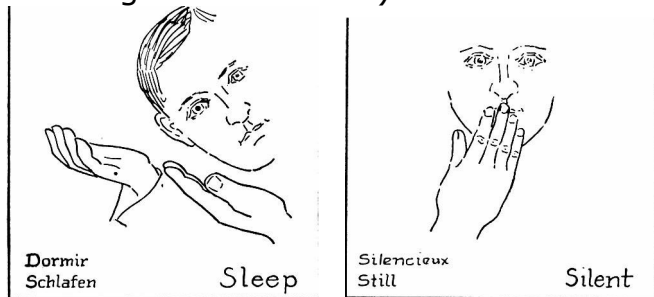
Enders: So, jetzt will ich awwer mein Mittagsschlof mache! Seid bloß ruhig, sonst kennt er awwer was erlebe.

Ente: (laut) Quack, quack, awwer, awwer

Enders: Wer is den des, die komische Ent ...

(auf der anderen Seite kommen Mina/Ahmed und Lisha)

Lisha: (schaut um die Ecke, wo der Nachbar schläft, macht Zeichensprache zu Nilofer: beide Hände zu Seite mit Handflächen nach innen und den Kopf geneigt als Zeichen für schlafen, dann mit Finger der Handfläche zum Mund, um Schweigen anzudeuten) Psst!



Mina/Ahmed: Habt ihr alle verstanden, unser Nachbar schläft, da nüssen alle ruhig sein.

Ente: (laut) Quack, quack, ruhig sein.

(Frau Yildirim schreit, Mina/Ahmed hol der Ente Nilofer etwas Wasser!)

Ente: Quack, quack, hier sind die Leute doch nett, wenn eine Ente sogar Wasser bekommt. Früher auf dem Bauernhof waren die Leute nicht so nett

(Mina/Ahmed kommt mit dem Wasser zurück)

Mina/Ahmed: (zu den Kinder) Aber jetzt wollen wir Lisha helfen, schnell etwas deutsch zu lernen, die Zeichensprache ist doch zu wenig. Wie fängt man an: (Lisha sagt alles nach)

Ich und Du

Ich will, du willst

Ich will trinken, du willst trinken

Ich will Wasser trinken, du willst Wasser trinken

Ich will keine Suppe essen, du willst keine Suppe essen!

Aber aufpassen:

Heute will ich (nicht: ich will) keine Suppe esse!

Heute willst du (nicht: du willst) keine Suppe essen!

Enders (wird wach) Wo gibt es Supp!

Ente: Quack, quack, Supp, Blubb, Supp Blubb!

Mina/Ahmed: Also Herr Enders, jetzt sagen Sie es richtig: Wo gibt es Suppe

Enders (wiederholt) Wo gibt es Suppe!

Ente: Quack, quack, Enders kann es doch, kann

es doch ...

Enders: (geht zur Ente, fährt ihr zum Schnabel) Ich bind dir noch dein Schnawwel zu!

Mina/Ahmed: Schnawwel, sagen sie es doch richtig: Schnabel!

Lisha: Schnabel

Mina/Ahmed: (jetzt alle) Schnabel!!

Ente: Quack, quack, Schnabbel, Babbel, Krabbel

Lisha: (macht Zeichensprache: Finger der Handfläche vor den Mund für Still) Still!!



Mina/Ahmed: Nilofer sei still, Lisha muß richtig deutsch lernen und die Kinder wissen doch auch, was richtig ist.

Enders: (unwirsch) Genuch, ich will nix mehr höre!

Frau Yildirim(kommt hinzu): Nix höre, nix höre, warum nix höre??

Enders: Alle schreien se rum, die Nachbarn

sinn zu laut!

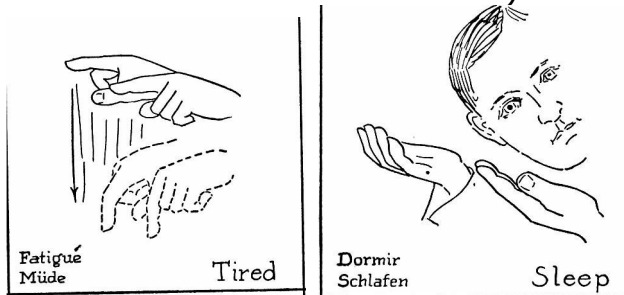
Frau Yildirim: (geht auf Enders los) Nix zu laut, du jetzt still!
(Enders verschwindet im Haus) So,
Mina/Ahmed, jetzt Aufgaben machen:

Mina/Ahmed: Aber Mama, sag es doch richtig:
Jetzt mußt du Aufgaben machen.

Frau Yildirim: Jetzt mußt du Aufgaben machen!

Mina/Ahmed: Richtig, prima! (beide gehen ab)

Lisha (setzt sich auf den Hocker, macht Zeichen für müde und schalfen): Nickt ein!



(Enders kommt leise)

Enders: Do sinn die beide, die Ente schnapp ich mir, kommt in de Keller (nimmt schnell die Ente und verschwindet)

Lisha: (wird nach eine Weile wach) Nilofer,

Nilofer

(schaut sich verzweifelt um, zu den Kindern)

Ich suchen Nilofer, Richtig??? Ah, Ich suche Nilofer ... (geht ab)

Lied: Fuchs Du hast die Gans gestohlen ...

Fuchs, du hast die Gans gestohlen

Gib sie wieder her

Gib sie wieder her

Sonst wird dich der Jäger holen

Mit dem Schießgewehr

Sonst wird dich der Jäger holen

Mit dem Schießgewehr

Kurze Pause

4. Szene: Nachbar Enders

(Enders kommt auf die Veranda, spricht zu den Kindern)

Enders: So, jetza hub i de Ent in de Keller gesperrt!

(Mina/Ahmed kommt hinzu)

Mina/Ahmed: Herr Enders, sagen Sie es doch auch einmal richtig, damit es alle verstehen: Jetzt habe ich die Ente in den Keller gesperrt! Auf, richtig sagen (bezieht Kinder mit ein)

Enders: (widerwillig) Jetzt hab ... habe ich die

Ent ... Ente In den Keller gesperrt.

Mina/Ahmed: Seht Kinder, er kann's doch richtig sagen, wenn er sich Mühe gibt. Aber wieso haben Sie die arme Ente in den Keller gesperrt?

Ente: (schreit im Keller) Quack, quack, Hilfe ich will raus!!

Mina/Ahmed: (zu Enders) Auf, holen Sie gleich die liebe Ente aus dem Keller, damit sie wieder bei uns ist.

Enders: Die frech Ent ...

Mina/Ahmed: Richtig sagen: Die freche Ente ...

Enders: Die freche Ente soll im dunklen Keller bleiben, bis Sie ruhig ist und vor allem nicht ständig dazwischen redet.

Mina/Ahmed: Warum darf man nicht dazwischen reden, wenn man was sagen will? Kinder, was denkt ihr? Die Ente ist doch lieb! Also lassen Sie die Ente sofort frei. (stellt sich drohend vor Enders)

(Frau Yildirim kommt hinzu)

Frau Yildirim: Herre Enders, se, se, du nix due mein Kind!

Enders: Ach, Frau Yildirim, bim bim, ich nix due

dein Kind, reden se doch endlich mal richtig deutsch:
Sie sollen meinem Kind nichts tun! Nicht du ... das ist unhöflich!

Mina/Ahmed: Genau, so ist das richtig, also Mama, jetzt sag es auch richtig.

Frau Yildirim: Sie solle... sollen meine ... meinem Kind nichts tun.

Ente: (schreit im Keller) Quack, quack, Hilfe, Hilfe

Frau Yildirim: Hilfe, wer brauchen Hilfe?

Mina/Ahmed: Der böse Herr Enders hat die Ente im Keller eingesperrt, weil sie immer gackert!

Frau Yildirim: Böse Mann, diese Enders, se, se. Hole Ente von Keller.

Mina/Ahmed: Mama sag's doch richtig: Holen Sie ... nicht hole ... das ist unhöflich .. die Ente aus dem Keller!

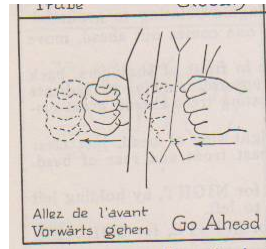
Frau Yildirim: Herr Enders, se, se, Holen Sie die Ente aus dem Keller!

Lisha: (kommt hinzu) Ente weg!

Ente: (schreined) Quaaak, quaaak, holt mich

hier raus!

Lisha: (verzweifelt) Nilofer, Nilofer, (macht Zeichen für hören und vorwärts gehen)



Mina/Ahmed: Nilofer wir suchen dich.

Enders: Niemand kommt in mein Haus und in mein Keller. Ich schließe jetzt die Tür ab.

(geht schnell ab)

Mina/Ahmed: Mama, hilf doch Nilofer, wir müssen sie befreien.

Lisha: Nilofer, Nilofer (macht wieder Zeichen für vorwärts gehen)

Frau Yildirim: Ich gehe in Wohnung und rufe Polizei. (geht ab)

Mina/Ahmed: (zu den Kindern) Ach, wer weiß wie lange das dauert, bis die Polizei kommt.

Ente: (schreit) Quaaak, quaaak, ich will endlich

raus!

Mina/Ahmed: Wir warten noch etwas ab, bis Herr Enders seinen Mittagsschlaf macht, dann werden wir Nilofer befreien.

Komm Lisha, wir verstecken uns und warten noch.

(gehen unter die Kinder)

Lied: Old McDonald had a farm ..

Old McDonald had a farm, hiahiaho
and on his farm he had some ducks, hiahiaho
with a quak quak here and a quak a quak there
here a quak , there a quak, eveywhere a quak
quak

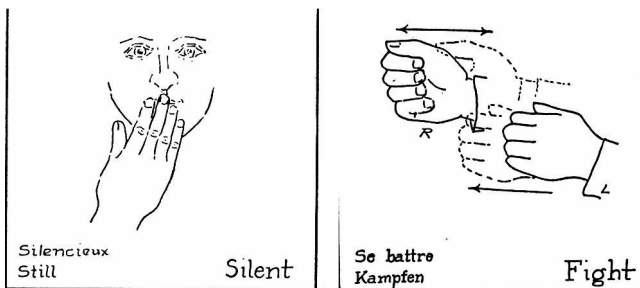
5. Szene: Die Befreiung

(Enders kommt aus dem Haus, setzt sich auf den Stuhl)

Enders: So, jetzt ist alles ruhig, die Ente schläft im dunklen Keller. Mal sehen, was ich mit der mache. Eine sprechende Ente, das ist Etwas besonderes. Ich binde ihr die Flügel zusammen, damit sie nicht wegfliegen kann. Dann nehme ich mir einen Stand auf dem Jahrmarkt und locke die Leute an: Kommen Sie alle herein und bewundern Sie die sprechende Ente, einmalig, das müssen Sie gesehen und gehört haben.

Alle Leute müssen Eintritt bezahlen, 1 €, nein, 2 €, noch zu wenig 5 €. Dann werde ich reich
(nickt ein, scharcht leise vor sich hin)

Lisha: (taucht unter den Kindern auf, macht Zeichen für still sein und für kämpfen)

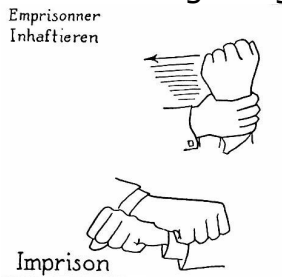


Mina/Ahmed: (taucht auch unter den Kindern auf, flüstert leise)

Psst, still, jetzt werden wir kämpfen und Nilofer befreien.

(Lisha und Mina/Ahmed schleichen sich an, Enders bewegt sich zwischendurch, beide verstecken sich)

Lisha: (bei dem schlafenden Enders, macht Zeichen für gefangen nehmen)



Mina/Ahmed: (flüsternd) Wir binden ihn fest, damit wir Nilofer befreien können!
(Lisha und Mina/Ahmed binden Enders am Stuhl fest, dann verschwinden beide im Haus, um Nilofer zu befreien)

Enders: (bewegt sich, wacht auf) Was ist das, ich bin ja gefesselt.
Wer war das? (schaut auf die Kinder) Macht mich sofort los! Jetzt hole ich die Polizei.
(schreit) Polizei, Polizei ...

Frau Yildirim: Wo ist die Polizei?? – Herr Enders, sa, sa. Sie sind ja gefesselt.

Enders (jammernd): Ich armer , alter Mann, habe nichts getan und werde gefesselt!

Frau Yildirim: Sie haben bestimmt etwas getan!

(Lisha und Mina/Ahmed kommen mit Nilofer)

Ente: Quaaak, quaak, hallo ihr Kinder, bin wieder frei, Lisha
Und Mina/Ahmed haben mich aus dem dunklen Keller geholt. Es war schrecklich, ganz allein im dunklen Keller.

Frau Yildirim (zu Enders): Also haben Sie doch was Böses getan!

Mina/Ahmed: (zu den Kindern) Habt ihr's gehört, meine Mama hat alles richtig gesagt. Sie

kann jetzt richtiges Deutsch, weil sie sich anstrengt und auch genau hinhört, was die andern sagen. Dann muß man auch überlegen, was richtig ist, nicht einfach etwas sagen. Man kann auch ruhig jemand fragen, der gut Deutsch kann, was richtig ist.

Ente: Quack, quack, ihr könnt mich fragen, wenn ihr etwas wissen wollt, wenn eine Ente schon richtig deutsch lernen kann, dann Schafft ihr es doch auch. Oder helft andern, die noch nicht richtig deutsch können, indem ihr ihnen die falschen Wörter richtig vorsagt, damit sie das nächste Mal aufpassen und es richtig sagen.

Lisha: Auch ich kann schon besser deutsch und Nilofer wird mir helfen, wenn ich Fehler mache.

Frau Yildirim: So, jetzt wird aber Herr Enders wieder losgebunden!

Mina/Ahmed: Aber was bekommt er für eine Strafe?

Ente: Im Keller habe ich einen Schatz gesehen, den muß er hergeben und alles wird an die Kinder verteilt.

Enders: (mein Schatz, mein Schatz, habe solange gespart)

Frau Yildirim: Den geben Sie jetzt den Kindern, sagen Sie ja!!

Enders: (zähneknirschend) Ja, Ja, macht mich endlich los!

(Frau Yildirim bindet ihn los, Mina/Ahmed und Lisha holen den Schatz)

Ente: (schreit) Heiraten, Heiraten!

(Enders und Frau Yildirim schauen verduzt, Mina/Ahmed und Lisha kommen mit dem Schatz zurück – Bonbons oder Golddukaten aus Schokolade)

Lisha: Nilofer, wer soll heiraten??

Ente: (schreit) Heiraten, Heiraten ... (zeigt an, daß Frau Yildirim und Enders gemeint sind)

Mina/Ahmed: Meine Mama und Herr Enders sollen heiraten???

(zu den Kindern) Was denkt ihr?? Sollen die beiden heiraten??

Ente (schreit wieder) Heiraten, Heiraten!

(Enders und Frau Yildirim gehen aufeinander zu, dann umarmen Sie sich)

(Jetzt werden die Bonbons bzw. das Schokoladen-Geld an die Kinder verteilt)

ENDE

Lisha Lied

Sie kommt aus einem fernen Land,

von ganz weit her in unsre Stadt.

Oh, Lisha wurde sie genannt,

und eine Ente bei sich hat.

Lisha, Lisha

Lisha (Kinder: Lisha), Lisha (Kinder: Lisha)

Lisha, ist da

Sie muss ja hören und verstehn,

weil sie so vieles lernen kann

doch wird sie in die Schule gehen

und findet ihre Freunde dann!

Lisha, Lisha

Lisha (Kinder: Lisha), Lisha (Kinder: Lisha)

Lisha, ist da



„Internet Kids“ – Migranten-Kindertheater für Kitas und Schulen bis 10 Jahre

Kulissen: 3-teilig, Rückwand 2m hoch x 2m breit, davor zwei kurze Kulissen je 2m hoch x 1 m breit mit Kindermotiven und den Liedertexten, damit die Zuschauer später besser mitsingen können.

Ausstattung: auf einem Ständer ein Laptop mit Maus und mobilem Internet, gegenüber ein kleiner Tisch mit Hocker. Auf dem Tisch einige Bücher und Hefte.

1.Szene: Samira und Gockel Hahn

(Samira erscheint mit einem Stoff-Fußball und spielt mit den Zuschauern.)

Samira: Hallo, ach welcher Tag ist denn heute? – Wisst ihr, ich komme aus Kokonesien, kennt ihr Kokonesien? – Ach, das ist weit weg, hinter dem Meer.

Ja, und dort vergessen die Leute ständig alles, und ich vergesse ja auch alles.

(blättert in den Büchern). Weiß jemand, was ich für Aufgaben für die Schule machen soll?? – Habe ich natürlich auch vergessen. In Kokonesien wird alles im Internet gespeichert, auch die Aufgaben, da kann man nachschauen.

Was mach ich denn nun? Jetzt hab ich auch noch vergessen, wie man ins Internet kommt! Hm, ich schreie einfach um Hilfe, Hilfe, Hilfe

(schreit immer lauter mit den Kindern, bis Gockel Hahn mit Kopfschmuck auf seinem Skateboard erscheint)

Gockel Hahn: Was schreit ihr denn so, da platzen einem die Ohren. Bin Gooockel Hahn (oder auch ‚Google‘ Hahn), der fliegende Bote im Internet, der überall hinsaut, wo Hilfe gebraucht wird.

Samira: Hallo, Gockel Hahn, ein Glück, dass du kommst. Ich heiße Samira und gehe in die Schule. Aber ich vergesse alles,

weil ich aus Kokonesien komme.

Gockel Hahn: Ach, Kokonesien, da bin ich oft, weil die Leute alles vergessen und Hilfe brauchen. Die stehen mitten im Supermarkt und haben vergessen, was sie einkaufen wollten. Könnt ihr euch das vorstellen?

Samira: Aber Gockel Hahn, ich muss dringend meine Aufgaben für die Schule machen, habe es jedoch vergessen.

Gockel Hahn: Also Samira, das ist wirklich schlimm. Weiß hier jemand, was Samira für Aufgaben machen soll? – Na gut Samira, lass uns einfach deine Klassenkameraden fragen, wir können ja mit Ihnen chatten. Kennt ihr chatten?

(wendet sich an die Kinder) Beim chatten kann man sich mit seinen Freunden direkt übers Internet unterhalten. Das geht ganz einfach.

Samira: *Super Idee!* Komm, Gockel Hahn, wir gehen ‚chatten‘. (Sie gehen zum Laptop, wo Gockel Hahn etwas eingibt. Aber man merkt dass er nicht gut sieht. Es kommen verschiedene Antworten: Ciao, Merhaba, Moshimoshi).

Was ist das? – Ciao, ciao, wer versteht das? – Da ist italienisch: Hallo!

Gockel Hahn: Da sind wir ja in Italien gelandet, ruck zuck über Internet.

Samira: Aber das war nicht meine Freundin Lina, sondern jemand anders.

Gockel Hahn: Probieren wir’s nochmal. Ich mach das schon. (gibt wieder ein)

Samira: Was kommt den jetzt: Merhaba! – Kinder wer versteht das? Aha, das ist türkisch: Hallo! – Wo sind wir denn gelandet? – In der Türkei!

Gockel Hahn: So, jetzt ‚chatten‘ wir mit deiner Freundin Kiki. (gibt ein) Kikeriki)

Samira: Was ist das jetzt: Moshimoshi – versteht das jemand – ist wohl japanisch für Hallo. Wieder falsch gelandet.

Gockel Hahn: Dann rufen wir einfach deinen Lehrer an. Wie

heißt er denn??

Samira: Herr Brinkmann. (ruft an) Hallo Herr Brinkmann, hier ist Samira, Ihre Schülerin. Ich bin gerade mit Gockel Hahn zusammen. Was? Ob ich im Hühnerstall bin. Nein, im Internet, Gockel Hahn ist der fliegende Bote im Internet.

Ich habe die Aufgaben vergessen. Was alles herausfinden über ein Tier, das die Farbe wechseln kann. Ach, so. Danke Herr Brinkmann.

Gockel Hahn: Ein netter Lehrer, der Herr Brinkmann. Aber Samira, welches Tier soll das sein. Weiß das jemand von den Kindern??

Samira: Ach ich frage das Internet, das weiß doch alles. (geht zum Laptop und gibt ein) Also, eine Tier, das die Farbe wechselt: da ist es, das Chamäleon.

Gockel Hahn: (ist stolz) Kikeriki, Wow, das Internet weiß alles und spricht alle Sprachen.

Das ist so toll! (wendet sich an die Kinder) Wollen wir zusammen das Lied vom Internet singen?

Komm Samira, wir singen es den Kindern mal vor.

Lied vom Internet: (zusammen mit den Kindern)

(Melodie: Ein Vogel wollte Hochzeit machen!)

Für's Internet, für's Internet,

brauch ich ne Maus und ein Mousepad!

Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

Im Internet, im Internet,

da lernt man viel, das geht perfekt!

Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

Das Internet, das Internet,

ist ganz schön schlau, das find ich fett!

Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

Das Internet, das Internet,

spricht alle Sprachen, das ist nett!

Mit nem Klick, klick klick...

Gockel Hahn: Wow, das habt ihr toll gemacht (zu den Kindern)
So und nun los Samira, jetzt sausen wir durch das Internet und
suchen das Chamäleon. (geht zum Laptop und gibt etwas ein,
aber er sieht nicht gut)

Ka, Kame, wupp, auf geht's.

Samira: Aber den Fußball nehme ich mit. Überall in der Welt
wird Fußball gespielt. Da findet man ganz schnell Kontakt und
Freunde.

(Samira und Gockel Hahn fahren mit dem Skateboard durch den
Raum und singen zusammen mit den Kindern:)

**Die Karawane zieht weiter, der Hahn muss jetzt gehn,
der Hahn muss jetzt gehn, der Hahn muss jetzt gehen**

2. Szene: Samira, Gockel Hahn, Kamel

(Kulissen und Ausstattung wie vorher, aus dem Hintergrund
ertönen Geräusche)

Während Samira und Gockel Hahn auf dem Skateboard durchs
die Zuschauer fahren auf ihrer Reise durch das Internet, schiebt
sich die mobile Kulisse mit dem Wüstenmotiv nach vorne.

Dahinter das Kamel, das ab und zu den Kopf zeigt.

Samira: Ohh Gockel Hahn, wir sind ja in der Wüste
gelandet? Da hinten schau mal, ist das ein Chamäleon?

Gockel Hahn: Hmm, ich glaube nicht, was meint ihr Kinder?
Komisch komisch, das verstehe ich nicht. ich habe doch
Chamäleon eingegeben. Irgendwo muss hier eins sein. Lass uns
mal schauen!

(schauen sich fragend um und Samira geht zum Laptop)

Samira: Du hast dich vertippt. (schaut auf den Laptop)

Kamel, steht da, nicht Chamäleon! Deswegen sind wir
mitten in der Wüste gelandet.

(Das Kamel steckt hinter der Wüste immer wieder den Kopf
hervor, brummt und knurrt böse, weil es sich über irgendetwas
furchtbar aufregt)

Gockel Hahn: (geht vorsichtig heran) Ich werde mal versuchen, mit dem Kamel Kontakt aufzunehmen. Nur welche Sprache spricht ein Kamel, auch im Internet gibt es keine Kamel-Sprache.

(versuchen mit dem Ball zu spielen, aber das Kamel hat kein Interesse mit zu machen)

Samira: Vielleicht versuchen wir es mal mit Englisch, das wird doch in der ganzen Welt verstanden. (geht zum Kamel und fragt vorsichtig)

Do you speak English??

Kamel: (lacht schallend) Ihr könnt ruhig Deutsch mit mir reden.

Gockel Hahn: Was ein Kamel, das Deutsch spricht, das habe ich im ganzen Internet noch nicht erlebt. Wie kommt denn das?

Kamel: Ich war in Deutschland in einem Zoo. Und da haben alle Tiere einen Deutschkurs gemacht, um sich besser verständigen zu können. Das war toll!

So konnte ich mich sogar mit den Eisbären und mit den Löwen unterhalten.

Samira: Wow, das ist ja klasse. Und wieso bist du jetzt wieder in der Wüste. Hat es dir in Deutschland nicht gefallen?

Kamel: Doch, doch! Nur im Winter ist es kalt, sehr kalt, viel zu kalt! Brrrrrr! (schüttelt sich) Da ist es hier in der Wüste besser. (plötzlich fängt das Kamel wieder an zu schimpfen).

Aber dieses verdammte Internet, nichts geht, ständig wird man hereingelegt. Dabei hab ich sooo einen Hunger. Wo bleibt sie denn nur? Vielleicht haben sie an die falsche Palme geliefert (schaut sich auf der Bühne um) Oh wie mein Magen knurrt...

Gockel Hahn: Aber liebes Kamel, was ist den passiert, ich bin Gockel Hahn der Helfer im Internet. Auch meine Freundin Samira wird dir helfen. Was ärgert dich so?

Kamel: Ich habe mir über das Internet eine Pizza bestellt und die kommt nicht.

Samira: (zu den Kindern) Eine Pizza in die Wüste bestellen , Kinder,

habt ihr das schon einmal gehört.

Kamel: Also, im Internet stand, dass die Pizza in ‚tutto el mondo‘ geliefert wird und das bedeutet : in alle Welt!“

Samira: Ich rufe jetzt Lehrer Brinkmann an und frage was man da machen kann.

(telefoniert) Hallo Herr Brinkmann, wir sind hier mitten in der Wüste und haben ein Kamel getroffen. Das ist furchtbar böse, weil es über das Internet eine Pizza bestellt hat und die kommt nicht. Was? – das geht nicht, niemand liefert eine Pizza in die Wüste.

Kamel: Ach, es ist schlimm, wie man vom Internet betrogen wird.

Gockel Hahn: Ach, liebes Kamel, was können wir denn machen, damit du auf andere Gedanken kommst und deinen Hunger vergisst?

Kamel: Wir können mein Lieblingslied singen! Das Lied vom Kamel! Habt ihr Lust?

Samira: Na klar, das ist eine tolle Idee, Kommt Kinder wir singen alle mit!

Singen das **Lied von dem Kamel** (Text steht auf einer der Kulissen).

(Melodie: Eine Seefahrt, die ist lustig!)

In der Wüste gibt's Kamele, in der Wüste ist es heiß,
denn hier gibt es keinen Schatten und da rinnt auch schon der
Schweiß.

Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-hia, Hola-ho,
Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-ho

In der Wüste gibt es Palmen, in der Wüste gibt es Sand,
ja da kann man sehr schlecht laufen, na das ist ja allerhand!

Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-hia, Hola-ho,
Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-ho

In der Wüste gibt's kein Wasser, in der Wüste hat man Durst,
aber ich kann Wasser speichern und deshalb ist mir das Wurst!

Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-hia, Hola-ho,
Hola-hi, Hola-ho, Hola-hia-hia-hia, Hola-ho
(Plötzlich ein Ruf: Einmal die Pizza Nr. 3 für Herr Kamel! Die
Pizza wird gebracht)

Kamel: (hüpft vor Freude) Meine Pizza, das ist ja toll. Das
Internet kann doch alles! Jetzt kann ich endlich meine
Lieblingspizza essen, die mir in Deutschland so gut geschmeckt
hat. (geht mit der Pizza ab und nimmt die mobile Wüsten-
Kulisse mit)

Samira: Na, das war aber ein verrücktes Kamel. Jetzt hab ich
vor lauter Aufregung total vergessen, was wir eigentlich suchen!
(fragt die Kinder)

Danke Kinder, komm Gockel Hahn, jetzt müssen wir das
Chamäleon suchen.

Ich glaube ich tippe das besser im Internet ein. Du siehst doch
nicht gut.

Gockel Hahn: Ach was, Samira, ich mach das schon, ich muss
nur näher rangehen. (tippt ein) Kam, Kamm... (wupp sausen
beide mit dem Skateboard los)

Gesang: Die Karawane zieht weiter ..., Text auf der Kulisse.

**Die Karawane zieht weiter, das Kamel muss jetzt gehn,
das Kamel muss jetzt gehn, das Kamel muss jetzt gehen.....**

3. Szene: Kamm-Ali aus dem Bazar (mit bunter Weste)

(Aus dem Hintergrund ertönt Stimmengewirr, wie auf einem
orientalischen Basar.)

Kamm Ali kommt von hinten aus den Kulissen, hantiert mit
seinen Kämmen, sieht Samira und Gockel Hahn auf dem
Skateboard, versucht ihnen die Haare zu kämmen)

Samira: Also, Gockel Hahn, wo sind wir denn jetzt, gelandet?

Gockel Hahn: Hmmm, vielleicht bei einem Kamm-Verkäufer?.
Was der wohl für eine Sprache spricht? Ich versuch's mal

wieder mit Englisch. Hello, do you speak English?

Kamm-Ali: (schaut verwundert drein) Hä, was Du gesagt? Ich Kamm-Ali auf diesem Bazar! Ich sprechen Deutsch, ich haben in Deutschland gearbeitet.

Samira: Das ist ja toll, da muss ich gleich Lehrer Brinkmann anrufen.

(telefoniert) Hallo, Herr Brinkmann, wir sind auf einem Bazar bei Kamm-Ali. Der spricht Deutsch, weil er in Deutschland gearbeitet hat. Ja, es ist abenteuerlich, wo wir im Internet überall landen! Das ist gefährlich?

Sie machen sich Sorgen? Aber Gockel Hahn ist doch dabei, er kennt sich im Internet aus. Ja, ja wir passen auf.

Kamm-Ali: (geht unter die Kinder) Hier, kauft Käämme, wunderschöne Käämme, damit ihr jeden Tag euer Haare käämmen könnt. Hier ein schöner Kamm (hält ihn hoch), nur 5 Euro!

Gockel Hahn: Aber Kamm-Ali, das ist aber teuer, in Deutschland ist das viel billiger.

Samira: (beginnt zu Handeln) Los Kinder, jetzt wird gehandelt, ich biete 2 Euro.

Kamm-Ali: (ist entsetzt) 2 Euro, das geht doch nicht, ich habe Frau und Kinder, kann nicht für 2 Euro verkaufen. Dann kein Geld verdienen für Essen. Höchstens 4, 50 Euro!

Samira: Ach, immer noch viel zu teuer! Ich biete 2,50 Euro! (Kamm-Ali wehrt ab)

Gockel-Hahn: (zu den Kindern) Kennt ihr das Lied vom Kamm? Das singen wir jetzt zusammen, vielleicht wird es dann billiger.

Lied vom Kamm (steht auf einer der Kulissen),
(ein Abklatsch-Lied. Melodie: Bei Müller's hat's gebrannt.)
Samira, Gockel Hahn gehen unter die Kinder zum Abklatschen, Kamm-Ali legt die Tasche mit den Käämmen auf den Ständer, klatscht dann mit)

Bei mir da gibts nen Kamm Kamm Kamm (hält einen Kamm hoch)
Da stehn die Haare stramm stramm stramm (hält den Kamm hoch)
Die Zinken sind so fein fein fein (hält einen feinen Kamm hoch)
Genauso muss das sein sein sein (streicht mit den Fingern über den Kamm)
Es gibt ihn auch in blau, blau blau (hält einen blauen Kamm hoch)
Natürlich auch in grau, grau grau (hält einen grauen Kamm hoch)
Da macht es niemals ziep ziep ziep (schüttelt Kopf und Zeigefinger zum Verneinen)
Mein Kamm der ist so lieb lieb lieb (küsst einen Kamm)
Kämmt alle Knoten raus raus raus (streicht sich durchs Haar)
Das Liedchen ist jetzt aus aus aus!

Kamm-Ali: (klatsch erst begeistert Beifall, aber hält dann inne und wird traurig)

Ach Kinder , es ist so schwierig, niemand kauft meine Kämmе.

Gockel-Hahn: (fragt die Kinder) Was kann man machen, damit Kamm-Ali mehr Kämmе verkauft? (diskutiert mit den Kindern)

Samira: Ich habe eine Idee. Er soll doch die Kämmе übers Internet verkaufen, da hat er weniger Arbeit und er kann die Kämmе auch billiger anbieten.

Kamm-Ali: Meint ihr wirklich, ich soll die Kämmе übers Internet verkaufen. Aber das machen doch andere auch!

Gockel-Hahn: Ich hab's. Kamm-Ali braucht einen Kamm, der mehr kann, als einfach nur Haare kämmen. Einen Kamm, den niemand anders auf der Welt hat.

Kamm-Ali: Ich habe eine Idee. Ich lasse vom Kamm-Macher einen Kamm entwickeln, den man gleichzeitig als Radio, als Föhn und als Schiedsrichter Pfeife benutzen kann. Dann können die Kinder beim Kämmen die Haare föhnen, dabei Radio hören und sogar noch Fußball spielen.

Samira: Klasse, dann werden alle die neuen Kämmе im Internet kaufen. (Kamm-Ali geht freudig ab, vergisst seine Tasche)
(zu Gockel Hahn) Na, das war ja ein verrücktes Abenteuer auf dem Basar. Jetzt habe ich durch die ganze Aufregung schon wieder vergessen, was wir eigentlich suchen! (wendet sich an die Kinder und fragt nochmal nach)

Natürlich das Chamäleon! Komm Gockel Hahn, wir suchen weiter, aber zuerst brauchst du ganz dringend eine Brille!

Gockel Hahn: Aber nein, ich will keine Brille. Wie sieht das aus, ein Gockel Hahn mit Brille.

Samira: Keine Widerrede! – Ich bestelle jetzt eine Brille übers Internet.

(sucht am Laptop) Hier steht: wird in Sekunden schnelle geliefert. Klick, das wird bestellt.

(von hinten: die Brille ist da! Die Brille wird gebracht. Gockel Hahn zeigt sich jetzt stolz mit der Brille)

Gockel Hahn: Ahhh, Samira du hast ja ganz lange Haare und ahhh, da sitzen ja ganz viele Kinder! (schaut sich auf der Bühne und im Publikum um und geht schließlich zum Laptop) Ohhh, jetzt seh ich alles doppelt so groß.!

Prima, also dann jetzt nochmal zum mitschreiben. Buchstabiert:

C-h-a-m-ä-l-e-o-n (wupp, sie sausen mit dem Skateboard los)

Gesang: Die Karawane zieht weiter, gemäß Text auf der Kulisse.

Die Karawane zieht weiter, Kamm Ali muss gehn,

Kamm Ali muss gehn, Kamm Ali muss gehen....

4. Szene: Chamäleon (mit Dino-Maske und langer Zunge)

Endlich sind sie wohl richtig. Aus dem Hintergrund ertönen Dschungel-Geräusche.

Hinter der mobilen Urwald Kulisse versteckt sich jemand.

Sie rufen ‚Chamäleon‘, immer lauter, die Kinder/Zuschauer rufen mit.

Sie spielen mit dem Ball, um das Chamäleon heraus zu locken.

Samira und Gockel gehen abwechselnd zur Urwald Kulisse.

Gockel Hahn: Autsch, was ist das? (eine lange Zunge schnappt nach ihm) Das ist ja ein riesiges Chamäleon. . (Das stammt noch aus der Uhrzeit und lebt in Madagaskar, weil es eine Insel ist und früher sehr abgelegen war.)

Samira: (zu den Kindern) Ich versuche mal mit dem Chamäleon zu sprechen. (geht vorsichtig näher) Do you speak English??

Chamäleon: Was Englisch. Alle Dino-Chamäleons in Madagaskar sprechen Deutsch, das haben sie von einem berühmten deutschen Forscher gelernt, der mal bei uns auf der Insel war. Auch alle Käfer, Schlangen, Spinnen, Würmer hier sprechen Deutsch. Bestimmt schmecken sie deshalb gut.

(steckt ständig die Zunge raus, Samira und Gockel Hahn haben inzwischen auch die Luftrüssel und machen das Chamäleon nach) Kann ich mal probieren wie ihr schmeckt?

Gockel Hahn: Nein, nein, wir schmecken gar nicht. Schau mal, an mir ist gar nichts dran, ich habe richtige Hühnerbeinchen und Samira erst, also die schmeckt dir sicher überhaupt nicht... (die beiden weichen ängstlich zurück und Samira zückt das Handy)

Samira: (ruft wieder Lehrer Brinkmann an) Hallo Herr Brinkmann, wir haben das Chamäleon gefunden. Ja, wir sind vorsichtig.

Sie machen sich Sorgen? Das Internet ist gefährlich, weil man überall hinkommt?

Keine Angst, wir passen auf, denn Gockel Hahn hat jetzt eine Brille und sieht alles ganz genau.

Gockel Hahn: Ich habe eine Idee, wie wir das Chamäleon ablenken können. Wir singen jetzt alle das Lied vom Chamäleon! Das gefällt ihm bestimmt und es tut uns nichts. Das Lied ist übrigens schon ganz alt, das kennen bestimmt Eure Erzieherinnen/Lehrer (je nach Aufführungsort) und sie können Euch beim mitsingen helfen.

Singen den Refrain von: **Karma, karma, karma, karma, karma Chameleon ...** ,

(Text steht auf einer der Kulissen. Melodie vom: Culture Club.)

Karma karma karma karma karma chameleon,
You come and go, you come and go.
Loving would be easy if your colors were like my dreams,
Red gold and green, red gold and green.
Karma karma karma karma karma chameleon,
You come and go, you come and go.
Loving would be easy if your colors were like my dreams,
Red gold and green, red gold and green.

(das Chamäleon wirkt jetzt lustiger)

Samira: Also, liebes Chamäleon, ich habe eine Aufgabe in der Schule und soll alles über dich herausfinden.

Gockel Hahn: Ja (alles über das Chamäleon herausfinden) und deswegen haben wir die weite Reise übers Internet gemacht.

Chamäleon: Wenn ihr so weit gereist seid, um alles über mich herauszufinden, dann will ich euch gerne alles erzählen: (trägt den Text in Gedichtform vor)

Gedicht vom Chamäleon

Ich bin ein ganz besonderes Tier,
hör gut zu, ich erzähle es Dir!

Meine Augen können ganz weit sehen *(zeigt in die Ferne)*
und können sich nach vorn und hinten drehn. *(macht es vor)*

Mit einem Auge schau ich nach hier, *(zeigt nach hinten)*
mit meinem anderen zu Dir! *(zeigt ins Publikum)*

So kann ich jedes Insekt entdecken,
weil die mir ja so lecker schmecken. *(reibt sich den Bauch)*

Meine Zunge, die ist extra lang
jedes Insekt ich damit fang,
sie schießt aus meinem Mund heraus, *(Luftrüssel benutzen!)*
so krieg ich auch die kleinste Laus!

Ich kann mich auch ganz toll verstecken
und niemand kann mich dann entdecken.
Mal bin ich grün, dann wieder blau,
mal bin ich bunt, ja das ist schlau!

Denn meine Farbe wechsel ich,
so wie es mir gefällt,
deshalb bin ich im Dschungel,
auch so ein großer Held!
(*Samira und Gockel Hahn klatschen*)

Samira: Vielen Dank, liebes Chamäleon, Du hast mir sehr geholfen. Jetzt kann ich meine Schulaufgaben machen und wieder nach Hause surfen. Komm Gockel Hahn.

Gockel Hahn: Aber liebes Chamäleon, Samira ist aus Kokonesion und vergißt alles, kannst du deine Geschichte als email schicken??

Chamäleon: Ja. Mach ich.

(Das Chamäleon geht winkend ab. Samira und Gockel Hahn sausen wieder auf dem Skateboard los)

Singen das Lied: Die Karawane zieht weiter ..., Text wie auf der Kulisse

Die Karawane zieht weiter, der Hahn muss jetzt gehn,
der Hahn muss jetzt gehn, der Hahn muss jetzt gehen.

5. Samira wieder zu Hause

Samira und Gockel Hahn kommen mit dem Skateboard an.

Gockel Hahn: (am Laptop) Schau Samira, das ist eine email vom Kamel. Wir sollen bald wieder kommen, weil es in der Wüste so einsam ist. Und das Chamäleon hat auch seine Geschichte mit Email geschickt.

Samira: Ich muss jetzt gleich Lehrer Brinkmann anrufen. (ruft an) Hallo Herr Brinkmann, wir sind wieder da. So, Sie haben sich große Sorgen gemacht, weil das Internet auch gefährlich sein kann.

Aber man lernt doch viel und es kann alle Sprachen. Und jetzt weiß ich alles über das Chamäleon. Wie, die Kinder müssen auch auswendig lernen, wozu haben sie denn ihren Kopf.

Aber in Kokonesien ... Was, wie, wir sind nicht in Kokonesien, hier müssen die Kinder auch selber lernen und nicht alles dem Internet überlassen, vor allem das 1 x 1. (Telefonat beendet)

(Hier würde ich vorschlagen, dass man die Aufgaben je nach Alter stellt. Also für Kindergarten und 1+2 Klasse lieber etwas „leichtere Aufgaben“, also zum Beispiel: 1+1 oder Fragen stellen in Richtung „Welche Farbe hat eine Banane? Oder welche Form hat ein Ball? Wieviele Tore gibts beim Fussball etc.....)

Gockel Hahn: Samira, dein Lehrer hat recht. Das 1 x 1 muss jedes Kind lernen, damit es später rechnen kann. Deswegen machen wir jetzt Wettrechnen. Auf geht's. Wie viel ist 3 x 6. Auf Samira, das muss man ganz schnell sagen können.
(Samira druckst herum, zählt an den Fingern)

Samira: Ja, hm. 3 x 6, das ist; das ist ... 15!
(alle lachen)

Gockel Hahn: Alle Kinder wissen es. 18, richtig. Jetzt machen wir Wettrechnen. 5 x 4, 2 x 8 usw.
(macht eine Weile, solange die Kinder mögen)

(plötzlich stürmt Kamm-Ali herein)

Kamm-Ali: Meine Tasche, meine Käämme. Ich habe sie vergessen.

(zu den Kindern) Hat mir jemand meine Käämme gestohlen.

Samira: Aber Kamm-Ali. Hier stiehlt doch niemand Käämme. Dort liegt doch deine Tasche. (zeigt auf den Ständer, wo die Tasche noch liegt)

Gockel Hahn: Aber Kamm-Ali, hast du schon den neuen

Wunderkamm,
den man gleichzeitig als Radio, Föhn und Schiedsrichter Pfeife
benutzen kann?

Kamm-Ali: (freudig) Ja, habe ich schon, und er verkauft sich
super im Internet.

Jetzt geht es mir und meiner Familie viel besser!

Samira: Aber, dann brauchst du die Tasche mit den Kämmen
gar nicht mehr. Die kannst du doch an die Kinder verschenken.

Kamm-Ali: Meine Kämmen, mein Kämmen ...

Gockel Hahn: Die werden an die Kinder verschenkt ... (zu den
Kindern). Dafür singen wir zum Schluss auch ein schönes Lied
für Kamm-Ali.

Singt das **Lied von der Welt**, Text wie auf einer der Kulissen.
(Melodie vom Kinderlied: I like the flowers! Das Lied wird
mehrmals gesungen, bis die Kämmen verteilt sind.)

I like the flowers, I like the daffodils (Narzissen),

I like the mountains, I like the rolling hills,

I like the fire place when the light is low.

Ich mag die Berge, ich mag den Meeresstrand,

ich mag die Wüste, ich mag das grüne Land,

ich mag die ganze Welt, denn sie ist so schön.

Dum di da di, Dum di da di, Dum di da di, Dum di da di

– Wiederholung –

Ende



'Anders als Du'

Personen: Ober-Zwerg; Schneewittchen; Aliud, Migrantenkind; Geheimagent

Ablauf: Die Handlung spielt vor dem Zwergenhaus im Wald. Es ist gegen Abend, im Wald kehrt Ruhe ein, die Zwerge sind von der Arbeit zurück, aus dem Berg, wo sie Bergkristall gewinnen, um kleine Spiegel daraus zu machen, die sie auf dem Markt verkaufen. Unterwegs haben sie noch Pilze gesammelt für die Pilzsuppe zum Abendessen. Das Stück kann von 2 Personen oder mehr gespielt werden.



1. Szene: Das Zwergenhaus im Wald
2. Szene: Der Flüchtling, Aliud kommt.
3. Szene: Der Geheimagent taucht auf.

1. Szene: Das Zwergenhaus im Wald

Ober-Zwerg: (Kommt aus dem Haus, hat einige kleine Spiegel dabei, die er ablegt, reckt dann die Arme hoch, gähnt) Hallo Ihr Zwerge, ich bin der Ober-Zwerg und bestimme, was im Zwergenhaus geschieht. Wir haben gerade zusammen die Suppe gegessen, von den Pilzen, die meine Zwerge im Wald gesammelt haben. Hm, eine gute Pilzsuppe, kennt ihr das? Jetzt wird aufgeräumt, Geschirr gespült und dann ab ins Zwergenbett. Morgen gehen die Zwerge wieder in den Berg, um das Bergkristall zu holen. Damit machen wir Spiegel, die wir auf dem Markt verkaufen. Es ist schön im Zwergenhaus, hier herrscht Ruhe und Frieden und vor allem Ordnung und Sauberkeit. Deswegen singen wir jetzt das Lied vom Zwergenhaus.

I. Lied vom Zwergenhaus

1. Im Zwergenhaus, im Zwergenhaus,

Sieht alles nett und reinlich aus,

Mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem
Tipp, Tipp, Tipp, Tipp, Tipp

2. Im Zwergenhaus, im Zwergenhaus,

Stehn alle Betten gerade raus,

Mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem
Tipp, Tipp, Tipp, Tipp, Tipp

3. Im Zwergenhaus, im Zwergenhaus,

Sehn alle Teller sauber aus,

Mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem
Tipp, Tipp, Tipp, Tipp, Tipp

4. Im Zwergenhaus, im Zwergenhaus,

Sehn alle Gläser blinkend aus,

Mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem Tipp, Tipp, Tipp, mit nem
Tipp, Tipp, Tipp, Tipp, Tipp

Melodie: (siehe youtube)

Ein Vogel wollte Hochzeit machen in dem grünen Walde.

Fidiralala, fidiralala, fidiralalalalala!

(Plötzlich Geschrei hinten im Wald, Schneewittchen kommt
durch das Gebüsch, ist ganz zerzaust, hat einen großen
Spiegel dabei, in den Sie immer wieder schaut)

Schneewittchen: (schaut im Spiegel) Oh, wie seh ich aus, ganz
zerzaust, ich bin Schneewittchen, die Schönste im ganzen Land.

Aber jetzt seh ich ganz schlimm aus.

Ober-Zwerg: Hallo, ich bin der Ober-Zwerg hier vom
Zwergenhaus. Und wer bist du?

Schneewittchen: Ich bin doch Schneewittchen, jeder kennt
mich.

Ober-Zwerg: Schneewittchen soll doch so schön sein, aber
danach siehst du gar nicht aus.

Schneewittchen: Ach, ich bin weggelaufen, von meiner bösen
Stiefmutter, ich habe es nicht mehr ausgehalten. Bin einfach
durch den Wald gelaufen, immer gelaufen. Jetzt bin ich müde

und habe Hunger. Gibt es in diesem schönen Haus ein gutes Essen und ein Bett zum Schlafen???

Ober-Zwerg: Wir sind kein Hotel und nehmen keine Fremden auf. Die machen nur Durcheinander und essen uns alles weg.

Schneewittchen: Aber ich bin doch Schneewittchen, jeder kennt mich. Warte, wenn ich mich frisch gemacht habe, dann bin ich wieder die Schönste im ganzen Land. (Sie hält den Spiegel vor, betrachtet sich, lächelt, macht ein liebes Gesicht)

Ober-Zwerg: darf ich auch mal in den Spiegel schauen, was sieht man da?

Schneewittchen: (Schneewittchen gibt ihm den Spiegel) Schau mal in dein schreckliches Gesicht, du Ober-Zwerg. Du musst doch Angst vor dir selber haben. Jetzt singen wir das Lied vom Spieglein, vielleicht ändert sich dann sein Gesicht.

II. Lied vom Spieglein

1. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht traurig,
Das tut weh,

Wenn wir böse Menschen sehn!

2. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht glücklich,
Das ist schön
Wenn wir liebe Menschen sehn!

Melodie: (siehe youtube)

Taler, Taler, du musst wandern,
Von dem einen zu dem andern,
das ist herrlich,
das ist schön,
Taler, laß dich nur nicht sehn.

Ober-Zwerg: (schaut in den Spiegel) Ja, tatsächlich, meine Gesicht sieht furchtbar aus. (fängt an sein Gesicht zu verändern, wird jetzt nett und freundlich)

Schneewittchen: So, jetzt sieht man in dein Herz, das ist nett

und freundlich und voller Mitleid und Hilfsbereitschaft für andere Menschen, vor allem wenn sie in Not sind.

Ober-Zwerg: Tatsächlich, mein Herz ist voller Liebe. Ja, ich will helfen. Ach Schneewittchen, du sollst bei uns bleiben im Zwergenhaus.

Schneewittchen: Aber habt ihr denn einen Teller und einen Löffel für mich?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge aus einem Teller und mit einem Löffel essen.

Schneewittchen: Und ein Glas zum Trinken?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge aus einem Glas trinken.

Schneewittchen: Und ein Bett für mich?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge in einem Bett schlafen!

Schneewittchen: Jetzt bin ich glücklich, dass ich ein neues Heim bei den Zwergen gefunden habe.

Deswegen sage ich nun für alle Zwerge, die schlafen gehen, das Zwergen-Schlaflied auf:

III. Zwergen-Schlaflied

(Vortrag auch als Gedicht)

Ruhe dich aus mein Zwerg,
Du hast heute so viel gesehn.
Wenn deine Augen müde sind,
Im Schlaf wird alles vergehn.

Ruhe dich aus mein Zwerg,
Der Tag war so bunt.
Woanders der Morgen beginnt,
Denn die Erde ist rund.

Ruhe dich aus mein Zwerg
Von dem, was du erlebt.
Des Lebens schönstes Bild
wird aus Erinnerung gewebt.

Ruhe dich aus mein Zwerg;
Der Mondschein leuchtet herein.
Die Bäume so stille sind;
Mein Zwerg nun schlafe bald ein.

(beide gehen ab ins Zwergenhaus. Kurze Pause)

2. Szene: Der Flüchtling, Aliud kommt!

(Aliud geht zum Haus.)

Aliud: (ruft laut) Hallo, sein jemand in Haus???

Ober-Zwerg: (etwas verschlafen) Was soll denn das, wer schreit hier herum. Im Zwergenhaus herrscht Ruhe. Alle wollen schlafen.

Aliud: Du Zwerg, du helfen. Ich sein Aliud. Ich suchen Haus und Bett und haben Hunger.

Ober-Zwerg: Ich bin der Ober-Zwerg und bestimme hier. Und du bist wohl ein Flüchtling. Da laufen viele herum und suchen ein Haus und wollen essen. Am Ende haben wir selber nichts mehr. Nein, nein, nicht bei uns. Dann redet der so komisch.

Aliud: (jammernd) Helfen, ich haben Hunger, große Hunger ... Ich sprechen Web-Deutsch, lernen in Internet. Ganz einfach. Ganze Welt können lernen Web-Deutsch, und kommen nach Deutschland, dann alle können sprechen und verstehen.

Aliud: Aber ich bin Flüchtling. Deswegen singen wir jetzt das Lied von der Flucht:

IV. Lied von der Flucht

1. Wir sind durch Länder gegangen,
Verlassen der Heimat Not,
(Wiederholung):
Geflüchtet mit Gram auf den Wangen,
Mit Angst vor Bomben und Tod.

2. Wir suchen Plätze zum Schlafen
und Frieden im neuen Land,
(Wiederholung):

Dazu noch die Speise im Magen
Und Geld aus helfender Hand.

3. Die Welt ist Heimat für Viele,
Von Grenzen und Zaun kein Wort,
(Wiederholung):
Das machen wir alle zum Ziele,
Die Grenzen sollen nun fort!

Melodie: (siehe in youtube)

Wir sind durch Deutschland gefahren

Vom Meer bis zum Alpenschnee
Wir haben noch Wind in den Haaren
Den Wind von Bergen und Seen!

Ober-Zwerg: Die Flüchtlinge müssen ins Lager. Dort wird
überprüft, ob sie bleiben dürfen.

Aliud: Ich nicht wollen in Lager. Meine Mutter sterben in Meer.
Ich suchen liebe Familie.

(Aliud holt den Spiegel). Schau in den Spiegel, schau dein
Gesicht, wie böse das ist. Schau genauer hin, dann siehst du in
dein Herz, dort ist Liebe und Freundschaft. Wir singen Lied
vom Spieglein:

II. Lied vom Spieglein

1. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht traurig,
Das tut weh,
Wenn wir böse Menschen sehn!

2. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht glücklich,
Das ist schön
Wenn wir liebe Menschen sehn!

Melodie: (siehe youtube)

Taler, Taler, du musst wandern,

Von dem einen zu dem andern,

das ist herrlich,

das ist schön,

Taler, laß dich nur nicht sehn.

Ober-Zwerg: (verändert sein Gesicht, seufzt) Na, meinetwegen, soll er bleiben. Aber er muss im Wald arbeiten und Pilze sammeln.

Aliud: Aber habt ihr noch einen Teller und einen Löffel für mich?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge aus einem Teller und mit einem Löffel essen.

Aliud: Und noch ein Glas zum Trinken?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge aus einem Glas trinken.

Aliud: Und noch ein Bett für mich?

Ober-Zwerg: Ach, da müssen eben zwei Zwerge in einem Bett schlafen!

Aliud: Ich sein glücklich, weil finden Haus und Ober-Zwerg
(Alle gehn ab. Kurze Pause)

3. Szene: Der Geheimagent taucht auf.

(Der Geheimagent erscheint wieder mit einer Lupe, sucht herum)

Geheimagent: Ich habe Stimmen gehört. Da war eine helle Stimme und eine dunkle Stimme.

Warum hat mich niemand gerufen. Alle Leute müssen dem Geheimagenten melden, wenn sie

etwas Verdächtiges sehen. Dort ist das Zwergenhaus. Das muss ich jetzt überprüfen.

(geht zum Haus, ruft) Alle rauskommen, zur Kontrolle. Hier ist der Geheimagent.

(Ober-Zwerg erscheint)

Ober-Zwerg: Was ist den schon wieder los. Gibt es denn keine Ruhe im Wald?

Geheimagent: Ich bin der Geheimagent, und muss alle illegalen

Personen mitnehmen. Ich habe Stimmen gehört. Das war doch Schneewittchen, die muss ich wieder zu ihrer Stiefmutter zurück bringen und da war noch jemand, bestimmt ein Flüchtling. Denn muss ich auch mitnehmen.

Ober-Zwerg: Ich bin hier der Ober-Zwerg und verantwortlich für das Zwergenhaus und alle Bewohner. Hier wird niemand mitgenommen.

Geheimagent: (hüpft vor Freude) Jetzt hab ich sie, wenn ich zurückkomme, werde ich gelobt und bestimmt zum Ober-Geheimagenten ernannt. So jetzt singen wir das Lied vom Geheim-Agenten:

V. Lied vom Geheimagenten

Ein Menschlein steht im Walde
ganz still und stumm,
es hat von dem Geheimdienst
ein Mäntlein um.

(Wiederholung):

Sagt, wer mag das Menschlein sein,
das da steht im Wald allein
mit dem streng geheimen Mäntlein?
Das Menschlein steht im Walde
gar streng geheim,
und hat auf seinem Haupte
schwarz Käpplein klein.

(Wiederholung):

Sagt, wer mag das Menschlein sein,
das da steht im Wald allein
mit dem streng geheimen Käppelein?

Melodie: (siehe in youtube)

Ein Männlein steht im Walde
ganz still und stumm,
es hat vor lauter Purpur
ein Mäntlein um.

Sagt, wer mag das Männlein sein,

das da steht im Wald allein
mit purpur roten Mäntelein?

Ober-Zwerg: (holt den Spiegel) Geheimagent, du bist wirklich böse und sollst in den Spiegel schauen, ob es da im Innern noch einen besseren Menschen gibt. (Gibt ihm den Spiegel.)

Geheimagent: (skeptisch, schaut in den Spiegel) Ich sehe einen Geheimagenten, sonst niemand!

Ober-Zwerg: Ein schwieriger Fall, ich glaube wir brauchen noch mehr Spiegel, und alle Kinder müssen mithelfen, damit der Geheimagent in sein Herz schauen kann. Dort ist bestimmt noch ein besserer Mensch. Wir werden jetzt die Spiegel aus dem Zwergenhaus an die Kinder verteilen, damit alle den Geheimagenten im Spiegel sehen können. (Dann werden kleine Spiegel verteilt. Alle singen das Lied vom Spieglein)

II. Lied vom Spieglein

1. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht traurig,
Das tut weh,
Wenn wir böse Menschen sehn!

2. Spieglein, Spieglein, du zeigst alles,
In Gesichtern und in Herzen,
Das macht glücklich,
Das ist schön
Wenn wir liebe Menschen sehn!

Melodie: (siehe youtube)

Taler, Taler, du musst wandern,
Von dem einen zu dem andern,
das ist herrlich,
das ist schön,
Taler, laß dich nur nicht sehn.

Geheimagent: Was ist das, jetzt sehe ich überall die Spiegel,
mein Gesicht, meine Augen, meine Nase, meine Ohren und

immer tiefer sehe ich, in mein Herz, in meine Gefühle. Im meinem Innern bin ich doch wie alle Menschen. Dort gibt es auch Liebe und Freundschaft. Ach, jetzt bin ich glücklich und kann mich mit allen freuen.

Ober-Zwerg: Und damit wir uns alle zusammen freuen können, singen wir jetzt den Kanon:

**Froh zu sein bedarf es wenig
und wer froh ist, ist ein König!**

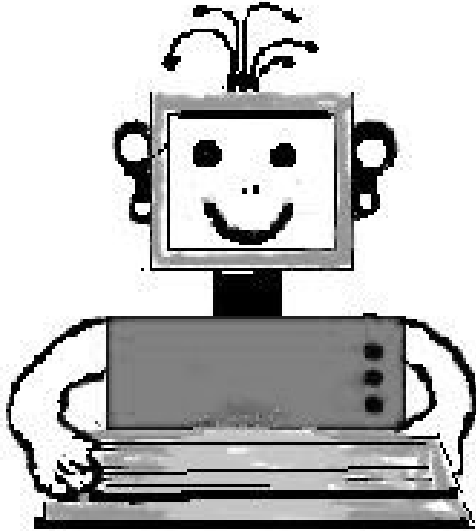
(Kanon kann mehrstimmig mit den Kindern gesungen werden, immer wieder, bis zum Ende)

Ende

	<h2 style="text-align: center;">Rollenspiel 'Anders als Du'</h2>	
<p>Ablauf: Das Rollen-Spiel wird improvisiert. Es können 10 Kinder mitspielen: die 7 Zwerge, Schneewittchen, Flüchtlingskind und Geheimgent/-in, bei mehrfacher Besetzung auch mehr. Es werden mehrere Proben unter sachkundiger Anleitung durchgeführt. Für die Zwerge können Zwergen Mützen im Internet bestellt oder auch in den Karnevalsgeschäften gekauft werden. Ansonsten sollten Mützen, Jäckchen und Kleider die jeweiligen Figuren anschaulich machen. Die Lieder können jeweils einstudiert werden. Die Melodien basieren auf bekannten Kinderliedern und können von ‚Youtube‘ heruntergeladen werden. Natürlich können auch passende Kulissen gestaltet werden. Die Aufführung sollte ca. 45 Minuten dauern mit einem kleinen Geschenk am Ende für die Kinder, z.B. kleine Spiegel als Erinnerung.</p>		

Umgangs-Sprache

oder wie eine moderne Sprache aussieht



Menschliche Sprachen

Heute werden schätzungsweise 3000 Sprachen auf der Erde gesprochen, ein riesiges Betätigungsfeld für die vergleichende Sprachwissenschaft. Dazu kommen die Dialekte, die es bei den meisten Sprachen noch gibt, auch wenn sie mehr und mehr durch die Hochsprache ersetzt werden. Die einzelnen Sprachen der Welt werden von der Sprachforschung einer Reihe von Sprachgruppen zugeordnet, indem man Gemeinsamkeiten im Aufbau und in der Entwicklung feststellt. Die Gruppe der indogermanischen (oder indoeuropäischen) Sprachen, zu der auch Deutsch gehört, zählt zu den wichtigsten, wobei im Fall von Sprachen der Maßstab für die Wichtigkeit die Anzahl der Sprecher auf der Welt ist, dazu kommt natürlich auch die flächenmäßige Verbreitung.

游 览 香 山 Yóulán Xiāngshan Ausflug zum Xiangshan

昨天星期日，天气很好。我和我爱人、孩子去
Zuótiān xīngqīrì, tiānqì hěn hǎo. Wǒ hé wǒ àirén, háizi qù
Gestern Sonntag, Wetter sehr gut. Ich und mein Frau, Kind gehen
香山 公园 玩儿 了一天。
Xiāngshān Gōngyuán wánr le yītiān.
Xiangshan (Duft-Berg)- Park sich vergnügen ein Tag.
上午九点钟我们吃完早饭，就坐车
Shàngwǔ jiǔdiǎn zhōng wǒmen chīwán zǎofàn, jiù zuò chē
Vormittag neun Uhr wir essen fertig Frühstück, dann sitzen Wagen
出发了。
chūfā le.
abfahren.

Dies ist ein Text aus dem Chinesischen: 'Gestern Sonntag' drückt einfach aus, daß es gestern Sonntag war, > wǒ < bedeutet > ich < und > wǒ àirén < bedeutet einfach >meine Frau< (ich Frau).

¹ Chinesisch in 24 Stunden, Hrsg. China im Aufbau, Peking 1985, S.39

Die chinesische Sprache nimmt unter den gesamten Sprachen

eine Ausnahmestellung ein, was Grammatik und Wortschatz betrifft. Durch die Festlegung auf Schriftzeichen, die keine grammatische Änderung am Wort selbst zulassen, erschöpft sich das, was man noch als Grammatik bezeichnen kann in einigen Partikeln, die zusätzlich verwendet werden, um Beziehungen zwischen Wörtern auszudrücken oder auch zeitliche Abfolgen zu definieren. Ansonsten wird die Genauigkeit des Ausdrucks auf das nötigste beschränkt, z.B. >gestern Sonntag< reicht aus, um zu sagen, daß es sich um ein Ereignis der Vergangenheit handelt, was durch das Zeitwort >gestern< definiert ist. Das Personalpronomen erfährt keine Änderung, >ich< oder >mein< wird mit dem Personalpronomen > wo < ausgedrückt, was für jemanden, der, wie es in den meisten Sprachen der Fall ist, an verschiedene Formen gewohnt ist, von verschiedenen Formen ausgeht, durchaus seltsam erscheinen mag, aber bei den Sprachen ist doch vieles Gewohnheit, weil man meint es klingt besser, oder es muß so sein, weil die Sprache Ausdruck einer Kultur ist und sich eben so entwickelt hat.

Die Form > qu < für gehen besitzt diese eine Form und ist auf Grund der Tatsache, daß sich das Ereignis >gestern< abspielte, als Vergangenheitsform zu verstehen, sie >gingen< oder >fuhren< in den Park. Das Partikel > le < drückt aus, daß eine Handlung beendet ist, wie in > chufa le< was bedeutet, daß das Auto abgefahren ist.

Was weiter auffällt ist die Tatsache, daß im Chinesischen die Unterscheidung in die verschiedenen Wortarten wie, Verb, Adjektiv, Substantiv u.a. nicht ausgeprägt ist, sondern man hat einen Begriff, der je nach Stellung im Satz und Zuordnung durch ein Partikel verschiedene Wortarten annehmen kann, allerdings erübrigt sich die Verwendung solcher Begriffe, da wie schon vorher gesagt am Begriff selbst sowieso keine Änderungen vorgenommen werden können, bedingt durch die Schriftzeichen.

Eine wichtige Rolle spielt das Partikel > de <, das eine Beziehung zwischen Wörtern und Begriffen oder auch Wortgruppen ausdrückt, z.B. in > youlan de ren < bedeutet der

erste Begriff >besichtigen< und der zweite >Mensch< oder >Menschen< ; das Partikel >de< drückt eine Relation zwischen den beiden Begriffen aus, d.h. Menschen, die besichtigen oder besichtigende Menschen, oder >Besichtigungs Menschen<.

Wer die europäischen Sprachen gewöhnt ist und sein Denken darauf eingestellt hat, muß beim Chinesischen schon umdenken, ist es doch ein Beispiel dafür, daß man mit Begriffen und Relationen eine Sprache und ein Verständnis aufbauen kann, daß zwar nicht alles so genau beschreibt, dennoch wird durch das Verständnis eine Genauigkeit erreicht, die den anderen Sprachen nicht nachsteht, z.b. > duo xiang < bedeutet viele Fotos, wobei > duo < als >viele< natürlich klarstellt, daß es sich nicht nur um ein Foto, sondern um mehrere handeln muß.

Die Dialekte, die es bei vielen Sprachen gibt, kann man als Spielart einer Sprache ansehen, die sich in Aussprache, Vokabular und Idiomatik so sehr von der Hochsprache unterscheidet, daß das Verständnis einige Schwierigkeiten bereitet. Dialekte werden allerdings sehr oft zu Sprachen - das moderne Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch und Rumänisch beispielsweise sind Sprachen, die sich aus lateinischen Regionaldialekten entwickelt haben, die im alten Römischen Reich gesprochen wurden. Das moderne Englisch, das sich nach der Eroberung Englands durch die Normannen im Jahr 1066 zu entwickeln begann, ist aus dem Dialekt der Hauptstadt London hervorgegangen und hat sich zu einer Weltsprache entwickelt.

Einige Sprachen sind bezüglich Wortschatz und Konstruktion insgesamt so ähnlich, daß die Angehörigen der einzelnen Sprachgemeinschaften die verwandten Sprachen wenn nicht korrekt sprechen, so doch mehr oder weniger leicht verstehen können. So können sich Norweger, Schweden und Dänen durchaus verständigen, wenngleich sie das Isländische, die ältere und archaischere Sprache, nicht verstehen. Holländer verstehen Englisch besser als Englischsprachige das Holländische (Niederländische), obzwar die beiden Sprachen eng verwandt sind. Portugiesen wiederum können Spanisch besser verstehen als Spanier das Portugiesische. Angehörige des deutschen

Sprachraumes verstehen Englisch und Holländisch leichter als Englischsprachige oder Holländer das Deutsche.

Die Bibel - Altes und Neues Testament - wurde als religiöses Werk in hunderten von Übersetzungen veröffentlicht, und Auszüge aus dem Alten und Neuen Testament werden in vielen Sprachen gedruckt und gelesen.

In Afrika werden mehr als 700 Sprachen gesprochen, was heute natürlich viele der in der nachkolonialen Epoche entstandenen Staaten belastet, die eine nationale Integrität aufbauen wollen; und die indianischen Volksstämme Nord und Südamerikas sprechen gegenwärtig Hunderte weiterer Sprachen, von denen einige noch nicht klassifiziert sind, auch wenn mit dem Aussterben vieler Sprachen in der Zukunft zu rechnen ist, wenn sie von den Sprechern nicht weiter benutzt werden. In der Republik Indien gibt es neben achtzehn Amtssprachen Hunderte weniger bedeutende. Es ist verständlich, daß sprachliche Vielfalt in einem Land die Schwierigkeiten bei Kommunikation und staatlicher Einheit sehr erschweren können, deswegen spielt das Englische, auch wenn es die frühere Sprache der Kolonialherren war, immer noch eine wichtige Rolle. Eine Amtssprache ist jene Sprache, in der eine Regierung ihre Geschäfte abwickelt sowie ihre Publikationen druckt, und nur Regierungen können eine Sprache zur Amtssprache erklären. Die Vereinten Nationen hatten seit ihrer Gründung im Jahr 1945 fünf Amtssprachen (Chinesisch, Französisch, Englisch, Russisch und Spanisch), und Amtssprache bedeutet bei der UNO, daß alle Reden simultan in die betreffenden Sprachen übersetzt werden. Vor kurzem erst kam das Arabische als sechste Amtssprache dazu, was der UNO erhebliche Kosten für die Installation und Ausstattung der arabischen Dolmetscherkabinen in den Konferenzräumen verursachte, zumal automatische Übersetzungen per Computer nur bedingt einsatzfähig sind. Auch wenn es bereits sehr leistungsfähige Übersetzungsprogramme gibt, so wird der Bedarf nach Übersetzern weiterhin da sein. Es wäre angebracht, wenn auch weitere Sprachen

hinzugenommen würden, auch das Deutsche hat wohl eine Chance, weitere Amtssprache zu werden. Neben den Amtssprachen hat die UNO auch noch sogenannte Arbeitssprachen, das sind jene Sprachen, in denen alle Dokumente veröffentlicht werden. Hier wurde Deutsch bereits vor einiger Zeit hinzugefügt.

In der Sowjetunion sind mehr Amtssprachen zugelassen als in jedem anderen Staat der Welt. Jede der fünfzehn ehemaligen sozialistischen Unionsrepubliken der Sowjetunion hat ihre eigene Sprache, und die Unionsrepubliken selbst waren wiederum in autonome Republiken und Gebiete unterteilt, die ebenfalls ihre eigenen Sprachen und oft auch ihr eigenes Alphabet haben. Diese Vielfalt der Sprachen hat natürlich oft zu politischen Konflikten geführt, wobei dem Russischen, als wichtigster Sprache, die Priorität zuerkannt wurde, was natürlich meist durch politischen und militärischen Druck erfolgte. Allerdings gibt es inzwischen durch die Neuaufteilung des Landes wichtige Änderungen, indem einige der neuen Republiken das russische Alphabet durch das lateinische ersetzt haben.

Die Zahl der Weltsprachen hat sich, vor allem in den letzten hundert Jahren, stark vermindert, was vor allem durch die Bildung neuer nationaler Einheiten begünstigt wurde, in denen die am stärksten verbreitete Sprache die Oberhand erhielt und die kleineren Sprachen längerfristig verdrängen wird.

Vor etlichen Jahrhunderten gab es wahrscheinlich viel mehr Sprachen als heute auf der Welt, und die Probleme der Kommunikation dürften damals noch größer gewesen sein als heute. Allerdings lassen sich über viele Sprachen aus vergangenen Epochen der Menschheitsgeschichte keine oder nur sehr begrenzte Aussagen machen, abhängig davon, welche schriftlichen Materialien überliefert sind.

Wer die Geschichte der Sprachen untersucht, wird immer wieder feststellen, daß Sprachen und die damit verbundene Kultur bei politischen Konflikten und Kriegen eine bedeutende Rolle gespielt haben, indem die überlegene

Kultur den anderen unterworfenen Kulturen auch ihre Sprache aufgezwungen hat. In den ehemaligen Kolonien haben die europäischen Kolonialherren als Ausdruck ihrer kulturellen Dominanz meist ihre Sprache hinterlassen, auch wenn sie sonst alles wieder mitgenommen haben. Der Ursprung der Sprachen ist immer noch ein dunkles Ereignis. Niemand weiß, wann oder wo sie entstanden sind, und welches die erste Sprache war oder welche die älteste der heute gesprochenen Sprachen ist. Es gibt eine Vielzahl von Theorien und Vermutungen darüber, welches wohl die ersten Wörter waren, die die werdende Menschheit artikuliert hat. Vielleicht ist die menschliche Sprache aus Warn- oder Hilferufen entstanden, die unsere frühesten Vorfahren ausstießen, wenn ein wildes Tier angerannt kam und sie bedrohte, also aus Wörtern wie: Achtung, Lauf, Hierher oder Hilfe. Andere erste Wörter waren vielleicht Anweisungen bei der gemeinsamen Jagd oder - in späterer Zeit - Befehle vom Anführer bei kriegerischen Unternehmungen. Im privaten Lebensbereich könnten es Warnungen oder Drohungen gewesen sein, um andere von der eigenen Nahrung, den Angehörigen der Sippe oder dem eigenen Besitztum fernzuhalten, von der Höhle zu verscheuchen oder aber - wie das bei Tieren ja immer noch der Fall ist - ihn zum Kampf herauszufordern. Eine Theorie sieht den Zusammenhang mit dem aufrechten Gang beim Menschen, ein wichtiges biologisches Merkmal, das ihn von den Tieren unterscheidet. Benötigen diese doch ihre Mundwerkzeuge für die ständige Nahrungssuche, das Fangen und Festhalten der Beute sowie für das Schleppen des Materials für den Nestbau. Anders bei den Menschen, die mit Freiwerden der Arme und Hände die Entwicklung der Kultur einleiteten, da sie die Hände zur Gestaltung der Umwelt frei hatten. Während die Tiere ein festes Lautsystem mitbringen, wurde beim Menschen der Mund frei zur Entwicklung eigener Lautsysteme, die zur Verständigung bei der Entwicklung von Kultur und Gesellschaft ausgeprägt wurden. Erst mit der Erfindung der Schrift und der

Darstellung dieser Lautsysteme, die uns in Steininschriften, auf Tontafeln oder Papyrus erst seit einigen Jahrtausenden vorliegen, kann über die Entwicklung der Sprachen eine Aussage gemacht werden.

Die Ausbreitung einer Sprache erfolgte durch die Wanderung der Völker auf der Suche nach Nahrung oder nach neuem, fruchtbarem Land, durch Kriege, Eroberungen und Kolonisation, auf dem Weg über Handel und Religion oder durch mehrere dieser Faktoren gleichzeitig. Die wichtigsten Sprachen, die ihre Ausbreitung der Kolonisation verdanken, sind beispielsweise Englisch, Französisch, Spanisch, Holländisch, Portugiesisch und in zunehmendem Maße auch Russisch. Eine Sprache geht unter, wenn sie auf Grund historischer Umstände von einer stärkeren verdrängt wird, die sich auf lange Sicht für die Bevölkerung eines Gebietes als nützlicher und dominanter erweist. So haben zahlreiche der jungen afrikanischen Staaten des ehemals britischen oder französischen Kolonialreiches zunächst eine afrikanische Lokalsprache zur offiziellen Landessprache erklärt und sind dann wegen der internationalen Vorteile und des Mangels an Lehr- und Fachbüchern in ihren eigenen Sprachen zu Englisch oder Französisch als Verkehrssprache zurückgekehrt, auch wenn es die Sprache der ehemaligen Kolonialherren war.

Kisuaheli, eine Handelssprache der afrikanischen Ostküste und des Landesinneren, hat sich zu einer wichtigen internationalen Sprache entwickelt und ist in zehn afrikanischen Ländern die offizielle Landessprache. Es besitzt heute eine umfangreiche Literatur und wird immer mehr zu einer Sprache, die man lernen muß, wenn man längere Zeit in diese Gebiete gehen sollte. Doch selbst wenn Kisuaheli eines Tages in den ostafrikanischen Staaten die englische Sprache vollständig ersetzen sollte, werden eine ganze Reihe von englischen Wörtern, die ins Kisuaheli übernommen wurden, in dessen Sprachschatz weiterleben.

Die hindisprachige Bevölkerung der Republik Indien bildet eine der größten Sprachgemeinschaften der Welt.

Dennoch sieht sich Indien viele Jahre nach seiner Unabhängigkeit immer noch gezwungen, Englisch als Verkehrssprache zu benutzen, da die südindischen Sprachgruppen sich vehement gegen die Anerkennung des Hindi als Nationalsprache zur Wehr setzen und da es für die vielen Sprecher anderer Sprachen kaum akzeptabel erscheint, nun das Hindi als bedeutendere Sprache zu akzeptieren.

Mit Ausnahme einiger Sprachen aus der finnisch-ugrischen Gruppe (vor allem Finnisch, Estnisch und Ungarisch), des Baskischen und einiger europäischer Randsprachen gehören alle europäischen Sprachen, wie die Sprachwissenschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts in vielen Untersuchungen nachgewiesen hat, zur indogermanischen (oder indoeuropäischen) Sprachfamilie, die sich von Europa über den Kaukasus und den Iran bis nach Nordindien erstreckt. Die Ähnlichkeit gewisser Schlüsselwörter in den vielen Einzelsprachen dieser Familie ließ Sprachwissenschaftler früherer Zeiten vermuten, daß sie einer Ur-Weltsprache auf der Spur waren. Später jedoch stellte sich heraus, daß die indogermanischen Sprachen nur eine genetische Gruppe darstellen, die weder die semitisch-hamitischen Sprachen, zu denen Arabisch gehört (Naher Osten) noch die chinesischen (Ostasien), noch die vielen anderen Sprachgruppen der Welt, wie zum Beispiel die Indianersprachen Amerikas, die afrikanischen Sprachen und die Sprachen Südasiens und des Pazifiks, umfaßt. Auch wenn man sagen kann, daß wir zwar einige Äste und Zweige in den oberen Bereichen des Sprachenbaumes erfaßt haben, die tieferen Äste und der Stamm aber sind noch nicht identifiziert.

Es gibt die Theorie, daß die urindogermanische Sprache vor etwa fünfundsiebzigtausend Jahren irgendwo im mittleren Bereich des eurasischen Kontinents entstanden ist und sich von dort über ganz Europa, Rußland und den Iran bis zum indischen Subkontinent ausbreitete. Der Grund für diese sprachgeographische Ausdehnung war vermutlich die Wanderung der Volksstämme auf der Suche nach Nahrung,

Jagdgründen und fruchtbarem Land. Im Verlauf ihrer Wanderung haben diese Träger der urindogermanischen Sprache den Großteil der Sprachen hervorgebracht, die bis heute ihre europäischen, nord- und südamerikanischen und asiatischen Nachfahren sprechen, doch hatte sich die Ursprache über diesen langen Zeitraum hinweg so sehr verändert, daß viele der Völker in der späteren Entwicklung einander nicht mehr verstehen konnten.

Sprachen wie Sanskrit, wie sie in der älteren Form im indischen Sprachraum überliefert ist, sowie das Altpersisch und das Awesta auf iranischem Gebiet, können dem Sprachforscher beim Studium der überlieferten Zeugnisse auch heute noch einen Nachweis für die gemeinsame Sprachentwicklung liefern. Allein beim Vergleich des Wortschatzes ergeben sich viele gleiche Wortpaare, die oft nur in einzelnen Lauten unterschieden sind; deswegen können auch Regeln der Wortbildung und Lautgesetze für die gemeinsame historische Entwicklung dieser Sprachen aufgestellt werden.

Die lateinische Sprache hat bei der weiteren Entwicklung der europäischen Sprachen sehr viele Spuren hinterlassen, die sich bis heute feststellen lassen. Bei der Ausbildung des Wortschatzes in den Naturwissenschaften hat das Latein ebenso wie das Altgriechische eine entscheidende Rolle gespielt.

Interessanterweise wird das Studium der lateinischen Sprache, die den traditionellen Zusammenhang unserer Bildung und Kultur gewährleistet und als Kirchensprache verwendet wird, im deutschen Sprachraum auch heute noch sehr gepflegt, obwohl sie den deutschen Wortschatz nie so stark beeinflußt hat wie den der romanischen Sprachen und des Englischen. Dies liegt wohl an der historischen Tatsache, daß es Rom nie gelungen ist, die germanischen Volksstämme zu unterwerfen und die germanischen Gebiete vollständig dem römischen Kolonialreich einzugliedern. Dadurch konnte der Entwicklung der germanischen Sprachen ihre Eigenständigkeit bewahrt werden.

Durch die lange Dauer der römischen Besatzung

Britanniens, das spätere Eindringen der germanischen Stämme und die französisch normannische Eroberung vom Jahre 1066 ist das Englische zu einer Mischsprache geworden, die linguistisch etwa in der Mitte zwischen den romanischen und germanischen Sprachen steht.

Die deutsche Sprache hat viele Fremdinvasionen mitgemacht, vor allem während des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) gab es in manchen Teilen des deutschen Reiches mehr fremde Truppen und Marketender als überlebende Deutsche. Durch diesen wie auch durch andere religiöse und territoriale Kriege zu jener Zeit, als Deutschland das Schlachtfeld Europas war, wurden z.B. viele militärische Ausdrücke fremden Ursprungs der deutschen Sprache einverleibt. Im Zeitalter der Aufklärung ist eine sehr große Zahl fremder Ausdrücke, vor allem aus dem Französischen, aus den Bereichen der Philosophie, der höfischen Kultur, der Kunst und der Literatur in die deutsche Sprache eingedrungen, so daß sich im 19. Jahrhundert deutsche Lehrer und Dichter zusammentaten, um den bereits existierenden deutschen Wörtern ihren Platz in der Sprache wiederzugeben und die ausländischen vor allem französischen Wörter auszumerzen - ein Bemühen, das im großen und ganzen gesehen nicht von großem Erfolg begleitet war, da sich die Menschen, die eine Sprache sprechen, ja nicht so einfach in ihren Sprachgewohnheiten beeinflussen lassen, meist wird deswegen mit den Nachkommen durch die schulische Ausbildung begonnen, sprachliche Veränderungen durchzusetzen, wie es in der heutigen Zeit mit einer Rechtschreibreform versucht wird, die vor allem in den Schulen zum Tragen kommt, während ansonsten kaum zu erwarten ist, daß sich die älteren Menschen so schnell umstellen können. In den meisten europäischen Sprachen sind die Substantiva an ein grammatisches Geschlecht gebunden, das auch die Form der sie näher bestimmenden Adjektiva beeinflusst. In den romanischen Sprachen sind die Substantiva entweder Maskulina oder Feminina; das

Deutsche, das Griechische und die slawischen Sprachen gehen noch einen Schritt weiter - sie unterscheiden drei grammatische Geschlechter: Maskulinum, Femininum und Neutrum.

Das Englische hat die grammatische Kategorie des Genus in seinen Substantivformen weitgehend verloren, indem nur noch ein Artikel verwendet wird. Wörter für Personen und größere Tiere werden wohl einem Geschlecht zugeordnet, doch drückt sich dieses meist nicht am Substantiv selbst, sondern am Personal- und Possessivpronomen aus. Alle anderen Substantiva haben kein grammatisches Geschlecht mit Ausnahme von Schiffen, Flugzeugen, Zügen, Autos und anderen großen Maschinen, denen das weibliche Personalpronomen *she* (sie) zugeordnet wird.

Von den indogermanischen Sprachen legt also das Englische den geringsten Nachdruck auf das grammatische Geschlecht der Hauptwörter. Die geschlechtsloseste Sprache aber dürfte wohl das Chinesische sein, denn es verzichtet auch bei den Pronomen auf die Unterscheidung zwischen männlich, weiblich und sächlich.

Bei den Sprachen mit mehreren Geschlechtern führt dies meist zu einer Fülle von Formen bei der Bildung von Substantiv- und Adjektivformen in ihren Kasusformen im Singular und im Plural, gerade auch die deutsche Sprache ist dafür ein gutes Beispiel.

Die Tatsache, daß es im Englischen nur einen Artikel gibt *-the* - und daß Artikel, Substantiv und Adjektiv keine Flexionsendungen haben, ist eine gewisse grammatische Erleichterung für das Erlernen der Sprache.

Die Unterscheidung von zwei - in manchen Sprachen, wie Deutsch, Russisch und Griechisch, sogar drei - Geschlechtern, erscheint für jemand der diese Sprache lernen will oft als sehr belastend und aufwendig, vor allem in jenen Fällen, wo grammatisches und natürliches Geschlecht der Substantiva im Widerspruch zueinander stehen.

So ist es zwar verständlich, daß zum Beispiel das Wort *Kind*

im Deutschen ein Neutrum ist, daß aber auch die Wörter *Mädchen* und *Weib* Neutra sind, mutet eher paradox an, da man sinnvollerweise den weiblichen Artikel verwenden sollte. Deswegen kann man durchaus feststellen, daß zusätzlich zu einer Reform der Rechtsschreibung auch eine Reform solcher Ungereimtheiten notwendig wäre. Diese anscheinend rein zufällige Zuordnung der Artikel zu den Begriffen erschwert natürlich das Lernen und führt zu vielen Fehlern. Es ist also nicht verwunderlich, daß es einem Computer bei der Verarbeitung solcher Formen nicht viel besser gehen wird, es sei denn er verfügt über eine Wissensbasis in Form einer umfangreichen Datenbank, aus der er die Formen feststellen kann, genauso wie im Kopf des Menschen die einmal gespeicherte Form als Wissen ständig parat bleibt.

Die romanischen Sprachen haben einen männlichen und einen weiblichen Artikel, der das grammatische Geschlecht des Substantivs angibt. Das Französische unterscheidet *le* (maskulin) und *la* (feminin) im Singular, für den Plural gibt es nur die gemeinsame Form *les*. Im Spanischen heißen die Artikel für den Singular *el* und *la*, für den Plural *los* und *las*. Auch das Portugiesische hat vier Artikelformen - *o* und *a* im Singular, *os* und *as* im Plural.

Die deutsche Sprache kennt drei grammatische Geschlechter:

- Maskulinum, Femininum und Neutrum. Die Artikel für den Singular heißen *der*, *die* und *das*, für den Plural lautet die gemeinsame Form *die*. Außerdem wird der Artikel im Deutschen zusammen mit dem Substantiv dekliniert und verändert je nach Kasus seine Form. Die *Sonne* ist in den meisten Sprachen männlich, während der *Mond* und die *Erde* weiblich sind. Die deutsche Sprache hält es bei Sonne und Mond genau umgekehrt. Der *Tag* ist meistens männlich, die *Nacht* weiblich; das *Licht*, im Deutschen ein Neutrum, ist ebenfalls in den meisten Sprachen weiblich.

Deutsch wäre beinahe die Landessprache der Vereinigten Staaten von Amerika geworden, wenn man einen Blick in die historischen Ereignisse werfen will. Der während der Revolutionszeit in Philadelphia zusammengetretene Kongreß

erwog die Einführung einer neuen Sprache für die künftigen Vereinigten Staaten, da die Einwanderer aus Europa nicht die Absicht hatten, weiter mit dem Problem des europäischen Sprachenwirrwarrs zu leben oder auch vielleicht in der Absicht, alle Brücken zu England zu brechen. Zur Diskussion standen unter anderem Deutsch, Hebräisch und Französisch. Deutsch wurde aus verschiedenen Gründen an erster Stelle erwogen, da es in Pennsylvania und anderen amerikanischen Staaten viele deutschsprachige Amerikaner gab; die holländischen Siedler in New York und anderen Gebieten hätten Deutsch leicht erlernen können, und auch für die meisten anderen Siedler hätte die deutsche Sprache kein großes Problem dargestellt, da sie als germanische Sprache dem Englischen grundlegend ähnlich ist; die Hessen, von den Briten „gemietete“ deutsche Truppen, liefen während des Kolonialkrieges scharenweise zu den Amerikanern über, und viele von Ihnen wollten in Amerika bleiben. Dennoch wurde, als es schließlich zur Abstimmung kam, Englisch zur Sprache der neuen Republik gewählt - mit angeblich einer einzigen Stimme Mehrheit ?

Zumindest ist dies ein Beispiel, daß Sprachen auch durch Mehrheitsbeschluß verordnet werden können und nicht nur durch zufällige Entwicklung oder durch Eroberung in einem Land Fuß fassen.

Indien mit seinen Hunderten von Sprachen, darunter mehr als einem Dutzend offiziell anerkannten, wurde auch häufig von Sprachkämpfen erschüttert, die seit der Unabhängigkeit Indiens schon Tausende Menschenleben gekostet haben. Die Millionen Angehörigen anderer Sprachgemeinschaften im Süden, Nordwesten und Nordosten des Landes haben dem Projekt einer Einheitssprache durchaus heftigen Widerstand entgegengesetzt und sich oft auch in blutigen Aufständen dagegen gewehrt, so daß es mit Hindi als Staatssprache durchaus problematisch ist. Und so ist die gemeinsame Sprache aller indischen Staaten vorläufig wohl immer noch Englisch, das von allen gebildeten Indern im ganzen Land

gesprochen wird. Für den Teil der Bevölkerung, der nicht Hindi spricht, ist das Englische heute kein Symbol der Fremdherrschaft mehr - weder der britischen noch irgendeiner anderen -, und so bleibt die Sprache der alten Kolonialmacht weiterhin das allgemeine Verständigungsmittel Indiens.

Allerdings hat sich die Vielfalt der Sprachen auf dem indischen Subkontinent nicht derart trennend ausgewirkt, wie in anderen Gebieten der Erde, wie in Europa, wo Kriege auch zur Ausbreitung der eigenen Sprache geführt wurden, die in enger Verbindung zur Kultur und zum Volkscharakter gesehen wurde. Die Einheit von Sprache und Nation wurde definiert, was die Verschiebung von Grenzen provozierte, da nicht alle Völker mit gemeinsamer Sprache auch im gleichen Land lebten, sondern oft bunt gemischt im gleichen Gebiet oder verteilt über verschiedene Länder. Auf dem von Rußland oder der späteren Sowjetunion beherrschten Staatsgebiet wurde ein jahrhundertelanger Kampf mit und gegen die vielen Sprachen der Völker dieses Gebietes geführt. Waren die Gebiete anfangs sprachlich ziemlich abgegrenzt, so wurde in der Zeit des Kommunismus eine bewußte Vermischung der Bevölkerung betrieben, was ja der Vorstellung des sozialistischen Internationalismus entspricht. Die Sprachprobleme wurden damit nicht gelöst. Bestand zu Beginn der Revolution die Absicht, eine neutrale internationale Sprache einzuführen, wobei man sogar an das Esperanto dachte, das ja als künstliche Sprache nicht an eine bestimmte Kultur gebunden war, wenn es auch ein europäisches Sprachprodukt ist, so kam man Ende doch wieder auf das Russisch zurück, das von allen anderen Völkern erlernt werden sollte.

In den USA verlief die Entwicklung anders, da man sich per Mehrheitsbeschluß auf die von einem großen Teil der Bevölkerung aus Europa mitgebrachte Sprache Englisch festlegte. Zwar konnten die vielen Einwanderer weiterhin ihre Sprachen sprechen, das Land war groß und bot vielen Kulturen Platz, doch die offizielle Sprache war Englisch.

Spätestens mit den Kindern der Einwanderer begann die Umstellung, denn sie wuchsen in der Schule und in der Gesellschaft mit der neuen Sprache auf. Manche Sprachen haben in den Vereinigten Staaten auch eine starke Diskriminierung erlitten. Während des Ersten Weltkrieges führte die antideutsche Haltung dazu, daß auch die deutsche Sprache in Mißkredit geriet, so wurden in deutscher Sprache gesungene Opern von den Spielplänen gestrichen und der Deutschunterricht in den Schulen verboten.

Spanisch hat sich allerdings in vielen Gebieten der USA als zweite Landessprache behauptet. Unter den Ländern mit dem größten Anteil an spanisch sprechender Bevölkerung stehen die Vereinigten Staaten an fünfter Stelle. Nur in Spanien, Mexiko, Argentinien und Kolumbien liegt die Sprecherzahl höher.

Immerhin hat das Englische mit zur Weltstellung der USA beigetragen, da sie von der weltweiten Verbreitung dieser Sprache durch das britische Weltreich profitieren konnten, auch wenn dieses Weltreich heute nicht mehr existiert. Ein neuer Konkurrent ist mit dem Chinesischen zu verzeichnen, das von der Anzahl der Sprecher, wenn auch nicht von der Verbreitung, an der Spitze der heutigen Sprachenskala steht. Jedes mal wenn wir *Alphabet* sagen, wiederholen wir zwei Buchstaben des alten griechischen Alphabets, das aus dem Phönizischen kommt. Im Griechischen waren die ersten zwei Buchstaben *alpha* und *beta*; im älteren Semitischen waren es *aleph* und *bet*.

Ein echtes Alphabet besteht nur aus Buchstaben für einzelne grundlegende Laute - Konsonanten und Vokale - und nicht aus Silben. Ein solches Alphabet wird auf Grund der historischen Überlieferung auch als phönizisches oder nordsemitisches Alphabet bezeichnet und setzt sich aus 22 bis 30 Buchstaben zusammen, die sich zu anderen Silben oder Wörtern verbinden. Andere Schriftsysteme haben Buchstaben oder Zeichen, die für Silben stehen, und sind daher nicht echte Alphabete, sondern eher Silbenalphabete, die viel mehr Zeichen als ein reines Alphabet enthalten. Es gibt auch

Bilderschriften wie die ägyptischen Hieroglyphen oder die chinesische Zeichenschrift, wobei sich auch im Alt-Ägyptischen später eine Entwicklung von der Wortschrift zur Buchstabenschrift vollzog. Im Japanischen werden chinesische Schriftzeichen und Silbenalphabet zusammen benutzt.

Die weitverbreitete Verwendung der chinesischen Schrift in ganz Südostasien hat zur Folge gehabt, daß viele Nationen die Ideogramme in ihren eigenen Sprachen verwendeten, wodurch sich ein allgemeines Verständnis über die Schriftzeichen entwickeln konnte, das unabhängig von der Sprache und Aussprache der einzelnen Begriffe war. In Korea und in den Ländern Südasiens geht die Verwendung der chinesischen Schrift zurück. Sie ist in Japan aber noch gebräuchlich, obwohl die Anzahl der Zeichen, die ein Schüler in der Schule lernen muß, auf ca. 1800 festgelegt wurde.

In früheren Zeiten belief sich die Anzahl der chinesischen Schriftzeichen auf vierzig- bis fünfzigtausend; viele andere Wörter wurden - so wie heute - aus mehreren verschiedenen Zeichen zusammengesetzt. Heute werden 6.000 Zeichen als ausreichend für das Lesen von Zeitungen oder Büchern angesehen, und unter dem gegenwärtigen Regime sind diese Zeichen im Interesse der Förderung von Lesen und Schreiben vereinfacht worden, trotz des daraus resultierenden Verlustes für die Kunst, die Tradition und die historische Kontinuität.

Vielleicht wird China letzten Endes das lateinische Alphabet übernehmen, das ja heute bereits in einer speziellen Form zur lautschriftlichen Darstellung verwendet wird, wie es viele andere Völker bisher schon getan haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die lateinische Schrift ihre führende Stellung in der Welt ausbauen wird, vor allem da Konsonanten und Vokale geschrieben werden, was z.B. in der arabischen Schrift nicht der Fall ist, da dort normalerweise nur Konsonanten und lange Vokale geschrieben werden. Kurze Vokale muß man beim Lesen wissen. Allerdings ist auch bei den Sprachen, die die lateinische Schrift verwenden, der Unterschied zwischen Schreiben und Sprechen oft sehr groß, so daß auch die

Aussprache besonders gelernt werden muß; das Englisch ist hierfür ein gutes Beispiel, wo es keine eindeutigen Ausspracheregeln gibt.

Computersprachen

Am Anfang der menschlichen Geschichte war das gesprochene Wort. Das menschliche Wissen existierte nur in den Köpfen seiner herrschenden Schicht, meistens die Priester, und wurde nur durch sie von Mund zu Mund an die nächste Generation weitergereicht. Zur mündlichen Überlieferung trat etwa dreieinhalbtausend Jahre vor Christus die Schrift auf Stein, Lehntafeln, Papyrus, Pergament und schließlich auf Papier. Dadurch wurde das Gedächtnis entlastet und die Vergangenheit konnte festgehalten werden und wurde nachlesbar. Der Mensch hatte sich ein externes Gedächtnis geschaffen, er konnte nun sein Wissen aufschreiben. Dieses Schrifttum blieb allerdings lange Zeit nur wenigen Gelehrten und im christlichen Abendland den Mönchen zugänglich. Bis zu Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mußten Schriften von Hand vervielfältigt werden. Sie standen für die Allgemeinheit unzugänglich in Palästen, Universitäten und hinter Klostermauern. Erst durch den Buchdruck, der die automatische Vervielfältigung brachte, war es Gelehrten und später jedem Bürger möglich, die Kulturgüter in gedruckter Form zu bekommen. Das Denken und damit das Selbstbild der Menschen, die Anteil an der Buchkultur hatten, wandelte sich. Die herrschende Schicht der Wissenden verlor an Macht und Ansehen. Inzwischen gibt es den Computer als einen unermesslichen Wissensspeicher, der auf neuen Medien ganze Enzyklopädien speichern kann und vor allem Methoden zur Verfügung stellt, gespeicherte Informationen schnell aufzufinden. Dazu wurden Programmiersprachen entwickelt, mit denen dem Computer die nötigen Anweisungen gegeben werden können, seine Aufgaben zu verrichten.

Heute, da Computer weder aus Verwaltung, Dienstleistung, Produktion und Freizeit noch aus Wissenschaft und Forschung wegzudenken sind, ist Computerwissen und Umgang mit Computern eine der Voraussetzungen unseres künftigen wirtschaftlichen Erfolgs. Er hängt davon ab, in welchem Maß die kommende Generation in der Lage ist, sich dem rasanten Fortschritt auf dem Gebiet der Informationstechnologie anzupassen und vor allem durch die Kommunikation mit dem Computer die Umwelt gestalten kann. Dazu wird die Sprache ein wichtiges Element sein, denn Maschinen werden in Zukunft in der Lage sein, viel stärker als bisher auf Sprache zu reagieren und auch Sprache aufzunehmen, um sie in intelligenter Form zu verarbeiten. Das Dilemma der gegenwärtigen Entwicklung besteht darin, daß mit Programmiersprachen zwar komplexe Arbeitsabläufe beschrieben werden können, die auch vom Computer exakt befolgt werden, jedoch können diese Sprachen nicht für eine intelligente Mensch-Maschine-Kommunikation verwendet werden

4 DATENSÄTZE abfragen und wegschreiben

```

1000 B1 = 0
1010 FOR PN = P TO P + BL - 1
1020 JO = 1: S = 0: E$ = ""
1030 GOSUB 1400
1040 IF Y$ = "/" AND J1 = 1 THEN 1070
1050 B1 = B1 + 1: B$(B1) = E$
1060 NEXT PN
1070 IF B1 = 0 THEN 1160
1080 OPEN"R", #1, D$ + ":" + F$, I + 1
1090 FIELD#1, I AS B$
1100 FOR K = 1 TO B1
1110 LSET B$ = B$(K): PUT#1, P + K - 1
1120 NEXT K
1130 CLOSE #1
1140 P = P + B1
1150 IF B1 = BL THEN 1000
1160 GOSUB 730
1170 RETURN

```

⁷ K.Menzel, Dateiverarbeitung mit Basic, Stuttgart 1983, S.27

Als erstes Muster ein kurzes Basic-Programm:

- BI = 0 sagt aus, daß der Wert 0 in ein Datenfeld mit dem Namen BI gesetzt wird.
- FOR PN eröffnet eine Programmschleife, die bei NEXT PN endet.
- GOSUB 1400 verzweigt in ein Unterprogramm auf Zeile 1400 und kehrt wieder zurück
- IF BI = 0 then 1160 fragt nach einer Bedingung, um nach Zeile 1160 zu verzweigen
- OPEN ... eröffnet eine Datei, die mit CLOSE wieder geschlossen wird - P = P + B1 addiert die Werte in P und B1 und stellt das Ergebnis nach P - RETURN kehrt zu einem Aufruf zurück
- END beendet ein Programm

Diese kurze Aufzählung weist auf einige wichtige Eigenschaften von Programmen hin, die sprachlich dargestellt werden müssen

- Es müssen Speicherplätze definiert werden, in denen Daten abgelegt sind, die dort jederzeit geändert werden können.
- Es werden Arbeitsabläufe wiederholt durchlaufen - Es werden andere Befehlsabläufe aufgerufen
- Es müssen Fragen gestellt werden, die zu Entscheidungen führen - Es werden Daten eingelesen oder ausgegeben - Es werden Berechnungen ausgeführt
- Das Programm wird beendet

Allgemeiner betrachtet werden in einer Programmiersprache Definitionen von Daten, Werten, Konstanten, d.h. eine Beschreibung der Umgebung vorgenommen und es werden Abläufe beschrieben, die diverse Aktionen erfordern, wie Abfragen, Rechenoperationen, Dateneingabe bzw. Ausgabe; diese Aktionen bewegen sich in einem Bereich, der in viele kleine Bereiche unterteilt ist, in dem Arbeitsabläufe beschrieben sind, die wiederholt aufgerufen und ausgeführt

werden können, bis das Programm seine Aufgabe erfüllt hat und am Ende angelangt ist.

```
procedure kopiereeinezeile;  
const druckbreite = 80;  
var  
    ereignis: (kopieren, inputzeilenende,  
              outputzeilevoll, laengekorrekt);  
    z: char;  
    anzahlgelesen: 0..druckbreite;  
begin  
    ereignis := kopieren;  
    anzahlgelesen := 0;  
    repeat  
        { zeichen kopieren und ereignisse abfragen }  
    until ereignis <> kopieren;  
    case ereignis of  
        inputzeilenende:  
            { mit leerzeichen auffuellen };  
        outputzeilevoll:  
            { rest der zeile uebergehen };  
        laengekorrekt:  
            { keine aktion }  
    end;  
    readln;  
    writeln;  
end { kopiereeinezeile };
```

⁸ Wilson/Addyman, Pascal, Manchester 1982, S.68

Hier noch ein kleines Pascal-Programm, in dem die Struktur der Sprache sehr gut zu sehen ist; anfangs werden die Konstanten 'const' und die Variablen 'var' definiert, danach werden die Abläufe festgelegt, immer mit 'begin' und 'end', wobei natürlich eine Verschachtelung möglich ist. Wiederholtes Bearbeiten erfolgt hier mit 'repeat' mit der Bedingung 'until' wobei über die Anweisung 'case' die einzelnen Bedingungen aufgeführt sind. Ein- und Ausgaben erfolgen mit 'readln' und 'writeln'.

Programmiersprachen haben auch bereits eine Entwicklung durchlaufen, die sich über die letzten 50 Jahre erstreckt, im Vergleich zu den menschlichen Sprachen eine sehr kurze Zeit. Allerdings war mit dem Computer ein Medium vorgegeben, der diese Sprachen verstehen sollte, damit man ihm Anweisungen mitteilen konnte, allerdings hat sich auch dieser Computer sehr schnell weiterentwickelt, was natürlich ständig höhere Anforderungen an die Programmiersprachen stellte. Anfangs bestand eine starke Bindung an die Maschine, eben an den Aufbau des Computers, auf dessen Möglichkeiten die Sprache direkten Bezug nahm. Heute hat man sich sehr weit von der Maschine entfernt, das Problem, das man lösen will, steht im Vordergrund und die Sprache dient dazu, dieses Problem sehr genau zu beschreiben, ohne direkt zu wissen, was der Computer bei der späteren Verarbeitung damit macht. Telefon, Radio und Fernsehen machten in unserem Jahrhundert jeden Ort der Welt, die Vergangenheit und die Zukunft schneller erlebbar. Dadurch veränderte sich erneut das Bewußtsein des Menschen. Schon das Telefon verleiht mehr Macht über Zeit und Raum, als es in früheren Epochen möglich war. War in früheren Zeiten eine Mitteilung nur durch Brief oder Boten möglich, so stellte die technische Kommunikation die direkte Verbindung her.

Die Informations- und Kommunikationstechnologie unter vollem Einsatz des Computers ist nun dabei, unser Selbstverständnis, unsere Denkweisen, die Formen der Arbeit, des Lehrens und Lernens tiefgreifender zu verändern, als es Buchdruck oder Telefon, Radio und Fernsehen getan haben. Der Strukturwandel, der sich augenblicklich vollzieht, ist so gewaltig, daß er die Menschen in Ihrem Denken und ihren Äußerungen, vor allem in Form der Sprache, vor neue Herausforderungen stellt.

Der Mensch hatte lange Zeit keinen Konkurrenten auf

der Welt, der Wissen schuf, verwertete und vermittelte, doch greift der Computer in diese Domäne ein. Umdenken mußte da einsetzen, wo dem Menschen bewußt wurde, daß er nicht länger der einzige Verwalter und Vermittler von Informationen war, daß die Überlegenheit des menschlichen Gehirns zumindest auf einigen Gebieten vom Computer übertroffen wurde, ja daß die Schnelligkeit und Präzision seiner Gedanken von der Geschwindigkeit der Maschinen übertroffen wird. Heute muß man eingestehen, daß Computer viel schneller rechnen kann, als es je einem Menschen möglich sein wird, ein viel größeres Gedächtnis hat und auch viel schneller Arbeiten verrichten kann.

Ein grundsätzliche Anforderung an die sprachliche Übermittlung an einen Computer ist die absolute Genauigkeit, d.h. die Regeln der Sprache müssen genau eingehalten werden, es gibt kein ungefähres Beschreiben oder eine Andeutung wie in den menschlichen Sprachen üblich, sondern es wird ein klarer und eindeutiger Ausdruck im Sinne der Regeln verlangt, dafür erfolgt auch eine eindeutige und klare Ausführung durch die Maschine. Dies ist nichts Außergewöhnliches, denn überall wo technische Verfahren, wo automatische Abläufe eingeführt werden, muß eine feste Ordnung geschaffen werden, ohne dies läßt sich kein technischer Ablauf korrekt ausführen.

Computersprachen brauchen also genauso Ordnung, damit sie funktionieren können und der Mensch gerät in die Lage in seinem Denken dieser Ordnung folgen zu müssen, wenn er mit der Maschine kommunizieren will, d.h. wenn er von ihr verstanden werden will.

Wie also stellt sich die Entwicklung weiter dar: Der nächste große Schritt steht uns bevor, wenn es gelingt, den Computer mit KI (künstlicher Intelligenz, engl. AI, *Artificial Intelligence*) zu versehen. Man ist sich zwar heute noch nicht einig, was menschliche Intelligenz ist. Doch wenn es

gelingt, Systeme zu schaffen, die der menschlichen Intelligenz gleichwertig sind, so wird die Rolle des Computers weiter an Bedeutung gewinnen und vor allem müssen Wege direkter Mensch-Maschine Kommunikation über Sprache gefunden werden. Computer lassen sich verbinden und ermöglichen einen weltweiten Datenaustausch. Als das erste Datennetz (ARPANET: *Advanced Research Projects Agency Net* beim Pentagon) geschaffen wurde, ahnte niemand, daß es später als ziviles Internet ein immer enger werdendes Netz um die Erde spinnen und der Regierung außer Kontrolle geraten würde. Ein Computer im Internet wird zu einem weltweiten Kommunikationsmittel, und zwar in einem viel umfassenderen Sinn als Telefon und Radio. Das Pentagon gab den Startschuß für eine technische Entwicklung, die unsere Vorstellungskraft übersteigt.

Bis zum Jahr 1950 gab es erst wenige Computer auf der Welt, die auch in keiner Weise die Leistung erbrachten, die man von heutigen Maschinen kennt. Die ersten Maschine dieser neuen Entwicklung waren noch so groß wie ein Haus, und ihre Röhren entwickelten soviel Hitze, daß die Hallen klimatisiert werden mußten. Der Mark 1, der Mitte 1944 an der Universität Cambridge (USA) in Betrieb genommen wurde oder auch der ENIAC (1946) benötigten mit ihren tausenden von Elektronenröhren die Fläche eines Hauses.

Ende der 50er Jahre waren die Geräte schon wesentlich handlicher und vermehrten sich sprunghaft. Heute findet der Computer auf jedem Schreibtisch Platz, und die kleinen, nicht minder leistungsfähigen Laptops kann man bequem in der Aktentasche mitführen.

Heute müßte viel Zeit mit Suchen in Karteien, Enzyklopädien, Aktenschränken oder Bücherregalen verbracht werden, wenn es keinen Computer gäbe, der das ideale Werkzeug ist, das uns im Handumdrehen einen Artikel in einem Lexikon aufschlägt. Vorbei das lästige Durchblättern von Ablagen, Ordnern und Zettelkästen - jeder Aktenordner, jedes

Dokument, ja sogar jedes einzelne Wort ist innerhalb von Sekunden aufgefunden. Es genügen wenige Buchstaben, um ein gewünschtes Schriftstück unter Tausenden aufzuspüren. Man kann beim Schreiben ein Wörterbuch verwenden und eine automatische Rechtschreibprüfung durchführen lassen.

Computer können umfangreiches Wissen speichern und für die Praxis bereitstellen. In der industriellen Produktion sind sie unentbehrlich und ersetzen immer mehr den Menschen, der die erforderliche exakte und konstante Arbeitsleistung nicht bringen kann.

Blitzschnell diagnostizieren sie Fehler bei der automatischen Produktion und zeigen, wie diese zu beheben sind. Heute sind Expertensysteme in der Botanik und Chemie, in Banken und Versicherungen, im Management und in der Wehrtechnik weit verbreitet: Sie erkennen, beraten, simulieren, entscheiden, planen und schulen zugleich. Am häufigsten werden die Systeme auf dem Finanzsektor eingesetzt, an zweiter und dritter Stelle stehen Fertigungskontrolle und Fehlerdiagnose. Um so komplexe Aufgabe in Angriff nehmen zu können wurden spezielle Expertensysteme entwickelt, die dem Computer umfangreiches Wissen zur Verfügung stellen sollen. Allerdings besteht das große Problem darin, dem Computer soviel Wissen beizubringen, um qualifizierte Entscheidungen zu treffen, dazu gehört auch eine Sprache, mit der man Wissen übermitteln und auch Wissen austauschen kann. Mit den herkömmlichen Programmiersprachen ist dies kaum möglich, da sie sich nicht in dem Stadium befinden, um direkten Wissensaustausch durchführen zu können, wie dies mit den menschlichen Sprachen möglich ist, die jedoch derzeit nur für die menschliche Kommunikation eingesetzt werden können.

Neue Wege in der Programmierung wurden durch die objektorientierte Programmierung (OOP) gegangen. Dabei wird mit einem abstrakten Datenbegriff gearbeitet, indem das Objekt als eine Zusammensetzung von Daten und

Methoden betrachtet wird, d.h. Datenobjekte beinhalten neben den Daten auch die Operationen, die darauf ausgeführt werden oder die Unterprogramme. Die Objekte werden zu Klassen zusammen gefaßt und ihre jeweilige Existenz beim Ablauf des Programmes ist eine Instanz.

Auf dem Computer können heute nach Belieben künstliche Welten vorgespiegelt werden. Simulatoren sind aus der Luft-, See- und Raumfahrt nicht mehr wegzudenken. Der Computer simuliert den Aufbau und die Funktion von physikalischen oder chemischen Geräten und macht sie durchschaubar. Der Umgang mit diesen Geräten in der Praxis wird dadurch erleichtert und vorbereitet. Man kann Fehler bewußt herbeiführen und die Folgen vor Augen führen. Hier sind vor allem die Flug- und Rennwagensimulationen mit ihrer anspruchsvollen Grafik zu nennen. Die Spieler lenken verschiedene Flugzeug- oder Autotypen und lernen die berühmtesten Rennstrecken und die größten Flugplätze der Welt kennen. In einer Simulation von Microsoft fliegt man von Planet zu Planet in historischen und fiktiven Raumschiffen.

Für den Computer wurden wie bisher erläutert eine Reihe Sprachen entwickelt, um ihm mitzuteilen welche Arbeiten und vor allem wie er sie im Rahmen seiner technischen Struktur, der Hardware, ausführen soll. Das Lernen von Programmiersprachen ist zu einer Notwendigkeit geworden. Ein Programm ist konkret gewordene Logik, jedoch ist es eine maschinelle Logik, auf die sich das Denken einstellen muß. Dazu muß eine Aufgabe zuerst analysiert werden, um sie anschließend in Form von Flußdiagrammen festzuhalten. Im Vergleich zum Erlernen von menschlichen Sprachen ist der Erwerb einer Programmiersprache der dritten Generation (Pascal, C++ etc.) relativ einfach. Einem Laien ist es möglich, sie in einigen Wochen so weit zu beherrschen, daß er sie in seinem Arbeitsgebiet anwenden kann. Im Gegensatz zu Fremdsprachen sind Programmiersprachen international;

Programmierer verschiedener Nationalitäten brauchen keine Dolmetscher.

Doch die Grenzen des Denkens beginnen dort, wo wir in der Sprache keine Worte finden. Den höheren Programmiersprachen ist, verglichen mit natürlichen Sprachen, immer noch ein enger Rahmen gesteckt. Sie sind vorläufig nicht in der Lage, die meisten unserer individuellen Erfahrungen zu beschreiben, von Emotionen ganz zu schweigen. Insofern muß man sich überlegen, wie es mit den Programmiersprachen weitergehen soll, wenn die Leistungsfähigkeit des Computers voll in die menschliche Gesellschaft integriert wird - und darauf läuft die Entwicklung hin - muß auch die Möglichkeit einer direkten Mensch-Maschine-Kommunikation über Sprache geschaffen werden.

Web-German – Web-Deutsch!

Schnell Deutsch lernen für ausländische Pflegekräfte in den Seniorenheimen und für Migranten.

Deutsch ist die einzige Sprache der Welt, die ohne Grammatik verwendet werden kann und verstanden wird. Für Einwanderer eine schnelle Möglichkeit, dieses "Web-Deutsch" in kurzer Zeit zu lernen. Beachten Sie die nachfolgenden Regel und Sie können mit Hilfe eines Wörterbuches schnell Sätze bilden. Zum Üben der Aussprache gibt es ein Video, das mit **WhatsApp Nr.** angefordert werden kann: **+4917638758196**

Schauen Sie auch unter. **www.webgerman.de**

- 1.** Deutsch hat eine reguläre Aussprache, lesen Sie es einfach wie man schreibt, nur 'ei' wird wie 'ai' in 'try' ausgesprochen. Die Betonung liegt auf der ersten Silbe wie in "Gärten".
- 2.** Hauptwörter beginnen mit Großbuchstaben ie 'Reise', Verben enden mit '-en' wie in 'reisen'.
- 3.** Ändern Sie keine Wörter in Web-Deutsch oder setzen Sie Endungen. Wörter bleiben wie sie sind. Zum Verbinden von Wörtern oder zum Beschreiben von Situationen gibt es Präpositionen und Adverbien.
- 4.** Es sind keine Artikel erforderlich. Sie können jedoch 'de' für Singular und 'di' für Plural verwenden. 'de Haus' und 'di Haus' (Häuser), ein Haus, viele Haus (Plural)
- 5.** Verwenden Sie einfach eine natürliche Sequenz, indem Sie Sätze bilden wie: 'Heute ich gehen in de Stadt'
- 6.** Verwenden Sie Adverbien anstelle verschiedener Zeitformen der Verben wie "Gestern ich gehen, heute ich gehen, morgen ich gehen" - ich ging, ich gehe, ich werde gehen (gestern / heute / morgen gehe ich).
- 7.** Verwenden Sie die Pronomen:
Personal: 'Ich, du, er / sie / es, wir ihr, sie'
Possesiv: 'Mein, dein, sein / ihr / sein, unser, euer, ihr'
Akussativ: 'Mich, dich, ihn, sie, sich, uns, euch, sie'
- 8.** Verwenden Sie für Genitiv 'von', Dativ 'zu'.

Beispiele:



Sprache:

De Deutsch kommen von de Ur-Sprache von de Volk in de Indus-Tal. Von da verbreiten bis nach Europa. Deutsch und Englisch gehen auf de Ur-Sprache zurück. Am Anfang de Sprache ist einfach, später werden sehr schwierig, viele Formen, bilden de Grammatik. Jetzt kommen Web-Deutsch, kommen mit de Internet, sein wieder einfach wie an de Anfang.



Glück:

Überall sie finden Glück, Mann und Frau kommen zusammen in viele Ort. Werden sich lieben. Sprechen Web-Deutsch. Arbeiten zusammen, gründen Familie, werden Kinder haben, di auch sprechen Web-Deutsch.

**Kind:**

Di Kind sind große Glück, werden sein gesund. Heute di Mensch kennen alle Krankheit und können diese heilen. De Kind werden leben und werden groß. Müssen viel lernen und sprechen Web-Deutsch. Früher de Kind gehen in de Schule, jetzt können lernen in de Internet, finden de Antwort auf alle Fragen, brauchen kein viele Buch wo sie früher Antwort suchen müssen.

**Firma:**

Heute müssen viel lernen, gründen eine Firma, produzieren viele Waren. Di Mensch werden organisieren und gemeinsam arbeiten. Sprechen alle Web-Deutsch. De gemeinsame Sprache verbindet alle, kein Streit und Hass. Di Mensch müssen freundlich sein und höflich, werden Respekt haben und andere Mensch achten und zusammen leben in jede Land auf de Erde.



Reisen:

De Jugend wollen reisen, de Welt und andere Mensch lernen kennen. De Gast-Freundschaft müssen überall sein. Niemand dürfen weg schicken. Immer müssen helfen. De Welt sein bunt und es geben verschiedene Mensch. Aber alle sein gleich, werden sprechen Web-Deutsch, de Sprache von de Welt.



Alter:

Alte Mensch sein wichtig, sie kennen de Leben, haben machen viele Arbeiten mit große Erfolg. Sie schauen in de un-sichtbare Welt, von dort werden durch dringen alles Leben und von dort alle Gesetze wirken in de sichtbare Welt. De Menschen lernen kennen immer mehr von de un-sichtbare Welt und werden Teil von diese Welt.



Freude:

Di alte Mensch haben Freude, wenn Kinder kommen. Sie haben selber Erinnerung an de Kindheit. Jetzt sie sein alt und werden bald eingehen in de un-sichtbare Welt, wo alles werden vorbereiten, was geschehen in de sichtbare Welt. Di Menschen müssen forschen und erkennen, was in de Natur passieren und Gesetze erkennen. Dann sie können alles lenken und vorher sehen. Nichts geschehen ohne Grund.



Flugzeug:

Di Mensch können fliegen nach überall. De Welt ist verbunden mit di Flugzeug. Reisen gehen heute sehr schnell, de Welt zusammen wachsen und di Menschen kommen zusammen und sein Welt-Bürger wie Goethe, Schiller und Heinrich Heine. Diese haben gründen eine Welt-Kultur. Jetzt überall di Mensch können leben in diese Kultur und sprechen gemeinsame Sprache: Web-Deutsch.



Eltern:

Eltern sein wichtig, Mutter und Vater, beide helfen de Kind, wenn es sein klein und beginnen mit de Leben. Auch später, wenn de Kind müssen lernen viel von de Leben. Di Gen von de Eltern bleiben bei de Kind und leben dort weiter. De Kind sollen lernen de Web-Deutsch, damit können leben in de ganze Welt und können sprechen Web-Deutsch mit di andere Kind. Überall in de Welt leben di Kind. Müssen lernen leben zusammen in de Welt-Kultur.



Sterben:

Di Mensch werden trauern wenn jemand sterben, dann werden begraben. Di Mensch gehen in de un-sichtbare Welt, wo alle her-kommen, was wir sehen in de sichtbare Welt. Di Mensch immer mehr vor-dringen in de un-sichtbare Welt und erkennen di Gesetz. Es geben dort viele Platz. Computer arbeiten in diese Welt, di Elektron nicht werden sehen, aber sie sein da und können alles machen.



Lesen:

Di Kind müssen lernen lesen. Geben de Schrift für de Sprache, damit alle können de Geschichte und de Nachricht schreiben. Jeder können dann lesen in de Buch und in de Zeitung. Heute viel schreiben in de Internet. Ganze Welt kann lesen de Nachricht in de Internet. Überall geben di Computer, di können zeigen de Nachricht in de Internet. Gehen ganz schnell, in di Sekunde alle können be-kommen de Nachricht.



Technik:

Überall sein Technik, Maschine, Auto, Flugzeug. De Technik müssen sein sicher, müssen gut funktionieren. Di Mensch haben brauchen lange Zeit für Entwicklung von de Technik. Es brauchen eine System das sein perfekt und machen immer de gleiche Ablauf. Auch de Material müssen stabil sein. Dazu di Mensch haben entwickeln neue Stoffe: Kunst-Stoffe.



Leben:

Am Anfang di Mensch sein ganz klein, dann sie wachsen und werden immer größer. Sie müssen viele lernen, fragen in de Internet. De Google alles wissen.

Respekt:

Di Mensch müssen haben de Respekt für di andere Mensch. Müssen arbeiten gemeinsam. Dann alle Mensch in de Welt werden kommen zusammen, sprechen Web-Deutsch.



Kultur:

De Welt-Kultur werden verbinden alle Mensch. Goethe, Schiller und Heinrich Heine sein di Welt-Bürger und haben gründen eine Welt-Kultur. Alle Mensch kommen zusammen, sprechen Web-Deutsch. De Sprache werden wieder einfach wie in de Indus-Tal.



Migranten-Kindertheater Frankfurt am Main

Integrationsprojekt



Mittwoch
um 10 Uhr

Kinderzentrum
Lötzenser Straße
Lötzenser Straße 31

60487 Frankfurt am Main



Fußball + 'Internet Kids'

Unterstützt durch:



Amt für multikulturelle Angelegenheiten Frankfurt am Main

Kindertheater Frankfurt am Main e.V., Kurzröderstr. 17, 60435 Frankfurt am Main
Tel. 069-15625547, kindertheater@gmx.de, Internet: www.kindertheater-ffm.de

Migranten-Kinderfilme:



1. Lisha

Lisha aus einem fernen Land mit ihrer sprechenden Ente Nilofer will Deutsch lernen. Auch die Zuschauer können Deutsch lernen



2. InternetKids

Samira und Gockel Hahn surfen durch das Internet auf der Suche nach dem Chamäleon. Mit vielen Abenteuern und Liedern zum Mitsingen.



3. AndersAlsDu

Geschichte vom Zwer-gen Haus, Schneewittchen und dem Zauberspiegel. Als ein Flüchtlingskind auch im Zwer-gen Haus wohnen möchte, hilft der Spiegel.

Filme zum Miterleben und zum Mitsingen. **Dauer ca. 30 Min.**
Lieferung auf USB-Stecker oder DVD. **Für Kinder bis 10 Jahre in
Kitas und Schulen. www.kindertheater-ffm.de**

Migranten-Kindertheater
Frankfurt am Main zeigt:
„Anders als Du“
Zum Mitmachen und Mitsingen

Die Geschichte vom Zwergenhaus

Schneewittchen

dem Wunderspiegel

und von Flucht und Hilfsbereitschaft

Donnerstag

**Beginn:
14 Uhr 30**

**Stadt Waiblingen
Fachbereich Kultur und Sport
Abteilung Stadtbücherei
Kurze Straße 24
71332 Waiblingen**

Theater-Café-Nachmittage ganz anders

"Anders als du" – Kindertheater im Salon Liesel

in Zusammenarbeit mit dem Seniorentheater Frankfurt
Kinder der Geschwister-Scholl-Schule haben geprobt.
Im Salon Liesel spielen Sie ein Stück über Fremd-
und Anderssein, aber auch Miteinander und Freund-
schaft – unterstützt von Schauspielern des Senioren-
theaters Frankfurt. Mütter der Kinder servieren dazu
Kaffee, Tee und süßes Gebäck. Junges und älteres
Publikum ist herzlich eingeladen.

S15007E MI, 21.10.15, 14.30–16.00 Uhr
Salon Liesel, 2,5 UStd., 1 Vorstellung,
kostenfrei



Lied vom Internet

(Melodie: Ein Vogel wollte Hochzeit machen!)

1. Für ´s Internet, für ´s Internet,
brauch ich ne Maus und ein Mousepad!
Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

2. Im Internet, im Internet,
da lernt man viel, das geht perfekt!
Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

3. Das Internet, das Internet,
ist ganz schön schlau, das find ich fett!
Mit nem Klick, klick klick, mit nem klick.....

4. Das Internet, das Internet,
spricht alle Sprachen, das ist nett!
Mit nem Klick, klick klick...

www.kindertheater-ffm.de

Geschichten für das weitere Leben



als Anregung
zum Wachsen